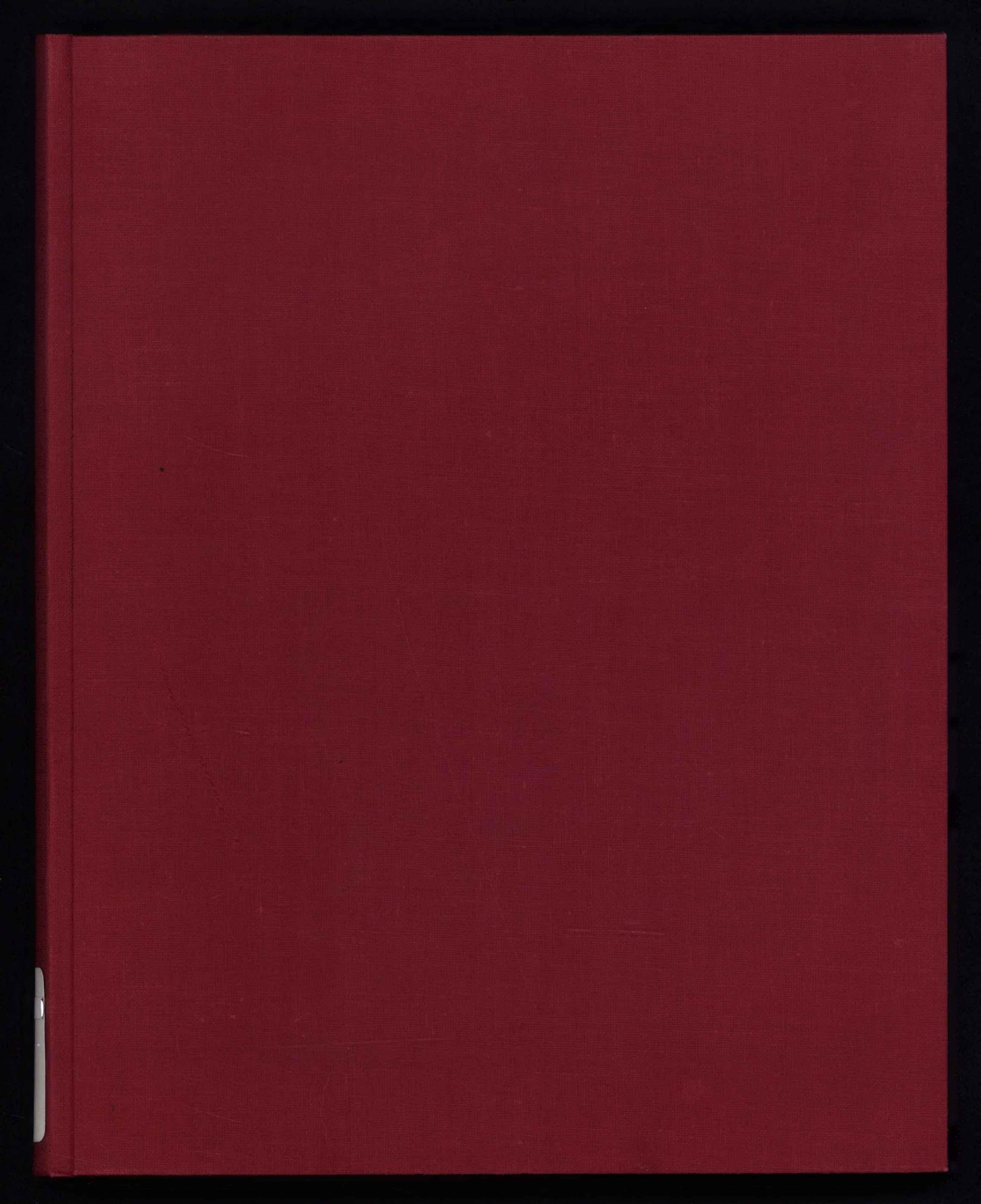
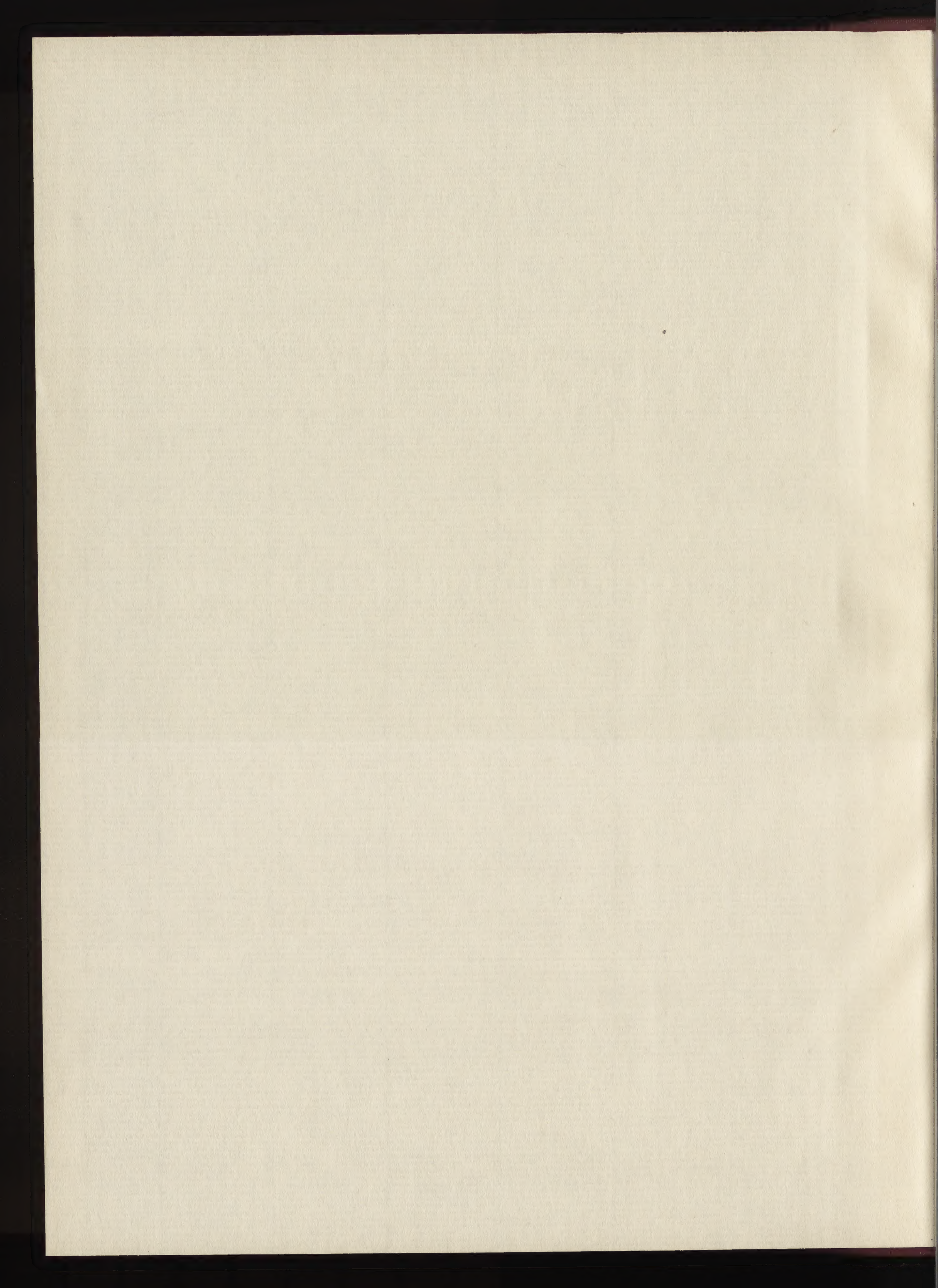






Hessenland

Zeitschrift
für
hessische Geschichte und Literatur.

Begründet von F. Zwenger.

Siebzehnter Jahrgang.

Redigiert
unter der Mitwirkung namhafter hessischer Gelehrten und Schriftsteller
von
Wilhelm Bennecke.

5 d.



Kassel 1903.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1903.

Geschichtliche Aufsätze.

Kulturhistorisches, Biographisches, Kunst- und Literaturhistorisches etc.

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Gedichte.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Personalien.

Briefkasten.



№ 1. XVII. Jahrgang. Kassel, 2. Januar 1903.

Im Lebensmeer.

Rings wildes Toben, betäubendes Sausen!
Die Wasser zischen, die Wasser sie brausen,
Wild jagt der Wogen gigantische Flut
Und der Wolken Heer vor der Stürme Wut . . .
Da blitzt ein neuer Stern
Fern
An dem Himmel auf.
Des Schiffes Kiel erzittert leicht —:
Es liegt sekundenlang wohl hinterm Dampf,
Als hielt' es ein in seinem Kampf.
Und durch des Meeres Rauschen
Und der Winde Stöhnen
Klingt geisterhaft ein weltverlor'nes Tönen,
Als schlüge weit in der versunkenen Stadt
In dumpfen Klängen eine Riesenglocke . . .
Und alle stehen, alle lauschen,
Mit längst Vergang'nem trauten Gruß zu tauschen.
— — —
Da fliegt an unserm Mast empor die neue Flagge
Und vorwärts, vorwärts geht's auf wilder, irrer Fahrt.
Es tauchen Trümmer auf, um zu verschwinden,
An die uns süße Träume sanfter Nächte binden . . .
Vorbei, Vorbei!
Am Steuer steht ein kraftvoll hohes Weib,
Mut in den Augen, auf den Lippen Lust,
Hoch schwellt der Atem ihre schöne Brust.
Sie kennt kein Zaudern, kennt kein Klagen
Und weiß sich, sieggewohnt,
Durch Tag und Nacht zu schlagen.
Ob Tausende von unsern Planken sinken,
Sie hält das Rad in starker Hand,
Weiß aus dem Kampf, dem harten Kampf
Stets neue Kraft zu trinken. . . .
Doch unten, wo die Kolbenstangen stoßen,
Die Räder klirren und die Räder tosen,
Da hockt der Tod in einer düstern Ecke
Und greift behende oft aus dem Verstecke
In der Maschine Gänge störend ein.
Dann rast der Bug wohl auf ein Felsgestein
Und Tausende verbluten und ertrinken.
Doch ob sie flehend nach dem Schiffe winken,
Sie müssen fallen und versinken. —
Vorbei, vorbei!
— — —
Als ich noch jung,
Da fuhr ich in dem Boote,
Das auf dem Bächlein glitt in enger Bahn
Wohl hinterm Garten durch den Wiesenplan.
Wie still gemächlich ging die Fahrt
Durch Duft und Blumen!
Silberfischlein sprangen,
Libellen surrten, Wasseramseln sangen
Und auf dem Uferweg kam oft ein Freund gegangen . . .
Doch breiter ward die Flut, der Kahn zu klein
Und an dem Meer des Lebens schiffte ich mich ein —
Auf jenem Riesenleib,
Der alle, alle trägt; in wilder Fahrt
Sich durch die Wogen zwingt
Und ihre Riesenkräfte niederringt.
— — — — —
Allein das Meer kann ruhen auch und schweigen.
Von fernen Inseln klingt herüber dann
Ein heller Sang. —
Der Sel'gen Eiland ist's. —
Wer weiß, wie lange noch, wie lang —:
Wir sinken über Bord
Und wirrer Wogen Gang
Treibt uns entseelt hinüber in die stille Bucht . . .
Doch durch das Schäumen eilt mit alter Wucht
Das Schiff, und nur die Flagge wechselt,
Wenn durch die Winternächte bricht
Des neuen Sternes welterfüllend' Licht.

Rothenditmold. **Valentin Traudt.**



Neuigkeiten von 1384.

(Mit einem Anhange.)

Von L. Armbrust.

Keinem einzigen unter den Landgrafen von Hessen ist das Leben durch Feindschaften saurer gemacht als Hermann dem Gelehrten († 1413). Im eigenen Lande fand er ebenso viele Widersacher als außerhalb. Gewiß waren es nicht zum wenigsten seine persönlichen Fehler, die Haß und Abfall verursachten: sein gewaltthätiges Eingreifen in alte Freiheiten und seine Rachsucht gegen frühere Gegner. Allein ebenso schürte fremder Eigennutz, die Ländergier der Nachbarfürsten und die Unbotmäßigkeit einzelner Landeskinder, den Streit und Krieg immer von neuem an. Schließlich ist Hermann aus allen Fährlichkeiten ohne schwereren Verlust hervorgegangen, mehr als einmal besiegt, aber nie völlig zu Boden geworfen. Das dankte er zum Teil dem Spiele des Zufalls: Erzbischof Adolf von Mainz, sein gefährlichster Gegner, sank im kräftigsten Mannesalter ins Grab, und ohne den klugen Kirchenfürsten kamen die übrigen Feinde aus gegenseitigem Mißtrauen zu keiner großen gemeinsamen Unternehmung. Zum Teil aber war es Hermanns eigene Zähigkeit, die ihn vor empfindlicherem Schaden bewahrte. Das söhnt einigermaßen mit seinen Mißgriffen aus oder zeigt seine Persönlichkeit im ganzen doch in günstigerer Beleuchtung.

In der Mitte der achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts standen ihm hauptsächlich drei Nachbarfürsten feindlich gegenüber: außer dem eben erwähnten Mainzer Erzbischofe der Herzog Otto der Quade von Braunschweig-Göttingen und der Landgraf Balthasar von Thüringen. Die beiden schwersten Kriegsjahre waren 1385 und 1387. Dieses letztere kostete ihm die drei Städte Rotenburg, Melsungen und Niedenstein. In jenem erging es ihm nicht glimpflicher, denn Kassel wurde belagert, Immenhausen niedergebrannt, und Eschwege und Sontra gingen verloren. Früher nahm man an [1]), daß das Jahr 1384 blos mit Rüstungen und Bündnissen, den Vorbereitungen zu einem Hauptfeldzuge, hingegangen sei. Das paßte aber wenig zu dem leidenschaftlich erregten Jahrhundert, dem nichts näher lag als rasches Zuschlagen. Vor einiger Zeit sind auch schon die untrüglichsten Beweise dafür geliefert [2]), daß das Jahr 1384 nicht ohne Plänkeleien und Überfälle abgelaufen ist. Zwei Briefe, die kürzlich im Stadtarchive zu Göttingen aufgefunden sind [3]), werfen auf die Ereignisse von 1384 noch etwas mehr Licht. Es ist daher der Mühe wert, ihren Inhalt mit den bisher bekannten Quellen zu vereinigen.

Am 2. Oktober 1381 hatte Landgraf Hermann mit Otto dem Quaden einen Vertrag geschlossen, der allen Zwistigkeiten zwischen beiden Fürsten ein Ziel setzen sollte. Im Falle, daß einer von beiden stürbe, ohne Kinder zu hinterlassen, winkte dem andern die Aussicht, die Erbfolge anzutreten. Bei dem Herzoge beschränkte sich dieser Anspruch, der nur mit einer unerschwinglichen Geldsumme abgekauft werden konnte, auf Niederhessen; aber auch so drohte dem hessisch-thüringischen Erbvertrage von 1373 eine starke Beeinträchtigung. Ferner gelobten sich Hermann und Otto, ihr Land und ihre Leute gegenseitig getreu zu beschirmen und das Gebiet und die Unterthanen des andern nicht an sich zu ziehen oder gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu verteidigen. Bräche zwischen den beiderseitigen Amtleuten, Mannen und Unterthanen ein Streit aus, so sollte ein Schiedsgericht entscheiden, zu dem jeder Fürst zwei Beisitzer zu ernennen hatte; zum Obmann wählte man ein für alle Male Eberhard von Buchenau.[4])

Eberhard war damals eine volkstümliche Persönlichkeit. Die hessische Reimchronik besingt ihn und überliefert seinen Spitznamen „die alte Gans“. Man glaubt einen hageren Gesellen zu sehen mit langem Halse und vorspringender Nase und eine Stimme zu hören, schmetternd wie Trompetenschall. Ob freilich dieses Phantasiebild der Wirk-

[1]) Walther Friedensburg, Landgraf Hermann von Hessen und Erzbischof Adolf von Mainz, in der Zeitschrift f. hess. Gesch. N. F. XI, S. 70 ff.

[2]) Friedr. Küch, Beiträge zur Geschichte des Landgrafen Hermann II. von Hessen, in der Zeitschrift f. hess. Gesch. N. F. XIX, S. 13 ff.

[3]) Auch an dieser Stelle danke ich Herrn Stadtarchivar Dr. Ferdinand Wagner zu Göttingen, daß er mir die Schriftstücke vorgelegt und die Veröffentlichung des Anhangs gestattet hat.

[4]) Sudendorf, Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, V, 251, Nr. 210.

lichkeit entspricht, vermag niemand zu sagen. Eberhard und Gottschalk von Buchenau leisteten dem Landgrafen Hermann in der Fehde gegen den Grafen Johann von Solms (1378—79) gute Dienste und wurden durch Verleihung der Ämter Rotenburg und Friedewald belohnt.

Die innige Verbindung zwischen dem Landgrafen Hermann und dem Herzoge Otto hatte nicht lange Bestand. Am Neujahrstage 1383 starb Hermanns kinderlose Gattin, und schon im Herbste führte er eine Tochter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg heim. Das mußte Otto den Quaden aufs höchste erregen; denn seine Hoffnung auf die hessische Erbschaft konnte dadurch bald vereitelt werden. Wie ein Lufthauch verweht, wurden Vertrag und Freundschaft vergessen. Bald loderte die offene Kriegsflamme auf (im Winter 1383—84). Aber es war nur Kleinkrieg: die Hessen raubten Vieh, berannten und eroberten schließlich die Feste Steyn[5]) und machten einen Einfall in Niedersachsen. Den Steyn hielt der Landgraf besetzt; Wigand von Gilsa, Albrecht von Homberg und Leute aus Melsungen, Kassel und Homberg führten über Lichtenau Lebensmittel dorthin (am 28. April 1384).

Braunschweigische Amtleute hielten sich an hessischen Kaufleuten schadlos, und ein hessischer Überläufer, namens Buchener, drang (wohl von Münden aus) raubend in landgräfliches Gebiet ein.

In diesen Kämpfen stand auf der feindlichen Seite ein landgräflicher Lehensmann: Ritter Walther von Hundelshausen der Jüngere. In den siebziger Jahren des 14. Jahrhunderts, als im Hessenlande die Wogen der Unzufriedenheit hoch gingen, und Walther der Ältere von Hundelshausen an die Spitze der vereinigten Burgmannen und Städte trat, da ist von Walther dem Jüngeren keine Rede. 1379 taucht er in der Gesellschaft Ottos des Quaden auf. Aber auch da sind ihm keine feindlichen Absichten gegen Hermann den Gelehrten nachzuweisen. Er wurde vielmehr im Herbste desselben Jahres vom Landgrafen mit Einkünften zu Schwarzenberg oder Melsungen belehnt.[6]) Vielleicht hatte er an der Fehde gegen den Grafen von Solms teilgenommen. Die Freundschaft zwischen Hermann und Walther blieb anscheinend ungetrübt, so lange es Herzog Otto gefiel. Dann begann Hundelshausen aber (wohl gegen Ende 1383) gegen den Willen seines Landesherrn eine Burg zu bauen, und zwar auf landgräflichem Grunde und Boden.[7]) Herzog Otto unterstützte ihn bei diesem Unternehmen, unbekümmert um den beschworenen Vertrag von 1381. In der braunschweigisch-hessischen Fehde büßte Walther eine Schafherde ein, die Hermann Meisenbugh der Ältere, Amtmann zu Reichenbach bei Lichtenau, mit Wissen und Willen des Landgrafen davontreiben ließ, aber schon Ende Februar 1384 wurde auf landgräflichen Befehl der Schade ersetzt. Hermann der Gelehrte hatte offenbar das Bestreben, der Sache einen rechtlichen Verlauf zu geben. Auf Grund ihres früheren Vertrages beraumten der Landgraf und der Herzog einen Tag an zur Verständigung über alle Streitfragen, auch über Walther von Hundelshausen. Die hessischen Abgesandten waren schon unterwegs, da wurde Otto anderes Sinnes und sagte den Tag wieder ab. Mitte Juni kamen darauf die beiden Fürsten selbst zusammen auf dem „Hoenrodde", das wohl zwischen Kassel und Münden zu suchen ist; denn Hermann Meisenbugh ritt, um dahin zu kommen, von Reichenbach nach Kassel. Ihre Freunde verhandelten in ihrer Gegenwart über die Streitpunkte. Die hessischen Schiedsrichter sandten dann ihr Urteil dem erkorenen Obmanne, Eberhard von Buchenau, aber vergeblich warteten sie, daß die braunschweigischen dasselbe thäten. Herzog Otto kümmerte sich nicht mehr um den Vertrag von 1381. In dieser hessenfeindlichen Haltung wurde er noch bestärkt durch den Erzbischof Adolf von Mainz, der am 11. Juni auch den Abt Hermann von Helmarshausen beredete, sobald es gefordert würde, des Landgrafen Feind zu werden.[8]) Am 30. Juni 1384 kamen Erzbischof und Herzog in Treysa zusammen und erneuerten ein altes Bündnis, das seine Spitze gegen Hermann den Gelehrten richtete. Nun brauchte ja von hessischer Seite auch auf Ottos des Quaden Freund, den Ritter Walther den Jüngeren von Hundelshausen, weiter keine Rücksicht genommen zu werden. Wegen Treubruchs und Mißhandlung stellte man ihn vor ein Lehengericht. An demselben Tage, als die Zusammenkunft zu Treysa stattfand, fiel in Spangenberg das Urteil über Walther: er ging seiner Lehen in Harmuthsachsen (Kreis Witzenhausen), in Melsungen und in Schwarzenberg (bei Melsungen) verlustig. Hermann dem Gelehrten

[5]) Daß hierunter der Bischofsstein bei Großbartloff im mainzischen Eichsfelde zu verstehen sei (1385 Bischoffesstein, 1420 Steyn), daß überhaupt der Erzbischof Adolf an dieser Fehde beteiligt gewesen, will wenig einleuchten. Dagegen spricht der mainzisch-braunschweigische Vertrag vom 13. April 1376, der erst durch das unwürdige Gaukelspiel von Treysa aufgehoben wurde (1384, Juni 30.)

[6]) Or.-Perg. vom 2. Sept. 1379 im Staatsarchiv Marburg (Lehenreverse: v. Hundelshausen, 15. Melsungen).

[7]) Es ist wahrscheinlich, daß dies in Harmuthsachsen war, wo die Hundelshausen später eine Burg als landgräfliches Lehen besaßen.

[8]) Rommel, Geschichte von Hessen II, S. 214 und Anm. 10 S. 161.

als Lehnsherrn wurden die Lehen zugesprochen. Aber Herzog Otto sprang seinem „Diener und Gesellen“ bei und so behielt Walther einen Teil der Güter. Es mochte zu derselben Zeit sein, daß der Landgraf wie der Herzog die Mannen und Städte mit Klagebriefen bestürmten. Als Freunde Ottos vor Kassel erschienen, wurden sie von den Bürgern angefallen und zweier Pferde beraubt. Um diesen Fall bemühte man wieder den Obmann des Schiedsgerichts, Eberhard von Buchenau. Zu größeren Unternehmungen und zu offener Fehde kam es indessen noch nicht wieder. Denn einerseits war Otto in den kölnisch-märkischen Krieg verwickelt, der erst am 22. September 1384 zu Ende ging[9]), anderseits suchten beide Parteien vorher noch mehr Bundesgenossen zu werben. Bei rheinischen Städten, bei Mühlhausen und Erfurt fand Hermann viel freundliche Worte, aber wenig Neigung zu fernliegenden und gefährlichen Kriegsabenteuern. Auch bei dem Landgrafen Balthasar von Thüringen klopfte er an. Am 13. Juli hatte er in Eschwege eine Zusammenkunft mit dem thüringischen Marschalk Dietrich von Bernwalde. Die Begegnung wird nicht unfreundlich gewesen sein[10]), aber nach allem Vorhergegangenen war Balthasars Mißtrauen schwer zu besiegen. Zwei Bundesgenossen gewann Hermann aber in Niedersachsen: die Herzöge Albrecht von Sachsen und Lüneburg und Ernst von Braunschweig (am 23. August und 2. September), alte Widersacher Ottos des Quaden. Wenn dieser einen der Verbündeten angriffe, sollten die andern zu Hülfe eilen. So mußte sich die Spannung zwischen Otto und Hermann immer vermehren. Die Stadt Göttingen, die wohl des Herzogs Beschwerdebriefe an Hermann übermittelt hatte, suchte der Landgraf in ausführlichem Schreiben von seinem guten Rechte zu überzeugen. Er bat sie, den Streit zu vermitteln und ihren Landesfürsten an den Vertrag von 1381 zu mahnen.[11]) Der Schritt war natürlich erfolglos. Schon zeigten sich im Hessenlande Sturmvögel, die das nahende Unwetter ankündigten. Der Ritter Hermann von Gladebeck hatte sich mit seinem Landes- und Lehnsherrn Otto dem Quaden einer Geldforderung halber überworfen. Ein Schiedsgericht sollte (im Dezember 1383) die Sache schlichten, aber der Ritter beugte sich dem Spruche nicht. Da nahm der Herzog ihm seine Lehen. Das Schwert, das in dieser Zeit überall lose in der Scheide saß, sollte entscheiden; Arnd von Roringen sprang, auch in der schwersten Gefahr, seinem Freunde Hermann von Gladebeck bei und verleitete seine eigenen Brüder Hans und Hinrik ebenfalls zum Kampfe.[12]) Mit Gegnern solcher Art wurde Otto der Quade leicht fertig. Sie wurden hinausgedrängt aus dem Herzogtume und nahmen ihre Zuflucht zum Landgrafen Hermann. Der Herzog sagte ihnen nach, daß sie von hessischen Festen aus Raubzüge ins Braunschweiger Land unternähmen. Hermann der Gelehrte bestritt das jedoch. Übrigens lassen sich die von Roringen am 30. September und 27. Oktober 1384 auf Reichenbach bei Lichtenau nachweisen und Hermann von Gladebeck gleichfalls an dem letzteren Tage auf landgräflichem Boden. Vier tapfere Fäuste bildeten gewiß einen Gewinn für den Landgrafen, aber die Aufnahme der Flüchtlinge vergrößerte Ottos Grimm und rückte den Ausbruch des Krieges näher. Wie ernst die Lage in der Nachbarschaft angesehen wurde, das beweist der Friedensbund der eichsfeldischen Ritterschaft, die sich mit Duderstadt und Heiligenstadt zu gegenseitigem Schutze vereinigte.[13]) Am 22. September bekam der Herzog, ebenso wie Erzbischof Adolf von Mainz, die Hände frei, da der Graf Engelbrecht von der Mark und der Kölner Kirchenfürst Frieden schlossen. Zugleich gewannen jene an Engelbrecht einen neuen Bundesgenossen gegen Hessen.

Die Größe und Nähe der Gefahr machte, wie es scheint, den Landgrafen kopflos. Am 2. Oktober versprach er Wilhelm von Schlitz und zwei Genossen die Ämter Rotenburg und Friedewald, sobald er sie lösen würde. Damit machte er sich Eberhard von Buchenau, den Amtmann daselbst, zum Feinde. Ein Vierteljahr später trat Eberhard in mainzische Dienste.

Noch verderblicher war ein anderer Schritt Hermanns. Anfang September 1384 verbreitete sich das Gerücht, daß Gesandte Balthasars von Thüringen zum Erzbischof Adolf gezogen wären. Nun mochte es sich um eine harmlose Sache handeln, vielleicht um das Patronat über die Marienkirche in Gotha, das Balthasar damals erstrebte. Allein Hermann der Gelehrte wußte, daß in den Händen des Mainzers jedes Werkzeug zur Waffe wurde, und machte sich zweifellos Sorgen. Den letzten Beweis eines guten Einvernehmens zwischen dem hessischen und thüringischen Landgrafen sieht man in diesen Tagen: gemeinsam vertraten sie beim Hofgerichte die Stadt

---

[9]) Sudendorf VI, Einleit. S. XIX.

[10]) Nach dem Anhange ist an ein kriegerisches Zusammentreffen nicht wohl zu denken.

[11]) Vergl. den Anhang.

[12]) Gladebeck nnw., Roringen nnö. Göttingen. — Näheres siehe bei Sudendorf VI, Einl. S. XVII, XVIII, XXVIII. Urk. S. 79—81, Nr. 69, 70 und öfter.

[13]) Am 4. Sept. 1384. Schmidt, Göttinger Urkundenbuch I, S. 361 Anm.

Mühlhausen, die Berufung gegen ein Urteil des westfälischen Landfriedensrichters erhob. Von Anfang Oktober ab zeigte sich Hermann aber höchst feindselig gegen Balthasar. Er veranlaßte die niederhessischen und die Werrastädte und seine Mannen, den thüringischen Landgrafen und dessen Brüder von der Vermittlerrolle zu entbinden, die sie (1378) beim Streite der Städte mit Hermann übernommen hatten. Die Auffage war eine Beleidigung für Balthasar. So wurde auch dieser in die hessenfeindliche Strömung gezogen und schloß am 21. Februar 1385 mit dem Mainzer Erzbischofe ein Bündnis.

(Schluß folgt.)

All-Hessenland, das Herz Mittel-Europas.

Nochmals eine deutschkundliche Skizze von Dr. phil. Fritz Seelig.

Auf den Seiten 322 bis 324, in der Schlußnummer des vorigen Jahrganges, in unserem Hessenland habe ich versucht, die Grenzen des ethnographischen Begriffes „All-Hessenland" festzulegen in einer leichtgebogenen Linie, welche das Siebeneck: „Carlshafen — Eisenach — Taubermündung — Donnersberg — Bingen — Coblenz — Ederkopf und Carlshafen" umschließt. Ein „Äquator" für alle diese hessischen Lande, vom hohen Kreuzberg, über die Wasserscheide des Vogelsberges hin, zum Rothhaargebirge, zerlegte die Gesamtfläche in zwei Fünfecke, von denen jedes in je drei Kreise zerfällt, die wir alle sechs zuerst von N. nach S. wandernd und je von W. nach O., betrachten wollen, um sodann die allgemeine Lage Hessens im Zentrum Europas uns klar zu machen, so recht im Herzen All-Deutschlands.

Erstens setzt sich der vornehmste, bevölkertste und wichtigste Kreis um die seit 1263 althessische Landeshauptstadt Cassel, — über deren Geschichte ein 1891 gehaltener Vortrag des Verfassers dieser Zeilen immer noch am schnellsten orientiert (Verlag von Ernst Hühn in Cassel) —, dreifach zusammen, nämlich vor allem und besonders aus dem eigentlichsten Chattenlande um Mattium, bei Metze oder Maden, später als fränkischer Hessengau bezeichnet, dem engsten Gebiete der eigentlichen Niederhessen*), welchem einerseits im Norden der sächsische Hessengau und das platt redende Nordwaldeck vorgelagert sind mit den fernen Exklaven in Pyrmont und Rinteln, zu denen bis 1816 eine Brücke hessen-casselscher Besitzungen über Plesse und Neuen-Gleichen hinführte und wozu in der Grafschaft Hoya einst nördlich noch 3 Gebiete zu verzeichnen waren, andererseits im Westen das hessische Thüringen im unteren Werrathale mit dem ganzen Weißner**)-Gelände, zu dem deutschkundlich die ganz thüringische Exklave Schmalkalden am nächsten hinzugehört, wie dies in meinem 1889er Vortrag auf den Seiten 13 und 14 im einzelnen umschrieben ist.

Gegen Oberhessen, wo heute noch ein ganz anderer Menschenschlag, als in Niederhessen, lebt, schied von Alters her der Spieß, ein jetzt verfallender Wartturm im Walde bei Kappel (Justizamtes Ziegenhain), sodaß die zu Oberhessen gehörigen Schwälmer noch über die Wasserscheide zwischen Lahn und Schwalm hinübergedrungen zu sein scheinen, und das Gebiet der ehemaligen Abtei Hersfeld vermittelt den Übergang von Niederhessen zum Fuldischen. Die fünf Abweichungen sowohl im zuviel als auch im zuwenig des echt Niederhessischen gegenüber den heutigen Grenzen des preußischen Regierungsbezirks Cassel wolle man in meinem öfters zitierten Vortrage, erschienen 1889 im Selbstverlag als S.-A., Seite 15 und 16 nachlesen.

Zweitens aber gruppiert sich Oberhessen im weitesten Sinne um unsere liebliche Universitätsstadt Marburg a. L. herum, das einst im Oberlahngau gelegen war, d. h. nicht nur das ganze Lahnflußgebiet von der Quelle bis etwa nach Wetzlar hin, sondern auch das schöne Ober-Ederthal bis kurz vor Wildungen, und, wie schon erwähnt, die reichen Grafschaften Ziegenhain und Nidda, bis an den Spieß, wo einst gewöhnlich die althessischen Landtage stattfanden, sowie der ganze, jetzt zumeist großherzoglich hessische Nordabhang des Vogelsberges, also daß auch das ganze Knüllgebiet noch an Oberhessen am allereinfachsten sich angliedern kann.

Drittens könnte man um Fulda herum vom hessischen Buchonien reden, darunter das obere Fuldathal bis vor Hersfeld, den ganzen Landrücken, wo die Wasser zwischen Rhein und Weser sich scheiden, den Ostabhang des Vogelsberges und alle Rhönberge, von Vacha bis zu dem einst fürstbischöflich-fuldischen Hammelburg, mit allem Vorgelände bis nach Kissingen und 5 km westlich

*) Daß die Chatten, Laut für Laut genau, nach 300 Jahren in den Hessen wiedererscheinen, habe ich wohl endgültig, selbst für Laienkreise, a. a. O. besonders Seite 10 bis 12 bewiesen.

**) So!! und nicht mit M ist zu sprechen.

von Meiningen rechnend. Daß die alte Fürst-Abtei Fulda seit etwa 1600 mit Gewalt wieder gegenreformiert und erst 1803 säkularisiert wurde, hat diesen unsern dritten, allhessischen Kreis, nach dem katholischen Würzburg sich mehr und mehr wenden lassen und so dem streng-protestantischen Niederhessentume allmählich entfremdet.

Viertens wäre der preußische Regierungsbezirk Wiesbaden, samt dem enklavierten Kreise Wetzlar, mit Limburg an der Lahn, dem heutigen Bischofssitz für den ganzen Regierungsbezirk Wiesbaden, als Zentrum zu betrachten, in dem, abgesehen von dem bis 1866 noch großherzoglich hessischen Hinterlande, der Landgrafschaft Hessen-Homburg und dem bis 1806 kurhessischen Nieder-Katzenellenbogen, sich die verschiedensten Territorien des gar vielzerspaltenen Hauses Nassau — zählte es doch um 1600 gegen 14 regierende Linien — vermengen mit solmsischen und anderen standesherrlichen oder reichsritterschaftlichen und einst geistlichen Gebieten, zumeist von Trier im Lahnthal und auf dem Westerwald und von Mainz im gesegneten Rheingau, deren Bewohner aber alle, auch schon aus urchattischer und römischer Zeit, am stärksten Hessenblut in sich aufgesogen haben, also daß selbst der „autochthone" Niederhesse im Nassauer, bis herab zur Beimischung von nur 45 %, seinen nächsten Bluts- und Stammes-Vetter sehen muß.

Fünftens läßt sich ein Bezirk aussondern um Hanau, der die Südabhänge des Vogelsberges, die fruchtbare Wetterau, das Frankfurter Stadtgebiet, das zumeist althanauische Kinzigthal, die ehemals kurmainzische Umgegend von Aschaffenburg und das große, waldreiche Spessartgebiet zu umschließen hätte. Hier bei den „Mainfranzosen" und ihren nach Süddeutschland neigenden Umwohnern hat ja auch Hessen-Cassel politisch erst 1736 oder, wenn man genauer zusieht, erst 1816 Fuß gefaßt, also daß alle diese, südlich des Distelrasens gelegenen, ehemals Hanau-Münzenbergischen Gebiete der kurhessischen Provinz Hanau bereits ganz mit Recht zur Südhälfte von All-Hessenland geschlagen werden, wohin sie auch sonst gehören.

Die sechste und letzte Unterabteilung aller hessischen Lande soll sich im Kreise rund um Darmstadt gruppieren, würde also umfassen den ganzen Odenwald, wo die Erbacher Grafen seit Urzeiten als Grund- und Standesherren sitzen, die rechtsrheinische Ebene, in der ehemaligen Obergrafschaft Katzenellenbogen, von Lampertheim bis nach Offenbach, das „goldene" Mainz (noch heute die kirchliche Metropole des Großherzogtums und einst [mit Ausschluß des trierischen Lahnthales und westlichen Westerwaldes] das geistliche Oberhaupt aller hessischen Lande, wenn auch die Abtei Fulda nullius dioeceseos zu sein vorgab) und die fruchtbaren, weinreichen Fluren des heutigen, 1816 erst aus dem französischen Departement „Mont-Tonnerre" geschaffenen „Rheinhessens", von Bingen an, nach Süden bis zum Donnersberg und von da östlich bis zum Rheinstrome, südlich von Worms.

Ganz zwanglos und in sich abgerundet verteilt, gehen diese sechs Kreise harmonisch ineinander über; sie lassen sich aus den, z. T. willkürlich erwachsenen, Gebilden der heutigen Staaten, über die man meinen Vortrag von 1889 a. a. O., besonders über beide Hessen auf der Seite 17 ff. nachlesen möge, doch ohne Mühe zu einem ethnographischen Ganzen, dem wir den deutschkundlichen Namen „All-Hessenland" mit Recht beilegen konnten, loslösen, das wir nun zum Schlusse, leider ohne diesmal wegen des knapp bemessenen Raumes eingehender dabei verweilen zu können, noch als Einheit nach mehreren Richtungen betrachten wollen.

Ein Blick auf die mir z. Zt. am bequemsten zugängliche, gute Karte der deutschen Mundarten von Bremer (im Verhältnis 1:5¼ Millionen gezeichnet für Brockhaus' Konversationslexikon, 1896 in 14. Aufl. im Bande 5 zwischen den Seiten 28 und 29) beweist, daß auch hier unsere Umgrenzung als „All-Hessenland" sich ohne jeden Zwang mit den sprachlichen Grenzen in schönsten Einklang bringen läßt. Freilich ist der ganze, plattdeutsch redende Nordrand Hessens nur als Übergangsstufe zur niederdeutschen Sprache anzusehen, während alle andern allhessischen Dialekte, von Cassel bis Darmstadt und von Bacha bis St. Goar, den mitteldeutschen Mundarten bei jedem Kundigen zugerechnet werden müssen.

Politisch faßt unser Begriff „All-Hessenland" in beiden Hessen, Frankfurt a. M., Nassau, Waldeck und den Grenzgebieten ebenso nur Nahverwandtes zusammen wie physikalisch ein Gleiches der Fall ist in schöner Abwechslung von waldigen Berg- und Hügelländern mit weingesegneten Flußthälern und fruchtbaren Ebenen; darüber wolle man die Werbe-Nummer der Touristischen Mitteilungen (Cassel im Selbstverlag des N.-H. T.-V.) im Neudruck vom November 1894 gütigst vergleichen.

Kurz in welche Spezialkarte wir auch unsern „allhessischen" Grenzring eintragen mögen, überall drängt sich uns, unwillkürlich, die innere Zusammengehörigkeit der chattischen und neuhessischen Lande und des allhessischen Volksstammes, der durchschnittlich mit einer Bevölkerungsdichte von etwa 130 Menschen für den Quadratkilometer siedelt, mit zwingender Logik auf; in der Geologie herrscht im Osten die Trias und Dyas, im Westen Devon und Silur, beide aber mit großen Basalt-

massen, hier in der Rhön und Vogelsberg, dort im Westerwalde durchsetzt. Klimatisch herrscht, abgesehen besonders von der rauhen Wasserscheide zwischen Kinzig und Fulda, nördlich von Schlüchtern, einerseits und von dem Mittel-Rheinthal mit Mainzer Becken andererseits, sowohl in Hessen als auch in Nassau ein gemäßigtes Höhenklima, das durch ausgedehnte Waldungen sehr gesund ist. Überall ferner in den allhessischen Landen tritt, bis auf wenige Ausnahmen, die Industrie im großen und ganzen zurück gegen die Landwirtschaft, und das Eisenbahnnetz bringt erst nach und nach etwas dichtmaschiger in die vielen Thäler unserer Heimat ein und die Wasserstraßen sind der Natur nach so ziemlich auf Weser und Fulda bis Cassel sowie auf den unteren Main und den Rhein von Worms bis Coblenz beschränkt; dagegen führen treffliche Kunststraßen, die ja nur von größeren Staaten so zu ermöglichen sind, jetzt auch durch die abgelegensten Teile des Westerwaldes, des hohen Vogelsberges und der im Winter unwirtlichen Rhön.

Wer endlich über die neueren Provinzial- und Regierungsbezirks-Wappen, -Farben und -Fahnen sich unterrichten will, muß immer noch zu zwei Zeitungsaufsätzen von Dr. Duncker (†) und mir, im „Casseler Tageblatt" von 1886 und 1892, greifen, die jedoch bald allgemeiner zugänglich werden sollen.

Die allhessischen Lande in konfessioneller Beziehung endlich sind vorwiegend von evangelischen Konfessionen bewohnt, wie ja das von den Nachkommen und Erben des hochgemuten Philipp und der streng unierten Nassauer Grafen und der fest-reformierten, freien Stadt Frankfurt am Main, bei aller Duldsamkeit gegen Andersgläubige, gar nicht anders zu erwarten sein kann; denn nur im ehemaligen Fürstbistum Fulda, in dem ehemals kurmainzischen Aschaffenburg und um Mainz selbst, bei Johannisberg und sonst im Rheingau sowie im ehemals Kurtrierischen des Westerwaldes und im unteren Lahnthal haben sich rein katholische Gebiete erhalten, nach dem Spruche: „cujus regio, ejus et religio." Der Prozentsatz der Katholiken in den allhessischen Landen wird aber, trotz dieser urkatholischen Teile, kaum 27 % betragen, ja im Regierungsbezirk Cassel nach der Zählung von 1885 gar nur 16,6 %. Mögen wir also unser allhessisches Gebiet nun ethnographisch, geologisch, sprachlich, allgemein physikalisch, politisch, konfessionell, volkswirtschaftlich oder sonst wie betrachten, überall ist es in sich abgerundet und homogen; ja überall tritt die innere Geschlossenheit All-Hessenlandes, wie uns scheint, einleuchtend und zwingend zutage.

Doch bleibt noch eins zu erörtern: Kürschner sowohl in seinem illustrierten Sammelwerke „Das ist des Deutschen Vaterland" als auch O. Weise in seinem 1900 bei Teubner erschienenen Werkchen über die deutschen Volksstämme und Landschaften (= Aus Natur und Geisteswelt, Bändchen 16) bezeichnen als das Herz Deutschlands hier Thüringen, dort sogar das heutige (Königreich) Sachsen, welches ja nur mit Unrecht seinen schon auf Obersachsen übertragenen Namen für die Mark Meißen seit 1422 usurpiert hat, nachdem es erst um 1100 den Slaven entrissen und nach und nach erst wieder deutsch kolonisiert worden ist. Da ziemt es sich, m. E. mal wieder im Hessenlande eine Lanze zu brechen für unsere Heimat, die ja meist zu kurz kommt ob der Bescheidenheit und Selbstlosigkeit der Hessen, um von anderem zu schweigen, sowohl in Geschichte als auch in Touristik.

Thüringen soll uns stets lieb und wert bleiben, zumal die westliche, nicht erst kolonisierte, Hälfte, in der von 1130 bis 1247 ein Herrscherhaus der thüringischen Landgrafen, von Ludwig I. bis auf Heinrich Raspe, über Hessen und West-Thüringen gemeinsam gebot, aber das eigentliche Herz Deutschlands ist doch unser All-Hessenland mit seinen zwei Herz-Kammern, im alten Chattenlande einerseits und den von uns als Neu-Hessen bezeichneten, schönen Landen am Mittelrhein und unteren Main andererseits. Ein einziger Blick auf eine deutschkundliche Karte, z. B. in dem verbreiteten Werbe- und Merkbüchlein des Alldeutschen Verbandes, im Verhältnis 1 : 15 Millionen, beweist, daß wir ganz im Herzen Deutschlands oder Mittel-Europas wohnen, nicht nur genau in der Mitte zwischen dem plattdeutschen Norden und dem hochdeutsch redenden Süden, sondern auch von Westen nach Osten gerechnet; denn die nordöstliche Ausbuchtung der Ost-Elbier bis Breslau und bis Königsberg i. Pr. wird nicht nur durch die Holländer und Vlämen, sondern auch durch die verwälschten Wallonen und Lothringer in Süd-Belgien und an der oberen Mosel als Gegengewicht aufgewogen.

Wir sind nunmehr, per tot discrimina rerum, trotz einer Menge von Allerlei doch zum Schlusse gekommen, und erstaunt wird vielleicht ein oder der andere Leser fragen, wozu regt der Verfasser so vielerlei Fragen auf einmal an und kommt, wie man so sagt, vom Hundertsten ins Tausendste… Da giebt es aber eine klare Antwort darauf, die hoffentlich die meisten befriedigt. Der Begriff „All-Hessenland" ist nämlich noch so neu in der Litteratur, und doch, wie wir sehen, so in sich seit den ältesten Zeiten begründet, daß man für ihn und seine endliche Wiederanerkennung alles in Bewegung setzen muß, um endlich eine ideale

Sammelstelle für all' die noch getrennten, aber so eng zusammengehörigen Gebiete, eben in dem Collectivbegriff der allhessischen Lande, hoffentlich für immer, zu schaffen.

Daß sich aber in all den als hessisch anzusprechenden, vielfach benannten Gebieten überall ein reiches, geschichtliches Leben regt, beweisen neben unserm lieben „Hessenland" die vor kurzem erst ins Leben gerufene „Nassovia" und die zahlreichen, gesondert erschienenen, z. T. hochwichtigen Veröffentlichungen folgender Vereine, bei denen ich vielleicht den einen oder den anderen übersehen haben kann: 1) der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, seit 1834 zu Cassel; 2) die Ende der 90er Jahre begründete Kommission für hessische Geschichtsquellen zu Marburg; 3) der Hanauer Bezirksverein mit seiner naturwissenschaftlichen Ergänzung in der Wetterauischen Gesellschaft; 4) der 1898 gegründete Fuldaer Geschichtsverein; 5) der hennebergische Geschichtsverein zu Schmalkalden; 6) der Verein für Schaumburger Geschichte in Rinteln; 7) der um 1840 entstandene Geschichtsverein zu Darmstadt; 8) der oberhessische Geschichtsverein zu Gießen; 9) derjenige zu Mainz mit der germanischen Altertumssammlung; 10) der Altertumsverein zu Wiesbaden; 11) zu Aschaffenburg; 12) zu Frankfurt a. M. und 13) zu Homburg v. d. H.

Für alle Hessen (sei es nun im Norden zu Cassel, ja im fernen Rinteln, im Westen zu Marburg oder zu St. Goar, im Osten zu Fulda und im Schmalkaldischen, im Süden zu Worms, Mainz und Darmstadt) sollte hinfort die gemeinsame Antwort nach der trauten Heimat, wo wir einst „in Wäldern und Blumen gesessen", lauten, mit dem Reime des hessischen Dichters:

„Herz Deutschlands, mein blühendes Hessen."

Christian Wolf.

Von E. R. Grebe.

Unter den Celebritäten, die im Laufe des 18. Jahrhunderts einen Lehrstuhl an unserer Landes-Universität inne hatten, nimmt Christian Wolf sowohl durch seine Wirksamkeit als Lehrer wie auch durch seine Thätigkeit als Schriftsteller eine hervorragende Stelle ein. Es ist sein Verdienst, Marburg in den Vordergrund einer allgemeinen Kulturbewegung gerückt zu haben, daß Stadt und Akademie eine Blütezeit erfahren durften, wie dies kaum in den ersten Jahren der Gründung der alten Philippina möglich gewesen ist. Diese Glanzzeit unserer alma mater, die mit Wolfs Berufung nach Marburg nach seiner Vertreibung aus Halle begann und mit seiner Zurückberufung an den Ort seiner früheren Wirksamkeit bald wieder endete, ist wiederholt schon geschildert worden. Weniger bekannt dürften jedoch die bei diesem Anlaß ergangenen beziehungsweise veröffentlichten Schriftstücke sein, und so mögen diese hier einmal eine Stelle finden unter Anfügung der wichtigsten biographischen Momente der schon durch ihre Lebensschicksale hochinteressanten Persönlichkeit.

Im Januar 1679 war Wolf in Breslau als Sohn eines Lohgerbers geboren und schon vor seiner Geburt durch ein Gelübde des Vaters dem geistlichen Berufe gewidmet. Ohne Mühe absolvierte er alle Klassen des Magdalenengymnasiums. In Jena studierte er Theologie; die philosophischen, physikalischen und mathematischen Studien zogen ihn jedoch stärker an, auch verwendete er vielen Fleiß auf die Rechtswissenschaft. Zunächst in Leipzig als philosophischer Dozent auftretend, ward er schon im Jahre 1706 nach Halle als Professor der Mathematik berufen, dann dehnte er seine Vorlesungen auch auf alle Zweige der Philosophie aus. Er war ein Anhänger von Leibnitz, teilte mit ihm die Überzeugung vom Kausalzusammenhang aller Dinge und der absoluten Harmonie des Weltganzen. Von Jugend auf schon beschäftigte ihn der Gedanke, unwidersprechliche Beweise für die Wahrheit der Theologie zu finden und der Religion dadurch den größten Dienst zu leisten. Er hatte nämlich eine kirchlich sehr strenge Erziehung gehabt, versäumte als Knabe niemals den Gottesdienst und las täglich in der heiligen Schrift. Noch mit 37 Jahren hat er gepredigt und wollte sich 1709 gern als Professor der Theologie in Helmstedt anstellen lassen.

Wolf hatte damals großen Einfluß auf die akademische Jugend und war eine zeitlang der berühmteste und beliebteste Universitätslehrer. Er ist für den wissenschaftlichen Geist des 18. Jahrhunderts und für die gesamte Kulturentwicklung Deutschlands von nicht geringer Bedeutung gewesen. Doch seine philosophische Richtung brachte ihn bald in Zwiespalt mit den hallischen Theologen, vornehmlich mit dem frommen Francke. Auf Franckes Seite stand Joachim Lange, ein gelehrter Theologe, dabei rechthaberisch, der den Pietismus zu einer unduldsamen Orthodoxie auszubilden bestrebt war. Diese entfalteten eine „fanatische Polemik", unter deren Einfluß Wissenschaft, Litteratur und der Unterricht in den höheren Lehranstalten standen. Es konnte nicht ausbleiben, daß Wolf in beklagenswerten Mißverhältnissen zu seinen Kollegen stand,

da er wohl auch nicht ganz vorsichtig in seinem Urteil über diese war. Francke bezeugt: „daß er mich und Collegas aufs Entsetzlichste geschmähet und verspottet hat, das ist mir wie nichts gewesen und hätte es gern gelitten."

Zu einem erneuerten Ausbruch des Streites gab Wolfs Metaphysik Anlaß, in der ein früherer Schüler von ihm namens Strähler wahrscheinlich unter Beihilfe Langes mit vielem Scharfsinn manche Blößen aufdeckte. Der Kampf wogte hin und her, und Wolf war so unvorsichtig, die Entscheidung der Provinzialregierung und schließlich des Hofes anzurufen. König Friedrich Wilhelm erließ, um keine Händel an seinen Landesuniversitäten aufkommen zu lassen, ein scharfes Reskript, durch welches dem kampflustigen Strähler bei Verlust seiner Magisterwürde jeder weitere Angriff verboten wurde. Doch Wolfs Sturz war beschlossen. Man stellte angeblich dem Monarchen vor, daß der Wolfsche Determinismus auch jeden von den Potsdamer großen Grenadieren, welcher der Vorherbestimmung zufolge weglaufe, völlig straflos mache. Infolge dieser Erwägungen trat ein plötzlicher Sinneswechsel beim Könige ein, und der erzürnte Monarch verfügte, daß Wolf sofort seines Amtes zu entsetzen sei und binnen zwei Tagen bei Strafe des Stranges die königlichen Länder zu verlassen habe. Dies geschah am 8. November 1723 und noch vier Jahre später verbot ein königlicher Befehl den Gebrauch der Schriften Wolfs bei Karrenstrafe.

Zwölf Stunden nach Zustellung des Ausweisungsbefehles verließ er Halle und wandte sich nach Kassel, wo der schimpflich Vertriebene mit Freuden aufgenommen wurde. Schon im Juni hatte er vom Landgrafen Karl einen Ruf nach Marburg erhalten; diesem folgte er jetzt, erhielt 700 Thaler Gehalt und reichliche Naturallieferungen, sodaß seine Einnahme um mehr als das Doppelte stieg. Er wurde zum Professor Matheseos et Philosophiae primarius ernannt mit der Bestimmung, daß er nebst der Mathesi in allen Partibus Philosophiae und in specie Philosophiae experimentalis zu lesen die Freiheit habe.

Durch diese Vorgänge ward man überall auf Wolf und sein System aufmerksam. Ausländische Gelehrte bemühten sich um seine Bekanntschaft, man suchte ihn für verschiedene Universitäten zu gewinnen, z. B. für Leipzig, Utrecht und die neugegründete Hochschule zu Göttingen. Aus Dankbarkeit gegen den Landgrafen Karl verblieb er in der Lahnstadt, obgleich er von den dortigen Professoren mit einem gewissen Protest empfangen wurde, sodaß der Landesherr zwei Reskripte erlassen mußte. In dem zweiten milder gehaltenen fügt er das Bemerken hinzu, daß, wenn Wolf wider Vermuten zur Gefährde der studierenden Jugend etwa einige gefährliche Principia hegen sollte, er schon darauf ein wachsames Auge halten werde.

Die Marburger Zeit war für Wolf die glücklichste seines Lebens. Der Fürst und dessen Umgebung behandelten ihn mit Wohlwollen und Hochschätzung. Die akademische Jugend empfing ihn mit Jubel, und Zeitungen aus jener Zeit wissen zu berichten von der Begeisterung, mit der man ihn in Marburg aufnahm. Die Zahl der Hörer stieg bald von 70 auf 100; außer Deutschen ließen sich immatrikulieren Dänen, Schweden, Kurländer, Litthauer, Polen, Ungarn, Russen, sogar ein Muhamedaner aus Ostindien.

Wolfs ökonomische Lage war glänzend; rasch wuchs seine Einnahme bis zu 1000 Thaler excl. der Naturalien, und schon im folgenden Jahre berechnet er sein Einkommen mit 2000 Thalern. Daneben erfuhr er bewundernde Anerkennung in der wissenschaftlichen Welt. Anfänglich dachte er die Zeit seines Lebens in Marburg zu bleiben und hatte sich auch schon in der lutherischen Kirche eine Grabstätte für sich und seine Frau ausgewählt.

Marburg zeigte in jenen Tagen einen vornehmen Charakter. Durch Zunahme „kavaliermäßiger Besucher" der Universität und durch die Anwesenheit vornehmer Jünglinge vermochte man „auch in den absonderlich dem Adel nötigen Exerzitien daselbst etwas Rechtschaffenes zu lernen". Die Professoren erschienen damals in Prachtgewändern und in stattlichen Perücken, und die Hochschule bekam vor andern den Charakter der Vornehmheit besonders dadurch, daß den Studenten bei Strafe das Tragen eines Degens geboten war. Eine Marburger Eigentümlichkeit bestand darin, daß dort allgemein die Sitte des Hutabziehens bei Begrüßungen eingeführt ward.

Trotz des Aufblühens der Universität trat doch später mancherlei ein, was Wolf den Wunsch nahe legte, sich wieder zu verändern, obgleich auch der Nachfolger des Landgrafen Karl, der Schwedenkönig Friedrich, ihm besondere Huld zu teil werden ließ.

Die Frau unseres Philosophen sehnte sich nach Halle, ihrem Geburtsorte, zurück; auch drückte ihn die Sorge um das Fortkommen seines Sohnes wegen dessen lutherischer Konfession. Zwar schlug er wiederholt den an ihn ergangenen Ruf nach Göttingen und nach Utrecht ab aus Dankbarkeit gegen die hessischen Fürsten, die ihn sogar das Anerbieten des Preußenkönigs ausschlagen ließ, ein „anständiges Etablissement anzunehmen unter Bedingungen, die er selbst stellen dürfe". Doch der Wechsel in der Gesinnung des Königs, durch die Gunst vornehmer Kreise und einflußreicher Persönlichkeiten bewirkt, machen es erklärlich, daß er sich allmählich mit dem Gedanken vertraut machte, wieder

in sein Vaterland zurückzukehren. Daß dieses nicht bald schon geschah, verdankte Wolf dem Rat der Berliner Freunde, die ihm vertraulich mitteilten, daß es auch jetzt noch nicht mit den Bemühungen Friedrich Wilhelms um die Wissenschaft so günstig stehe und daß dieser seinem despotischen Verfahren gegen seine Universitäten nicht so vollständig entsagt habe, wie es Wolf aus der Ferne scheinen möchte. Denn noch wenige Jahre zuvor hatte er seinen Spaßmacher, den Hofrat Morgenstern zu Frankfurt a. d. O., in seiner Gegenwart eine possenhafte Disputation halten lassen und die Professoren gezwungen, sich dabei zu beteiligen.

Als nun der König unvermutet am 1. Juni 1740 starb, ließ es sein Sohn Friedrich II., ein eifriger Leser der Schriften des Philosophen, eine seiner ersten Regierungshandlungen sein, ihn nach Halle zurückzurufen. Mit den lebhaftesten Beweisen der Dankbarkeit ward er in Marburg im November 1740 entlassen.

Das eingangs erwähnte Entlassungsreskript des Landgrafen Friedrich I., Königs von Schweden, lautet:

„Fridrich, Von Gottes Gnaden, der Schweden, Gothen und Wenden König ꝛc.

Nachdem Uns der hochgelahrte Unser bisheriger Regierungs=Rath und Professor Philosophiae Christian Wolff Zu Marpurg, unterthänigst Zu vernehmen gegeben und gebeten, wesmaßen er von des jetzigen Königs in Preußen Majestät Zum Geheimen Rath, Vice=Kantzler und Professor nach Halle beruffen worden, mithin er solcher vocation auf vorgängig erhaltene Unsere gnädigste Permission Zu folgen gewillet seyn, Wir dahero ihme die Erlaßung aus Unsern Diensten zuzustehen geruhen möchten, und deme hochbesagte Königl. Majestät Selbsten Unß um deßen Erlaßung ersuchen wollen: Als haben Wir in alleiniger Erwegung dieser hohen Vorschrifft erwehnten Regierungs=Rath und Professor die erbetene Demission hiermit in Gnaden ertheilen und gegenwärtigen Abschied Zustehen wollen. Urkundlich unter Unserer eigenhändigen Unterschrifft und beigedruckten Königl. und Fürstlich Secret=Insiegel gegeben.

Stockholm den (26. Sept.) 7. Octob. 1740.

(L. S.) Friedrich."

Die „Extraordinaire Europaeische Zeitung, 1740, Num. 89" aber schreibt:

„Berlin, den 29. Oct. Wir haben bereits bekannt gemacht, daß Se. Königl. Majestät den berühmten bisherigen Regierungsrath in Marburg, Herrn Wolff, nach Halle beruffen, ihn Zu dero Geheimbden Rath und Vice=Kanzler dortiger Universität Zu ernennen, und denselben zugleich Zum Professore des Natur= und Völker=Rechts, wie auch der Mathematic Zu erklären beschloßen haben. Nachdem nun wohlgedachter Herr Wolff den dieserwegen an ihn geschehenen Allergnädigsten Antrag anzunehmen sich erklähret, im Fall Sr. Königl. Majestät Von Schweden nebst dero Herrn Bruders, des Stadthalters hochfürstl. Durchlaucht in seine Entlassung einwilligen würden: so haben Unsers Königs Majestät nicht ermangelt, an beyden hohen Orten und insonderheit an dem erstern unterm 10. Sept. dießes lauffenden Jahrs dienliche Vorstellung Zu thun, welche dann auch Von gewünschter Würckung gewesen ist. Dann des Königs Von Schweden Maj. haben unter dem 26. Sept. aus Stockholm unserm König in Freund Vetter= und Brüderlicher Antwort wißen laßen, daß ob Sie gleich diesen Mann seiner bekannten Geschicklichkeit halber gerne länger behalten hätten, so wären Sie doch Zu Bezeugung dero für Unsers Königs Majestät hegenden besonderen Consideration und Freundschafft entschloßen, ihm sowohl den Abschied als die Erlaubnis, daß er die angetragene Station übernehmen möge, zu ertheilen. Diesemnach wird mehrerwehnter Herr Wolff nunmehr seine Abreise aus Marburg ohne Zweiffel beschleunigen, um die ihm aufgetragenen fuctiones (!) in Halle anzutreten."

Mit fürstlichen Ehren in dem neuen Wirkungskreis empfangen, vermochte doch der 62jährige Mann die Erwartungen, die man in ihn setzte, nicht mehr völlig zu erfüllen. Die Gunst der Hörer verlor sich bald. Glänzendere Gestirne waren bereits am geistigen Horizont Deutschlands aufgestiegen, sein Stern war im Niedergange. Zwar hielt er noch vierzehn Jahre lang Vorlesungen, doch seinen Ruhm hatte er längst überlebt. Alle Ehrungen — der Kurfürst von Bayern erhob ihn in den Stand der Reichsfreiherren — vermochten ihn dafür nicht zu entschädigen, daß er das ganze philosophische Denken Deutschlands nicht mehr wie vormals beherrschte. Selbst Geister wie Kant sind von ihm abhängig gewesen. Die rastlos fortschreitende Entwicklung der Menschheit bewegte sich bald in anderen Bahnen, die zu beschreiten er freilich energischen Anstoß gegeben hatte.

Ein Künstlerpaar.

(Eine Erinnerung.)

Von H. Keller-Jordan.

Es waren nur wenige Gäste, die sich in dem Musikzimmer der Damen des Hauses zusammengefunden hatten. Sie waren bedeutende Künstlerinnen, von denen die eine sogar durch ein dreibändiges klassisches Werk Weltruf hatte. Man fühlte sich wohl in ihrem Salon, wo man sicher sein konnte, bedeutende Menschen zu finden. Heute war es besonders ein junges Ehepaar, welches sie mit uns bekannt zu machen wünschten. Er, Professor an der Universität, sie die Tochter eines Berliner Gelehrten, ein bildschönes, interessantes junges Weib, die sozusagen der Famulus ihres Mannes bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten sein sollte. Als wir ins Zimmer traten, fiel mir ihre schlanke, ausdrucksvolle Erscheinung auf. Sie lehnte am Fenster, durch dessen lichte Stores das schneeige Winterdämmern drang und mit den Flammen des Lüsters kämpfte. Diese stimmungsvolle Beleuchtung lag auf dem dunkeln Kopf der schönen Frau und glitt an ihrer Gestalt nieder.

Der Mann, wenn ich nicht irre, Physiker, interessierte mich weniger. Man hatte diese Art von Gelehrten schon oft gesehen und wußte auch, daß man, wenn man nicht besondere Neigung für ihr Fach hatte, bei einer Unterhaltung riskieren könne, eine vage Ebene zu durchirren.

Während ich mit einer der Damen sprach, berührte mein Ohr plötzlich eine wunderbar weiche Frauenstimme, melodisch und innig, sodaß sie mir bis ins Herz drang. Ich hatte das Öffnen der Thüre nicht bemerkt und befand mich einer Dame gegenüber, deren Name mir längst durch ihre reizenden Märchen bekannt war. Auch sie hatte von mir gehört und gewünscht, mir näher zu treten. Es war uns Beiden, als hätten wir uns längst gekannt, und unsere Hände schmiegten sich innig und verheißungsvoll ineinander. Sie war eine große, stattliche Blondine, noch jung und anmutig, mit zauberischen Märchenaugen, in denen man alles zu lesen vermeinte, was ihre reine duftige Phantasie geschaffen hatte.

„Männle, sieh' her, wen ich entdeckt habe," sagte sie, mich an der Hand zu dem ältern Herrn führend, dessen schöner, ausdrucksvoller Kopf mich frappierte. Er drückte mir die Hand und lächelte zu der Frau hinüber, deren Eindrücke auch die seinen sein mußten, das bemerkte man sofort. Wie das alles zu einander stimmte! Ein Paar so ungleich an Jahren und doch geschaffen für einander durch die Kraft einer großen Liebe und gegenseitigen Verständnisses. Ich war und blieb den ganzen Abend gefesselt, mit Augen, Kopf und Herz. Wenn der alte Herr sprach, er war Professor an der Akademie, so glaubte man sich in die Weimarer Zeit zurückversetzt, die vom Glanze moderner Errungenschaften geadelt und erhöht, neu erstanden sei. Sein tief metallenes Organ verklärte alles, was er sprach — ganz besonders die später improvisierten und vorgetragenen Dichtungen. Es ging von ihm ein Zauber aus, der sich auf die glückliche Vereinigung von Poesie und Kunst zurückführen ließ. Alles was er in sich aufgenommen hatte, war mit ihm verwachsen, und wenn er es wiedergab, sei es in Wort oder Bild, schien es etwas Anderes, etwas ihm allein Zugehöriges, dem seine eigengeartete Phantasie das Gepräge gegeben. Der Eindruck war ein mächtiger, den er auf uns auszuüben begann. Seine äußere Erscheinung blieb in vollkommenem Einklang mit dem, was er sagte, und die hochgetragenen Ideen fanden Ausdruck in den leuchtenden Augen und der Haltung des feinen Künstlerkopfes. Wir sprachen von allem Möglichen, von den Erzeugnissen alter und neuer Kunst, von der Entwicklung und den Auswüchsen moderner Richtungen, von der Notwendigkeit idealer Auffassung und der Pflicht, nach Freiheit und Unabhängigkeit zu streben bei künstlerischem Schaffen.

Es ging von dem Künstlerpaar ein Rausch aus, der alles Andere ausschloß, der junge Professor und seine in wissenschaftlichen Dogmen etwas eingeengte Frau saßen stumm und waren hier einmal in eine Welt der Anschauungen hineingezogen, die ihrem gewöhnlichen Gedankengange offenbar fern lag. Aber auch sie waren hingerissen und lauschten. Ich saß neben der Märchenfee und drückte ihr von Zeit zu Zeit die Hand. Ich wollte ihr ohne Worte sagen, wie sehr ich es begriff, daß sie diesen Mann mit jugendlichem Feuer umfaßte, der mehr als ihr Vater sein konnte. Ihre Augen strahlten, wenn er sprach, und die Worte, die sie mit ihrer sanften Stimme hinzugab, klangen wie süße Melodien zu einem ernsten gewaltigen Text.

Das Licht, von einem rosigen Schleier gedämpft, warf einen magischen Schein über den Tisch, um welchen wir uns zwanglos gruppiert hatten. Der Künstlergreis, ein Siebenziger, schien, in seiner anregenden begeisterten Weise zu sprechen, der Jüngste, und als wir uns später erhoben und seine so viel jüngere Frau sich hingebend an seine Schulter schmiegte, hatte man den Eindruck, als sei diese bereits zehn Jahre alte Ehe wirklich im Himmel

geschlossen. Es stimmte alles — am meisten das sonnige Glück in dem rosigen Antlitz der blonden Frau. Das zartblaue Band, welches ihr lichtes Haar zusammenhielt und der eigenartige etwas phantastische Anzug gaben ihr etwas Fremdes, Verirrtes, was wunderbar zu ihrer Erscheinung stimmte.

Als wir dann, ziemlich spät, auseinander gingen, wußten wir, daß wir uns nicht mehr verlieren würden, und ich freute mich nun auch, das Heim des seltenen Paares kennen zu lernen, dessen eigenartiges Gepräge ich mit mir nahm in meine Träume.

* * *

Wenn wir Menschen kennen lernen, die imstande sind, schlummernde Gedanken in uns zu wecken, eine ganze Welt lebendig zu machen und neue Gesichtspunkte anzuregen, so ist das ein Ereignis, dem wir einen Denkstein setzen möchten auf der langen Jahrstraße unseres Lebens. — Als wir wenige Wochen nach dem ersten Begegnen von unserem Künstlerpaare feierlich in dessen Heim empfangen wurden, fanden wir den wohlthuendsten Einklang mit den Insassen selbst. Ein Lichtmeer strömte uns entgegen und beleuchtete die schmale Galerie mit den wertvollen Gemälden, die uns zuerst in das Arbeitszimmer des Gelehrten und Malers führte. Ein merkwürdig stilvoller Raum, der im Gegensatz zu dem Salon und Korridor nur von einer verschleierten Lampe auf dem großen Arbeitstisch erhellt wurde. In der Zusammenstellung von Antiken, Bildern, Mappen und Sammelwerken lag für den ersten Blick eine geniale Unordnung, die aber für den Kenner wunderbar wirkte. Und zwischen diesem Kunstchaos, das sich bis auf einzelne Stühle erstreckte, bewegte sich die liebevolle, entgegenkommende Gestalt des Künstlers selbst, der, von inniger Sympathie auch für uns erfüllt, das rechte erklärende Wort für alles fand. Er zeigte uns teils Entwürfe, teils Kopien seines berühmten Totentanzes, seiner Faustgallerie und anderer genialer Schöpfungen. Ein Schüler, Verehrer und späterer Freund Schwinds, sprach er mit dankbarer Wärme von dem Meister und erklärte sein viel verzweigtes eigenes Können größtenteils aus den Anregungen, die er von diesem empfangen habe. Es waren Kämpfe gewesen, aus welchen, bei dem auch dichterisch reich Begabten, sich nach und nach die Kunst als Herrscherin emporgeschwungen, und es lag Wehmut in seiner Stimme, wenn er uns die vergilbten Manuskripte zeigte, die eine reiche Gedankenwelt in toten Lettern trugen. Vielleicht waren es diese doppelten Gaben, die seiner Persönlichkeit den herrschenden und zugleich demütigen Ausdruck verliehen, der unwiderstehlich fesselte. Man befand sich hier in einem Reich, in dem sich seit Jahrzehnten Geist, Talent und Seele vereinigt hatten, um es abseits von dem Alltagsleben zu einem Musentempel zu schaffen, der jeden mit sich empornehmen mußte, der hier verwandt im Denken und Fühlen war.

Die reizvolle, interessante Frau des Künstlers stand in der Thüre zum Salon, aus welchem eine Flut von Licht an ihrer Gestalt niedersank und golden auf der Schleppe ihres Kleides lag. Ihr Gesicht im Schatten des Gelehrtenzimmers trug den schönen Ausdruck einer in jeder Beziehung ausgefüllten Menschenseele. Sie wartete geduldig, bis ihr Mann sie bemerkte und, sich dann mit einer Liebkosung entschuldigend, sich mit den Gästen in den Salon begab.

Man blieb unwillkürlich ein paar Augenblicke auf der Schwelle stehen, bevor man in dieses von einer Anzahl Kerzen beleuchtete Zimmer trat. Inmitten der Lüster und an den Seiten goldgetriebene Wandleuchter, die mit der lichten Tapete und den gelben Seidengardinen, die auf den Boden niederfielen, harmonisch wirkten. In den Ecken ein paar lauschige Plätze, eine kleine Causeuse mit hingeworfenen Kissen, ein Flügel in dem Winkel, der nicht wie in den meisten Salons prahlerisch die Mitte beherrschte, und dazu die Tafel, mit den ausgesuchtesten Speisen. Es waren keine Reichtümer, die diesen Raum so behaglich machten, keine Dinge, die man mit Geld erwirbt, es war die Art, wie das zusammengetragen war, wie es stand, wie die Gemälde beleuchtet waren, wie die Farben stimmten. Es war der unsichtbare Künstlergeist, der durch diese Räume wehte, der Engel des Friedens, der seine Fittiche hier gesenkt hielt.

An der harmonisch geordneten Tafel, mit dem gestickten Tuch, den gemalten Tellern und den mit Liebe gewählten Speisen flogen die geflügelten Worte von Mund zu Mund. Der alte Herr wußte das Einfachste durch die Art, wie er auffaßte und sprach, dichterisch zu gestalten. Was er von seinen Erlebnissen erzählte, von dem Begegnen mit bedeutenden Menschen, die Art, wie er dachte und fühlte, lag so weit ab von der sturmgejagten Lebensweise moderner Zeit, daß man in einem stillen Garten vergangener Tage zu weilen meinte, wo die Lilien duften und die Nachtigallen singen. Der Künstler fand das Leben so schön und bedeutungsvoll, er meinte, man müsse nur verstehen, es anzupacken, auch die alltäglichsten Dinge zu genießen und nicht mit der Gewohnheit gleichgiltig werden. Und wie faßte er seine Ehe auf! Wie hatte er es in seiner großen Liebe verstanden, die Talente seiner Frau zu erkennen und zu fördern. Sie malte, sie dichtete in ihrer Weise originell und poetisch und er freute sich daran, weil es so ganz anders war, als was er selbst und andere schufen. Sie wäre

niemals in andern Händen das geworden, was sie war, und daß sie das fühlte und beglückte, war ihr größter Reiz. — Als man nach Tisch zusammenrückte und sich in stiller Beschaulichkeit der Ruhe hingab, spielte eine junge Künstlerin in dem Schattenwinkel am Flügel Bachsche Fugen und Wagnersche Motive aus den Meistersingern. Zum Schluß kam ein Adagio von Beethoven, sanft und getragen, wie es uns allen sympathisch war.

Bevor wir uns an dem Abende trennten, führte mich die liebenswürdige Frau den langen Korridor entlang in ihr Wohn- und Eßzimmer. Sie hatte die Thüren und Schränke mit phantastischen Arabesken bemalt, das Fenster mit Blumen dekoriert, Sopha und Tische mit gestickten, in grotesken Mustern leuchtenden Decken behangen, die dem kleinen schön proportionierten Raum einen wohlthuenden Reiz verliehen. Und als sie gar die hohe Spiegelthüre öffnete, glaubte man eines der Märchengebilde Schwinds vor sich zu sehen, so eigentümlich phantastisch stand das große mit Spitzen verhüllte Bett unter der rotseidenen Gardine. Wie gemacht für die reizende Märchenerscheinung.

Ich nahm ein neues Stück Welt mit mir in mein stilles Heim und freute mich schon im voraus auf die wohlthuenden Plauderstunden, die wir von Zeit zu Zeit in dem kleinen lauschigen Wohnzimmer verbringen würden.

Draußen tobte wieder das geräuschvolle Leben, die Trambwagen fuhren dröhnend und pfeifend hin und her, und die Menschen, die an uns vorüber eilten, trugen die Spuren sorgenbelasteter Alltäglichkeit.

* * *

Die Bäume in der Schwabingerlandstraße glitzerten im Rauhreif und der kalte Dezemberwind jagte den Schnee von den Dächern. Es war Winter. Winter wohl auch im Herzen der armen Künstlerin, die nun ihr frühes Witwenheim da draußen, ganz einsam, abseits vom Geräusch der Großstadt, aufgeschlagen hatte. Ich war ihr seit den ersten dunkeln Trauertagen, wo sie einer Niobe gleich starr durch die Räume ging und ihren Schmerz noch nicht zu fassen vermochte, nicht wieder begegnet. Sie war lange fort gewesen, wie ich selbst, aber nun zog es mich zu ihr mit wehmütiger Sehnsucht. Wie würde sie sich in das Ungeheuerliche gefunden haben? Wie die Einsamkeit ertragen, die kein kluges Wort, kein anregender Blick des Gatten mehr erwärmen sollte? Sie das hilflose Märchenkind, um dessen Schultern einst der edle und bedeutende Mann, schützend und behütend, den Mantel der Liebe gelegt.

Das Haus, in welches ich trat, lag einsam an einem Platz, der nur erst teilweise bebaut, sich seitwärts in die im glitzernden Schnee leuchtende Ebene dehnte. Es mußte schön da drinnen in dem Erker sein, der den Blick ins Weite gab, schön und gedankenanregend für jemanden, der mit der Außenwelt abgeschlossen hat und für den mit ihm eng verwachsenen Toten leben will. Wenn ich nicht schon früher gewußt hätte, daß bei hervorragend psychischen Naturen das Zusammenleben auch noch nach dem Tode etwas Beglückendes haben könne, so wäre es mir hier in den Zimmern, bei der in ihrem Schmerz gereiften Frau, zur Überzeugung geworden. Die drei ineinander gehenden Räume waren ein Mausoleum der Liebe, sowohl in der Verteilung der Gemälde ihres Mannes und der Gegenstände, wie in der Meisterschaft, mit welcher Kunst, Poesie und Schmerz hier zum Ausdruck gebracht wurden. Diese Stimmung konnte nur eine feinfühlige, von Geschmack geschulte Seele ermöglichen.

In dem Erker des kleinen Salons hatte man zwischen molligen Gardinen, Teppichen und Blattpflanzen den Blick ins Freie; im Nebenzimmer lagen auf dem großen Arbeitstische die Malereien, an welchen die Künstlerin soeben noch gearbeitet hatte, feindurchdachte Illustrationen zu den Märchen und Erzählungen, die sie erfand.

Was sie dachte und sprach, während sie in ihrem schleppendem Trauergewande mich durch die Räume führte, stand in Beziehung zu dem Verstorbenen, es betraf seine Kunst, seine ideal angelegte Seele, seine grenzenlose Liebe zu ihr selbst. Dieser herbe Verlust hatte sie nicht elend zerbrochen, sie jammerte *nicht um etwas, das nicht zu ändern war*, sie las die Perlen zusammen, die er auf ihren Lebensweg gegeben hatte, und nahm aus den Trümmern, was sich verwerten ließ, um würdig ihm nachzuleben. Sie hatte mit dem Schmerz gerungen, um ihm die einzige Seite abzugewinnen, die es ihr ermöglichte, nicht zu erliegen. Man erkannte das an dem Ernst und dem stillen Weh, das über ihren Zügen lag. Aus dem glücklichen Märchenkind war eine gereifte, stille Frau geworden, die wußte, was sie wollte, und daß der einstige Besitz des seltenen Mannes ihr heilige Verpflichtungen auferlegte für ihr weiteres Leben.

In diesem Sinne sprach sie von ihm. Ihr Geist, ihr Denken, alles was sie beseelte, wurzelte da zu tief, als daß sein Verlust, wie bei so manchen Menschen, sich austoben ließ in unwürdigem Jammer, um dann schließlich zu zerflattern wie der Schnee, der gegen die Fenster weht. Ihr gegenseitiges Verstehen hatte in seinem Keime unsterbliche Substanzen und die gaben der verlassenen Frau Stoff genug, um darauf weiter zu bauen. Sie hatte in ihrer schönen, hohen Gestalt, welcher der Schmerz ein tiefernstes Gepräge gegeben, etwas Heldenhaftes,

etwas, das sie selbst sich schwer errungen und das sie stählen mußte gegen alle Zufälle und Schicksale ihres weiteren Lebens.

Als wir zusammen im Erker saßen, las sie mit ihrer weichen einschmeichelnden Stimme eine Hymne, die ein Mitglied des eigenartigen Ritterbundes, dem der Verblichene zugehört, ihm geweiht hatte. Der Hymnus schilderte in poetischen Bildern den Zug der Ritterschaft auf dem letzten Wege des Verewigten, die Bestattung der Gebeine in den Mauern seines Phantasie-Schlosses, welches die Flammen dann verheerend in Asche legten. Nur des Verstorbenen geistige, ideale Bestrebungen sollten weiter leben in dem Bunde selbst. Alles fingiert und wie die Statuten auf Phantasie und Allegorie aufgebaut. Es war eine tief sich ins Gedächtnis prägende Stunde. Das dämmernde Licht draußen fiel mehr und mehr erbleichend auf die Gestalt der Frau, deren Züge in diesem Augenblick ein Gemisch von Schmerz und Glück trugen. Als dann die Lampe ihr verschleiertes Licht über die Wände warf, seitlich die grünseidenen Gardinen des Alkovens streifte und über die Bilder zuckte, hatten diese Räume in der That etwas Märchenhaftes, etwas ganz allein der Künstlerin Zugehöriges, was eng mit ihrem Sein verknüpft sein mußte.

Was sie dann erzählte aus ihrem Elternhause, von ihren Schwestern, von dem Unbewußten ihres eigenen Wertes, von dem Aufblühen ihrer Fähigkeiten durch die Güte und Liebe des Geliebten — da war alles in vollkommener Harmonie mit ihr selbst und allem, was sie umgab. Sie entrollte dunkle Schicksale bedeutender Vorfahren, mit denen erst die Folgen versöhnen konnten, wenn die herbsten Wunden vernarbt und die Zeit darüber gegangen war. Man lernte durch diese Erzählungen auch die Dulderin noch besser verstehen und erkannte die feinen Fäden, durch Generationen gesponnen, die sie zu dem edeln Gebilde geschaffen, was sie heute war. Aber das Beste und Höchste, das wußte sie, hatte doch Derjenige hinzugethan, in dessen Geist sie weiter leben und schaffen wollte.

* * *

Das Künstlerpaar, das in der vorstehenden Erinnerung geschildert wird, sind Professor **Eduard Illé** und seine Gattin, die durch ihre reizenden von ihr selbst illustrierten Kinderbücher bekannte **Marie Berg**. Professor Illé starb zu München im Jahre 1901. D. Red.

Hessische Totenschau von 1902.

Landgerichtsdirektor Geheimer Justizrat **Adolf Wippermann**, 62 Jahre alt, Kassel, 6. Januar. — Schriftsteller **Richard Jordan**, 43 Jahre alt, Charcas in Mexiko, 6. Januar. — Geh. Sanitätsrat Dr. med. **Theodor Gießler**, 68 Jahre alt, Kassel, 10. Februar. — Oberstleutnant z. D. **Rudolf Hofmann**, 82 Jahre alt, Fulda, 17. Februar. — Professor Dr. **Lahs**, 62 Jahre alt, Marburg, 20. Februar. — Professor **Max Büdinger**, 83 Jahre alt, Wien, 23. Februar. — Amtsgerichtsrat a. D. **Joh. Konrad Dallwig**, 79 Jahre alt, Felsberg, 2. März. — Schriftsteller **Karl Münch**, Berlin, 9. März. — Fräulein **Friederike Kauffmann**, 78 Jahre alt, Kassel, 14. März. — Superintendent **Wilhelm Fürer**, 60 Jahre alt, Stettin, 16. März. — Pfarrer **Karl Eduard Fürer**, 71 Jahre alt, Haus Rockenau bei Eberbach in Baden, 17. März. — Oberstleutnant **Georg Herrlein**, Gießen, 19. März. — Bürgermeister **Hartmann Ludwig**, Treysa, 19. März. — Kurhessischer Leutnant a. D. **Rudolf von Kaltenborn-Stachau**, Merrill in Nordamerika, 25. März. — **Prinz Friedrich Wilhelm von Ardeck**, 43 Jahre alt, Warmbrunn, 1. April. — Königl. Kustos und Vorstand des Naturalien-Museums Professor **August Lenz**, 73 Jahre alt, Kassel, 2. April. — Königl. Polizeirat a. D. **Emil Thomaszik**, 74 Jahre alt, Schmalkalden, 2. April. — Früherer Rechtsanwalt beim Reichsgericht Geheimer Justizrat **Gottfried Ludwig Fenner**, 72 Jahre alt, Leipzig, 5. April. — Domdechant **Philipp Engel**, 72 Jahre alt, Fulda, 7. April. — Pfarrer **Wilhelm Immanuel Vilmar**, 61 Jahre alt, Melsungen, 12. April. — Vortragender Rat im Reichseisenbahnamt Wirklicher Geheimer Oberbaurat **Wilhelm Streckert**, 71 Jahre alt, Berlin, 13. April. — Landesbibliotheksſekretär a. D. **Leonhard Schultheis**, 81 Jahre alt, Kassel, 13. April. — Oberlehrer Professor Dr. **Oskar Kius**, 53 Jahre alt, Kassel, 14. April. — Ehemaliger kurfürstlicher Auditeur Sekretär a. D. **Joseph Schwank**, 82 Jahre alt, Frankfurt a. M., 15. April. — Kunstmaler **Siegmund Gerechter**, 51 Jahre alt, Kassel, 19. April. — Geheimer Justizrat **Edmund Mackelden**, 79 Jahre alt, Fulda, 24. April. — Direktor Dr. **Richard Koenig**, Schlierbach, 8. Mai. — Geheimer Ober-Justizrat Dr. jur. **Anton Schultheis**, Landgerichtspräsident z. D., 79 Jahre alt, Marburg, 13. Mai. — Rechnungsrat **Peter Merklinghaus**, 69 Jahre alt, Bonn, 18. Mai. — Großhändler **Louis Reuse**, 59 Jahre alt, Wilhelmshöhe, 29. Mai. — **Fürst Wilhelm von Hanau und zu Horschowitz**, 65 Jahre alt, Schloß Horschowitz in Böhmen, 3. Juni. — Hofopernsänger **Ferdinand Jäger**, 64 Jahre alt, Wien,

13. Juni. — Königl. Oberbergrat a. D. Julius des Coudres, 79 Jahre alt, Kassel, 26. Juni. — Königl. Oberförster a. D. Konrad Cornelius, 88 Jahre alt, Sooden a. d. W., 28. Juni. — Pastor August Sippel, 59 Jahre alt, Thawville, Illinois, Nordamerika, 1. Juli. — Professor Dr. Wilhelm Kießelbach, 62 Jahre alt, Erlangen, 4. Juli. — Außerordentlicher Professor der Theologie Lic. Dr. Richard Kraetzschmar, 34 Jahre alt, Marburg, 8. Juli. — Verwitwete Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg, Großnichte des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, 91 Jahre alt, Alexisbad, 10. Juli. — Großherzoglich badischer Fabrikinspektor Dr. Wörishoffer, 63 Jahre alt, Karlsruhe, 18. Juli. — Frau Mathilde von Bodenstedt, geb. Osterwald, 78 Jahre alt, Wiesbaden, 19. Juli. — Oberstleutnant a. D. Wilhelm Ritter von Breithaupt, 49 Jahre alt, Kiel, 20. Juli. — Pfarrer a. D. Klingelhöfer, Juli. — Major a. D. Alexander von Dörr, Halle a. S., 27. Juli. — Lehrer und Schriftsteller Kurt Ruhn, 54 Jahre alt, Kesselstadt, 28. Juli. — Sanitätsrat Dr. Eduard Neussell, 85 Jahre alt, Rodenberg, 28. Juli. — Oberforstmeister a. D. Adolf Küster, 76 Jahre alt, Marburg, 11. August. — Generalleutnant z. D. Ferdinand Freiherr von Dörnberg zu Herzberg, 69 Jahre alt, Kassel, 15. August. — Forstmeister a. D. August Kayser, 87 Jahre alt, Wächtersbach, 8. September. — Königl. Baurat a. D. Karl Blanckenhorn, 81 Jahre alt, Kassel, 14. September. — Amtsgerichtsrat Hermann Zimmermann, 46 Jahre alt, Schlüchtern, 30. September. — Königl. Forstmeister a. D. Wilhelm Rausch, Hersfeld, 1. Oktober. — Geheimer Sanitätsrat Dr. Karl Klingelhöfer, 75 Jahre alt, Kirchhain, 6. Oktober. — Domänenpächter Lorenz Zimmermann, früherer Landtagsabgeordneter, 79 Jahre alt, Schlüchtern, 10. Oktober. — Generalleutnant z. D. Karl von Wurmb, 63 Jahre alt, Charlottenburg, 10. Oktober. — Kunstmaler Hans Fehrenberg, 33 Jahre alt, Bremen, 27. Oktober. — Schriftstellerin Frau Luise Braun, geb. Stamm, 54 Jahre alt, Berlin, 9. November. — Amtsgerichtsrat a. D. Anton Maier, 86 Jahre alt, Fulda, 26. November. — Königl. Baurat a. D. Karl Bücking, 80 Jahre alt, Marburg, 21. Dezember. — Fabrikant Adolf Wever, Mitglied der Handelskammer, 71 Jahre alt, Hersfeld, 24. Dezember.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Geschichtsvereine. In der am 18. Dezember stattgefundenen Sitzung des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Gießen hielt Herr Dr. Hans Glagau, Privatdozent der Geschichte an der Universität Marburg, einen Vortrag über „Landgraf Philipp den Großmütigen und die hessischen Stände im Schmalkaldischen Krieg“. Redner, welcher Bearbeiter der hessischen Landtagsakten ist, verbreitete sich insbesondere über die Haltung der hessischen Ritterschaft dem Landgrafen gegenüber, und beleuchtete den Thatbestand, daß ein Teil derselben 1547 diesem Fürsten Schwierigkeiten verursachte, da einige ihrer einflußreichen Mitglieder auf der Seite des Kaisers standen und den hessischen Adel aufzuwiegeln suchten, um mit Umgehung des Landgrafen Frieden zu schließen. Infolgedessen berief Philipp die Stände zusammen, legte ihnen seine Handlungsweise dar und gewann sie für seine Anschauung, nur unter für ihn annehmbaren Bedingungen, aber nicht um den Preis seiner Ehre, zum Frieden gelangen zu wollen. Obwohl eine Anzahl der hessischen Ritter sich in Homberg versammelt und ein Schreiben an Philipp über die Verteidigung des Landes gerichtet hatte, so wußte dieser doch durch gütiges aber festes Auftreten die Gärung im Keime zu ersticken. Auf dem am 7. Juni in Kassel abgehaltenen Landtag bewiesen die Stände sich äußerst opferwillig, indem sie dem Fürsten, trotz der schlechten finanziellen Lage, 150 000 Mark bewilligten. Die Haltung der Stände kann also den Landgrafen nicht zu seiner bald darauf erfolgten Unterwerfung geführt haben, sondern es wird dieselbe durch die im allgemeinen für ihn ungünstige politische Lage veranlaßt worden sein.

Ebenfalls über Philipp den Großmütigen sprach am 19. Dezember im Marburger Geschichtsverein Herr Dr. Huyskens, Volontär am königlichen Staatsarchiv, und zwar über den „Versuch Philipps zur Säkularisation der Deutschordens-Ballei Hessen“. Bereits 1527 hatte der Landgraf infolge der Beschlüsse der Synode und des Landtags zu Homberg den Versuch gemacht, die Mitverwaltung im deutschen Hause bei Marburg zu erlangen, ohne sein Ziel zu erreichen. Als jedoch zwölf Jahre später durch die von dem Landgrafen vorgenommene Beseitigung der Reliquien der heiligen Elisabeth sich Streitigkeiten mit dem Orden erhoben, ging der Landkomtur Wolfgang Schutzbar gen. Milchling außer Land, und als er 1543 zum Deutschmeister gewählt wurde, ernannte er Johann von Rehen zum Landkomtur der Ballei Hessen. Diese Umstände benutzte Philipp dazu, einen abermaligen Versuch zur Säkularisation der Ordens-

besitzungen, die sich bis in das Mainzer Gebiet und bis nach Thüringen erstreckten, zu machen. Er ergriff Besitz von dem Marburger deutschen Hause, sowie von den Ordenshäusern zu Amöneburg, Kirchhain, Felsberg, Fritzlar, Schiffenberg und Wetzlar. Die andern Besitzungen des Ordens aber wurden von dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Herzog Moritz von Sachsen geschützt. Die von dem Landgrafen angestrebte Säkularisation hatte aber keinen bleibenden Erfolg, der Orden wandte sich an den Kaiser, und Philipp, der bei seinen Verbündeten in dieser Angelegenheit keine Unterstützung fand, mußte 1545 die Ballei wieder freigeben.

Verleihung. Dem ersten Staatsanwalt Herrn Otto Wippermann in Erfurt, geboren 1845 in Kassel, drittem Sohne des 1857 verstorbenen kurhessischen Staatsrats, ist der Titel „Geheimer Justizrat“ verliehen. Otto Wippermann war 1875—77 Gerichtsassessor in Rinteln, Herford, Hagen, Wiesbaden, 1877 Staatsanwaltsgehülfe in Rinteln, 1879—87 Staatsanwalt in Münster, 1887—92 erster Staatsanwalt in Hechingen, seitdem in Erfurt.

Rechnungsrat Merklinghaus. Von sehr geschätzter Seite geht uns die folgende Mitteilung zum nachträglichen Abdruck zu: Am Pfingstsonntage, 18. Mai 1902, starb in Bonn a. Rh. in fast vollendetem 70. Lebensjahre der in weiten Kreisen bekannte und hochgeachtete Rechnungsrat a. D. Herr Peter Merklinghaus, Vorsitzender des rheinischen Genossenschaftsverbandes. Derselbe, ein geborener Rheinländer und mit dem Herrn von Möller nach Kassel gekommen, bekleidete unter diesem ersten Oberpräsidenten und dessen drei Nachfolgern, von Bodelschwingh, von Ende und Graf Eulenburg, das Amt eines Oberpräsidialsekretärs. Danach war derselbe an der Königlichen Regierung in Wiesbaden thätig, woselbst er 1886 „Die Verwaltungsgesetze für die Provinz Hessen-Nassau“ herausgab. Von Wiesbaden wurde er als Königl. Rentmeister nach Köln versetzt. Nachdem er hier seine Pension genommen hatte, siedelte er nach vorübergehendem Aufenthalte in Düsseldorf nach Bonn über und widmete sich, wie er es schon in Kassel gethan, der volkswirtschaftlichen Thätigkeit. Von der Königlichen Regierung erhielt er den Auftrag, Vorträge über die Vorteile des Genossenschaftswesens zu halten, infolge dessen viele Genossenschaften in der Rheinprovinz entstanden. Merklinghaus wurde mehrfach zu den Beratungen des Direktoriums der Zentralgenossenschaftskasse nach Berlin berufen und fanden seine Vorschläge bei Errichtung der Statuten des segensreichen Instituts volle Würdigung. Obschon in den letzten Jahren körperlich schwer leidend, hörte er nicht auf, unermüdlich thätig zu sein. Ein Herzschlag machte unvermutet seinem Leben ein Ende. — Die beiden Söhne des Verstorbenen befanden sich schon zu Lebzeiten des Vaters in öffentlicher Stellung. Der jüngere, Dr. phil. Otto Merklinghaus, ist Gymnasiallehrer in Bonn. Der ältere, Dr. jur. Peter Merklinghaus, besuchte s. Z. das chinesische Seminar in Berlin, widmete sich dem auswärtigen Dienste und wurde der deutschen Gesandtschaft in China zugeteilt, woselbst er alle Leiden der bekannten Einschließung mit durchmachte. Zur verdienten Erholung in die Heimat beurlaubt, erhielt er die Ernennung zum Dolmetscher und wurde 1901 mit der Verwaltung des Konsulates in Tschifu betraut.

Personalien.

Verliehen: dem Landgerichtspräsidenten z. D., Geh. Oberjustizrat Dr. von Stockhausen aus Kassel, z. Zt. in Blankenburg am Harz, der Rote Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub; dem Landgerichts-Direktor z. D., Geh. Justizrat Müller in Kassel der Kronenorden 2. Kl.; dem Landgerichtsrat z. D. Gleim und dem Amtsgerichtsrat Poppelbaum in Marburg der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Eisenbahn-Stationsvorsteher 1. Kl. Schulze in Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Rektor Iffert zu Kassel, anläßlich seines 50jährigen Amtsjubiläums, dem Direktor des Gesamtbergamts Schultze zu Obernkirchen und dem früheren Besitzer des Homberger Kreisblattes Friedrich Reucker zu Homberg der Kronenorden 4. Kl.; dem Rechtsanwalt und Notar Dörffler in Marburg der Charakter als Justizrat; den praktischen Ärzten Dr. Eysell, Dr. Menche, Dr. Pfannkuch, Dr. Schwarzkopf und Dr. Sebold in Kassel, Dr. Wiederhold in Wilhelmshöhe, Dr. Emil Koch in Rinteln und Dr. Manns in Schlüchtern der Charakter als Sanitätsrat; dem Postdirektor Schlüter in Kassel der Rang der Räte 4. Kl.; den Oberamtmännern Baupel in Ermschwerd, Freise in Bingartes der Charakter als Königlicher Amtsrat, dem Domänenpächter Klostermann in Johannesberg der Charakter als Königl. Oberamtmann.

Geboren: ein Sohn: Apotheker Dr. Siebert und Frau, geb. Lerbs (Wilhelmshöhe, 17. Dezember); Pfarrer Francke und Frau Otti, geb. Schirmer (Kassel, 31. Dezember); eine Tochter: Kaufmann Adolf Lappe und Frau Wilhelmine, geb. Schiebeler (Kassel, 15. Dezember); Kaufmann Emil Schellschmidt und Frau Else, geb. Bohné (Kassel, 18. Dezember).

Gestorben: Bürgermeister Theodor Gerlach, 52 Jahre alt (Wanfried, Dezember); Lehrerin Fräulein Emilie Battenberg, (Kassel, 15. Dezember); Fräulein Luise Schwarzenberg, 67 Jahre alt (Königshof bei Hann. Münden, 16. Dezember); Kaufmann Karl Cordemann, Stadtverordneter, 59 Jahre alt (Hess. Oldendorf, 17. Dezember); Frau Professor Charlotte Herrmann, geb. Köppen (Marburg, 18. Dezember); Strafanstalts-Vorsteher Oberinspektor August Windemuth, 53 Jahre alt (Ziegenhain, 20. Dezember); Königl. Baurat a. D. Karl Bücking, 80 Jahre alt (Marburg, 21. Dezember); Militär-Intendantur-Sekretär a. D. Rechnungsrat Wilhelm Menk, 76 Jahre alt (Kassel, 22. Dezember); Fabrikant Adolph Wever, 70 Jahre alt (Hersfeld, 24. Dezember); Frau Wilhelmine Adam, geb. Prasuhn, 62 Jahre alt (Wahlershausen, 25. Dezember); Ober-Steuer-Kontrolleur a. D. Heinrich Schröder, 89 Jahre alt (Hersfeld, 26. Dezember); ehemalige Hofsängerin Auguste Podesta, geb. Molendo, 76 Jahre alt (Kassel, 29. Dezember).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 2. XVII. Jahrgang. Kassel, 16. Januar 1903.

Opfer der Liebe.

Ein Pfad von rotem Blut führt übers Land
Zum Fluß hinab, der träg die Welle schiebt.
Das ist die Spur von denen, die zu sehr —
Zu sehr, zu heiß und hoffnungslos geliebt.

Die ihre Herzen gaben ganz und gar
Für Einen hin, der nie danach begehrt,
Die das Phantom der ird'schen Leidenschaft
In tausend Gluten brennend aufgezehrt.
O, weint um sie! Sie sind der Tränen wert!
Geht nicht vorbei in kühler Schweigsamkeit!
Gedenkt der Qual! Sie fragten Tag und Nacht,
Und keine Antwort war für sie bereit.
Sie wollten Brot und fanden einen Stein,
Sie wollten glühend pressen ihren Arm
Um einen, der sie kalt und stolz verwarf.
Sie litten Schmerz und unermess'nen Harm. —
Steht still und betet, daß wir friedlich gehn,
Daß uns die Gnade ihre Tröstung leiht.
Daß wir nicht folgen wild und ungestüm
Dem Strom des Bluts, dem trüben Zug der Zeit.

Regensburg. **M. Herbert.**

Hüte Dich!

Hast Du die Schneefee schon gesehn
Über die schimmernden Felder gehn?
Blendete Dich ihre glitzernde Kron'? . . . .
Hüte Dich! Hüte Dich, mein Sohn!

Wagt sich ein Wandrer im Schnee zu weit
In die totstille Einsamkeit,
Wandelt er an des Verderbens Rand:
Fängt ihn das Schneeweib gar bei der Hand — —
Trügend und grausam ist die Fei . . . .
Hilft kein Flehn, hilft kein Schrei. . . . .
Wehe ihm, den sie zum Sterben verdammt!
Sie hüllt ihn tückisch in schwanweißen Sammt
Und harrt, bis er schlummert, am Lager sein.
Schlafe, mein Sohn, im Schnee nicht ein!

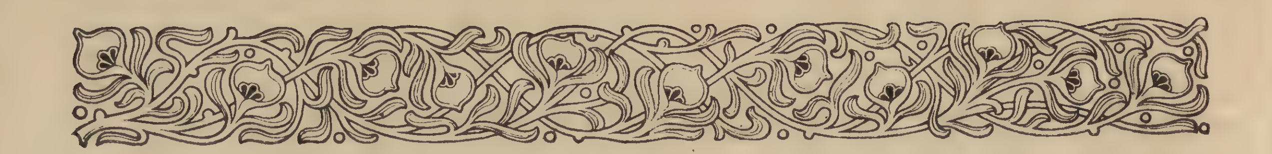
Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Aus der Nacht.

Der Nacht entnehm' ich meiner Not Vertrau'n.
Sie läßt so tief-erlösende Laute
Von allen Sternen in die Stille gehn,
Daß ich nur lausche.
Dieses Lauschen löst
Die Seele los von lähmender Tageslast.
Es greifen hundert Geisterhände her
Und heben hurtig allen dunklen Harm
Hinauf ins Licht . . . . Und wie ein silberner Saum
Die düstre Abendwolke selig säumt,
So strömt ein starker Sternenschein um meinen Pfad
— Und aus der Nacht flog schon das Herz nach Haus.

Oberklingen. **Karl Ernst Knodt.**





Neuigkeiten von 1384.

(Mit einem Anhange.)

Von L. Armbrust.

(Schluß.)

Der Winter war damals nicht beliebt für große Kriegsunternehmungen, aber zwischen Hermann dem Gelehrten und Otto dem Quaden hatte sich der Zündstoff so gehäuft, daß der Brand nicht lange auf sich warten ließ. Am 27. Oktober 1384 zeigten 171 landgräfliche Mannen der Stadt Göttingen an[14]), daß sie Feinde des Herzogs Otto von Braunschweig geworden seien; sollten die Göttinger in den herzoglichen Dörfern und Gerichten Gut oder Leute haben, oder der Herzog in den göttingischen, so wollten sie die bekämpfen und für den angerichteten Schaden keine Einbuße an ihrer Ehre erleiden. Sämtliche Aussteller dieses Verwahrungsbriefes werden namentlich aufgeführt. An erster Stelle steht Ritter Hermann von Gladebeck. Zerstreut folgen drei andere Niedersachsen: die Gebrüder Arnold und Hans von Roringen und Ludolf von Rosdorf. Zu ihnen wird auch Ludolf von Tinkelnborg zu rechnen sein; er kämpfte im Sommer 1387 wieder auf Seiten Ottos des Quaden, geriet in dem Treffen auf den Streitäckern bei Rosdorf in göttingische Gefangenschaft und verbürgte sich mit andern dafür, daß der Herzog den Friedensvertrag mit der Stadt halten würde.[15]) Von Oberhessen sind nur wenige zu bemerken, Henne von Lauberbach, Curd von Kinzenbach und Henne von Weitershausen mögen genannt werden. Unter den niederhessischen Kriegsleuten ist Ritter Eckbrecht von Grifte bemerkenswert, der nach der Überlieferung drei Jahre später die Oberburg von Gudensberg so mannhaft gegen die drei feindlichen Fürsten verteidigte; ferner der oben erwähnte Wigand von Gilsa, Brun von dem Berge und Rudolf Koidel, der aber anscheinend im nächsten Jahre sich zu den Feinden des Landgrafen schlug, sowie Tile Schultheiße, der im Juli 1385 beim Brande Immenhausens in Gefangenschaft geriet. Zehn von den angeführten hessischen Mannen verfielen einige Jahre danach mit dem Landgrafen zusammen in den Kirchenbann, weil sie das Nonnenkloster Heida (bei Morschen an der Fulda) beschädigt hatten: Henne vom Ryne, Hermann Meisenbugh der Jüngere, Heinrich von Wikerso[16]), Henne von Lauberbach, Brun Franke, Hans Heiden, Hans von Riden, Heinrich von Creuzburg, Henchen Schutzen und Hans Hesse. Von Melsungen sind alle Burgmannen aufgeführt, der Schultheiß und ein Ratsherr, wohl der amtsführende Bürgermeister dieses Jahres. Selbst von der Familie Hundelshausen hatte sich ein Mitglied, namens Hans, angeschlossen. Aber auch er zeigte sich im folgenden Jahre feindlich. Nur drei von den 171 Mannen sandten genau vier Jahre später der Stadt Göttingen noch einmal einen Verwahrungsbrief: Ludolf von Gerterode, über dessen Räubereien im braunschweigischen Lande lebhaft geklagt wird[17]), Hans von Riden und Armetessche, dessen Name 1388 in Hans Armeasche entstellt ist.

Es ist möglich (aber kaum irgendwie zu erweisen), daß in diese Zeit drei Fehdebriefe gehören, die auf einer und derselben Seite des Göttinger Fehdebuchs verzeichnet sind. Die Göttinger erklären um Herzog Ottos willen im ersten dem „Junker Landgrafen von Hessen" den Krieg, im zweiten der Stadt Kassel. Im dritten sagen die Diener des Rats und der Bürger von Göttingen, nämlich drei von Schnehen, einer von Bovenden, einer von Ludolfshausen und andere, dem Junker Hermann, Landgrafen zu Hessen, die Fehde an.

Der Krieg begann. Bruno von dem Berge und Rudolf Koidel drangen Mitte Dezember in Niedersachsen ein und brannten das Dorf Grone (w. Göttingen) nieder, während der Reichenbacher Amtmann, Hermann Meisenbugh der Ältere, von Witzenhausen aus ihren Rückzug deckte. Einige Monate später erlitt Großen- oder Kleinen-Schneen (s. Göttingen), nach dem sich drei Göttinger Mannen nannten, dasselbe Schicksal.

---

[14]) Or.-Perg., untersiegelt von Otto Groppe von Gudenburg, im Stadtarchiv Göttingen. Siegel teilweise abgebröckelt.

[15]) Sudendorf VI, S. 204 Nr. 187 (1387, Aug. 8). — G. Schmidt, Urkundenbuch der Stadt Göttingen (Niedersächs. U.-B. VI) 1, S. 359 Nr. 328 Anm. (Ludolf v. Dinkelnburg).

[16]) D. h. Wickersrode s. Lichtenau.

[17]) Undatierter Fehdebrief im Fehdebuche des Stadtarchivs Göttingen. — Verwahrungsbrief von 1388, Okt. 28., bei G. Schmidt, Urkundenbuch der Stadt Göttingen 1, S. 360 Nr. 329.

Walther der Jüngere von Hundelshausen wird an dem Kriege von Anfang an lebhaften Anteil genommen haben. Allein nicht alle Fäden waren zwischen ihm und den Landgräflichen zerrissen, Boten gingen noch hin und her. Am 13. März 1385 schloß er sich dann aber, ebenso wie Eberhard von Buchenau, dem Landfriedensbunde an, mit dem Erzbischof Adolf und Herzog Otto ihre Kriegslust zu entschuldigen suchten. Die landgräflichen Mannen dankten dem Ritter Walther durch einen Besuch in Harmuthsachsen. So ging Hessen dem Unglückssommer 1385 entgegen. Zu den Plätzen, die es verlor, muß auch der Altenstein bei Allendorf an der Werra gehört haben, der noch lange im braunschweigischen Besitze blieb.[18])

Anhang.

[1384, um September.] Hermann Landgraf zu Hessen beklagt sich bei der Stadt Göttingen, daß der Herzog Otto von Braunschweig den Vertrag von 1381 Oktober 2. nicht halte, und bittet um Vermittlung.

Hermannus lantgravius Hassie.

Unsen vruntlichen grůz vor. *ir*[19]) ersamen wisen lute ratsmeistere und rat zu Gottingen lieben bisundern, also hertzoge Otte von Bruns*wic* schrib*it* und clagit, laszen wir uch wiszen[20]), daz wir sinen mannen und steden eir der tzit dicke und vil in *die*sin briefin geschribin und geclagit habin, wii her uns die unsin vorantwortit und vorantwortit hat gegin uns mit namen hern Walther[21]) von Hunoldeshusen den jungin, also alse her uns globit und gesworen hat, der unsin key*nen* inzunemene gegin uns in keyne wis und hilfet deme selben Walthere eynen borchliken buw buwen in unsir land uff daz unsir wedir unsin willen. also als wir daz dem eg*enanten* Walthere vorboten mit rechte, des her mit des eg*enanten* hertzogen Otten hulfe doch nicht enliez und ted daz widder recht und beschedenheit, also alz der selbe Walther unsir beseszin und gesworn man und burchman waz, ouch also wir gesworne globte und briefe han von dem eg*enanten* hertzogen Otten, daz her unsir land truweliche beschirmen und beschuren solde. hirobir sin wir van den sinen und van andern luden uz sinem lande und widdir darin gesc*h*int und geroubit mit namen van eyme der heiszit Büchener der uns vorlobt und vorsworn hat und des frauwe wonit zu Münden in siner stad. und ouch sint kouflute geschint und daz irre gnommen van sinen amptluden uff des[22]) richs und uff unsir strasze und andirs vil bedrangis und ungefugis geleget an uns und an de unsin. des wir und her tage beschi^e^den nach inhalde der briefe und die tage angerůmet[23]) wordin van beiden siiten, da wir beide unsir frunt solden hene senden. des waren unsir frunde kummen uff den weig den her widdirboit, also des nicht sin solde. darnach wir und her uff eynen tag quemen nach inhalt der briefe, da wir undereynander unsir frunt lieszen recht sprechin nach unsir iglichs ansprache und antworte, und unsir frunt gesprochin hatten, santen wir und unsir frunde hern Ebirharde van Buchenauwe deme obirmanne. und daz sine frunde gesprochin hatten, des enwart yme nicht, wiewol daz her uns[24]) daz vorbriefit, globt und vorsworn hatte in den selben briefen. hirober so hatte her van uns geclagit und gesch*ribin*, wii wir Walthere vorg*enant* sinen man gesellin und diener vorunrechten also her sagit an sinem erbe daz gelegin sii zu Ermetsaszen zu Milsungen und zu Swartzinberge: des begeren wir uch wiszen, daz daz manlehene und burglehene warin und van uns zu lehene gingen und der selbe Walther van uns enphangin hatte und uns darobir globit und gesworn hatte, als eyn man syme hern van rechte swerit. des han wir Walthern vorg*enant* vor uns geheischit zu lehendinge und zu lantdinge umme brüche und umme missehandelunge willen die her an uns und in unsim lande getan und begangin hat und han daz irfolgit mit rechte. und uns ist van lehindinges wegen sin lehen van unsin mannen ledich geteilet und wir sin gefürt und geantwortit in die lehene, also als daz uns unsir manne geteilt haben, der doch uns ein teil der vorg*enante* Walther mit des eg*enanten* hertzogen hulfe vorbehilt und behildet mit unrechte, da on der eg*enante* hertzoge Otte zu vorteidingit, also als der eg*enante* hertzoge Otte daz nicht

---

[18]) Sudendorf VI, S. 187, Nr 172 (1387, März); VIII, 39, Nr. 46 (1395); IX, 6, Nr. 13 (1399); X, 345, Nr. 134 (1406). — O. v. Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover II, S. 79. — [v. Hanstein] Urkundl. Gesch. des Geschl. v. Hanstein I, Urk. Nr. 170, S. 29 (1377, Okt. 1.); II, S. 91—98. — Landau, Hess. Ritterburgen II, S. 6, 8 u. s. w.

[19]) Das Kursivgedruckte ist von mir als Ergänzung hinzugefügt.

[20]) Die Handschrift wiederholt: laszin wir uch wiszen.

[21]) Walther und tuon ist mit und ohne h geschrieben; statt umme kommt auch umbe und umb vor, statt briefe it einmal brifé und vorbrifit.

[22]) Handschrift: dez.

[23]) Handschrift: angenůmet.

[24]) Handschrift: unz.

tun solde van briefe wegen, die her uns globt und gesworn hat und wir mit deme eg*enanten* hertzogen Otten zu tagin warin kummen umme den selben Walther und uff deme selben tage unsir frunde recht sprechin, also vor geschr*ibin* stet, pobir diit und pobir daz recht und pobir die eide und globte de her uns globt und gesworn hat. so vorteidingit her den eg*enanten* Walther to sinen unrechten, also des nicht sin ensolde. ouch also her schribit daz wir uns in des eg*enanten* Walthers erbe und gerichte sullen gekouft haben, des sollit ir wiszen, daz wir gekouft haben erbe und gerichte die van uns zu lehene gingen und sin nicht enwaren, also men daz in der warheit findet. ouch als her schribit umme die gesc*h*ichte de zu Casle sulle[25]) geschen sin als umme de rynnunge, darumme wir ome uff sine briefe wol eir geantwortit habin, wii uns unsir burger zu Cassel berichtit habin, wii dar eyn gerynne queme in die stad zu Cassel und vor de stad. also se do sehin, daz ez des hertzogen frunde werin, do lieszen sie sie[26]) mit synen fienden geworden, den gewunnen sie tzwei pherd ane und furten die mit on enweig, und ist daz berechtit an den obirman, als vorgeschr*ibin* stet. ouch als her schribit umme hern Hermanne van Gladeb*eke*, umme die von Rorungin und anders sine fiende, die on usz unsin sloszen und lande und darin roubin schinden und fůrschiszen sullen, daz en ist nicht geschen usz unsin sloszin und wedir darin, als daz kuntlich ist. ouch alse her schribit umme teydinge die wir mit deme hochebornen margraven Balthazar unssin lieben o^e^men und brudere sollen geteydingit habin [27]) *widder die briefe und die gesworen globte . . . des sollit ir wiszen daz* wir mit deme eg*enanten* nicht geteydingit enhabin, daz widder unse eide und globte sii und gunden yme . . . globte und eide rűrit de her uns getan hat, daz dem eg*enanten* unssin liebin o^e^men und brudere wislich ist. . . . daz der fient sii worden[26]) des eg*enanten* Walthirs syns mannes und gesellin, des wiszit daz der unrecht hat . . . n yme nicht abirmanen konde durch unrechtes vorteydingis willen des eg*enanten* hertzogen Otten daz . . . nt werdin daz her yme daz unrecht abirmante und sin ampt vor unrecht beschirmete.[28]) ouch . . . und deme nicht sollin gefolgit habin, als eyn recht ist, des bidden wir uch wiszin daz wir den . . . szin sitzin und gerechtit und georteilt ist, alse recht ist, also alse daz unsir manne und die unsin . . . n want nu der eg*enante* hertzoge tage hat widderbodin und gerechtit ist uff deme andern tage als . . . n die her uns globt und gesworn hat. hirumme bidden wir uch und begern, daz ir den eg*enanten* hertzogen . . . en fůrsten und uns tů, was her uns van briefe wegin phlichtich sii. des selben gelich wollen . , . dern zuerst tůn solle, also daz daz eyne daz andere nicht enphende. her schribit ouch daz yme vor . . . briefe widder gebin und nemen darynne her uns die eide und globte getan hat[29]) davon her schri- . . . nicht leide en sii. tede hers abir nicht unvertzogelich, so sehin wir wol daz yme vor uns also . . . gewalt widder sine briefe de her uns globt und gesworn hat und uns tage eyns widderbotin . . . folgit enhat, daz an yme bruch ist worden und nicht an uns. hirumme daz man de warheit sehe, . . . den fursten, also vorgeschr*ibin* stet. want leistetin wir andirs tage mit yme dan alzo vorgeschr*ibin* . . . want ir unsir darzu mechtich siit und uns daruff vorantwortit. kunden wir uwer anewi- . . . daz her daz in solchir masze an uns bracht hette, daz wir des nicht umme gegebin kůnden und begern . . . secret.

Stadtarchiv Göttingen: Suppl. lib. cop. dol. 1. III.

Das Papier, von dem links unten ein Viertel abgerissen ist, hat als Wasserzeichen einen Rindskopf mit einem Sterne.[30]) Es ist in Briefform gefaltet gewesen, eine Adresse fehlt aber. Auf der Rückseite befindet sich der Abdruck eines Siegels. Die Schrift ist gleichzeitig. Mancherlei deutet auf einen niedersächsischen Schreiber: van fast immer für „von“, un̄ (neben unde) häufig für „und“, ome und on für „ihm“ und „ihn“ oder „ihnen“, to vereinzelt (neben ztu, ztů, tzu, intzunemene) für „zu“, de für „die“.

Für die Datierung waren mir folgende Erwägungen maßgebend. Ritter Walther der Jüngere von Hundelshausen wird in dem Briefe sehr viel genannt, und Hermann Meisenbugh der Ältere, Amtmann zu Reichenbach, bezeichnet den Feldzug von 1385 als den Krieg des Bischofs, des Herzogs und Herrn Walthers (Küch S. 39, Nr. 49, 51, 52, 53). Im Briefe ist davon die Rede, daß dem Ritter

[25]) In der Handschrift ist n am Schlusse getilgt.
[26]) Ob hier einige Worte ausgelassen sind?
[27]) Von allen folgenden Zeilen fehlt die vordere Hälfte.
[28]) Bezieht sich vielleicht auf Hermann Meisenbugh den Älteren, Amtmann zu Reichenbach bei Lichtenau.
[29]) Durch Rückgabe der Vertragsurkunden sollte der Vertrag vom 2. Oktober 1381 für ungültig erklärt werden.
[30]) Dergleichen gibt es mehr auf den Archiven, teils aus der Kanzlei Hermanns des Gelehrten, teils aus späterer Zeit.

Walther durch ein Lehen- und Landding die Lehen abgesprochen wurden; und Hermann Meisenbugh verzehrte am 30. Juni 1384 acht Schillinge in Spangenberg, als das letzte Gericht über Walther den Jüngeren stattfand (Küch S. 34, Nr. 13).

Zu derselben Zeit führt die Erwähnung Eberhards von Buchenau. Im Briefe waltet Eberhard noch als Obmann des hessisch-braunschweigischen Schiedsgerichts und steht mit dem Landgrafen Hermann nicht in unfreundlichen Beziehungen. Seit Anfang Oktober 1384 wird sich dieses Verhältnis verschlechtert haben, weil die Ämter Rotenburg und Friedewald vom Landgrafen anderen Ritterbürtigen versprochen wurden.

Die von Roringen entzweiten sich (neben Hermann von Gladebeck) im Dezember 1383 ernstlich mit Otto dem Quaden und söhnten sich am 28. September 1385 wieder mit ihm aus (Sudendorf VI, S. 80 und 146, Nr. 70 und 130). Sie werden im Briefe gegen den Vorwurf verteidigt, daß sie von Hessen aus braunschweigisches Gebiet verletzten. Am 30. September und 27. Oktober 1384 lassen sie sich in Reichenbach bei Lichtenau nachweisen (Küch S. 34 Nr. 16, S. 35 Nr. 17, 20).

Landgraf Balthasar von Thüringen wird von Hermann dem Gelehrten noch „lieber Ohm und Bruder" genannt. Der September 1384 ist aber der letzte Monat, in dem so freundschaftliche Bezeichnungen möglich waren.

Vor dem 27. Oktober 1384 muß der Brief jedenfalls geschrieben sein; denn damals richteten die 171 hessischen Mannen an die Stadt Göttingen den Verwahrungsbrief, der den Kriegszustand zur Folge hatte.

Jean Paul Gissot,

kurfürstl. hessischer Kapitän und königl. westfälischer Oberst,

nebst Notizen über die Familie Gissot.

Nach authentischen Quellen und Überlieferungen bearbeitet und zusammengestellt

von Anna Bölke, geb. Gissot.

Beim Durchblättern alter Familienpapiere fiel mir ein vergilbtes Schriftstück in die Hand. Es ist ein alter Urlaubspaß für einen Grenadier des kurhessischen Infanterie-Regiments Kurfürst. An der Spitze des Passes prangen die Insignien des Regiments mit dem Wahlspruch: „Honi soit qui mal y pense", während neben der Unterschrift des Kompagniechefs der Regimentsstempel mit dem hessischen Löwen zu sehen ist. Unterzeichnet ist das alte Blättchen: Gegeben im Standquartier zu Kirchhain den 3. August 1806, Gissot, Capitaine. Das war mein Großvater. Seine Gestalt war für meine Brüder und mich stets mit einem gewissen Nimbus umgeben, wußten wir doch von unserm Vater, daß der Großvater als junger hessischer Offizier den Feldzug in der Champagne mitgemacht sowie bei der glänzenden hessischen Waffentat, der Erstürmung von Frankfurt a. M., wie ein junger Löwe gefochten hatte, daß er ferner bei der Belagerung und Einnahme der Festung Mainz gewesen war, dann in Flandern, Belgien und Holland gekämpft und beim Leibregiment in der Schlacht von Tourkoin unverwelkliche Lorbeeren gesammelt hatte. Auch daß der Großvater später, in der westfälischen Zeit, unter König Jérôme Bonaparte in Sachsen und Westfalen focht und schließlich auch als Oberst und Kommandeur eines westfälischen Linienregiments in Rußland gewesen war. Familien-Traditionen zufolge sollte sich der Großvater dort so rühmlich hervorgetan haben, daß er von König Jérôme, seinem besonderen Gönner, zum General ernannt und ihm der Adel verliehen ward. Nach weiteren Familien-Überlieferungen war der Kabinetskurier mit der Ordre in demselben Augenblick eingetroffen, als der Großvater, bei Dorogobusch in der Nähe von Smolensk am Typhus erkrankt, die Augen für immer geschlossen hatte, weshalb er auch später in den westfälischen Ranglisten nicht als General und von Gissot aufgeführt ward.

Dies und noch vieles Andere hatte uns der Vater erzählt, er selbst war 7 Jahre alt gewesen, als sein Vater, der damals in Mühlhausen in Thüringen, das ja auch zum Königreich Westfalen gehörte, in Garnison stand, mit den Westfalen nach Rußland marschierte; doch erinnerte er sich seiner noch ganz genau als eines auffallend schönen, hochgewachsenen Mannes, mit tief schwarzem Haar und leuchtenden blauen Augen. Herzzerreißend muß der Abschied damals gewesen sein von der Großmutter und den neun Kindern, von denen das jüngste erst 6 Wochen alt war; oft erzählte uns der Vater, wie bitterlich er geweint habe und wie er noch ein ganzes Stück mit dem Regiment gelaufen sei, wobei ihn die bärtigen Grenadiere in französischer Sprache mitleidig getröstet und geliebkost hatten.

So gebe ich denn in Nachstehendem ein Lebensbild meines Großvaters, und wenn ich in meiner Schilderung wohl hin und wieder den engen Rahmen einer Biographie etwas überschreite und manchmal außer Familiengeschichte auch ein Stückchen hessischer sowie westfälischer Geschichte streife, so erbitte ich mir schon im voraus die gütige Nachsicht der geschätzten Leser.

Etwas weit muß ich in die Vergangenheit zurückschweifen, bis in die Zeit der Hugenotten-Verfolgungen ums Jahr 1685 unter Ludwig XIV. Gleich Tausenden verließen meine Vorfahren nach der Aufhebung des Edikts von Nantes ihre Heimat Metz, wo sie ansässig waren und einem hochgeachteten Geschlechte angehörten. Sie wandten sich wie viele andere Flüchtlinge nach Hessen, wo Landgraf Karl, der erste deutsche Fürst, welcher dem Zorne des Königs Ludwig zu trotzen wagte, ihnen die gastlichste Aufnahme gewährte. In Kassel, wo sie sich niederließen, bekleideten sie vermöge ihrer Bildung und hohen Ehrenhaftigkeit bald die angesehensten Stellungen. Zum erstenmale taucht der Name Gissot in Kassel im Jahre 1690 auf, wo laut Kirchenbuch der Refugiés-Gemeinde am 3. August sich unser Ahne Denis Gissot mit Marie Courtail verheiratet. Der zweite Bruder Pierre vermählte sich am 16. Mai 1698 mit Louise Roland; er verzog nach Amsterdam, woselbst dieser Zweig der Familie in zahlreichen Nachkommen fortblühte. Aus der Ehe von Denis Gissot gingen fünf Kinder hervor, es waren dies: 1) Salomon, geb. den 20. September 1691, gest. den 2. April 1713; 2) Jean, geb. den 13. November 1693; 3) Elisabeth, geb. den 27. Dezember 1695, gest. unvermählt am 3. Mai 1734; 4) Judith, geb. den 25. Juli 1698, gest. am 3. Februar 1702; 5) Marie, geb. den 11. Dezember 1702, gest. unvermählt am 7. April 1744. Denis Gissot starb am 14. Juli 1725; am 3. Mai desselben Jahres verheiratete sich sein Sohn Jean, welcher Leibchirurg des Landgrafen Karl war, mit Marie Paret, und entsprossen dieser Ehe elf Kinder, sechs Söhne und fünf Töchter: 1) Marie, geb. den 8. November 1726; 2) Jean, geb. den 30. November 1728; 3) Elisabeth, geb. den 10. Oktober 1730; 4) Jean Daniel, geb. den 17. Mai 1732; 5) Jean Mathieu, geb. den 26. August 1733; 6) Louis, geb. den 31. August 1734; 7) Anne, geb. den 3. April 1736; 8) Charles, geb. den 27. August 1738, gest. am 24. April 1744; 9) Jean Christian, geb. den 15. Januar 1740, gest. am 16. Juni 1742; 10) Madelaine Antoinette, geb. den 3. Januar 1743, gest. am 9. März 1775; 11) Anne Charlotte, geb. den 22. Oktober 1744. Mein Urgroßvater Jean Gissot, welcher gleich seinem Vater Chirurg war und als Leibchirurg, später Hofchirurg des Landgrafen Friedrich II. eine angesehene Stellung bekleidete, verheiratete sich am 1. Juni 1763 mit Elisabeth Hian, und gingen aus dessen Ehe drei Kinder hervor: 1) Frédérique Charlotte, geb. den 18. Juni 1764; 2) Jean Paul, geb. den 18. Juni 1767; 3) Marie Louise, geb. den 7. Mai 1769. Meines Urgroßvaters Bruder Jean Mathieu stand im Regiment von Donop und machte als ältester Kapitän in diesem Regiment unter dem Kommandeur Oberst von Gosen den Krieg in Amerika von 1776—1784 mit. Er gehörte zur ersten Division unter Generalleutnant von Heister, Brigade von Mirbach, kämpfte bei Flatbush und vielen andern Punkten und kehrte glücklich aus dem Kriege heim. Noch lange Jahre lebte der wackere Haudegen als pensionierter Major in Kassel, woselbst er am 3. März 1804 im Alter von 70 Jahren unvermählt starb.

Der auf Jean Mathieu folgende Bruder Louis war Hofjuwelier des Landgrafen Friedrich II. Er vermählte sich am 22. Februar 1770 mit Jeanne Bacher, und es gingen aus dieser Ehe einige Töchter hervor, von denen die eine, Jeanne Antoinette Charlotte, am 4. November 1783 starb, während die andere die zweite Gattin eines Offiziers, Herrn von Sodenstern, ward. Aus dieser Ehe stammte die im Jahre 1894 zu Kassel verstorbene Frau Oberst Charlotte Brandau. Von den fünf Schwestern meines Urgroßvaters fanden zwei ihre Gatten in den ersten hessischen Offiziersfamilien, die älteste, Marie, vermählte sich mit Auguste Henri Fréderic d'Apell; sie starb hochbetagt zu Kassel am 26. Juli 1818. Die zweite Schwester Elisabeth blieb gleich den beiden jüngsten Schwestern unvermählt, während die dritte, Anne, sich mit Leutnant Bode verheiratete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sängerin Mara und ihre Beziehungen zu Kassel.

Von Dr. Karl Schwarzkopf.

Großen Feldherren und Staatsmännern ist es beschieden, in der Geschichte fortzuleben und von späteren Geschlechtern mit Ruhm und Auszeichnung genannt zu werden; aber auch dem von der flüchtigen Gunst des Publikums getragenen Volke der darstellenden Künstler gelingt es zuweilen, den bekannten Satz, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze winde, umzustoßen. Die Namen

großer Künstler, welche einst durch die Macht der Töne alle Herzen bezauberten oder durch ihr vollendetes Spiel jubelnden Beifall entfesselten, werden den noch kommenden Generationen meist nur dann geläufiger, wenn ihr bewegter Lebenslauf sie in Berührung mit weltgeschichtlichen Persönlichkeiten gebracht hat. Talma, der einst zu Erfurt vor einem Parterre von Königen seine nie erreichte Kunst zeigen durfte, würde längst vergessen sein, wenn nicht sein Verhältnis zum großen Kaiser ihn vor der Vergessenheit bewahrt hätte. Das Bild von Corona Schröter, die an den Ufern der Ilm einst zu so wunderbarer Schönheit sich entfaltete, würde längst von den düstern Fluten des Lethe hinweggeschwemmt sein, wenn nicht von dem Lorbeer, den sie einst unserm Wolfgang Goethe auf das Haupt gedrückt hat, auch einige Blätter auf sie herabgefallen wären. Auch unsere, einst vielgenannte Landsmännin, Gertrude Schmehling, die fast ganz Europa vor ihren Siegeswagen spannte und mit den schmelzenden Tönen ihres Gesanges Hoch wie Niedrig begeisterte, würde längst vergessen sein, wenn nicht Preußens großer König, ein Kenner der Noten wie der Schlachten, ihr seine Gunst in reichstem Maße erwiesen hätte und wenn nicht Goethe sie als Leipziger Student wie auch später noch in schwungvollster Weise gefeiert und besungen hätte. Gertrude Schmehling, später an den Cellisten Mara verheiratet, hatte das große Glück, in den Umkreis dieser beiden Sonnen eintreten zu dürfen, und damit war der kleinen Kasselanerin auch ein gewisser Platz in der Geschichte gesichert, da niemand von ihr vergessen wird, der sich einst in diesen Strahlen gesonnt hat.

Aus einer echten und unverfälschten Druselpflanze, mit allen guten und schlechten Eigenschaften einer solchen, hatte sich in dieser gottbegnadeten Künstlerin eine prächtige Blume entfaltet, die ihresgleichen nicht fand und allgemeines Erstaunen wie maßlose Begeisterung aller Orten hervorrief. Eine echte Druselpflanze kann aber die später so hochgefeierte Mara mit Fug und Recht genannt werden, da dieselbe ihre Kindheit in der Druselgasse in Kassel verlebt hat, jener kleinen und engen Gasse, die damals noch von der Drusel durchflossen wurde. Hier und in dem Hause, das lange Jahre die Wohnung des dritten Pfarrers von St. Martin war (in den Räumen, die einst Superintendent Wissemann bewohnte), hat die kleine Schmehling als Kind gespielt, herumgetobt, sich mit den Geschwistern gezankt, aber auch bereits reiche Proben ihres Talentes abgegeben.

Geboren ist Gertrude Schmehling allerdings nicht in diesem Hause der Druselgasse, auch nicht, wie irrtümlich erzählt und verbreitet wird, auf dem Turme der St. Martinskirche, wo der Legende nach ihr Vater Turmwächter gewesen sein soll, sondern in einem Hause des Altmarktes, der jetzigen Brüderstraße. Dieses Haus lag zwischen der alten Einhornapotheke, dem jetzt Metzgermeister Grunewaldschen Hause, und dem einst Wickschen Hause, das jetzt der Frau Kaufmann Willmans gehört. Hier, an der Ecke der Kettengasse, wohnte der Stadtmusikus Johannes Schmehling mit seiner Frau, einer geborenen Ellercamp, und hier wurde ihm am 23. Februar 1749 seine Tochter Gertrude Elisabeth ausweislich des Kirchenbuches der Brüdergemeinde geboren. Als von besonderem Interesse sei eine Abschrift aus dem Kirchenbuche hier beigefügt:

Getaufte Kinder anno 1749.

Monat, Tag	Nahme des Kindes	Nahme der Eltern und Taufpathen
Martis 3.	Gertrud Elisabeth nupta Mara celebr. cantrix adfuit Casselis 1821, April	Johannes Schmäling, Stadtmusici eheliche Tochter, so gebohren den 23. Februar Abends gegen 9 Uhr. Gevatterin ist gewesen Gertrud Elisabeth, Erdmann Schwarz, Schlossers Ehefrau.

Bemerkenswert ist hierbei der 1821 in lateinischer Sprache gemachte Nachtrag des damaligen Pfarrers der Brüdergemeinde, welcher die Anwesenheit der berühmten Sängerin in das Kirchenbuch eintrug, welche Bücher sonst nur außer Familiennachrichten von Feuersbrünsten oder Wasserfluten zu melden wissen. Auch dieser geistliche Herr muß unter dem Banne des Gesanges der Mara gestanden haben, da er sonst doch nicht das Kirchenbuch zu einer so außergewöhnlichen Eintragung benutzt hätte.

Auch drei Geschwister der Sängerin sind in dem von mir eingesehenen Kirchenbuche als verstorben und begraben eingetragen, deren Namen hier ebenfalls Erwähnung finden mögen.

Verstorben und begraben.

1741. Septbr. 7.	Karl Friedrich, Herrn Johannes Schmeling, Stadtmusici Söhnlein, alt 4 Jahr 9 Monath denatus 30. VIII.
1743. Septbr. 3.	Johannes, Herrn Johannes Schmeling, Stadtmusici Söhnlein, alt 2 Jahr 27 Wochen den. 31. August.
1745. Mai 28.	Anna, Herrn Johannes Schmehling, Stadtmusici Töchterlein, alt 15 Tage denata 27. V.

Die Mutter der kleinen Elisabeth starb bald nach deren Geburt und kurz darauf zog der Vater vom Altmarkt in die Druselgasse. Hier wuchs das Kind heran, anfangs schwächlich, rhachitisch, wenig versprechend für das Leben, aber mit elementarer

Gewalt brach sich schon zeitig hier ein Talent Bahn, das die kleine Schmehling gar bald zur Königin im Reiche der Töne erheben sollte. Noch in einem kleinen Stühlchen sitzend, entlockte das Kind einer alten Geige ihres Vaters Töne von wunderbarem Schmelz und von seltener Zartheit, wie man sie noch nie gehört hat.

Da der Vater, durch Nahrungssorgen und Mißgeschick schwer niedergebeugt, sich dem kränklichen Kinde nicht in genügender Weise widmen konnte, so nahm der durch seinen Edelsinn und seine Wohltätigkeit hochangesehene fürstlich hessische Postverwalter und Pächter des Fasanenhofes Johann Nebelthau sich der Pflege und Erziehung des Kindes an. Auch dessen Frau Marie Louise, die Tochter des aus Graubünden nach Kassel verzogenen Lehrers Pfister von Schweighusen, des Stifters der um unser Hessenland hochverdienten Familie dieses Namens, ließ der Mara ihre Fürsorge zuteil werden. Am Weihnachtsabend wurde die kleine Schmehling durch die Güte des genannten Herrn hocherfreut, da dieser ihr ein grünes sog. Amazonenkleidchen durch den heiligen Christ bescherte, welche Kleidchen damals von den Kindern besserer Familien in Kassel vielfach getragen wurden.

Als Elisabeth 6 Jahre alt war, zog der Vater von Kassel fort und begab sich mit ihr auf Kunstreisen in viele Städte Deutschlands, überall das größte Aufsehen mit diesem wunderbaren Kinde erregend. Da sich aber in dem zur Jungfrau herangereiften Kinde auch die Stimme in seltenem Umfange und wunderbarer Klangfülle entwickelt hatte, so ließ der Vater die Tochter, um einen akademischen Ausdruck zu gebrauchen, umsatteln, d. h. die Geige ablegen und sie zur Sängerin ausbilden. Als solche aber stieg ihr Ruhm mit rasender Schnelligkeit durch ganz Europa, und Friedrich der Große ließ dieselbe nach Potsdam kommen, wo sie vor dem hohe Anforderungen stellenden Könige Probe singen mußte. Diese fiel so günstig aus, daß die Sängerin sofort mit 3000, später mit 6000 Thaler und auf Lebenszeit für die königliche Oper angestellt wurde. Ihre glänzende Stellung am Hofe, die Gunst des Königs wie der Gesellschaft verscherzte sich unsere Landsmännin aber bald dadurch, daß sie gegen den Willen und den Befehl des Königs den Cellisten Mara heiratete, welche Ehe ihr äußerst verhängnisvoll wurde. Durch ihn veranlaßt, wurde sie kontraktbrüchig, von Berlin flüchtig und führte von da ein unstetes, aber von glänzenden Erfolgen begleitetes Leben.

Mit den Jahren wuchs die Größe der Mara, ihr Reichtum, ihr künstlerisches Können, und 1777 hatten auch die Kasselaner Gelegenheit, ihre Landsmännin bewundern zu dürfen. Im großen, dichtgefüllten Opernhaus in der Königsstraße gab die Mara ein Konzert mit nie dagewesenem Erfolge. Kaum daß die Cherubimtöne verklungen waren, brach ein Sturm maßlosen Jubels aus. Landgraf Friedrich, der anwesend war, trat an die Sängerin heran und küßte dieselbe auf die Stirn, worauf sie hocherrötend entgegnete: „Wie glücklich würde ich gewesen sein, meinem durchlauchtigsten Landgrafen schon früher Beweise haben geben zu dürfen, daß ich nicht unwert bin, zu den biedern Hessen gezählt zu werden." Fast zärtlich wie eine Tochter behandelte auch die Landgräfin Philippine die große Künstlerin, die von da an im Kasseler Schlosse täglicher Gast war. Am ersten Pfingsttage wurde in der St. Martinskirche der Händelsche Messias aufgeführt und hier sang die Mara in so wunderbar ergreifender Weise, daß der Dekan von St. Martin, Pfister, der Bruder der schon erwähnten Frau Nebelthau, noch nach Jahren und in seiner Todesstunde ausrief: „O könnte ich die Mara noch einmal singen hören im Tempel des Herrn, meines Gottes," und mit diesen Worten in die Ewigkeit hinüber schlummerte.

Glänzende Anerbietungen führten die Mara, die sich 1792 von ihrem leichtsinnigen Gatten getrennt hatte, nach allen Hauptstädten Europas, wo sie in Moskau besonders beispiellose Triumphe feierte. Hier ließ auch die Mara sich dauernd nieder; hier baute sie sich mitten in einem uralten Parke ein reizendes Schlößchen. Französische Dragoner fällten 1812 zunächst die Bäume ihres Parkes, plünderten dann ihr Besitztum völlig aus und bei dem großen durch Rostopschin verursachten Brande ging auch ihr reizender Landsitz, ihr Hab und Gut in Flammen auf, die Mara jäh zur Bettlerin machend. Zehnfach aber gewann die Künstlerin bald in London wieder, was sie in Moskau durch den Brand verloren hatte.

Zum zweitenmale kam die gefeierte Künstlerin nach Kassel im Jahre 1821. Im April d. J. war es, als vor dem bekannten Gasthause zum hessischen Hofe am Martinsplatz eine vornehme, englische Reisekutsche vorfuhr. Bediente und Kammermädchen luden zahlreiche Gepäckstücke ab, und eine vornehme Dame, in Samt und Seide gekleidet, stieg aus, die von Herrn Rivière, dem Besitzer des hessischen Hofes, ehrerbietigst begrüßt wurde. Kaum hatte die wie eine Fürstin auftretende Dame den Hausflur des alten Gasthofes betreten, als sie Herrn Rivière nach der Druselgasse und dem Weg dorthin fragte. Der Wirt war über diese Frage der vornehmen Dame höchlichst erstaunt, beschied sie aber, und jetzt begab sich die 72jährige, aber noch sehr stattlich aussehende Mara, denn diese und keine andere war es, zu Fuß nach der Druselgasse, um das Haus und

die Räume zu sehen, in denen sie als Kind geweilt und eine glückliche Jugend verlebt hatte. Der dritte Prediger von St. Martin führte die Sängerin in dieser seiner Dienstwohnung umher und zeigte ihr alles vom Boden bis zum Keller. Ihr aber wurden die Räume auf einmal wieder lieb und vertraut; sie wußte sich noch zu entsinnen, wo jedes einzelne Möbelstück ihres bescheidenen Hausrates gestanden hatte; sie kannte alle Plätze, alle Fenster, den Herd in der Küche wieder, und Tränen der Erinnerung und Wehmut traten ihr in die Augen. Andern Tags besuchte die dankbare Künstlerin alle die Familien wieder, die ihr in ihrer Jugend Wohltaten erwiesen und sich ihrer angenommen hatten. Der Konsistorialrat Ernst war hocherfreut, die Mara wiederzusehen, ein anderer Gönner, Hutfabrikant Schröder, schlummerte jedoch schon längst den Todesschlaf, und auch der Postmeister Nebelthau war in die Ewigkeit eingegangen. So besuchte sie denn dessen Sohn, der, mit Tamina Röfing verheiratet, Nachfolger seines Vaters in dessen Amt und Würden geworden war, wie dessen noch lebende Mutter. Mit diesen tauschte sie freudig bewegten Herzens alte Jugenderinnerungen aus, bis sie tief ergriffen an den Flügel trat, und hier an der Stelle, wo ihr Wohltäter den letzten Erdenkampf vor Jahren einst gekämpft hatte, sang sie auf einmal mit jugendfrischer und glockenheller Stimme das bekannte „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt". Andern Tags reiste die Künstlerin von Kassel ab, nachdem sie noch eine große Düte Kasseler Salzkuchen, die ihr von der Kinderzeit her in der Erinnerung geblieben waren, mitgenommen hatte.

Die große Mara ist 1833 in dem fernen Reval gestorben. Aber heute noch ist die Frage am Platze, ob der Verein für hessische Geschichte nicht wirklich die Verpflichtung hat, Anregung zu geben, das Geburtshaus der großen Künstlerin durch eine einfache Gedenktafel zu schmücken und das Gedächtnis derselben in ihrer Vaterstadt auf diese Weise fortleben zu lassen. Hier bietet sich die Gelegenheit, einer von Friedrich dem Großen und von Goethe gleich hochgeschätzten Künstlerin, der einst ganz Europa zugejauchzt hat und die doch ihr liebes Kassel nie vergessen konnte, eine letzte Ovation in dieser Form darzubringen. Die ehrenvolle Anerkennung, welche dem Dichter der Deborah und dem Maler Andreas Achenbach zuteil geworden ist, sollte auch der ihre Zeitgenossinnen weit überragenden Mara zuteil werden und die Einwohner unserer Vaterstadt sollten vor den unbedeutenden Kosten einer schlichten Marmortafel an dem Geburtshause der zu so großem Ruhme gelangten Künstlerin nicht zurückschrecken.

Aus alter und neuer Zeit.

Ein Hesse als Gehülfe Merians. Nach den Mitteilungen des Archivrats Dr. Paul Zimmermann zu Wolfenbüttel im Braunschw. Jahrbuch I, 1902 über Matthäus Merians Topographie der Herzogtümer Braunschweig und Lüneburg sind die Aufnahmen und Zeichnungen zu diesem 1654 erschienenen Bande des großen Merianschen Werkes von Konrad Buno, Chalcographus des Herzogs August von Wolfenbüttel, bewirkt worden. Buno ist wahrscheinlich zu Frankenberg in Hessen geboren, gegen 1640 nach Wolfenbüttel gekommen und dort am 22. Mai 1671 gestorben. — Dr. Zimmermann wird demnächst in den Ergänzungsbänden der Allg. deutschen Biographie die Biographie Bunos veröffentlichen.

O. G.

Das Künstlerpaar Ille.*) Den Lesern des „Hessenland", die sich für das Künstlerpaar Eduard Ille und Marie Ille-Beeg interessieren, möchte ich noch einige kleine Notizen beifügen, die etwas mehr Licht auf diese beiden hochbegabten Menschen werfen. Eduard Ille wurde am 17. Mai 1823 in München geboren, absolvierte daselbst das Gymnasium und kam im Herbst des Jahres 1842 auf die Akademie der bildenden Künste. Hier ermutigte ihn die Teilnahme des Professors Julius Schnorr v. Carolsfeld zu den Ausführungen einiger Kompositionen, wie Barbarossa im Kyffhäuser, die Bekränzung Tassos, denen sich nach und nach eine fast unzählbare Menge zugesellte, bis ihn Schnorrs Nachfolger, Schwind, im Jahre 1847 mit noch gesteigerter Teilnahme und Liebe als seinen Schüler aufnahm. Eine Anzahl künstlerischer Aufträge machten Ille bald bekannt, darunter größere Altarbilder und Arbeiten für die „Fliegenden Blätter", in deren Redaktion er dann, mit seiner künstlerischen und dichterischen Muse willkommen, den weitesten Spielraum gewann. Bemerkenswert sind u. A. die sieben Todsünden, ein Zyklus von 8 Zeichnungen, die sich zu einem eigentümlichen Totentanz gestalteten. Sie erschienen im Jahr 1861 bei Engelhorn in Stuttgart in Holzschnitten von Allgaier und Siegle. Es ist hier nicht der Raum, die vielen andern Zyklen aufzuzählen, die sich diesen anschließen. Seine Kunst war vorzüglich auf das Historische gerichtet, er besaß das große Talent, uns den Geist

*) Vergl. Heft 1 des laufenden Jahrgangs, S. 11ff.

und die Ereignisse vergangener Zeiten vorzuführen Zahlreiche Illustrationen erschienen auch für Herders Verlag in Freiburg, für die Leipziger Illustrierte Zeitung und andere Blätter. Als sein eigentümlichstes und bestes Lebenswerk betrachtete er selbst aber eine Reihe von großen Aquarellgemälden, in welchen er sich das Ziel gesteckt hatte, jedes Säkulum unseres Jahrtausends durch ein zeitgeschichtliches Bild zu veranschaulichen. In späteren Jahren hatte Ille Beziehungen zu König Ludwig II. Für dessen Schlösser in Hohenschwangau und Berg fertigte er eine Anzahl großer Aquarelle aus den Sagenstoffen des Tannhäuser, Lohengrin und den nordischen Nibelungen. Seine dichterische Begabung verhalf ihm hier zu der meisterhaften Handhabung der Stoffe. Es ist nicht unsere Absicht, über seine weiteren Beziehungen zu König Ludwig zu berichten, sie bieten eine Fülle von Stoff, die hier nicht Raum findet. Ille war auch als Mensch eine seltene von hohen Idealen getragene Erscheinung, und als er am 18. Dezember 1900 nach längerem Leiden verschied, trauerte eine Anzahl bedeutender Menschen um ihn und ein illustres Gefolge geleitete ihn zu Grabe. Die letzten zehn Jahre seines Lebens hat ihm seine zweite Gemahlin verschönt und vergoldet. Marie Beeg wurde zu Fürth am 14. September 1855 geboren. Ihre Mutter, Frau Dr. Beeg, war die Tochter des berühmten Gründers des Nürnberger Nationalmuseums Dr. Hans Freiherrn von und zu Aufseß, dessen hundertster Geburtstag im vergangenen Jahre dort so großartig gefeiert wurde und dessen Ende so tief tragisch und romanhaft war durch einen Mord, der irrtümlicher Weise an ihm verübt wurde. Marie Beeg verlor früh ihren Vater, hatte aber bei ihrer begabten Mutter, die in verschiedenen Zweigen viel geleistet hat, und inmitten einer Anzahl schöner und begabter Schwestern eine frohe Kindheit. Leider kam sie später — man glaubte, es würde ihr Glück sein — in das Haus ihrer Tante, der sehr reichen Freifrau v. Spiegel (deren Schwiegervater baute Spiegelslust bei Marburg). Dort im Schloß und dem einsamen Riesenpark kränkelte sie an Leib und Seele. Sie wurde in ihrer poetischen Natur nicht verstanden und war selbst zu schüchtern und jung, um der Herrschsucht der Tante gewachsen zu sein. Sie wurde nach jahrelangen stillen Leiden von der Mutter zurückgeholt und durchlebte eine lange schmerzvolle Zeit. Aber wie das Leid den Menschen oft in sich selbst zurückführt und schlummernde Talente weckt, so geschah es auch hier. Auf ihrem Schmerzenslager dichtete und illustrierte Marie Beeg ihre ersten Bücher, die ihr bald Anerkennung und Ruf brachten. Wir nennen unter der großen Anzahl, die Jahr um Jahr folgten, nur: „Blüten und Ähren," „Erträumte Märchen", „Das Vermächtnis der Tante", „Die Vierblättrigen" &c. Es gibt wenige unter den Jugendschriftstellerinnen, die durch ihr innerstes Sein so dazu berufen sind wie Marie Ille-Beeg. Sie hat ein ganz besonderes Verständnis für Kindergemüter, sie weiß, was sie brauchen, was sie lieben und was sie fördert. Ihre Moral ist selbstverständlich, sie ist nicht mit dicken Farben aufgetragen, sondern ergibt sich durch die Handlung selbst. Das ist alles so rein, keusch und duftig, so tief poetisch, auch durch die wunderbaren Illustrationen, daß auch Erwachsene ihre Freude daran haben. Ihre enge geistige Verbindung mit Ille hat sie von Jahr zu Jahr gefördert. Hervorragende Meister der Feder heben es hervor, daß sie ihre Aufgabe als Jugendschriftstellerin in vollkommener Weise gelöst habe. Ganz besonders möchten wir kleinen Leserinnen noch das Prachtbilderbuch „Reise in das Puppenheim" empfehlen, das sowohl durch Inhalt wie durch wundervolle Beiwerke von Blumenranken &c. künstlerischen Wert beanspruchen darf. In letzter Zeit hat sich ihr Talent auch noch auf Künstler-Postkarten erstreckt, die mit zu dem Reizendsten in Erfindung und Ausführung gehören, was man sehen kann.

H. Keller-Jordan.

Aus Heimat und Fremde.

Hanauer Erinnerungsfeier. Im Juni 1897 konntedie 300jährige Jubelfeier der Gründung der Neustadt Hanau begangen werden, am 1. Februar d. J. findet daselbst nun die Feier des Zeitpunktes statt, an dem Althanau vor 600 Jahren durch den König Albrecht die Gerechtsame als Stadt erhielt. Zur festlichen Begehung dieses Tages werden in Hanau schon seit geraumer Zeit umfassende Vorbereitungen getroffen. Wir gedenken im nächsten Heft einen auf das Ereignis Bezug nehmenden Aufsatz aus berufener Feder zu veröffentlichen.

Kasseler Geschichtsverein. Am 5. Januar fand ein wissenschaftlicher Unterhaltungsabend des hessischen Geschichtsvereins in Kassel unter Vorsitz des Herrn Generals Eisentraut statt. Herr Oberbibliothekar Dr. Brunner sprach über das Thema: „Das Hochstift Fulda unter der kirchlichen Verwaltung Hessen-Kassels 1632—1634". Herr Dr. Schwarzkopf schilderte sodann den Lebenslauf der aus Kassel gebürtigen Sängerin Mara. Der Herr Vortragende hatte die Güte, uns seine beifälligst aufgenommenen Ausführungen

in erweiterter Fassung zum Abdruck in der heutigen Nummer zu überlassen. Im Verlaufe des Abends teilte Herr Oberbibliothekar Dr. Brunner verschiedenes über die städtische Verwaltung in der guten, alten Zeit mit. Ferner verlas derselbe mehrere Pasquille auf die Gräfin Reichenbach-Lessonitz.

Hanauer Geschichtsverein. Im Hinblick auf die demnächstige Wiederkehr des Zeitpunktes, an dem Hanau vor 600 Jahren zur Stadt erhoben wurde, nahm ein Vortrag, den Herr Akademielehrer Zimmermann kürzlich im Hanauer Geschichtsverein hielt und durch viele Zeichnungen und Bilder erläuterte, besonderes Interesse in Anspruch. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts war der Ort Hanau noch unbekannt, denn die Burg Hagenowe wird als bei Auheim liegend bezeichnet. Für die um die Burg nach und nach entstandene kleine Ansiedelung hatte Ulrich I. von Hanau, der auch Landvogt in der Wetterau war, von Albrecht I. für geleistete Dienste am 2. Februar 1303 das Stadtrecht erhalten, dem bald die Bewilligung eines Marktes und die Ummauerung der Stadt gefolgt sein dürften. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts entstand die erste Vorstadt und im 17. und 18. Jahrhundert die zweite. Bis ums Jahr 1577 bewohnte fast eine jede Familie ein eigenes Haus. Die Verteidigung der Stadt lag in den Händen der Bürger. Die Haupteinnahme im städtischen Haushalt bildete von 1433 an das von Graf Reinhard II. verliehene Weinungeld und zwar betrug dasselbe anno 1556 über 200 Gulden. Als Festung hatte Hanau im 16. Jahrhundert sogar einen Ruf, da es die erste Stadt in Deutschland war, bei welcher Dürers System des Festungsbaues in Anwendung gebracht wurde. Die eigentliche Geschichte Althanaus schließt nach den Ausführungen des Herrn Redners mit dem Jahre 1597 ab, in welchem die Erbauung der Neustadt unternommen wurde.

Die Stadt Hanau hat dem Geschichtsverein die Räume des Altstädter Rathauses zur Unterbringung seiner Sammlungen überwiesen. Von dem Geschichtsverein wurden daraufhin die Herren Oberbürgermeister Dr. Gebeschus, zweiter Beigeordneter Sanitätsrat Dr. Eisenach und Stadtverordnetenvorsteher F. Canthal zu Ehrenmitgliedern ernannt. Der Verein faßte außerdem den Beschluß, aus Anlaß der Altstadt-Erinnerungsfeier eine Festschrift, die vornehmlich die Baudenkmäler der Stadt Hanau behandelt, erscheinen zu lassen.

Universitätsnachrichten. Professor Friedrich Wiegand in Marburg wurde bei der Feier des 100. Stiftungstages der Universität Dorpat am 25. Dezember v. Js. zum Doktor der Theologie ernannt. — Professor Dr. Albert Dieterich in Gießen hat einen Ruf nach Heidelberg, Professor Dr. Joseph Heimberger, ebenfalls in Gießen, einen solchen nach Bonn angenommen.

Verleihung der Ehrenbürgerwürde. Herr Landrat Geheimer Regierungsrat Riesch ist zum Ehrenbürger der Stadt Frankenberg ernannt worden.

---

80. Geburtstag. Am 6. Januar vollendete ein ehemaliger kurhessischer Staatsbeamter in beneidenswerter körperlicher und geistiger Frische sein achtzigstes Lebensjahr. Es ist dies Herr Geheimer Bergrat Gustav Württenberger. Derselbe stand bis zum Jahre 1866 in kurhessischen Diensten und trat sodann in preußischen Dienst über. Erst Mitte der 90er Jahre ließ er sich infolge seiner Schwerhörigkeit pensionieren und verlegte seinen Wohnsitz von Hannover, seinem letzten Wirkungskreis, nach Kassel, um hier mit seiner Gattin, einer geborenen Habich, die wohlverdiente Ruhe zu genießen. In Gelehrtenkreisen hoch angesehen, ist Herr Geh. Rat Württenberger auch schriftstellerisch tätig gewesen. So verfaßte er: „Geschichte des Frankenberger Kupferwerkes im Regierungsbezirk Kassel" (besprochen „Hessenland" 1888, S. 304). Möge der verehrte Jubilar noch viele Jahre seiner Familie erhalten bleiben, und möge man stets an ihm seinen köstlichen Humor und dieselbe Frische und Arbeitslust, die ihn bis heute auszeichnen, wahrnehmen.

---

70. Geburtstag. Am 29. Januar wird Herr Professor Dr. Georg Gerland in Straßburg, ein geborener Kasselaner, seinen 70. Geburtstag begehen, zu dessen Feier von seinen Schülern, Kollegen und Freunden Ehrungen verschiedener Art in Aussicht genommen sind.

Todesfälle. Am 1. Januar starb in Kassel der Generalmajor z. D. Georg von Bauer im 80. Lebensjahre. Derselbe war ein Sohn des 1850 dahingeschiedenen kurhessischen Generalleutnants Philipp Bauer und 1837 als Kadett in die kurhessische Kriegsschule getreten. 1841 wurde er zum Sekondleutnant bei der reitenden Batterie des Artillerieregiments ernannt, 1849 zum Premierleutnant, 1854 zum Hauptmann und 1865 zum Major. Nach dem Übertritt in die preußische Armee erhielt er das Kommando der 1. Abteilung des pommerschen Festungs-Artillerieregiments. 1869 wurde er Oberstleutnant, 1871 charakterisierter Oberst, 1872 Kommandeur des hannoverschen Feld-

Artillerieregiments Nr. 10, 1874 Kommandeur der 8. Feld-Artillerie-Brigade, 1876 Generalmajor. 1879 trat er in den Ruhestand und ließ sich später in seiner Vaterstadt Kassel nieder. Im Jahre 1891 wurde er von Sr. Majestät dem Kaiser in den Adelstand erhoben. Der Verblichene hat an dem Feldzug in Dänemark 1849, an dem Krieg 1866 und an dem deutsch-französischen Krieg mit Auszeichnung teilgenommen. — In Hanau verschied am 4. Januar, 80 Jahre alt, der Rechtsanwalt und vormalige Notar Justizrat Ludwig Eberhard. Gleich seinem Vater, dem früheren Hanauer Oberbürgermeister und nachherigen kurhessischen Staatsminister Eberhard, widmete er sich der juristischen Laufbahn und wurde nach zurückgelegtem Studium zum Referendar beim Obergericht zu Fulda, sodann beim Obergericht in Hanau ernannt, wo er auch mit der Stellvertretung des Staatsanwalts beauftragt war. Sodann als Obergerichtsanwalt in Fulda tätig, ließ er sich später wieder in Hanau als Rechtsanwalt nieder. 1868 wurde er zum Notar, 1871 zum Justizrat ernannt.

Personalien.

Verliehen: dem Landesbauinspektor Baurat Wohlfarth in Hanau, dem Domänen-Rentmeister, Domänenrat Softmann zu Kassel, dem Kanzleirat Wiegandt zu Bieber und dem Kirchenverwalter Zahlmeister a. D. Rabenau zu Hanau der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Bürgermeister Baumert zu Fechenheim der Kronenorden 4. Kl.; dem Landesbaurat Stiehl der Charakter als Geheimer Baurat; dem ersten Dragoman bei der Botschaft in Konstantinopel Dr. Gies aus Fulda der Charakter als Legationsrat; dem Kreisarzt Dr. Zülch in Wolfhagen der Charakter als Medizinalrat; dem Oberlehrer Dr. Theodor Sänger vom Gymnasium in Hersfeld der Charakter als Professor; dem Eisenbahnsekretär Rechnungsrevisor Heldberg, dem Verkehrskontroleur Luhne, beide in Kassel, dem Königl. Rentmeister Uffelmann zu Eschwege und dem Sekretär bei der Provinzialsteuerdirektion Heide in Kassel der Charakter als Rechnungsrat; dem Bürgermeister Major a. D. Wittje zu Karlshafen das Ritterkreuz 1. Kl. des Herzogl. Braunschweigischen Ordens Heinrichs des Löwen.

Ernannt: Pfarrer Jüngst in Weimar zum Domkapitular in Fulda; Gymnasial-Oberlehrer Dr. Weiß zu Weilburg zum Professor mit dem Rang der Räte 4. Kl.; Gerichtsassessor Hoffmann zum Amtsrichter in Neukirchen; Gewerbeinspektionsassistent Dr. G. Schröder in Marburg zum Gewerbeinspektor in Fulda; die Referendare Dr. Kaufmann, Dr. Koref und Wiegand zu Gerichtsassessoren; Referendar Moll aus Fulda zum Regierungsreferendar; die Rechtskandidaten Bartmuß, Freiherr von Seckendorff-Gutend, Osius, von Götz und Hecht zu Referendaren; Zollpraktikant Nörr in Kassel zum Hauptsteueramtsassistenten in Hanau.

Versetzt: Intendantur- und Baurat Gabe von Münster i. W. nach Kassel; Oberlandmesser Deubel von Treysa nach Limburg a. d. Lahn.

Überwiesen: Regierungsrat Graf v. Schlitz gen. v. Görtz und Wrisberg aus Koblenz der Königl. Regierung in Kassel und Regierungsrat Hassel aus Kassel der Königl. Regierung in Schleswig zur weiteren dienstlichen Verwendung.

Übertragen: dem Direktor des Königl. Gymnasiums in Fulda, Professor Dr. Wesener, vom 1. April ab die Direktion des Königl. Marzellen-Gymnasiums zu Köln.

Bestellt: der Pfarrer extr. Klappert zum Verweser der erledigten Pfarrstelle zu Weidelbach und Pfarrer extr. Schick zum Gehilfen des Metropolitans Klein zu Rauschenberg.

Geboren: ein Sohn und eine Tochter: Apotheker Dr. Siebert und Frau, geb. Lerbs (Wilhelmshöhe, 17. Dezember); ein Sohn: Apotheker Karl Steinmetz und Frau Helene, geb. Kortenbach (Fritzlar, 30. Dezember); Druckereibesitzer Georg Müller und Frau, geb. Brand (Kassel, 7. Januar); Oberleutnant Knoch und Frau Marie, geb. von Meyerfeld; Kaufmann Arthur Trost und Frau Tina, geb. Chartier (Kassel, 13. Januar); eine Tochter: Oberlehrer Hugo Schreiber und Frau Marie, geb. Freidhof (Solingen, 4. Januar); Großhändler Hugo Gottfried und Frau (Kassel, 12. Januar).

Gestorben: Frau Christine Auguste Hochapfel, geb. Dippel, 30 Jahre alt (Bloemfontein, Südafrika, 5. Dezember); Großherzogl. hessischer Kreisarzt, Medizinalrat Dr. Drescher (Schotten, 26. Dezember); Generalmajor z. D. Georg von Bauer, 79 Jahre alt (Kassel, 1. Januar); Königl. Preußischer Regierungsrat a. D. Otto Klingelhöffer, 92 Jahre alt (Darmstadt, 1. Januar); Schriftsteller Wilhelm Wagner, 41 Jahre alt (Nauheim, 1. Januar); Fräulein Paula Falckenheiner, 47 Jahre alt (Kassel, 2. Januar); Frau Wilhelmine Franke, geb. Holzhauer (Leipzig, 2. Januar); Professor der Akademie der bildenden Künste Emil Neumann, 60 Jahre alt (Kassel, 4. Januar); Frau Landesforstmeister Bertha Stahl, geb. Collmann, 65 Jahre alt (Kassel, 4. Januar); Landgerichtsdirektor i. P. Julius Muth, 79 Jahre alt (Gießen, 4. Januar); Frau Antonie Rieß von Scheuernschloß, geb. Rücker, 79 Jahre alt (Dillich, 5. Januar); Pfarrer Hermann Deichert, 58 Jahre alt (Großen-Buseck, 6. Januar); Fritz von Stockhausen, 23 Jahre alt (Rio de Janeiro, 6. Januar); Frau General Anna Rhein, geb. Quoos, 52 Jahre alt (Wahlershausen, 7. Januar); verwitwete Frau Amtsgerichtsrat Mathilde Leonhardt, geb. Schönichen, 72 Jahre alt (Arnsberg, 7. Januar); Fräulein Louise von Loßberg, 27 Jahre alt (Kassel, 8. Januar); Amtsgerichtsrat Ernst Klemme, 70 Jahre alt (Rotenburg a. F., 9. Januar); verwitwete Frau Dr. Schüßler, 65 Jahre alt (Fulda, 9. Januar); Wirklicher Geheimrat Ludwig Hallwachs, Exc., 76 Jahre alt (Darmstadt, 9. Januar); Maler Wilhelm Kröner, 73 Jahre alt (Rinteln, 11. Januar); Großherzoglich hessischer Domänenrat i. P. Wilhelm Rube, 78 Jahre alt (Gießen, 12. Januar); Frau Frieda Brandau, geb. Jung (Iselle, Italien, 12. Januar).

Briefkasten.

v. u. z. G. in G. Besten Dank. Brief folgt in Kürze.

C. P. in Wächtersbach. Einsendung mußte leider nochmals zurückgestellt werden. Besten Gruß.

F. S. in Marburg. Wir bestätigen den Eingang der „Herbstblüten“ mit verbindlichem Dank.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 3. XVII. Jahrgang. Kassel, 2. Februar 1903.

Wunsch.

O daß doch einmal, was die Seele hegt
In ihren tiefsten, weltenfernsten Spalten —
Was sich nur traumumfangen leise regt,
Nur einmal seine Schwingen möcht' entfalten!

Was scheu den Werkeltag des Lebens mied
In seiner Reinheit hehrem Heiligtume —
O daß es einmal doch als Sonntagslied
Aufblühte, schön wie eine Wunderblume.

Die, ob sie auch der Abend schon verweht,
In tausend Herzen Wurzel doch geschlagen,
Daß ihrer Zauberschöne Sage geht
Noch leuchtend durch die Welt in fernen Tagen.

O daß der Seele stille Wundersaat
Zum hellen Licht hinauf sich möchte ringen!
Du wirst nicht fallen in der Sichel Mahd —
Du Sonntagslied, entfalte deine Schwingen!

H. Doerbecker †.

(Aus „Hessisches Dichterbuch", 3. Auflage. Herausgegeben von Dr. W. Schoof. Marburg, Elwert.)

Was kümmert's uns?

Ein wenig Leid zum Liebesglück,
Liegt das so schwer auf Dir?
Erschreckt Dich wo ein falscher Blick,
So flüchte still zu mir.

Wem unsre Liebe wird zum Groll,
Sei stolz, so wird er stumm;
Und wenn vor Neid das Herz ihm schwoll,
Was kümmern wir uns drum?

Ich will nur Dich, Dich ganz allein,
Und Du nur mich, nur mich;
Du sollst durch mich geborgen sein,
Wie ich es bin durch Dich.

Den Bau, der sich für uns erhebt,
Bau'n wir auf festem Grund;
Der Maulwurf Mißgunst, der da gräbt,
Reibt sich die Pfoten wund.

Und brauchen doch noch Einen wir,
Du kennst ihn und auch ich:
Der Herr da droben ist mit Dir
Und segnet mich und Dich.

Wien. A. Trabert.

Gegensatz.

Die Sonne hat die Erde geküßt,
Erglühend ist sie erwachet,
Und plötzlich alles keimet und sprießt
Und danket und jubelt und lachet.

Der Mondstrahl hat die Welle geküßt,
Er tauchte verkläret zum Grunde,
Und golden glitzernd sie weiter fließt,
Gibt murmelnd von Seligkeit Kunde.

Die Nacht, die hat den Morgen geküßt,
Er breitet die lichten Schwingen,
Daß Freude und Helligkeit sich ergießt
Und Lobeshymnen erklingen. — —

Und unsrer beider Augen Strahl
Hat sich beim Kuß gefunden
Zu namenloser ewiger Qual, —
Wir werden nicht mehr gesunden.

Göttingen. E. B.



Hanaus Erhebung zur Stadt.

Zur Jubelfeier Hanaus am 2. Februar 1903.

Von Professor Dr. Otto Wackermann, Hanau.

Noch sind nicht sechs Jahre verflossen, seit die Bürgerschaft der Stadt Hanau ein großartiges Fest begehen konnte zur Erinnerung an die am 1. Juni 1597 durch den Grafen Philipp Ludwig II. erfolgte Aufnahme und Ansiedlung bedrückter Calvinisten in die damals und aus diesem Anlaß gegründete Neustadt Hanau. Wiederum rüstet man sich gegenwärtig zu einer städtischen Gedenkfeier, und in allen Kreisen unserer Einwohnerschaft ist man geschäftig und voller Spannung für ein glückliches Gelingen. Denn am 2. Februar d. J. werden 600 Jahre vergangen sein, daß Alt-Hanau durch königliche Verleihung zur Stadt erhoben ist. Nun darf man wohl sagen, daß das erstgenannte Ereignis der Geschichte Hanaus in der Reihe der Städte Deutschlands, vielleicht Europas ein eigenartiges Gepräge gibt; denn durch das Machtgebot eines einsichtsvollen und tatkräftigen Fürsten wurde aus einem einfachen Landstädtchen wie mit einem Schlage ein Vorort deutschen Gewerbfleißes geschaffen; und der Jubelfeier in den ersten Junitagen des Jahres 1897 war deshalb mit Recht ein bedeutender Umfang gegeben. Das Ereignis, dessen 600. Jahreswiederkehr am 2. Februar gefeiert werden soll, scheint in der Geschichte der Städte eine minder hervorragende Stelle einzunehmen; und eine Jubelfeier im großen Stile zu begehen, wie vor 6 Jahren, verbietet schon die Ungunst der Jahreszeit, die ein Volksfest im Freien, einen glanzvollen Festzug und ähnliche Veranstaltungen ausschließt. Dennoch weiß die Bürgerschaft Hanaus auch dies Ereignis zu würdigen und trifft zu einer angemessenen Jubelfeier alle Vorkehrungen. Schon jetzt ist jeder Hanauer wenigstens im großen und ganzen auf die Wichtigkeit, die der Tag für seine Stadt hat, aufmerksam geworden. Auch für die Leser des „Hessenlandes“ dürfte es nicht ohne einigen Wert sein, über Hergang und Bedeutung des Ereignisses, welches die zweitgrößte Stadt unserer hessischen Heimat einst in den Kranz der deutschen Städte einreihte, einige allgemeine Mitteilungen zu hören.

Bekanntlich führt die landläufige geschichtliche Überlieferung die Entstehung des deutschen Städtewesens zurück auf König Heinrich I., den ersten großen Herrscher aus dem sächsischen Kaiserhause, dem nicht selten auch der Beiname „der Städteerbauer“ gegeben wird. Soll hiermit gemeint sein, daß Heinrich überhaupt die ersten städtischen Gemeinwesen in dem jetzt gebräuchlichen Sinne des Wortes, die sich zugleich durch eine eigene Verfassung von den Landgemeinden unterschieden, geschaffen habe, so bedarf diese Annahme nach zwei Seiten hin der Berichtigung oder Einschränkung. Einmal hatten die einstigen glänzenden Mittelpunkte antiker Kultur auf deutschem Boden, wie Köln, Trier, Metz, Mainz, Straßburg, Augsburg, Regensburg, nie aufgehört, Orte städtischen Zusammenwohnens zu sein; sie waren bei dem Niederwerfen und Zurückdrängen der römischen Macht nicht verschwunden, sondern von den Deutschen als bequeme Wohnplätze in Beschlag genommen oder beibehalten worden; an gar manchen Stellen in denselben zeigen sich deutliche Spuren, daß sich frühmittelalterliche Befestigungen und Anlagen an die römischen anschlossen. Und sodann bestanden Heinrichs Neuerungen keineswegs im Aufbau neuer Plätze, denen er Gemeinfreiheiten und Sondervorrechte zuwies; vielmehr wurden von ihm einzelne Ortschaften oder Burgen — fast ausschließlich in den sächsischen und thüringischen Landen — mit Befestigungen versehen, um bei der Gefahr eines plötzlichen Krieges und eines verheerenden feindlichen Einfalles, wie sie von den ungarischen Reiterscharen damals stets zu befürchten waren, den Bewohnern des platten Landes Schutz zu gewähren, und jeder neunte Mann wurde genötigt, in dieser festen Burg auf bestimmte Zeit seine Wohnung zu nehmen und zur Verteidigung bereit zu sein. Und nicht nur Burgen wurden auf diese Weise zur Sicherung des platten Landes angelegt, wie Merseburg, Quedlinburg u. a., sondern auch große Klöster befestigt, wie wir dies von Hersfeld wissen. Immerhin war allerdings mit den Burganlagen Heinrichs ein erster Schritt zur Förderung städtischen Gemeinwesens getan. Ebenso bildeten sich im Laufe der Zeit um königliche Pfalzen, um bischöfliche Hauptkirchen, an Kreuzungspunkten wichtiger Heerstraßen geschlossene Ortschaften; aber

mochten alle diese auch in wirtschaftlicher Hinsicht stadtähnlich sein, in Recht und Verwaltung waren sie zunächst nichts anderes als Dorfgemeinden. Das wird fast plötzlich anders im 11. Jahrhundert; jetzt werden Privilegien verliehen, Städte mit Sonderverfassung versehen, formulierte Stadtrechte erteilt (freilich nicht etwa durch ein Reichsgesetz ein einheitliches Stadt r e c h t), jetzt erscheint in den Urkunden der bestimmte Ausdruck „Bürger" (burgensis) für Stadtbewohner, jetzt nimmt nach und nach der Ausdruck „Stadt" die Bedeutung an, die wir damit zu verbinden gewohnt sind, während das Wort in der althochdeutschen Periode der Sprache nur soviel hieß wie „Ortschaft" überhaupt. Das 11. bis 13. Jahrhundert ist die Zeit, in der auf deutschem Boden in den verschiedensten Gegenden wirkliche Städte geschaffen oder aus bestehenden Gemeinden umgebildet wurden, wo das Städtewesen bestimmte Formen gewann. Zum Wesen der Stadt im Gegensatz zur Landgemeinde gehörte vornehmlich, daß sie von einer Befestigung mit Türmen und Toren umgeben war, daß sie einen besonderen Gerichtsbezirk ausmachte, daß sie dem Landesherrn gegenüber in bezug auf öffentliche Leistungen besondere Freiheiten genoß, daß sie namentlich nicht wie die Dorfgemeinde von einem einzelnen, eingesetzten Ortsvorsteher geleitet wurde, sondern ihre Verwaltung in die Hände eines aus der Gemeinde erwählten Kollegiums, des Rates, legte, endlich daß sie einen Markt besaß, der, wenn auch vielleicht der Landesherr der Marktherr blieb, doch durch seine wirtschaftlichen Vorteile der ganzen Stadtgemeinde zugute kam. Und dieses letztere Vorrecht tritt in dem Maße als bedeutsam in den Vordergrund, daß nicht selten die Begriffe „Marktrecht" und „Stadtrecht" sich decken, in den Urkunden „mercatus" (woraus das deutsche Lehnwort „Markt" entstanden ist) und „forum" mit „civitas" und „oppidum" gleichbedeutend gebraucht werden.

Wenn wir oben die wesentlichen Eigenschaften, die der Stadt zukamen, kurz angeführt haben, so ist das nicht so zu verstehen, daß jede neue Stadt nun wie selbstverständlich in die neuen Befugnisse eintrat, sondern es wurden von Fall zu Fall der einen diese, der anderen jene Privilegien erteilt. Naturgemäß bildete sich aber bei einzelnen wichtigeren Plätzen ein Stadtrecht heraus, das nun gleichsam als Muster für andere verwandt werden konnte. So wurde für die überaus zahlreichen Stadtgründungen in dem neukolonisierten slawischen Osten fast überall maßgebend das Stadtrecht von Magdeburg oder Lübeck, für viele im Westen Deutschlands das von Köln; auch Frankfurt a. M. und andere hatten sozusagen Tochterstädte.

Was zu der Entwicklung städtischen Gemeinwesens, städtischen Zusammenlebens und städtischer Verfassung gerade in der angegebenen Epoche — es ist vornehmlich die Zeit der Hohenstaufischen Kaiser — geführt hat, läßt sich im einzelnen schwer feststellen. In den Kreuzzügen, wo die Massen des Volkes bis in ihre Tiefen aufgewühlt waren, steigerten sich durch die Erfahrungen, die man aus dem Orient mitbrachte, die Lebensbedürfnisse und die Neigung nach bequemerem Lebensgenuß. Und nicht der Orient allein zeigte von weitem seine höhere Kultur, auch die vielen Römerzüge der Kaiser ließen die deutschen Krieger die schon reich entwickelten städtischen Gemeinwesen Italiens, die republikanische Freiheit der Bürger Mailands und Pavias, die aufblühende Pracht Pisas und Florenz, überhaupt die bequemere, oft üppige Lebensführung der Stadtbewohner erkennen, alles Momente, die die in die Heimat zurückkehrenden Kriegerscharen und ihre Führer zur Nachahmung reizen mochten und in ihrer Gesamtheit die Lebensgewohnheiten und Anschauungen gewiß vielfach beeinflußten. Es kam noch ein drittes hinzu. Wenn in der Staufenzeit, wo Deutschland zum erstenmale allgemein fühlbaren Überfluß an Menschen hatte, sich die Scharen deutscher Ansiedler nach dem Osten ergossen, um jenseits der Elbe und in den böhmischen Waldgebirgen, in den Oder- und Weichselgebieten in Hunderten von Städten und Tausenden von Dörfern deutsche Sprache und deutsche Sitte heimisch zu machen, so war damit durchweg die Seßhaftigkeit der deutschen Landbewohner im Westen und in der Mitte des Reiches gestört, die allgemeine Bewegung führte viele den etwas bevorzugten Mittelpunkten des Verkehrs, den Städten, zu, das Handwerk begann zu einer ebenbürtigen Schwester des Ackerbaues zu erwachsen, kurz, es mehrte sich im Verlaufe des 12. und 13. Jahrhunderts die Stadtbevölkerung, es mehrten sich die Städte mit ihrer vor dem platten Lande bevorzugten Stellung.

Der Anlässe zur Verleihung von Stadtrechten im einzelnen waren gar mannigfaltige; es wurden Stadtprivilegien erteilt an Gemeinden, die sich neben kaiserlichen Palästen gebildet hatten wie Gelnhausen, an wichtigen Straßen oder Flußübergängen wie Münden, unter dem Schutze großer Klöster wie Hersfeld, neben den bischöflichen Hauptkirchen und nicht zum wenigsten an den Herrensitzen der Fürsten. Gar viele von den kleineren und größeren Landesherren suchten in ihren Gebieten Städte zu gewinnen, die als der wertvollere Besitz erkannt waren, den Untertanen auch viel mehr Aussicht und Gelegenheit zur Förderung

des Wohlstandes boten. Unter denjenigen Dynasten, die in diesem Sinne für das Wohl ihrer Ländchen bedacht waren und sich dadurch um sie bleibende Verdienste erworben haben, ist mit besonderem Ruhme zu nennen Ulrich I. von Hanau [1276(?) – 1306], der nicht weniger als vieren seiner Landgemeinden bei drei Königen Stadtrechte zu erwirken wußte — denn stets wurde der Anspruch erhoben und der Grundsatz geltend gemacht, daß nur dem Könige die Befugnis zustehe, Stadtrechte zu verleihen —: für Windecken am 5. August 1288, für Steinau am 4. Juli 1290, für Babenhausen am 28. März 1295 und endlich für Hanau am 2. Februar 1303. Wenn die Stadt Hanau sich im Verlaufe der Zeiten zu ihrem Wohlstande und zu einer verhältnismäßig hohen Bedeutung emporschwingen konnte, so wurde dafür die erste Vorbedingung gegeben durch den merkwürdigen Akt, der vor 600 Jahren sich vollzog. Die in mehrfacher Beziehung an sich interessante Urkunde, deren wohlerhaltenes Original (ein Pergamentblatt von 32×23 cm Größe mit 14 Zeilen, daran das Wachssiegel, auf der Rückseite die Eindrücke von drei Fingerspitzen zeigend, an grünen und roten Seidenfäden) im Staatsarchiv zu Marburg sich befindet, hat folgenden Wortlaut:

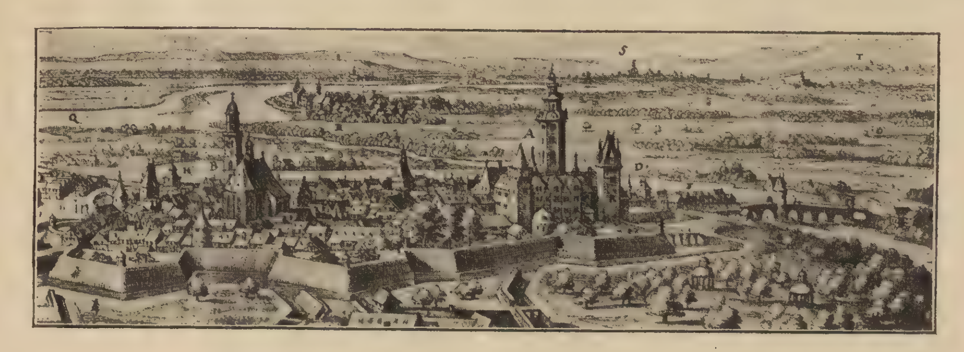
„Albertus dei gracia Romanorum rex semper augustus universis sacri Romani imperii fidelibus presentes literas inspecturis graciam suam et omne bonum. Ad hoc in specula regalis fastigii nos a summo rege recognoscimus collocatos, ut honorificum reipublice statum sollicite promovere et subiectorum imperii commodis oportunis intendere liberaliter debeamus. Nam dum munificencie nostre beneplacitis ipsorum prosperitati prospicimus, devocionem eorum attendimus in exhibicionem promptitudinis et fidei plenioris. Ea propter grata que nobilis vir Ulricus de Hanowe fidelis noster dilectus hactenus nobis et imperio impendit obsequia ad memoriam non inmerito revocantes et sperantes quod idem Ulricus nobis et dicto imperio graciora prebere non cesset obsequia in futurum, ipsius contemplacione opido et opidanis suis in Hanowe favoris regii plenitudinem impertimur et concedimus eisdem culminis auctoritate regalis libertates emunitates iura consuetudines et gracias quibus civitas et cives in Frankenfurt fideles nostri gaudere et perfrui dinoscuntur. Adicientes ex superabundancia gracie specialis quod in opido memorato Hanowe videlicet ex nunc et inantea forum septimanale ad usum mercacionis cuiuslibet singulis quartis feriis observetur. Ad quod quidem forum confluentes in eundo et redeundo in personis et rebus proteccione nostra gaudeant et forensium privilegio libertatum. Nulli ergo hominum liceat hanc nostre concessionis et libertatis infringere paginam vel eidem ausu temerario contraire. Quod qui secus facere presumpserit, indignacionem nostram gravissimam se non dubitet incurrisse. In cuius rei testimonium hanc litteram exinde conscribi et nostre maiestatis sigillo iussimus communiri.

Datum Spire IIII°. non. Februar., anno domini M°.CCC°. tercio, indiccione prima, regni vero nostri anno quinto.“

(„Albrecht, von Gottes Gnaden römischer König, allzeit Mehrer des Reiches, entbietet allen Getreuen des heiligen römischen Reiches, die diesen vorliegenden Brief einsehen, seine Gnade und alles Gute. Wir erinnern uns, daß wir auf die Höhe der königlichen Stellung von dem obersten König berufen sind, damit wir den ehrenvollen Bestand des Staates sorgsam fördern und auf das Wohlergehen der Reichsuntertanen reichlich Bedacht nehmen sollen. Denn während wir durch Beschlüsse unserer Freigebigkeit für die Wohlfahrt derselben sorgen, spornen wir gleichzeitig ihre Ergebenheit zur Beweisung größeres Eifers und größerer Treue an. Indem wir uns dieserhalb der angenehmen Dienste, die der Edle Herr Ulrich von Hanowe, unser treuer und lieber, bisher Uns und dem Reiche erwiesen hat, nach Verdienst erinnern, und uns weiter der Hoffnung hingeben, daß derselbe Ulrich Uns und dem genannten Reich noch angenehmere Dienste in der Zukunft zu leisten nicht unterlassen wird, so wenden Wir in Anbetracht desselben seiner Stadt und seinen Stadtbewohnern in Hanowe unsere volle königliche Huld zu und verleihen ihnen aus königlicher Machtvollkommenheit die Freiheiten, Befreiungen, Rechte, Gewohnheiten und Gunsterweisungen, deren die Bürgerschaft und die Bürger in Frankfurt, unsere Getreuen, sich zu erfreuen und zu genießen haben. Wir fügen aus der Fülle besonderer Gnade hinzu, daß in der besagten Stadt Hanowe von jetzt an und in Zukunft ein Wochenmarkt für den allgemeinen Handelsverkehr an jedem vierten Wochentag stattfinden soll. Alle, die zu diesem Markt zusammenkommen, sollen beim Kommen und Gehen für ihre Person und ihre Sachen sich unseres Schutzes zu erfreuen haben, sowie auch des Privilegiums der Marktfreiheiten. Daher soll es keinem Menschen zustehn, diese von uns urkundlich zugesicherte Verleihung und Freiheit aufzuheben oder ihr mit dreistem Unterfangen entgegenzutreten. Wer absichtlich dagegen handelt, soll wissen, daß er sich unsern schwersten Unwillen zugezogen hat. Zur Bestätigung dessen haben wir diese Urkunde aufsetzen und mit unserem Majestätssiegel versehen lassen. Gegeben zu Speyer am vierten Tag vor den Nonen des Februar (d. i. 2. Febr.) im Jahre des Herrn 1303, in der ersten Indiction, aber im fünften Jahre unseres Königtums.“)

Man sieht, auf die „Marktfreiheit“ wird ein besonderes Gewicht gelegt; sie gab den zur Stadt kommenden Marktleuten zugleich persönliche Sicherheit nicht bloß gegen feindseligen Angriff, sondern sogar gegen gerichtliche Verfolgung, solange sie innerhalb des Stadtgebietes weilten. Sie war es vornehmlich, neben der Aussicht auf Gewinn, die Handelsleute und Gewerbtreibende zum Besuche der neuen Stadt lockte und, um den Markt- und

Stadtfrieden zu genießen, zu dauerndem Aufenthalte einlud. Die Handwerker müssen bald zahlreich geworden sein und auch in der Gemeinde sich eine gewisse Bedeutung verschafft haben, denn schon im Jahre 1332 verfügte Kaiser Ludwig, daß eine Anzahl Schöffen aus den Handwerkern in den Rat eintraten. Die Bestimmungen des Frankfurter Rechtes, die der Verleihungsurkunde zufolge in Kraft traten, gaben der jungen Gemeinde manche Vergünstigungen und Freiheiten: der Kaiser entsagte damit der Anstellung eines kaiserlichen Vogtes; keinerlei Befestigung oder Burg wird im Gebiete der Stadt angelegt werden; kein Bürger sollte vor ein auswärtiges Gericht geladen werden können, es sei denn, daß dem Kläger in Hanau das Recht verweigert worden. Indessen waren die der jungen Stadt aus ihrer Erhebung häufig an seinem Hoflager auf — er begegnet uns in Nürnberg, Friedberg, Germersheim, Erfurt, Mühlhausen — und bezeugt daselbst verschiedene königliche Urkunden. Und wenn auch Adolf von Nassau kurz nach seiner Erhebung auf den deutschen Thron (5. Mai 1292) dem Mainzer Erzbischof, mit dem Ulrich verfeindet war, das feierliche Versprechen abgab, den Herrn Ulrich von Hanau nie zu seinem Ritter, Rat oder Vertrauten aufnehmen zu wollen, so finden wir ihn doch auch in dessen Gefolge gar bald und oft; der König, der überdies mit dem Hanauer Herren verwandt war, mochte seines Rates und seiner Hilfe so wenig entbehren wie sein Vorgänger, ja er übertrug ihm die in Unordnung geratene Verwaltung der Güter der Abtei Fulda mit Zustimmung des Abtes auf einige Zeit, und Ulrich unterstützte den



Alt-Hanau, nach Merian.
(Aus Zimmermann, Kulturgeschichte von Hanau Stadt und Land.)

erwachsenden Vorteile in erster Linie gewiß weniger rechtlicher als wirtschaftlicher Natur.

Die mitgeteilte Urkunde ist noch nach einer andern Seite hin interessant; sie lehrt uns, daß König Albrecht zunächst nicht der Gemeinde Hanau eine Vergünstigung erwirken wollte, sondern daß er mit dieser Verleihung dem Herrn Ulrich von Hanau eine Anerkennung zu erweisen und eine Dankespflicht abzutragen gedachte, der ihm und dem Reiche wichtige Dienste geleistet hatte. Und in der Tat war dieser Dynast ein Mann von hervorragender Bedeutung, der in bewegter Zeit des Reiches sich nicht unwesentliche Verdienste erworben hatte. Ulrich I. von Hanau, wahrscheinlich seit 1276 im Besitze der Herrschaft seines kleinen Ländchens, hatte es verstanden, durch kraftvolle Aufrechterhaltung der Ordnung weit über die Grenzen seines Gebietes sich einen geachteten Namen zu verschaffen und durch rege Teilnahme für die Interessen des Reiches auch die Könige für sich zu gewinnen. Schon dem Könige Rudolf war Ulrich aufs treueste ergeben, hielt sich sehr König auch in einem seiner Feldzüge zur Erlangung der thüringischen Lande. Bis zum Ende blieb er dem Könige treu; ein Hanau-Lichtenberger Chronist erzählt uns, daß er in dem Entscheidungskampfe, den Adolf gegen den ihm die Krone streitig machenden Albrecht von Österreich zu bestehen hatte, bei Göllheim am 2. Juli 1298, die Reichsfahne getragen habe. Adolf von Nassau fiel, sein treuer Bundesgenosse und Untertan Ulrich von Hanau geriet in die Gefangenschaft des Siegers. Aber Albrecht von Österreich, eingedenk der Dienste, die Ulrich einst seinem Vater Rudolf geleistet, überzeugt auch, daß ein solcher Mann ein gefährlicher Feind, aber ein brauchbarer Helfer sein könne, gewährte ihm volle Verzeihung, ja Ulrich war binnen kurzem in so hohem Maße im Besitze seines Vertrauens, daß er zum Landvogt der Reichslandvogtei Wetterau eingesetzt wurde, eine Stellung, die nichts geringeres bedeutete als eine kaiserliche Statthalterschaft; der Reichslandvogt hatte in erster Linie die Aufgabe, die während der Zeit des Interregnums in Verlust geratenen

oder verschleuderten Reichsgüter und ihre Gefälle in seinem Bezirke zurückzuerwerben und im Namen der Reiches zu verwalten; und zu Ulrichs Bezirk wurden außer den Städten der Wetterau noch hinzugezogen Oppenheim, Boppard und Wesel. Vom Jahre 1300 bis zu seinem Tode (kurz vor dem 6. März 1306) blieb Ulrich im Besitz dieser Würde. Und auch in verschiedenen Feldzügen, die Albrecht zur Sicherung seiner Macht und zur Herstellung des Landfriedens unternahm, war Ulrich an seiner Seite. Der König belohnte die ihm und dem Reiche geleisteten Dienste damit, daß er auf Ulrichs Bitten die bei seiner Burg an der Kinzig gelegene Ortschaft Hanau, in deren Mitte schon seit 1234 eine Kirche stand, — wohl an der Stelle der jetzigen Marienkirche —, am 2. Februar 1303 zur Stadt erhob und ihr die Freiheiten, Rechte, Gewohnheiten und Gnaden, wie sie Frankfurt hatte, verlieh.

So ist Alt-Hanau zur Stadt geworden durch das Verdienst eines tatkräftigen, für seine Untertanen eintretenden Landesherrn. In der Herrschaft der Edlen Herren von Hanau, die sich durch Erbschaften und eine geschickte Dynastenpolitik nicht unbedeutend vergrößerte, nahm Hanau, das seine stattliche Stadtmauer schon 1338 fertig stehen sah, bald eine zentrale Stellung ein und stieg an Größe und Ansehn, nachdem im Jahre 1436 der in den Reichsgrafenstand erhobene Reinhard II. seine Residenz dauernd dorthin verlegt hatte. Diese Umstände, im Verein mit der günstigen Lage Hanaus, die es, zumal bei der Nähe des schiffbaren Mainstromes, von allen Seiten bequem zugänglich machten, haben die Stadt schon früh eine gewisse Bedeutung erlangen lassen und den Wohlstand der regsamen Bürgerschaft gehoben, während andere Orte der Grafschaft, denen in späteren Zeiten ebenfalls Stadtrechte verliehen wurden, wie Markköbel, Bruchköbel, Dorfelden, nicht in der Lage waren, von ihren Vorrechten Gebrauch zu machen, und bis auf den heutigen Tag Dorfgemeinden geblieben sind.

Alt-Hanau ist, unter der treuen Fürsorge seiner Fürsten und ihnen selbst die Treue haltend, in reger, strebsamer Tätigkeit seiner Bürger die Jahrhunderte hindurch weiter gediehen, bis wiederum ein weitschauender und kraftvoller Fürst, Philipp Ludwig II., die Stadt durch Anlage der Neustadt um mehr als das doppelte vergrößerte und sie einer neuen Epoche ihrer Geschichte entgegenführte.





Stadtsiegel von Alt-Hanau.
(Aus Winkler und Mittelsdorf, Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Hanau.)

Jean Paul Gissot,
kurfürstl. hessischer Kapitän und königl. westfälischer Oberst,
nebst Notizen über die Familie Gissot.

Nach authentischen Quellen und Überlieferungen bearbeitet und zusammengestellt
von Anna Bölke, geb. Gissot.

(Fortsetzung.)

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich wieder zu meinem Großvater und seinen beiden Schwestern zurück, von denen die ältere, Frédérique Charlotte, sich mit dem Regierungsrat Georg August Schmerfeld zu Kassel vermählte, welcher später als Minister von Schmerfeld eine hohe Stellung einnahm. Das prachtvolle Grabmal meiner Großtante, die im Jahre 1823 starb, ist heute noch in Kassel auf dem alten Friedhof zu sehen und bildet eine Hauptzierde desselben; der künstlerisch ausgeführte Sarkophag ward s. Z. in Rom von unserm berühmten Landsmann Nahl angefertigt und ist in der Nähe

des Grabes unseres letzten Kurfürsten zu finden. Die jüngste Schwester Marie Louise blieb unvermählt und starb am 15. Oktober 1819 zu Kassel.

Jean Paul, welcher der einzige Sohn geblieben war, zeigte schon frühzeitig Neigung für den militärischen Beruf, welchen er gleich seinem Onkel Jean Mathieu und seinen Vettern dann auch erwählte. Die militärische Ausbildung erhielt er in der von Landgraf Friedrich II. in den Jahren 1777 und 1778 gegründeten Kadettenanstalt, die sich in den Räumen des von Landgraf Karl 1710 erbauten Collegium Carolinum befand. Nach bestandenem Examen trat der Großvater am 1. Januar 1783 als Fahnenjunker im hessischen Leibdragoner-Regiment ein; am 30. August 1785 erhielt er sein Offizierspatent und trat als Sekondleutnant in die dritte hessische Garde unter dem Kommandeur Generalmajor von Wurmb ein. Er diente also noch über zwei Jahre unter dem Landgrafen Friedrich II., welcher am 31. Oktober 1785 starb. Unter seinem Sohn und Nachfolger, dem Landgrafen Wilhelm IX., nachmaligem Kurfürsten Wilhelm I., erhielt das Militär eine ganz veränderte Gestalt. So wurden 1788 die fünf Garnison-Regimenter aufgehoben und erste und dritte Garde unter dem Namen des Regiments Garde dergestalt vereinigt, daß jene das erste, diese das zweite Bataillon bildete, und übernahm nun Generalmajor von Jungken das Kommando beider Bataillone nach ihrer Vereinigung. Indeß schon im folgenden Jahre wechselte abermals der Kommandeur und diente jetzt der Großvater unter dem tapfern Oberst von Benning. Eine gleiche Einrichtung wurde 1789 auch bei allen übrigen Infanterie-Regimentern getroffen.

Bemerkenswerte Ereignisse sind während der ersten Offiziersjahre nicht aus Großvaters Leben zu verzeichnen, nur größere Manöverübungen des ganzen hessischen Korps, so im Jahre 1788 bei Wabern und 1789 bei Wilhelmsthal, machte er mit. Im September 1790 aber fand zu Frankfurt die Kaiserwahl statt. Der Kurfürst von Mainz, als Reichs-Erzkanzler, forderte den Landgrafen Wilhelm IX. auf, durch eine Truppenmacht die Kaiserwahl vor Störung zu sichern. Unter dem hierzu bestimmten Korps, welches unter dem persönlichen Befehle des Landgrafen stand, befand sich auch das Regiment Garde, und der Großvater bezog mit demselben am 23. September auf der Höhe von Bergen Lagerstellung. Er machte also das lustige und oft geschilderte Lager von Bergen mit seinem bunten, wechselvollen Leben mit. Größere militärische Schauspiele sowie Gefechtsübungen jeder Art lockten Tausende von nah und fern in die bunte Zeltstadt, welche sogar der neugekrönte Kaiser Leopold am 11. Oktober besuchte. Er hielt eine große Heerschau über die prachtvollen hessischen Truppen, deren vorzüglichen Leistungen er lauten Beifall zollte, ab. Nach der Besichtigung fand in dem herrlich geschmückten Zelt des Landgrafen große Tafel statt, wobei Mannschaften der Leib- und Grenadier-Kompagnien des Regiments Garde die hohen Herrschaften bedienten. Am 17. Oktober kehrte der Großvater nach Kassel zurück.

Im Sommer des Jahres 1792 trat er mit den hessischen Truppen den Marsch nach der Champagne an; am 12. August verließ das Regiment Garde, mit dem Landgrafen an der Spitze, unter dem Jubel des Volkes Hanau und marschierte nach St. Goar. Hier traf das Regiment am 15. ein, und nachdem am 16. eine nochmalige große Heerschau über die gesamte hessische Truppenmacht stattgefunden, trat die Armee am 17. August den Marsch nach Frankreich an, um verbündet mit Preußen und Österreich den Kampf gegen das französische Revolutionsheer aufzunehmen. Die vielgerühmte hessische Tapferkeit und der Heldenmut unserer Krieger bewährten sich auch wieder in diesem Feldzuge, der eigentlich ein trauriges Blatt in dem Buche der Weltgeschichte bildet; wo immer Hessen kämpften, geschah es mit höchstem Mut, stets wurden ihre Namen mit Ehren und Auszeichnung genannt, so bei Longuion, bei Verdun und bei Clermont-en-Argonne; letzteren Ort besetzte das Regiment Garde unter Oberst von Benning am 13. September.

Die Einzelheiten dieses unglücklichen Feldzuges sind ja durch die Geschichte hinlänglich bekannt, obwohl er nicht lange währte, vom 18. August bis 10. November, so barg er doch für unsere tapfern Krieger viel Mißgeschick, Hunger, Entbehrungen und Krankheit in sich, besonders richtete die Ruhr starke Verwüstungen an, ihr erlagen als erste Opfer die Spielleute des Regiments Garde, die aus Negern bestanden. Hervorgerufen durch die anhaltend schlechte Witterung, den durchweichten Boden, den Biwaks mit hungrigem Magen, nahm die böse Krankheit riesige Dimensionen an. Auch der Großvater ward gleich vielen Tausenden davon ergriffen. Der vom 8.—10. Oktober währende Waffenstillstand ward daher von allen mit Freuden begrüßt. An diesem Tage verließ der Landgraf die Armee, um sich nach Rheinfels zu begeben, und Generalleutnant von Biesenrodt übernahm das Oberkommando über die Truppen. Besonders grausig schildert der Großvater in seinen hinterlassenen Papieren den Rückmarsch über Longuion, woselbst er am 14. Oktober ankam. Der Marsch durch den dortigen Engpaß war mit namenlosen Schwierigkeiten und Hindernissen verknüpft und dauerte lange Stunden. Nachher bezog der Großvater mit seinem

Regiment Lagerstellung auf den Höhen jenseits Longuions. Am 20. Oktober trat er den Rückmarsch an und kam bei Dippach ins Lager. Bemerkenswert ist dieser Ort für ihn dadurch geworden, daß er sich nach langer Zeit des Hungerns und Darbens einmal wieder satt essen konnte. Am 22. bezog er in der Umgegend von Trier zum erstenmal wieder ein bequemes Quartier und erfreute sich der hohen Wohltat, wieder in einem Bett zu schlafen. Nach kurzer Ruhe und Pflege waren die Kräfte wieder hergestellt, was am besten jener in der Geschichte einzig dastehende Eilmarsch nach Koblenz vom 24.—26. Oktober unter dem tapfern Generalleutnant von Biesenrodt und die Besetzung dieses wichtigen Platzes beweisen; auch an dieser hessischen Bravourleistung durfte der Großvater Teil nehmen. Am 10. November traf er mit den hessischen Truppen bei Marburg ein und bezog Quartier dortselbst; damit hatte dieser Feldzug sein Ende erreicht.

Doch nicht von langer Dauer war die Ruhepause, die nächste Waffentat galt der Rückeroberung Frankfurts, welches am 22. Oktober durch den von Custine entsandten General Neuwinger durch nächtlichen Überfall eingenommen war. Für den 2. Dezember hatte König Friedrich Wilhelm II. von Preußen den Sturm auf Frankfurt durch die Hessen befohlen. Bei dieser in der Geschichte glänzenden Waffentat kämpfte auch mein Großvater mit ganz besonderem Mute; die Garde unter ihrem Kommandeur Oberst von Benning, der verwundet ward, zeichnete sich in hohem Grade aus; letzterer erhielt den Orden pour le mérite und ward zum Generalmajor befördert, während den Mannschaften des Regiments eine besondere Gratifikation durch den König von Preußen zuteil ward. Ein Beweis für die hervorragende Tapferkeit des Truppenteils, bei welchem der Großvater die Ehre hatte zu kämpfen. Das Ehren-Denkmal, welches König Friedrich Wilhelm II. den im Kampfe gefallenen braven Hessen vor dem Friedberger Tore errichten ließ, spricht lauter, als Worte es vermögen, für den hohen Mut und die Tapferkeit unserer Krieger.

Nach der siegreichen Einnahme Frankfurts verblieb der Großvater mit seinem Regiment dortselbst zur Besetzung der Stadt, gleich dem Grenadier-Bataillon von Hessen-Philippsthal und den Garde-Grenadieren; am 16. Dezember verließ er mit seinem Regiment Frankfurt und marschierte nach Hanau, woselbst die Garde unter dem Jubel des Volkes ihren Einzug hielt. Bis zum 23. Dezember blieb die Garde dortselbst und brach dann nach ihrer Garnison Kassel auf, wo der Landgraf an der Spitze seines Elite-Regiments, von dem Volke freudig begrüßt, seinen Einzug in die Residenz hielt.

Einige ruhige glückliche Monate waren meinem Großvater im Elternhaus vergönnt, in welchen er Zeit fand, sich von dem entbehrungsreichen Feldzug in der Champagne zu erholen. Am 9. März 1793 erfolgte seine Beförderung zum Premierleutnant unter Versetzung ins Leibregiment, dessen Kommandeur Oberst von Linsingen war. Das Leibregiment war am Main zum Schutze gegen weiteres Vordringen der Franzosen zurückgeblieben und am 21. Februar an das linke Ufer in die Nähe von Königstätten gerückt, wo Quartiere bezogen wurden. Dorthin mußte sich nun der Großvater zu seinem Regimente begeben. Inzwischen erfolgte am 22. März die Erklärung des Reichskrieges gegen Frankreich, infolgedessen er an diesem Tage mit dem Leibregiment zur Einschließung Kastels abrückte und Quartier in Erbenheim bezog. Die vier zur Zernierung bestimmten Regimenter resp. Bataillone, Leibregiment, Leibdragoner, Garde-Grenadiere und Grenadier-Bataillon von Eschwege, standen unter dem Oberbefehl des Generalleutnants von Biesenrodt. Es galt zunächst, die von den Franzosen unter General Custine am 21. Oktober 1792 besetzte Festung Mainz, welche der kurmainzische General von Gymnich ohne jegliche Gegenwehr übergeben hatte, wieder zurück zu erobern. Die Belagerung zog sich bis zum 18. Juni hin, der Großvater, welcher Erbenheim am 7. April verlassen und Feldlager bezogen hatte, nahm an allen vorhergehenden kleinen Scharmützeln und Gefechten teil, besonders bei der Erstürmung Kostheims. Vom 18. Juni ab ward die Blockade der Festung Mainz in eine regelrechte Belagerung verwandelt, und der feindliche Kommandant d'Oyné ergab sich am 22. Juli. Nach der Übergabe bezog Gissot (wie ich meinen Großvater von nun an der Kürze wegen nennen werde) am 24. Juli Quartier in Saulheim bis zum 26., wo die hessischen Belagerungstruppen als Festungsbesatzung bestimmt wurden und unter Generalleutnant von Biesenrodt in Mainz einrückten. Am 29. August verließen die gesamten Truppen Mainz und marschierten nach Hanau, woselbst sie am 31. August anlangten und Kantonnierungs-Quartiere in der Umgegend bezogen. Hier bewerkstelligte Gissot gleich den andern seine Ausrüstung für den neuen in Aussicht stehenden Kriegszug nach den Niederlanden.

Zu diesem Feldzug, welcher abermals gegen das französische Revolutionsheer ging, stellte Landgraf Wilhelm IX. dem König von England drei Divisionen zur Verfügung; die erste Division war bereits am 10. Juni unter dem Kommando des Generalleutnants Friedrich von Wurmb abmarschiert, die zweite Division folgte am 17. Juni unter ihrem Kommandeur Generalleutnant von Buttlar; die dritte Division endlich, welcher Gissot mit dem Leibregiment

zugeteilt war, stand unter dem Kommando des Generalmajors von Hanstein. Kommandeur des Leibregiments, in welchem auch Giffots Vetter, Christian Bode, stand, war der Oberst von Linsingen. Am 17. Oktober trat die dritte Division den Marsch nach Flandern an. Als sie am 18. durch Frankfurt marschierte, wurde sie mit lauten Jubelrufen von den Einwohnern empfangen, eingedenk ihrer Befreiung durch unsere braven Krieger gaben viele ihnen stundenweit das Geleite und schieden mit tränenden Augen und dem wiederholten Zuruf: „Lebt wohl, ihr braven Hessen, unsre Befreier, lebt wohl!" *) In den Niederlanden zeigte sich die Bevölkerung jedoch sehr feindselig; am 3. November trafen die Truppen der dritten Division in Tournay ein, woselbst am folgenden Tage Parade vor dem Herzog von York stattfand. Am 20. November kämpfte Giffot in Rechin, nicht weit von Waterloo, wo er ein Piket vom Leibregiment befehligte. Obgleich er schon beinahe von den Feinden umzingelt war, gelang es ihm, sich noch glücklich und ohne erhebliche Verluste durchzuschlagen.*) In der Umgegend von Aelebecke fanden fast täglich kleine Vorpostengefechte statt.

*) Ditfurth, Die Hessen in Flandern von 1793—95. Band I, Seite 201.

*) Ditfurth, a. a. O. Band I, Seite 204.

(Fortsetzung folgt.)

Reserl.

Eine Reiseerinnerung von Johannes Oderwald.

Im Herbst des Jahres 1874 weilte ich in Kassel, dem Geburtsort meiner Mutter, zum Besuch meiner dortigen Verwandten.*) Nachdem ich mir die schöne, ehemals hessische Residenzstadt und ihre herrliche Umgebung mit Muße angesehen hatte, unternahm ich eines Tages eine Wanderung nach dem Dorfe O., welches ungefähr eine Meile von Kassel entfernt liegt, um eine daselbst wohnende Tante aufzusuchen.

Der Weg, welcher mich unter schattigen Apfelbäumen dahin führte, gewährte nach allen Seiten einen reizvollen Blick in die lachende Landschaft, und ich erinnerte mich dabei der öfteren Erwähnung meiner Mutter von dem in dieser Gegend gelegenen Schloß Wilhelmsthal mit seinen prachtvollen Parkanlagen, als eines der beliebtesten Ausflugsorte der Bewohner Kassels. So wunderte ich mich anfänglich gar nicht über die verschiedenen kleineren und größeren Gesellschaften, welche ich des Weges ziehen sah, da ich sie für Ausflügler nach Wilhelmsthal hielt, bis es mir schließlich auffiel, daß alle in Trauerkleidung waren. Als ich mich hierauf erkundigte, erfuhr ich, daß alle diese Leute nach O. wollten, um dem Begräbnis eines der reichsten Bauern in der ganzen Gegend, mit Namen Konrad Bentz, beizuwohnen. Bald vernahm ich auch schon von Ferne das Trauergeläute, und die Strophe aus Schillers Lied von der Glocke: „Von dem Turme schwer und bang tönt die Glocke Grabgesang" durchbebte mit heiliger Andacht mein Gemüt.

Als ich das Dorf erreicht hatte und auf der breiten Hauptstraße längs des Dorfteiches nach der Kirche schritt, kam mir der Trauerzug entgegen, und so ließ ich ihn an mir vorüber zu der Kirche hineinziehen, bevor ich mit entblößtem Haupte ebenfalls eintrat, um die fromme Feier mit anzusehen. Meine Aufmerksamkeit wurde bald von dem Vorgang am Altar ab und auf eine große schwarze Tafel gelenkt, welche hier wie in allen deutschen Kirchen aufgehängt war und ein Verzeichnis der jungen Männer aus der Gemeinde aufwies, welche den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 mitgemacht hatten. Es waren im Verhältnis zu der Einwohnerzahl des Dorfes eine Menge Namen, die ich hier sah. Die der Gefallenen standen, mit einem Kreuz versehen, obenan und waren mit einem Trauerflor umhangen, während die Namen der Zurückgekommenen unten auf der Tafel standen und mit Eichenlaub umkränzt waren. Der letzte Name auf der Tafel lautete „Heinrich Bentz".

Zuweilen wenn ich den Namen eines Menschen lese oder höre, regt sich in mir das Verlangen, diesen persönlich kennen zu lernen, und so erging es mir auch jetzt beim Anblick dieses Namens. Der Gedanke, es könne möglicherweise der Sohn des Verstorbenen sein, zog sofort meinen Blick nach dem sich zum Ausgang wendenden Trauergefolge, um zu prüfen, auf wen meine Vermutung wohl passen könne. Da trat aus der Menge ein junges Mädchen an mir vorüber auf die Gedenktafel zu, kniete davor nieder und faltete die Hände zum stillen Gebet. Es war in tiefe Trauer gekleidet, mußte also eine recht nahe Verwandte des Verstorbenen sein, doch Stoff und Schnitt ihrer Kleider waren nicht nach Art der hessischen Landmädchen, sondern erinnerten mich vielmehr an die Tracht der Alpnerinnen aus Tirol und Steier-

*) Der Verfasser lebt in Dänemark und ist dort schon schriftstellerisch hervorgetreten. Mit obiger Skizze wendet er sich zum erstenmale an deutsche Leser. D. Red.

mark. Obwohl ich ihre Züge nicht sehen konnte, so war ich doch bei dem schönen Ebenmaß ihrer Glieder, der edlen Form des Kopfes mit dem dunkelbraunen, welligen Haar ganz darauf gefaßt, hier eines jener frischen, rosigen Gesichtchen zu erblicken, welche den jugendlichen Alpenbewohnerinnen ihren natürlichen Liebreiz verleihen. Während ich in solcher Erwartung auf sie niederschaute, trat eine ältere, ebenfalls schwarz gekleidete Frau auf das Mädchen zu und legte ihre Hand auf seine Schulter. Jetzt richtete sich die Knieende empor, und bei der Wendung ihres Kopfes sah ich in ein blasses, aber unbeschreiblich schönes, von Tränen benetztes Antlitz.

„Ich habe für Heinrich gebetet", hörte ich sie schluchzend sagen, und, mit verzweiflungsvoller Gebärde nach der offenen Kirchtür deutend, fügte sie hinzu: „Da tragen sie nun den Vater zu Grabe, und noch ist Heinrich nicht zurückgekommen"; dann wankte sie, auf den Arm der Alten gestützt, hinaus, um sich den Leidtragenden anzuschließen.

Ich stand noch allein in der leeren Kirche und blickte sinnend auf die Liste der Gefallenen und Heimgekehrten. — „Der Heimgekehrten"? . . . . . Dies mußte doch demnach einer sein, der noch nicht zurückgekommen war, da er nun schon drei lange Jahre erwartet und beweint wurde, der vielleicht schon längst in fremder Erde auf einem der französischen Schlachtfelder im kühlen Grabe ruhte . . . aber nein doch, dann müßte ja sein Name oben stehen, hier oben unter dem schwarzen Trauerschleier! Wie mochte es sich mit ihm wohl verhalten? . . . .

Eine Stimme, welche von den Wänden der leeren Kirche widerhallte, schreckte mich plötzlich aus meinen grübelnden Gedanken auf. Die Kirchtür sollte geschlossen werden, und als ich nun hinaus ins Freie trat, war auf dem Kirchhof alles wieder leer und still. Nur das frische Grab, welches der Totengräber unter den warmen Strahlen der freundlichen Herbstsonne zuschaufelte, erinnerte mich an die Ursache, die mich hierher geführt, und dabei fiel mir auch ein, daß es schon recht spät geworden sein mochte für den Besuch, den ich vor hatte, und daß ich gewiß schon lange erwartet wurde.

Ich eilte auf dem mir bezeichneten Wege nach der schon von weitem erkennbaren Mühle, und nachdem ich meine Verwandte begrüßt und wir uns eine geraume Zeit durch Fragen und Gegenfragen über mancherlei unterhalten hatten, bat ich sie, mir etwas näheres über Heinrich Bentz und das junge Mädchen, welches ich in der Kirche gesehen, zu erzählen. Wir hatten uns in eine schattige Laube hinausgesetzt, welche, dicht an dem Mühlenteich gelegen, eine freundliche Aussicht nach dem Nachbargarten bot. Er war mit einer Haselnußhecke umgeben, hinter welcher die stattlichen Gebäude des Bauernhofes mit ihren freundlichen weißen Giebeln und den roten Ziegeldächern zwischen grünen Obstbäumen hervorlugten.

„Heinrich Bentz — ach ja", begann meine Tante mit einem traurigen Blick nach dem Nachbarhofe hinüber, „heute wurde sein Vater in die Erde gelegt, und nun steht die arme Reserl ganz allein da in der Welt." —

„Ist er denn nach dem Kriege nicht wieder hier gewesen?" fragte ich, als meine Tante über ihre eigenen Worte in Gedanken zu versinken schien.

„Wir haben ihn täglich und stündlich seit den drei Jahren erwartet", antwortete sie in demselben betrübten Ton wie vorher, „aber noch hat niemand etwas von ihm gehört oder gesehen."

„Dann ist er wohl auch sicherlich tot, ohne daß irgend eine bestimmte Kunde davon hierher gelangt ist", erwiderte ich.

Schnell sah meine Tante nach dem Nachbarhof hinüber, indem sie ihre Hand auf meinen Arm legte, als wäre sie erschrocken, daß ich zu laut gesprochen, zog ihren Stuhl noch ein wenig näher und erzählte mir dann, was ich hier wieder erzählen will, soweit meine Erinnerung reicht:

„Konrad Bentz war der reichste Bauer in O. Seitdem er das Gut vor Jahren von seinem Vater übernommen, hatte er als tüchtiger, strebsamer Mensch stets mit unermüdlichem Fleiß gewirtschaftet und dadurch nicht allein seinen Wohlstand bedeutend vergrößert, sondern er hatte sich auch durch seine Rechtschaffenheit und seinen liebenswürdigen Charakter allgemeine Achtung in der ganzen Gemeinde erworben, die fast an Liebe grenzte. Niemals kam jemand vergebens zu ihm, um sich in bedrängter Lage seinen Rat oder Beistand zu erbitten, und die Freundlichkeit, womit er jedem entgegen kam, die Bereitwilligkeit, mit der er an dem Wohl und Wehe seiner Mitmenschen teilnahm, vergalt man ihm allgemein dadurch, daß man ebensowohl alle Sorgen und Freuden, die ihn betrafen, auch zu den seinigen machte und ihn als väterlichen Beschützer des ganzen Dorfes verehrte.

Seine früh verstorbene Frau hatte ihm nur ein einziges Kind, einen Sohn, hinterlassen, den er über alles liebte und der von seinem ersten Tage an der Abgott des ganzen Dorfes war. Lebensfroh und schön, wie die Mutter gewesen war, treu und rechtschaffen wie der Vater, war Heinrich zu einem der blühendsten Jünglinge im weiten Umkreise herangewachsen, und man erging sich frühzeitig schon in allerlei Vermutungen, welches von all den jungen Mädchen wohl einmal die Glückliche sein dürfte, die Heinrich als seine Braut zum Altar führen würde.

Da kam eines schönen Tages, um die Sommerszeit, ein junges, ärmlich gekleidetes Mädchen hier in das Dorf und fragte nach Konrad Bentz. Es war in der Dämmerstunde, um welche Zeit die Familien vor ihren Haustüren zu sitzen pflegen und sich plaudernd oder auch durch Gesang und Harmonikaspiel die Zeit vertreiben.

Mit Verwunderung sah man auf das fremde Mädchen, dessen Sprache und Kleidung sofort erkennen ließen, daß es aus einer anderen Gegend stammte. Seine Schuhe waren bestäubt und die Müdigkeit seiner Füße war wohl zu bemerken; aber wenn es das Köpfchen grüßend zur Seite drehte, dann blickten die Leute in zwei Augen und in ein Gesichtchen von hinreißender Schönheit. Niemand kannte zwar das Mädchen, doch kamen einige gleich auf die Vermutung, daß es eine Nichte des Konrad Bentz sein könnte. Seine Schwester hatte nämlich in ihrer Jugend auf den wohlmeinenden Bruder nicht gehört und gegen seinen Willen einen armen Handwerker aus Tirol geheiratet. Diese Heirat hatte Konrad unendlich viel Sorgen gemacht, und man wußte auch, daß er das Leid, welches ihm seine Schwester damit angetan, niemals vergessen konnte. Nur einmal in den langen Jahren hatte er Nachricht von ihr erhalten, als sie ihm mitgeteilt hatte, daß ihr Mann gestorben sei. Von jenem Tage an hatte Konrad sehnlich gehofft, daß seine Schwester zurückkehren würde, und nun — nach langem vergeblichen Harren bekam er die erste Kunde wieder von ihr durch einen Brief, den dieses fremde Mädchen ihm überbrachte.

Lange irrten seine Augen zwischen den Zeilen des schnell entfalteten Briefes umher .... Er enthielt den traurigen Bericht über ein Menschenleben voller Armseligkeit, Kummer und Herzweh und endlich von einer langen schmerzhaften Krankheit, die dem sicheren Tod entgegen geführt hatte. Als er aber den Brief zu Ende gelesen und zu der Überbringerin desselben aufblickte, da wähnte er, seine geliebte Schwester wieder vor sich zu sehen in ihrer ganzen Jugendschönheit, wie sie einst von ihm gezogen war. Dann hat der alte Konrad das junge Mädchen in seine Arme geschlossen und ihm in seinem Hause eine neue Heimat geschenkt.

Noch an demselben Abend wußte groß und klein im ganzen Dorfe, daß das fremde Mädchen Therese Wirth, Konrads Schwestertochter, sei und dem Oheim die letzten Grüße der verstorbenen Mutter überbracht habe.

Während man allgemein an dem neuen Glück Konrads teilnahm, welches ihm in dem Besitz dieses lieblichen Geschöpfes, als einer Erinnerung an seine verlorene Schwester, erblüht war, beobachtete man mit aufrichtiger Freude, wie sich zwischen Heinrich und Therese, die rasch aller Herzen gewonnen hatte, ein inniges Liebesverhältnis entwickelte, sogar in solchen Familien, wo man vielleicht im stillen selbst eine Hoffnung auf den begehrenswerten Freier gehegt hatte.

Die liebevolle Aufnahme im Hause des Oheims ließ Therese nach und nach die Trauer um ihre Mutter vergessen, und ihre heitere Natur kam mehr und mehr zum Vorschein. Da war bald kein Lachen mehr so frisch wie das ihre und keine Stimme klang so hell und rein, als wenn sie zu ihrer Zither die lustigen, jauchzenden Tirolerlieder sang und ihre herzerfrischenden Jodler erschallen ließ. So war nun „Reserl", wie man sie in ihrer heimatlichen Mundart jetzt allgemein nannte, neben Heinrich der erklärte Liebling aller geworden und wenn die beiden abends die Dorfstraße herabkamen, während alles Volk vor den Türen und in den Gärtchen vor den Häusern saß, so wetteiferten die Leute förmlich, das Paar zu sich heranzuziehen und bestürmten Reserl mit Bitten, in ihren Gesang mit einzustimmen. Am obersten Ende des Dorfes stand dann wohl oft der alte Konrad mit freudestrahlendem Gesicht und lauschte entzückt auf Reserls schöne jugendliche Stimme. (Schluß folgt.)

Vom übermütigen Amor.

In seinem Übermut hat letzt
Sich Amor in den Kopf gesetzt,
Ein Riesenweib — es ist zum lachen! —
In einen Zwerg verliebt zu machen.
Zu diesem Zweck schob er ein Glas
Der Riesin heimlich auf die Nas',
Das, stark vergrößernd, ihr den Kleinen
Durchaus annehmbar ließ erscheinen.
Und, umgekehrt, dem kleinen Wicht
Setzt' er ein Brillchen ins Gesicht,
Wodurch, verkleinert, wie für ihn
Gemacht die Riesin ihm erschien.
Sowie sich so zu sehn bekam
Das Paar, war's Braut und Bräutigam.
Doch gleich des andern Morgens früh
Beim Waschen haben beide sie,
Als sie die Augen sich erfrischt,
Die Gläser vom Gesicht gewischt.
Und als sich das ungleiche Paar
Nun schaute, wie es richtig war,
Rief's wie aus einem Munde laut:
Gott Lob, daß wir noch nicht getraut!
Drum, wen die Liebe will berücken,
Der hüte sich vor Amors Tücken,
Auf daß ihm nicht, wie diesen jetzt,
Ein Glas er auf die Nase setzt.

Kassel. **Hermann Kette.**

Aus alter und neuer Zeit.

Die Mara in Kassel. Der interessante Aufsatz des Herrn Dr. Schwarzkopf über die Mara veranlaßt mich, noch einiges Weitere über die Beziehungen der Künstlerin zu ihrer Vaterstadt mitzuteilen, wodurch die Ausführungen des Herrn Dr. Schwarzkopf in einigen Punkten ergänzt und berichtigt werden können.

Der Aufenthalt der Mara i. J. 1821 in Kassel war nicht der zweite, sondern der dritte seit ihrer Jugend. Bereits im Jahre 1766 war Schmähling mit seiner damals 17jährigen Tochter von London nach Kassel gekommen, in der Hoffnung, daß Landgraf Friedrich II. sie in seine Kapelle aufnehmen würde. Die Herren Italiener, die an der landgräflichen Oper dominierten, wünschten aber keine „fremde" Sängerin in ihrer Mitte zu haben und nachdem Signor Morelli, der Günstling des Landgrafen, nach dem öffentlichen Konzert, das die Schmähling gab, sein Urteil einfach mit den geringschätzigen Worten: „Ella canta come una Tedesca" abgegeben hatte, war an eine Anstellung bei Hofe weiter nicht zu denken, obwohl die Kasselaner selbst die Sängerin mit Jubel empfangen hatten.

Der zweite Besuch in Kassel fällt dann ins Jahr 1777 und brachte sowohl der nunmehr verheirateten Künstlerin, als auch ihrem Gatten, dem bildschönen, aber liederlichen Violoncellisten Johann Mara, die großartigsten Triumphe (vergl. vor. Nr.). Der Tenorist Bartolotti fiel vor Entzücken über ihren Gesang in Ohnmacht und der Neider Morelli war wie vernichtet.

Zum dritten Male kam die Mara anfangs Oktober*) (nicht April) 1821 nach Kassel und zwar dauerte ihr Besuch nicht nur zwei Tage, vielmehr ließ sich die Künstlerin diesmal ziemlich lange halten und war dabei der Gegenstand der größten Ovation von seiten ihrer Landsleute. Dr. Grosheim, die damalige Musikautorität von Kassel, der auch die Biographie der Mara geschrieben hat, vermittelte ihre Bekanntschaft mit der Kurfürstin Auguste, die die Sängerin mit offenen Armen aufnahm und sie zu sich einlud. Als dadurch ihre Anwesenheit in Kassel allgemein bekannt geworden war, wurde die greise Künstlerin von Besuchen förmlich überlaufen, die sie trotz ihres hohen Alters ohne Unterschied der Person alle empfing und zum Teil erwiderte. Man merkte ihr es an und sie äußerte es auch oft, wie glücklich sie über all die Ehrungen der Kasselaner war. In einem öffentlichen Konzert sang sie diesmal nicht, dagegen wurden in einigen der ersten Familien ihr zu Ehren Musikfeste veranstaltet, bei denen auch sie sich mehrmals hören ließ.

Zu einer imposanten Ovation gestaltete sich schließlich ein großes Konzert mit nachfolgendem Abendessen, das am 11. Oktober im Stadtbausaale stattfand. Die Anzeige in der Kass. Allgem. Zeitung lautete:

Konzert-Anzeige.

Zu Ehren der Madame Mara.

Donnerstag den 11. d. M. wird, Mad. Mara zu Ehren ein Konzert auf dem neuen Saale des Stadtbaues gegeben, welches die vorzüglichen Tonkünstler durch ihre Talente verherrlichen werden. Madame Arnold und Herr Gerstaecker, Herr Wiele von hier und Herr Kraft, berühmter Violoncellist aus der Königl. Württemberg. Kapelle werden mit einander wetteifern, der grossen Künstlerin ihre Liebe und Achtung zu bezeigen. Der Anschlagzettel wird das Nähere bestimmen. Bei H. Insp. Schneider im Billet-Verkaufsbureau sind Einlasskarten zu 16 Gr. zu haben, an der Kasse kostet das Billet 1 Rthlr.

Das Konzert begann um 6 Uhr. Als die Mara in den Saal trat, ging ihr die Kurfürstin entgegen, nahm sie bei der Hand und ließ sie neben sich Platz nehmen. Diese Ehrung durch die Landesmutter und der allgemeine Beifall, der sich darob bei allen Konzertteilnehmern erhob, rührte die Künstlerin über die Maßen. Mit gefalteten Händen saß sie da, die Blicke zum Himmel gerichtet. „O, könnte das mein Vater sehn!" war ihr einziger Gedanke, wie sie nachher bekannte.*) Nach dem Konzert, das durch den herrlichen Gesang der Arnold und Gerstaeckers, sowie das meisterhafte Spiel Wieles und Krafts einen vollendeten Kunstgenuß bot, reichte Hauptmann von Steuber, der Flügeladjutant des Kurprinzen (später Staatsminister) der Königin des Festes den Arm und führte sie in den Speisesaal, wo sie von zahlreichen Verehrern unter Pauken- und Trompetenschall und dem lauten Ruf: „Es lebe unsre Landsmännin Mara!" begrüßt wurde. Nach geendigtem Mahle sang die 73jährige auf das Drängen ihrer Verehrer einige Kavatinen und empfing unter allgemeinem Jubel aus der Hand Gerstaeckers einen Lorbeerkranz.

Es ward beschlossen, ihr an der Stelle, wo sie gesessen hatte, ein Denkmal zu errichten, das in einer Erzplatte mit ihrem Namen und Geburts-

---

*) Die Angabe des Herrn Dr. Schwarzkopf in voriger Nummer gründete sich auf die Eintragung in dem Kirchenbuch der Brüdergemeinde: „nupta Mara celebr. cantrix adfuit Casselis 1821, April." D. Red.

*) Schmähling war i. J. 1790 zu Berlin gestorben.

datum bestehen sollte. Von einer Ausführung dieses Beschlusses ist mir nichts bekannt.

Am 16. Oktober erst verließ die gefeierte Künstlerin ihre Vaterstadt. Sie schied tiefbewegt durch all die Liebe und Verehrung, die sie erfahren, mit den Worten: „Wenn ich nicht fest bestimmt wäre, Euch wieder zu sehen, so würde ich den Abschied nicht ertragen können". Sie versprach bald wieder zu kommen, aber es war das letzte Mal, daß sie ihre Heimat gesehn hatte. Von der ersten Station ihrer Reise, von Hoheneiche aus, schrieb sie an Dr. Grosheim: „Nach all der Gnade, Ehre, Freundschaft und Liebe, die man mir in meiner Vaterstadt bewiesen, würde der Abschied von Kassel meinem Herzen gewiß viel gekostet haben, wenn die Hoffnung des Wiedersehens mich nicht getröstet hätte. Ich setzte mich, durch die Rückerinnerung beinahe stolz gemacht, in meinen Wagen und sah mit einer Art von gnädigem Wohlwollen auf die Vorübergehenden herab. Da fiel glücklicherweise mein Blick auf den — Salzkuchen, den ich mitgenommen. Er rief mir die Zeit, wo solch' einfache Kost mir so trefflich schmeckte, folglich auch die — Druselgasse ins Gedächtnis zurück. Ich kam jetzt allmählich von meiner Höhe herab, und in meinem Herzen blieb nichts als Dankbarkeit."

Die auch von Herrn Dr. Schwarzkopf erwähnten Salzkuchen waren ein Frühstücksgebäck, das im 18. Jahrhundert in Kassel beliebt war und das Stück 2 Heller kostete. Im Jahre 1821 war übrigens dies Gebäck bereits aus der Mode gekommen und Dr. Grosheim hat, wie er erzählt, viele Mühe gehabt, um noch ein Exemplar für die Mara in Kassel aufzutreiben.

Philipp Losch.

Aus den Briefen eines Hessen in Spanien. Herr Pfarrer Löwer aus Rinteln, der bis vor zwei Jahren zweiter Pfarrer und Rektor der sog. Rektorschule in Wächtersbach war, erhielt von genanntem Zeitpunkt an von der Königlichen Regierung bezw. vom Konsistorium in Kassel Urlaub, um dem Ruf als Direktor der deutschen Schule in Barcelona zu folgen. Diese hat nach dem letzten gedruckten Bericht unter ihm einen bedeutenden Aufschwung genommen. Im vorigen Sommer ist auch eine hessische Lehrerin, Fräulein Wangemann von Kassel, dort angestellt worden. Die von Pfarrer Löwer von Zeit zu Zeit in die Heimat gelangenden Briefe können für sich eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung in Anspruch nehmen. Einer seiner letzten Briefe streift den Volkshumor, oder besser das Volksvergnügen, und es darf wohl dem „Hessenlande" daraus eine kleine Geschichte erzählt werden.

Die genannte Großstadt im schönen Spanien feierte im Oktober v. J. ein mehrere Tage andauerndes Fest, bei dem natürlich auch die Volksbelustigungen nicht fehlen durften. Wir kennen ja die Art derselben auch von uns. Sacklaufen, Hahnenschlag &c., das sind bekannte Dinge. In der Heimat der Stierkämpfe müssen diese Volksbelustigungen natürlich einen etwas schärferen Humor aufweisen.

„An einem Nachmittage wurden eine Menge Schweine ins Wasser des Hafens geworfen, dort, wo der Strand anfängt, sich abzuflachen. Man hatte ihnen vorher die Schwänze eingefettet, um dieselben recht glatt zu machen. Hinter den Borstentieren her sprangen dann Schwimmer ins Wasser, und jeder, dem es gelang, eins derselben am Schwanze an den Strand zu ziehen, durfte es behalten. Das war aber schwer genug, denn die Schweine schwammen famos und die Schwänze waren äußerst glatt. Jedesmal, wenn einer glaubte, er hätte einen Fang gemacht, dann fing das Tier entsetzlich an zu quieksen und zu strampeln und im Nu ging es wieder durch. Einer jedoch fing die Sache schlau an. Er faßte mit den Zähnen zu und schwamm dann mit der Beute siegreich ans Land."

Ferner erzählt Herr Direktor Löwer in einem anderen Briefe von dem im Oktober v. J. stattgefundenen Besuch des deutschen Schulschiffs „Stein" im Hafen von Barcelona. Der Kapitän machte damals in der deutschen Schule einen Besuch und überbrachte dieser eine Einladung zu einem Kinderfeste an Bord des Kriegsschiffes, was natürlich den Stolz der deutschen Jugend ungemein anfeuerte. Direktor Löwer schreibt darüber: „Als wir bei strahlendem Sonnenschein und blauem Himmel zum Hafen kamen, begleitet von einer unermeßlichen, neugierigen Menge, lag dort die Dampfpinasse mit großem Boot im Schlepptau. Stolz wehte die deutsche Kriegsflagge, aber noch viel stolzer waren unsere Kinder, daß sie deutsche Kinder in einer deutschen Schule waren. Der Kapitän erwartete uns unter den Klängen eines deutschen Marsches, dann ging's das Fallrep hinauf, kleinere auf dem Arm der Offiziere. Für jeden andern Besuch war an diesem Nachmittag das Schiff verboten. Kollege Opper, der Marinepfarrer, auch ein Hesse aus Kassel, erklärte uns das ganze Schiff. Die Schiffsjungen mußten zum Grausen unserer Mädchen bis auf die höchsten Spitzen klettern. In der Seekadettenmesse gab's Schokolade und Kuchen für die Schüler, für uns Rhein- und Moselwein, und dazu Konzert und Spiel auf dem Deck. Unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" fuhren wir dann am Abend wieder zurück. Alle behaupteten, es wäre das Schönste gewesen, was sie in Barcelona noch erlebt hätten."

P.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel hielt am 26. Januar seine erste Monatsversammlung in diesem Jahre ab, welche Herr Generalmajor Eisentraut mit geschäftlichen Mitteilungen eröffnete. In den beiden letzten Monaten hat der Verein 11 Mitglieder gewonnen, während 7 Abgänge stattgefunden haben. Die Bibliothek hat eine Bereicherung durch mehrere Zeitschriften über Altertumskunde erhalten. Nach den geschäftlichen Erörterungen hielt Herr Landesgerichtsrat Büff den angekündigten Vortrag: Hessische Landgrafen und ihre Kanzler. Zuerst verbreitete der Herr Redner sich über die Rechtspflege des 16. Jahrhunderts, die Hutten und Luther mit manchem kräftigen, aber nicht schmeichelhaften Wörtchen bedacht haben. Hessen konnte sich nun glücklich schätzen, eine Reihe von bedeutenden Juristen zu besitzen, die den Fürsten und dem Staatswesen gute Dienste leisteten. In früherer Zeit gingen die Kanzler meist aus dem sächsischen Hessen hervor, während der Reformation, der Gegenreformation und während des 30jährigen Krieges aber aus dem fränkischen Hessen. Hier sind vor allen zu nennen Johannes Feige und die beiden Reinhard Scheffer, nicht zu vergessen aber sind Jörge Nußpicker und Heinrich Hund. Mit Bezug auf Scheffer und Hund wurde damals gesagt: „Wo solch ein Schäfer und ein Hund die Herde hütet, muß sie sich wohlbefinden.“ Johannes Feige, 1482 zu Lichtenau geboren, studierte in Erfurt, wurde 1517 vom Kaiser Max in den Adelsstand erhoben, und war seit 1519 Kanzler Philipps des Großmütigen, dessen Mutter er schon mit seinem Rat zur Seite gestanden hatte. 1521 begleitete er den jungen Landgrafen auf den Reichstag zu Worms. 1526 leitete er die Homberger Synode, war sodann bei Schließung des Religionsfriedens und beim Zustandekommen des Schmalkalder Bundes beteiligt und folgte seinem Gebieter 1541 auf den Reichstag nach Regensburg. Zur Schlichtung des Zwiespaltes, der zwischen dem Herzog Moritz, dem Schwiegersohne Philipps, und dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen entstanden war, mußte er 1542 sich mit dem Landgrafen nach Meißen begeben und machte diese, für die damalige Zeit, beschwerliche Reise von Marburg auf seinem Klepper. Der Herr Redner glaubt in dieser Anstrengung die hauptsächlichste Ursache zu dem Ableben des schon sechzigjährigen Mannes zu finden, das im darauf folgenden Jahre, nachdem er in den Ruhestand getreten, erfolgte. Feige war mit den besten seiner Zeitgenossen befreundet und wurde von ihnen hochgeschätzt. Während Landgraf Philipp den Zug nach Württemberg unternahm, um den vertriebenen Herzog Ulrich in sein Land einzusetzen, übertrug er Feige die Regentschaft in Hessen. Der größte Ruhm Feiges beruht aber in zahlreichen Gesetzen, die der Landgraf erließ. Er war der erste Vizekanzler der alma Philippina und verfaßte deren erste Statuten. Feige hinterließ drei Söhne und eine Tochter Christine, die sich 1559 mit Reinhard Scheffer vermählte. Dieser war 1529 zu Homberg geboren, hatte die dortige Rektorschule und die Lateinschule in Kassel besucht und in Marburg, Padua und Ferrara Jurisprudenz studiert. 1557 wurde er Vizekanzler und später Kanzler. Einen weiteren Vortrag über Reinhard Scheffer den Ältern, seinen Sohn und Enkel stellte Redner demnächst in Aussicht. Die Familie Scheffer blüht noch gegenwärtig in Hessen fort. Mehrere Bilder der hessischen Kanzler, die während des interessanten Vortrags herumgereicht wurden, führten die Männer jener Zeit den Zuhörern lebhaft vor Augen.

Hochschulnachrichten. Zum Nachfolger des Professors Dr. Ribbert, bisherigen Direktors des pathologischen Instituts in Marburg ist der außerordentliche Professor Dr. L. Aschhoff in Göttingen berufen. — Professor Mittermaier in Bern hat einen Ruf an die Universität Gießen als Nachfolger des Professors Dr. Heimberger angenommen.

Professor Dr. Georg Gerland in Straßburg, der am 29. Januar seinen 70. Geburtstag beging, ist ein Sohn des kurhessischen Generals Gerland, Kommandeurs der kurhessischen Artillerie. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt Kassel besucht, studierte er in Marburg und Berlin Philologie und wirkte sodann als Gymnasiallehrer in Kassel, Hanau, Magdeburg und Halle. Da er neben seinen philologischen Studien sich auch der Anthropologie zugewandt und auf diesem Gebiete zahlreiche Schriften hatte erscheinen lassen, so erging 1875 der Ruf der Universität Straßburg an ihn, dort einen Lehrstuhl für Geographie und Ethnographie einzunehmen. Er folgte dieser ehrenvollen Aufforderung und hatte die Genugtuung, daß die Zahl seiner Schüler von Jahr zu Jahr wuchs. Auch schriftstellerisch war Gerland in hervorragender Weise tätig, u. a. schrieb er über die „Gletscherspuren der Vogesen“ und die „Ziele der Polarseeforschung“. Der Name Gerlands aber hat hauptsächlich Bedeutung durch seine Untersuchungen auf dem Gebiete der Geophysik, namentlich über die Natur der Erdbeben erhalten. Die jetzt in Straßburg eingerichtete „Kaiserliche

Hauptstation für Erdbebenforschung" ist in geistiger Hinsicht sein Werk. Im Jahre 1901 fand auf seine Bemühungen hin in Straßburg die I. internationale seismologische Konferenz statt. Möge der hessische Gelehrte noch lange die Wissenschaft durch Mitteilung der auf umfassenden Kenntnissen beruhenden Ergebnisse seiner Forschungen bereichern.

Jubiläum. In Bergen feierte am 29. Januar Herr Metropolitan von Starck sein 50 jähriges Dienstjubiläum.

Ernennung. Generalleutnant von Heeringen, Direktor des Armee-Verwaltungs-Departements im Kriegsministerium, ist zum Kommandeur der 22. Division (Kassel) ernannt worden. Generalleutnant von Heeringen ist in Kassel als Sohn des Oberhofmarschalls und General-Intendanten des kurfürstlichen Hoftheaters Josias von Heeringen geboren.

Heinrich Doerbecker †. Am 17. Januar starb nach langen, mit großer Geduld ertragenen Leiden der Schriftsteller Heinrich Doerbecker in Marburg. Geboren am 12. Juli 1876 zu Oberaula (Kreis Ziegenhain) als Sohn eines Lehrers, besuchte er das Gymnasium zu Marburg und bezog Ostern 1895 die dortige Universität, um sich dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften zu widmen. Allein schon nach wenigen Semestern eifrigen Studiums wurde er durch ein tückisches Gehörleiden, das bald immer weiter um sich griff, gezwungen die Studien abzubrechen und dieselben privatim zu Ende zu führen. Allein auch das war ihm nicht vergönnt. In den letzten Jahren trat eine völlige Lähmung des Körpers ein, die ihn der Fähigkeit des Gehens und Schreibens beraubte und ihn ununterbrochen ans Krankenbett fesselte. — Durch sein herbes Geschick früh auf den Verkehr mit sich selbst und der Innenwelt angewiesen, erwachte bald die Gabe der Dichtkunst in ihm. Seine frühesten Erzeugnisse reichen in sein erstes Studiensemester zurück, seine letzte Gabe war das im „Hessenland", Jahrg. 1901, Nr. 23 erschienene Märchen „Das Herz des Glücks", das zugleich eine ergreifende Schilderung seines eigenen Lebensschicksals ist. Seine Dichtungen, Märchen, Skizzen, Humoresken und besonders Lyrik, die bisher noch nicht gesammelt sind, erschienen in der „Deutschen Romanzeitung", im „Hessenland", im „Frankf. Generalanzeiger", im „Musenalmanach Marburger Studenten", im „Hessischen Dichterbuch" (3. Aufl., 1901) u. a. In Buchform erschien von ihm ein vortrefflich geschriebener „Führer durch Marburg und seine Umgebung" (vergl. „Hessenland" 1899, S. 329) und eine aus einem Preisausschreiben hervorgegangene Broschüre über Marburg als Universität, die bereits in mehreren tausend Exemplaren aufgelegt ist und in erster Linie dazu beigetragen hat, Marburg als Universität neuerdings in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Mit ihm ist vor allem ein hoffnungsvoller Lyriker unseres Heimatlandes dahingegangen, dessen früher Tod für unsere hessische Literatur aufrichtig zu beklagen bleibt. R. I. P. W. S.

Todesfall. Am 1. Januar d. J. verschied zu Darmstadt der königlich preußische Regierungsrat a. D. Otto Klingelhoeffer. In ihm ist ein ehemaliger kurhessischer Beamter gestorben, dessen Leben reich an Enttäuschungen und Arbeit, aber arm an äußeren Erfolgen verflossen ist. Im Amtshause zu Dorheim in der Wetterau am 11. Januar 1812 geboren, erhielt er den ersten Schulunterricht in Alsfeld und bei dem Pfarrer Soldan in Villertshausen. Von seinem 14. Jahre ab besuchte er das Gymnasium in Hanau und bestand an demselben im noch nicht vollendeten 18. Lebensjahr das Maturitätsexamen. Dann studierte er in Gießen und Heidelberg Rechtswissenschaft. Da er sich als Student der Burschenschaft angeschlossen hatte, mußte er sich, nach Erstürmung der Frankfurter Hauptwache, einige Zeit verborgen halten. Nach abgelegtem Staatsexamen in Kassel, Hanau und Hersfeld als Regierungsreferendar bezw. Assessor beschäftigt gewesen, wurde er im Jahre 1849 zum Landrat in Ziegenhain ernannt, aber bereits im Jahre 1851, unter Hassenpflug, zur Disposition gestellt. Von 1863 bis 1866 war er Regierungssekretär in Marburg. Während seiner Außerdienststellung wohnte Klingelhoeffer in Frankfurt a. M. bezw. Bockenheim und wurde dort mit Bismarck, der auf ihn durch einige staatswirtschaftliche Aufsätze aufmerksam geworden war, bekannt. Die Aufzeichnungen aus der Zeit seines Frankfurter Aufenthaltes und über seinen Verkehr mit den Bundestagsmitgliedern sind sehr interessant. Bis kurz vor seinem Ableben wußte Klingelhoeffer die Charaktere seines damaligen Verkehrs mit Schärfe zu zeichnen. In seinen „Paradoxa" (Gießen, von Münchowsche Hof- und Universitätsdruckerei, 1900) erzählt er, daß er für Bismarck eine Denkschrift über die kurhessische Verfassungsangelegenheit geschrieben und in derselben die Überzeugung zum Ausdruck gebracht habe, daß die kurhessische Frage nur Nebensache, der wirkliche Zweck derselben aber der gewesen sei, Preußen zu Gunsten Österreichs in eine ungünstige Stellung zu bringen.

Alsbald nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen wurde Klingelhoeffer zum Mitglied der königl. Eisenbahn-Direktion Kassel und 1867 zum Regierungsrat ernannt. Mit der königl. Eisenbahn-Direktion siedelte er dann im Jahre 1874 nach

Frankfurt a. M. bezw. nach Sachsenhausen über und wirkte dort bis 1882, in welchem Jahre er, im Alter von 70 Jahren, in den wohlverdienten Ruhestand trat. Er verzog dann nach Darmstadt und war es ihm beschieden, dortselbst noch bis in das hohe Alter von fast 91 Jahren in seltener geistiger und verhältnismäßiger körperlicher Frische leben zu können. Er war geistig rege und tätig fast bis zu seinem Tode, dem er infolge eines Influenza Anfalles zum Opfer fiel. Im Alter von fast 90 Jahren hat er noch die vorerwähnten „Paradora“ verfaßt und herausgegeben und der deutschen Burschenschaft gewidmet.

Klingelhoeffer lebte in über 50 jähriger, kinderloser, glücklicher Ehe mit einer Tochter des vorh. königl. niederländischen Legationsrats Eulner, einer hochbegabten Frau, die ihm etwa 9 Jahre im Tode vorausgegangen war. Die Schwester seiner Frau, Fräulein Marie Eulner, die schon seit langen Jahren dem Klingelhoefferschen Haushalte als Familienmitglied angehörte, war dann dem Verstorbenen eine liebevolle, treue Gefährtin und Pflegerin.

Personalien.

Verliehen: der Rote Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub: dem Generalmajor Stamm, Kommandeur der 4. Infanterie-brigade in Gumbinnen;

der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife: dem Oberpräsidialrat Fromme, dem Generalsuperintendenten Pfeiffer und dem Ober- und Geh. Baurat Thelen in Kassel; dem Geh. Regierungsrat Professor Dr. Justi in Marburg;

der Rote Adlerorden 3. Kl. dem vortr. Rat im Eisenbahn-Ministerium, Großh. Hess. Geh. Oberbaurat Mayer;

der Rote Adlerorden 4. Kl.: dem Oberlandmesser und Vermessungsrevisor Hüser I, dem Domänenrat und Domänenrentmeister Küllmer, dem Regierungsrat Lehmann, dem Oberbürgermeister Müller, dem Steuerrat und Obersteuerinspektor Raddünz, dem Polizeipräsidenten Dr. Steinmeister, dem Eisenbahnbetriebskontroleur Stutte und dem Eisenbahndirektor Vockrodt in Kassel; dem Amtsgerichtsrat von Boxberger und dem Professor Dr. Budde in Marburg; dem Kreistierarzt Collmann, dem Amtsgerichtsrat Gößmann und dem Geh. Medizinalrat Dr. Sunkel in Hanau; dem Progymnasialdirektor Krösch in Hofgeismar; dem Gestütinspektor Miecley in Beberbeck; den Forstmeistern Pauli in Veckerhagen und Sprengel in Melsungen; dem Postdirektor Schulz in Rinteln; dem Rittergutsbesitzer von Stockhausen zu Abgunst;

der Kronenorden 2. Kl. dem Geh. Oberpostrat und Oberpostdirektor Hoffmann in Kassel;

der Kronenorden 4. Kl. dem Direktor der landwirtschaftlichen Winterschule Dr. Hesse in Marburg;

der Adler der Ritter des Königl. Hausordens von Hohenzollern: dem Professor Dr. Muff zu Pforta und dem Provinzialschulrat Dr. Otto in Kassel; der Adler der Inhaber: dem Hauptlehrer Born in Marburg und dem Lehrer Richberg in Ihringshausen;

das waldeckische Verdienstkreuz 1. Kl.: dem Landeshauptmann Freiherrn v. Riedesel zu Eisenbach in Kassel;

das waldeckische Verdienstkreuz 3. Kl.: dem Geh. Regierungsrat Dr. Knorz und dem Landesrat v. Dehn-Rotfelser in Kassel;

die Rote Kreuz-Medaille 3. Kl.: dem Geh. Medizinalrat Dr. Krause, dem Eisenbahnkanzlisten Laufer in Kassel; der Frau Gymnasialdirektor Heldmann in Rinteln; der Frau Gastwirt Malkmus in Hünfeld.

den Regierungs-Sekretären Auffarth und Kühlborn in Kassel der Charakter als Rechnungsrat; dem Komponisten Richard Franck in Kassel der Titel Königlicher Musik-Direktor.

Ernannt: Geh. Regierungsrat von Kehler in Potsdam zum Geh. Ober-Regierungsrat; Domkapitular Professor Dr. Arenhold in Fulda zum Generalvikar der Diözese Fulda; Metropolitan Gleim in Neukirchen zum Superintendenten der Diözese Ziegenhain-Homberg; Pfarrer Jacobowski zu Freiensteinau zum Pfarrer in Langenhain; Pfarrer Römheld zu Güttersbach zum Pfarrer in Eich; Pfarrverweser Heckemann zu Münchhausen zum Pfarrer daselbst; Hilfspfarrer Schmincke zu Großalmerode zum Pfarrer in Rockensüß; die Rechtskandidaten Becker, Brethauer, Freymuth, van Hove, Plate und Telgmann zu Referendaren.

Übernommen: Regierungsassessor Eissengarthen, früher zu Homberg, in die allgemeine Staatsverwaltung.

Versetzt: Spezialkommissar Regierungsrat Koehler von Hersfeld an die Generalkommission zu Merseburg; Amtsrichter Rocholl in Brotterode als Landrichter an das Landgericht in Lüneburg; Kreissekretär Schröder von Rotenburg an die Königliche Regierung zu Kassel.

Geboren: ein Sohn: Pfarrer Conrad und Frau Emilie, geb. Reimann (Kassel, 22. Januar).

Gestorben: Geh. Regierungsrat Dr. August Kind, Regierungs- und Gewerberat a. D., 73 Jahre alt (Wiesbaden, 16. Dezember); Kapitänleutnant Peter von Lengerke, 37 Jahre alt (8. Januar); Oberamtsrichter Karl Rudolf Beißler (Michelstadt, 12. Januar); Frau Charlotte von Winckler, geb. Fondy, 86 Jahre alt (Fulda, 14. Januar); Wagenfabrikant Wilhelm Ulrich, 65 Jahre alt (Homberg, Januar); Cand. jur. Heinrich Doerbecker, 26 Jahre alt (Marburg, 17. Januar); Städtischer I. Buchhalter Andreas Bollmann, 57 Jahre alt (Kassel, 19. Januar); Fabrikant Karl Knierim, 68 Jahre alt (Kassel-Wehlheiden, 19. Januar); Großherzogl. Geh. Kirchenrat Johann Peter Ewald, 85 Jahre alt (Darmstadt, 19. Januar); Stadtverordneter Kaufmann Eduard Knittel, 48 Jahre alt (Fulda, 19. Januar); Frau Dorothea Horn, geb. Wienecke, Witwe des Archivars, 87 Jahre alt (Kassel, 20. Januar); Frau Sophie Schüler, geb. von Gaza (Saarburg in Lothringen, 22. Januar); Frau Helene Pomme, geb. Schilling, 66 Jahre alt (Kassel, 24. Januar); Königl. Oberförster a. D. Wilhelm von Bardeleben (Kassel, 24. Januar); Katasterkontroleur Theodor Streibelein, 75 Jahre alt (Kassel, 25. Januar); Kommunallandtags-Abgeordneter Gutsbesitzer August Rosenstock, 53 Jahre alt (Obersuhl, 25. Januar); Frau Rentmeister Henriette Rothamel, geb. Kauffmann, 84 Jahre alt (Kassel, 26. Januar); verwitwete Frau Anna Höhmann, geb. Mergard, 42 Jahre alt (Kassel, 27. Januar); Oberschatzsekretär Karl Strube, 69 Jahre alt (Kassel, 27. Januar); Landgerichtsrat a. D. Jean Reul, 83 Jahre alt (Hanau, 27. Januar); Frau Marie Zwenger, geb. Wolter, 84 Jahre alt (Kassel, 27. Januar); Frau Professor Karoline Will, geb. Balser, 78 Jahre alt (Gießen, 28. Januar); Frau Marie Martelleur, geb. Bolten, 80 Jahre alt (Kassel, 28 Januar); Privat-Oberförster Gustav Jung (Harmuthsachsen, 28. Januar).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 4. XVII. Jahrgang. Kassel, 16. Februar 1903.

Junker Oswald.

(Ballade.)

Tiefblau der Himmel, hei! wie der Nordwind pfeift!
Junker Oswald mutig in die Zügel greift,
Junker Oswald hält frohe Ausfahrt heut',
Hell klingt auf schneeigem Pfade das silberne Schlittengeläut.

Am Kreuzweg, wo düster die Tanne gen Himmel ragt,
Ein runzlig' Weiblein bitterlich weint und klagt.
Auf gekrümmtem Rücken ruht schwere Last;
Das Holz, so mühsam gelesen, drückt sie zu Boden fast.

„Herr, gönnt auf dem Schlitten ein kleines Plätzchen mir,
Unser Herrgott lohn' Euch tausendmal dafür."
Junker Oswald peitscht sein feuriges Pferd:
„Schön' Dank, solch' alte Hexe paßt nicht in mein feines Gefährt."

Peitschenknall — der Rappe springt schnaubend in die Höh',
Ein Wehruf — purpurn rieselt's durch den Schnee,
Hin saust der Schlitten durch Wintereinsamkeit,
Schon tönt aus weiter Ferne das silberne Schlittengeläut.

Nachtschwarz der Himmel, hei! wie der Sturmwind pfeift!
Junker Oswald krampfhaft in die Zügel greift,
Junker Oswald hält späte Heimfahrt heut'.
Schrill, wie ein irrend Kindlein, wimmert das Schlittengeläut.

Flocken fallen leise immer und immer fort,
Junker Oswald weiß nimmer Stunde noch Ort,
Der stolze Rappe springt keuchend in die Höh' —
Drauf sinken Roß und Schlitten lautlos in tiefen Schnee.

Flocken tanzen lustig — Junker Oswald schaut hinein —
Sie hüllen ihn sachte gleich schimmerndem Linnen ein,
Gar weiches Kissen ist dem Müden bereit,
Zitternd verhallt im Winde das silberne Schlittengeläut.

Darmstadt. **Therese Köstlin.**

Ein unausgesprochenes Wort.

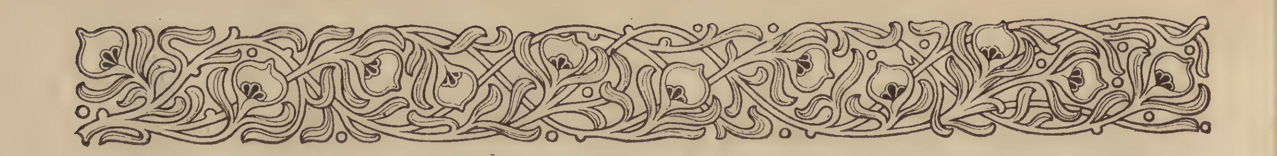
Wie kränkt uns oft ein Wort so schwer,
Das eines Andern Mund entsprang,
Es frißt ins Herz sich mehr und mehr,
Ob auch schon längst sein Laut verklang.

Doch kann es tief'res Leid im Leben
Und Qualenvoll'res nimmer geben,
Als zu gedenken fort und fort
An ein unausgesproch'nes Wort — —
Es treibt dich ruhelos von Ort zu Ort,
Wenn du mit wehem Herzen es erfaßt,
Daß du zur rechten Zeit es nicht gesprochen hast.

Frauenherzen.

Dem Herzen ist im Frauenleben
Die allergrößte Macht gegeben.
Mit lauter Stimme fordert es sein Recht,
Und unser Wille wird vor ihm zum Knecht.
Und folgen wir der Stimme nicht,
Weil schroff dagegen steht die Pflicht,
So haben wir's im Innern oft erfahren,
Daß dennoch wir des Herzens Sklaven waren.
Gar heißes Kämpfen, festes Ringen
Braucht's, um das Herze zu bezwingen,
Und ist es wirklich uns gelungen
Und fragt man uns, was wir errungen,
So müssen wir gar oft zur Antwort geben:
„Ein ödes, unheilbar zerriss'nes Leben."

Kassel. **W. Spangen.**



Das feste Haus Hambach und seine Besitzer.

Julius Pistor hat im vorigen Jahre ein „Kapitel aus der Lebensgeschichte Götz von Berlichingens“ behandelt, das sich im Frühjahr 1516 teilweise in Hessen abgespielt hat.[1]) Es war dieses eine Fehde des Götz mit dem Erzstift Mainz, bei der er sich auf die Burg Padberg an der westfälisch-waldeckischen Grenze stützte; vielleicht auch noch auf andere hessische Gönner. Er überfiel den mainzischen Amtmann Graf Philipp II. von Waldeck bei Kloster Dalheim unweit Stadtberge, als dieser sich von dem Bad Wildungen aus nach seinem Amtssitze in der Grafschaft Ravensberg zurück begab, und führte ihn gefangen durch Hessen nach der Wallenburg bei Schmalkalden. Bei diesem Unternehmen wurde Götz auf sein Ersuchen von einem hessischen Edelmann hilfreiche Hand geleistet, von Georg von Bischoffrode, der eine ähnlich veranlagte Natur wie Berlichingen gewesen zu sein scheint. Als Wohnsitz dieses hessischen Bundesgenossen, wo ihn ein Knecht Götzens aufsuchte, nimmt Pistor irrig Haimbach westlich Fulda an, während Georg von Bischoffrode zu Haimbach, dem heutigen Hofe Hambach bei Walburg, südöstlich von Kassel saß. Allerdings ist es nicht sicher, ob dieses 1495 erwähnte feste Haus[2]) damals bereits wieder völlig bewohnbar war, weil es nicht lange vorher, im Mai 1515, die Leute des Abtes von Fulda in einer Fehde geplündert und gebrochen hatten.[3])

Die von Bischoffrode besaßen Haimbach erst seit 1471, als Lehen von der Abtei Kaufungen; sie gelangten dazu durch die Heirat des Gerwig von Bischoffrode mit Elisabeth von Felsberg. Kraft von Felsberg entsagte damals dem Lehen zu Gunsten seiner Schwestersöhne.[4]) Das Geschlecht erlosch im Jahre 1608 mit Georg von Bischoffrode zu Hambach.[5]) Er hinterließ das Gut testamentarisch seinem Taufpaten Walrab von Boineburg, genannt von Hohenstein zu Netra; der Stift-Kaufunger Lehnsverband muß also inzwischen wieder fortgefallen sein. Der neue Eigentümer und sein Bruder Friedrich Hermann von Boineburg zu Jestädt trugen dann den Hof dem Hause Hessen-Darmstadt zu Lehen auf, als Ersatz für von ihnen veräußerte hessische Lehngüter in der Obergrafschaft Katzenelnbogen.[6]) Wall und Graben der ehemaligen Feste, die heute Eigentum der Freiherrn von Berlepsch ist, sollen nach Siegels Angabe noch teilweise erhalten sein.

Aus der älteren Geschichte des Geschlechts Bischoffrode sei, als Ergänzung der Angaben Rommels[7]), erwähnt, daß es zuerst in und bei Spangenberg auftrat, also wohl nach dem gleichnamigen Dorfe seinen Namen führte, das östlich von Spangenberg liegt.[8]) Im Jahre 1360 wird ein Herbord von Bischoffrode mit seinem Sohne Gerwig genannt, die aber nicht als Adelige, sondern als Bürger von Spangenberg bezeichnet werden.[9]) Bereits 1393 aber war Gerwig von Bischoffrode der Junge Burgmann zu Spangenberg; 1394 hatte das Geschlecht hessische Lehen zu Elbersdorf und Kaltenbach.[10]) Es muß also auch den Bürgerfamilien beigezählt werden, die, gestützt auf ihren Lehnsbesitz und Verschwägerungen, allmählich in die Ritterschaft aufgenommen worden sind. Ich habe sie in meinen Beiträgen zur Geschichte und Genealogie

[1]) Historisches Jahrbuch, Bd. XXIII, S. 516—532.

[2]) Siegel, Geschichte der Stadt Lichtenau, S. 252 und 378.

[3]) Rübsam, Die Chronik des Apollo von Vilbel (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, N. F., XIV, S. 226): Abbas Hartmannus duo castra in Hassia, scilicet Haymbach Georgii de Bischoffrode . . . . invasit et spoliare permisit.

[4]) H. von Roques, Urkundenbuch des Klosters Kaufungen, II, Nr 511.

[5]) Er war eine sehr gewichtige Persönlichkeit: 1599 wog er 270 Pfund, als sich Landgraf Moritz mit seinem Gefolge wiegen ließ. (Justi, Hessische Denkwürdigkeiten, IV, 2. Abt., S. 471.)

[6]) Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, VIII, S. 63, und die Lehnsakten im Haus- und Staatsarchive zu Darmstadt.

[7]) von Rommel, Geschichte von Hessen, V, S. 370.

[8]) Es gab auch ein altes Mühlhäuser Ratsgeschlecht des Namens von Bischoffrode, das aber schwerlich mit der hessischen Familie zusammenhing.

[9]) Schmincke, Urkundenbuch des Klosters Kornberg, Nr 84.

[10]) von Roques, Urkundenbuch des Klosters Kaufungen, I, Nr. 286. Repertorium des hessischen Samtarchivs zu Ziegenhain, Lehnsleute des Niederfürstentums, unter Bischoffrode.

des hessischen Adels zusammengestellt.[11]) Von einer ausdrücklichen Standeserhöhung findet sich auch bei dieser Familie keine Spur.

[11]) Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, N. F., II, S. 69.

Darmstadt, Januar 1903.

Das Schild-Wappen der von Bischoffrode zeigte zwei gekreuzte mit Stacheln besetzte schwarze Streitkolben im goldenen Feld.[12])

[12]) In den Wappenbüchern von Siebmacher und Wessel ist es abgebildet.

G. Schenk zu Schweinsberg.

Die Entsetzung von Rheinfels durch hessische Truppen und die darauf geschlagenen Denkmünzen.

Von Professor Dr. Paul Weinmeister, Leipzig.

Die hinlänglich bekannten gewalttätigen Übergriffe, die sich König Ludwig XIV. von Frankreich gegen das deutsche Reich erlaubte, hatten 1686 zu Augsburg einen Bund der Abwehr entstehen lassen, dem Landgraf Karl von Hessen-Kassel alsbald beitrat. Der Landgraf, dem die Leitung des oberrheinischen Kreises anvertraut war, sandte im Oktober 1688 den Generalleutnant Grafen August von der Lippe mit 6000 Mann an den Rhein, woselbst die Hessen bei Koblenz einen Sieg erfochten; Karl selbst bestimmte durch persönliche Einwirkung die Fürsten von Brandenburg, Kursachsen und Braunschweig-Lüneburg, gemeinsam mit ihm weiter gegen den Feind Deutschlands vorzugehen. Wilhelm III., Erbstatthalter der Niederlande und danach auch König von England, auf dessen Betreiben schon der Bund von Augsburg zustande gekommen war, führte 1690 zu Wien eine Erweiterung des Bundes herbei, sodaß nun fast ganz Europa ihm angehörte. Mit ihm beriet Karl im Februar 1691 den weiteren Feldzugsplan. Mit seinem inzwischen auf 20000 Mann verstärkten Heere kämpfte der Landgraf am mittleren Rhein, entsetzte gemeinsam mit Wilhelm das belagerte Lüttich, zog dann 1692 nach Worms und Speyer und suchte hier den Feind zu fassen. Da erreichte ihn die Kunde, daß sich der französische Marschall Tallard der dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels-Rotenburg gehörenden Feste Rheinfels nähere. Landgraf Ernst war das fünfzehnte von den achtzehn Kindern des Landgrafen Moritz des Gelehrten, von denen vierzehn seiner zweiten Ehe entstammten; er war also ein 21 Jahre jüngerer Stiefbruder von Wilhelm V., dem Großvater des Landgrafen Karl, und somit ein Großoheim Karls. Erwiesenermaßen unterhielt Ernst mit dem französischen Hofe Verbindung, er stand sogar in dem Verdachte, ein Geldangebot von Frankreich für die Überlassung der Feste angenommen zu haben, und so war von der Annäherung eines französischen Heeres an die Feste Rheinfels nichts Gutes zu erwarten. Rasch legte daher Karl 3000 Mann unter Generalmajor Sittich von Görtz zur Ablösung der bisherigen Besatzung in die gefährdete Festung, und diese ließ nun im Dezember 1692 unter tapferer Gegenwehr die Belagerung über sich ergehen. Tallard wiegte sich in Siegesgewißheit und versprach seinem Könige die eroberte Festung als Neujahrsgeschenk. Aber nachdem Görtz drei schwere Stürme abgeschlagen hatte, erschien gerade am 1. Januar 1693 Landgraf Karl mit einem Entsatzheere vor Rheinfels und zwang den verwundeten französischen Marschall, am folgenden Tage mit seinem Belagerungsheer abzuziehen.*)

So berichtet die Geschichte über diese tapfere Waffentat und die Abwehr französischen Übermutes, an der lediglich hessische Truppen und der hessische Landgraf beteiligt waren. Der Erfolg der vaterländischen Waffen wurde denn auch in Hessen und über seine Grenzen hinaus gebührend gefeiert, insbesondere durch sinnreiche Denkmünzen von mancherlei Art. Das erste Gepräge, das in Gold, Silber und Zinn ausgeführt ist, zeigt die Festung Rheinfels mit St. Goar mit der bezeichnenden Überschrift Strenae Gallicae (Französisches Neujahrsgeschenk), unten die Worte Reinfels frustra obsessa liberata die 2. Januarii 1693 (Das vergebens belagerte Rheinfels befreit am 2. Januar 1693), auf der anderen Seite in allegorischer Darstellung den Rhein zwischen zwei Säulen und die Inschriften Non ultra (Nicht weiter), sowie Habet et Germania metas (Auch Deutschland hat seine Grenzen). Der Rand trägt die Inschrift (in lauter großen Buchstaben) Arx Rheinfels Hassorum virtute fugiente Tallardo servatur (Die Feste Rheinfels wird durch die Tapferkeit der Hessen gerettet, während Tallard

*) Vergl. von Stamford, „Das stehende hessische Heer von 1670—(1866)“. „Hessenland“ 1900, S. 109 f., 118 ff., 135 ff.

flieht); hervorgehoben sind darin der Reihe nach die Buchstaben XILVMVIVVILLDVV, die als römische Ziffern die Summe MDC (= LL) LXX (=VV) X (=VV) X (=VV) III ergeben. Diese Denkmünze ist von Philipp Heinrich Müller aus Augsburg verfertigt und von Friedrich Kleinert zu Nürnberg in den Handel gebracht worden. — Das zweite Gepräge (Silber und Zinn) stellt die von Rheinfels abziehende französische Armee dar mit der Überschrift Nec auro nec armis (Weder mit Gold noch mit Waffen) und unten den Worten Rheinfelsii et S. Goaris obsidio irrita Gallis fugientibus II. Jan. MDCXCIII (Vergebliche Belagerung von Rheinfels und St. Goar und Flucht der Franzosen am 2. Januar 1693), auf der anderen Seite die von einer Wolke verdunkelte Sonne und eine entblätterte Lilienpflanze mit der Überschrift Nunc gloria transit (Nun vergeht der Ruhm, nämlich des durch die Lilie dargestellten Frankreich). Der Verfertiger dieser Denkmünze war der Holländer Johann Schmelzing. — Drittens kennt man (in Silber und Zinn) folgende Darstellung: Eine Katze rupft einen Hahn, Umschrift Insultantem deplumo (Den Beleidiger rupfe ich, nämlich die kattische Katze den gallischen Hahn), auf der anderen Seite das mit Bomben beworfene Rheinfels, oben die Worte Hostibus a Gallis gerit arx Rheinfelsa triumphos (Die Feste Rheinfels triumphiert über die französischen Feinde), unten Haud anni {egressus / ingressus} faustior esse potest (Des Jahres Ende und Anfang kann nicht günstiger sein). Merkwürdig ist, daß das in diesem Distichon steckende Chronostich aus den Zahlen I V L L I I X I L I V M — V D I V I V V I die falsche Jahreszahl 1698 ergibt. — Die vierte Denkmünze (Silber und Zinn) zeigt das Brustbild des Landgrafen Karl mit der Umschrift Carolus Dei gratia Hassiae Landgravius, Princeps Hersfeldensis (Karl von Gottes Gnaden Landgraf von Hessen, Fürst zu Hersfeld), auf der anderen Seite in der kriegerischen Landschaft von Rheinfels einen auf Trophäen sitzenden Hahn, der von einem Adler gezaust wird, und die Worte Cantat, non pugnat (Er kräht bloß, kämpft aber nicht) 1693. Der Verfertiger dieser Denkmünze war A. Rondeaux.

Alle diese Gepräge feiern die Entsetzung von Rheinfels als eine ausschließlich hessische Waffentat, als einen Sieg der Hessen über die Franzosen. Auffällig ist daher eine fünfte Denkmünze, die ich letzthin kennen gelernt habe, dadurch, daß sie mit dieser Ruhmestat den Namen des niederländischen Erbstatthalters und englischen Königs Wilhelm III. in Verbindung bringt. Dieses Stück aus vergoldetem Zinn oder Blei stimmt auf der einen Seite vollkommen mit dem oben beschriebenen zweiten Gepräge (von Schmelzing) überein, auf der anderen Seite aber ist an Stelle der allegorischen Darstellung des vergehenden französischen Ruhmes der Kopf Wilhelms III. zu sehen mit der Umschrift Invictissimus Guillelmus III. (der ganz unbesiegte Wilhelm III.) und unten die Buchstaben P. D. W. Was hat, so fragt man mit Recht, Wilhelm III. mit dem hessischen Siege bei Rheinfels zu tun? Das oben beschriebene Gepräge, das wie dieses das französische Heer darstellt, wie es von dem „weder mit Gold noch mit Waffen" einnehmbaren Rheinfels abzieht, war lediglich hessischem Kriegsruhme gewidmet und allerdings nicht von einem hessischen, sondern von einem holländischen Künstler angefertigt worden. Man denkt nun vielleicht, derselbe Künstler (Schmelzing) habe den Stempel der einen Seite dazu benutzt, um ihn in Verbindung mit einem dazu angefertigten neuen Stempel der anderen Seite als Denkmünze zur Verherrlichung des Erbstatthalters seines eigenen Landes zu verwenden. Es wäre dann immer noch sinnlos, daß er dazu die Darstellung der Entsetzung von Rheinfels gewählt hätte, an der Wilhelm nicht beteiligt war. Aber Schmelzing selbst hat den Stempel mit dem Kopfbilde des „unbesiegten" Wilhelm (der übrigens doch 1676 bei Mont-Cassel und 1692 bei Steenkerken besiegt worden war) nicht geschnitten, sondern ein anderer Stempelschneider, der sich als P. D. W. bezeichnet, eine leider nicht bekannte Abkürzung. Ist also die eine Seite von Johann Schmelzing, die andere von P. D. W. hergestellt worden, so haben wir es mit einem sogenannten Zwitter zu tun, der geschichtlich nichts zu bedeuten hat. Sollte dies Stück auch anderen Geschichtsfreunden vor die Augen kommen, so mögen sie sich demnach dadurch nicht irre machen lassen, etwa als ob der invictissimus Guilelmus den Sieg erfochten hätte, vielmehr ist und bleibt Rheinfels ein Ruhmesblatt in der hessischen Kriegsgeschichte!



Jean Paul Gissot,
kurfürstl. hessischer Kapitän und königl. westfälischer Oberst,
nebst Notizen über die Familie Gissot.

Nach authentischen Quellen und Überlieferungen bearbeitet und zusammengestellt

von Anna Bölke, geb. Gissot.

(Fortsetzung.)

Vom 22. Dezember ab, wo am Scheldefluß Winterquartiere bezogen wurden, sind bis zum 25. Februar 1794 keine bemerkenswerten Ereignisse aus Gissots Leben zu verzeichnen; an diesem Tage rückte er mit dem Leib-Regiment nach Menin und am 3. März nach Ypern zur Verstärkung der dortigen Besatzung. Am 16. April fand in der Nähe von Artres eine große Heerschau über die gesamte Armee durch den deutschen Kaiser, Franz II. statt. Am 17. April kämpfte Gissot in dem siegreichen Gefecht bei Premont und bezog dann mit der hessischen Brigade Stellung bei Reumont, südlich von Le Câteau, in welcher diese bis zum 24. April blieb. Abermalige Kämpfe fanden am 26., u. a. bei Le Sart statt, während der ganzen Gefechtsdauer hielt der Kaiser beständig hinter dem Leib-Regiment*), woselbst ihm der Herzog von York um 2 Uhr Nachmittags persönlich Rapport über den unterdessen bei Troisvilles erfochtenen glänzenden Sieg abstattete! Am 27. April war feierlicher Gottesdienst, welchen der Kaiser anläßlich der errungenen Erfolge befohlen hatte, am 12. Mai traf das Leib-Regiment wieder bei der Armee des Herzogs von York ein. Am 17. und 18. Mai kämpften die Hessen und unter ihnen Gissot mit Todesverachtung in dem Gefecht bei Tourkoin, jenem Edelstein hessischer Kriegsgeschichte, bei welchem das Leib-Regiment und die Garde-Grenadiere unverwelkliche Lorbeeren sammelten. Wie sie bei Lannoy fochten und mit Todesmut sich verteidigten gegen eine zehnfache feindliche Übermacht unter ihrem tapferen Kommandeur Oberstleutnant von Eschwege gleich dem Garde-Grenadier-Regiment bei Trieu de Leers, darüber schreibt Maximilian von Ditfurth**): „Wie granitene Säulen standen diese beiden Regimenter, während zwischen ihnen hindurch die Flut der Flüchtlinge sich verlief. Letztere hatten nicht nur ihre Reihen geöffnet, ihre Schmach vollendend bedeckten sie auch noch das Feld mit weggeworfenen Waffen. Gerade die stolzen Briten waren diejenigen, welche sich dies am allgemeinsten zu Schulden kommen ließen“ 2c. Auf Seite 156 heißt es weiter: „Längst schon geht der Pflug des flandrischen Landmannes über die Gebeine der dort Gefallenen hinweg, und trotz der gewichtigen Folgen hat die brausende Flut des Zeitstromes die Erinnerung an diesen blutigen Kampf auch in unserem Vaterlande fast bis auf die leiseste Spur hinweggeschwemmt. Und doch war der Tag bei Tourkoin einer der schönsten Ehrentage althessischer Tapferkeit, und seine Geschichte zeigt den Söhnen und Enkeln ein Bild des Ruhmes schön wie ein Sieg. Mitten in allgemeiner Auflösung, welcher sich selbst die stolze britische Garde und die versuchtesten österreichischen Regimenter nicht zu entziehen vermochten, unter Trümmern, umbraust von Tod und Verderben, standen die Hessen allein unerschüttert. Ein britischer Königssohn verdankte ihnen die Freiheit, vielleicht das Leben, und unbesiegt, ihrer Verbündeten eherner Schild, verließen sie die Letzten das Schlachtfeld!“ — Die Verluste des Leib-Regiments waren sehr groß an jenem denkwürdigen Tage, 14 Offiziere und 315 Mann, ganz unverletzt waren wohl nur Wenige geblieben; durch Gottes Gnade war Gissot auch aus diesem mörderischen Kampfe unverwundet hervorgegangen, während sein Vetter, Leutnant Bode, verwundet ward.

Am 28. und 29. Juni kämpfte Gissot bei Oudenarde, am 13. und 15. Juli bei Mecheln und am 16. und 17. Juli bei Walhem; am 16. August erhielt er seine Beförderung zum Hauptmann im Leib-Regiment. Am 17. September besetzte Oberst von Linsingen die Insel Bommel und zwar das vierte Bataillon des Leib-Regiments, in welchem Gissot stand, das Dorf Driel, bei welchem am 28. September ein Kampf stattfand. Am 27. Oktober war Gissot abermals im Feuer, an diesem Tage erfolgte ein Angriff der Feinde auf die Insel, den unsere Hessen jedoch zurückschlugen. Nach verschiedenen kleinen Gefechten verließ Gissot am 27. November die Insel Bommel, um sich wieder zum Haupt-Korps, welches an der Linge stand, zu begeben, woselbst er am 28. eintraf. Aus der nun folgenden Zeit bis zur Heimkehr sind keine bemerkenswerten Ereignisse zu verzeichnen. Mühsal, Not, Entbehrungen, Kälte, schlechte Quartiere und sonstiges Ungemach teilte Gissot mit den braven Truppen, deren herbe Schicksale durch die Geschichte bekannt sind!

Am 28. April 1795 fielen die letzten Schüsse in diesem Feldzug, und am 28. August ward zu Basel der Friede zwischen Frankreich und Hessen geschlossen,

---

*) von Ditfurth, Die Hessen in Flandern, Bd. II, S. 56.

**) Ebenda, S. 133.

Anfangs November ging's heimwärts. Gissot, welcher mit dem Leib-Regiment der dritten Marschkolonne angehörte, marschierte am 17. November aus der Umgegend von Osnabrück, wo er seit dem 17. Mai kantonniert hatte, nach Marburg ab, wo das im Laufe des Jahres 1795 errichtete Grenadierbataillon detachiert lag, während die beiden andern Bataillone des Leib-Regiments in Rinteln standen.

Nach den bösen Kriegsjahren folgte nun eine lange Friedenszeit, während welcher Gissot in Marburg seine Lebensgefährtin Katharina Wilhelmine Metz kennen lernte; sie war die erste Deutsche in seiner Familie. Eigentümlich war die Wiederkehr des Namens Metz, der an die Heimat der Gissots erinnerte. Der sehr glücklichen Ehe entsprossen neun Kinder, Sophie, Gustav, Adelheid, Isabella, Georg, Cäcilie, Jeanette, Adolf und Julie. Am 23. November 1800 avancierte Gissot zum Kapitän erster Klasse und blieb fortgesetzt im Leib-Regiment, welches im Jahre 1803, nach der Erhebung des Landgrafen Wilhelm IX. zum Kurfürsten, den Namen „Regiment Kurfürst" erhielt, den es beibehielt bis zum 1. November des Jahres 1806.

Dann kam die westfälische Zeit, Napoleon bemächtigte sich Hessens, und Kassel ward Hauptstadt des Königreichs Westfalen, die Residenz von Jérôme Bonaparte, des Königs Lustik, der am 7. Dezember 1807 die Regierung übernahm und in dessen Dienste nun der Großvater trat. König Jérôme soll ihn ganz besonders bevorzugt haben, nicht allein der französischen Abstammung Rechnung tragend, sondern auch seiner hervorragenden Eigenschaften und seiner Tapferkeit wegen, er machte ihn im Laufe der Jahre zum Ritter, während seine Gattin Ehrendame bei der Königin Katharina ward und ihrer Schönheit wegen sehr gefeiert wurde. Am 14. Juni 1807 erhielt Gissot die Ernennung zum Bataillons-Chef (Oberstleutnant) im selben Regiment, wird aber nun in dem französischen Militärzeugnis vom 13. September 1813, welches vom damaligen westfälischen Kriegsminister Comte de Höhne unterzeichnet ist, als zur westfälischen Linie gehörig aufgeführt und stand zu Kassel in Garnison. Am 23. Mai 1808 avancierte Gissot zum Großmajor und kam später in das im Monat Februar des folgenden Jahres neu errichtete fünfte Linien-Infanterie-Regiment, dessen Kommandeur der Großmarschall des Palastes, Meyronnet Graf von Wellingerode, ward.

Im Juni 1809 nahm Gissot an den Kämpfen gegen die Österreicher, unter König Jérômes persönlicher Führung, teil, er gehörte dem X. Armeekorps an und rückte Ende Juni in Sachsen ein, doch kehrte er schon Mitte Juli nach dem Waffenstillstand zu Znaim, 12. Juli, in seine damalige Garnison Magdeburg zurück. Als bald darauf der Herzog von Braunschweig-Öls den Entschluß faßte sich nach Norden durchzuschlagen und am 25. Juli in Halle einzog, wurde abermals ein westfälisches Korps unter dem General Reubell bei Braunschweig zusammengezogen, wozu auch das fünfte Linien-Regiment bestimmt war. Gissot, der als Großmajor nach dem Kommandeur die erste Stellung bekleidete, rückte mit dem Regiment am 29. Juli in Halberstadt ein. Abends griff der Herzog das Regiment an, trotz tapferster Gegenwehr ward die Stadt genommen und das wackere Regiment fast aufgerieben. Unter den gefangenen Offizieren befand sich auch Gissot, doch ward er gleich den andern in die Heimat entlassen, nur der Kommandeur Graf Wellingerode blieb als Geisel zurück und mußte mit dem Herzog nach England.

Die Neuformation des versprengten fünften Regimentes begann bereits Ende August. Während dieser Zeit erhielt Gissot den Auftrag Ersatztruppen nach Spanien zu bringen. Auf dem Rückweg besuchte er seine Heimatsstadt Metz und eine dort lebende Verwandte, die letzte des katholisch gebliebenen Zweiges der Familie. Mit dem Ableben dieses hochbetagten Fräuleins starb die Familie Gissot in Frankreich aus. Nach mündlichen Überlieferungen hatte Gissot in Spanien ein gefährliches Abenteuer erlebt. Eines Tages lag er mit seinen Leuten, welche sehr durstig waren, in einem Mönchskloster in Quartier, bereitwilligst erfüllten die Klosterbrüder seine Bitten um einen Labetrunk und brachten Wein herbei. Gissot selbst durfte denselben seines schwachen Magens halber nicht trinken und war dadurch der einzige, welcher dem Tode entging, denn der Wein war vergiftet, die fanatischen Mönche, welche ihn kredenzt hatten, starben mit und entgingen auf diese Weise der Nemesis.

Zu Anfang des Jahres 1810 war Gissot wieder in seiner nunmehrigen Garnison Mühlhausen angelangt und erhielt am 18. Januar seine Beförderung zum Oberst in seinem inzwischen wieder neu formierten alten Regiment. Im Frühjahr desselben Jahres rückte er an die Küsten der Nordsee ab. Das fünfte Linien-Infanterie-Regiment gehörte zu der Brigade, welche dort zum Schutze gegen die kreuzenden Engländer aufgestellt war, dieselbe unterstand dem Kommando des Generals von Ochs. Jérôme, der, von Paris kommend, die ihm neu zugefallenen Staaten besuchte, hielt am 10. August bei Bederkesa eine Revue über die westfälische Brigade ab, deren vorzüglicher Haltung er großen Beifall zollte, infolgedessen er vielen Offizieren Beförderungen zu teil werden ließ. An jenem Tage ward Gissot von Jérôme zum Kommandeur des fünften Regimentes ernannt, kaum 43 jährig, und

zum Chevalier erhoben. Ende August kehrte er mit der Brigade zu den Herbstmanövern nach Kassel zurück und bezog vom 11. September bis 14. Oktober ein Lager auf dem Lindenberg, am 7. Oktober machte er das große Manöver der sämtlichen Truppen mit, welchem auch der Kronprinz von Schweden beiwohnte.

Im Laufe des Sommers 1811 rückte Giffot mit seinem Regiment in die Gegend von Wilhelmsthal, wo unter dem Kommando des Generals von Ochs ein Übungslager mehrerer Regimenter stattfand. Am 11. September führte Giffot bei der großen Generalrevue dem König sein musterhaftes Regiment vor, wobei Jérôme ihm wiederholt seine Zufriedenheit aussprach. Vom Oktober an, wo er nach Mühlhausen zurückgekehrt war, folgten einige ruhige Monate im stillen Familienglück, dann erscholl abermals die Kriegsfanfare, Jérôme rief seine Truppen zum Kampfe gegen Rußland.

(Schluß folgt.)

Reserl.

Eine Reiseerinnerung von Johannes Oderwald.

(Schluß.)

Eines Abends, es war am 17. Juli, schritten Heinrich und Reserl die Straße entlang. Sie waren ein Brautpaar geworden. Überall wurden sie freudig begrüßt, und Reserl sang an diesem Abend so wunderbar schön wie noch nie zuvor, fast als ob sie geahnt hätte, daß es das letzte Mal sein sollte. Am nächsten Tage kam die Nachricht von der Kriegserklärung und zugleich die Gestellungsordre für alle Militärpflichtigen in O.

Zuerst wurde es ganz still in all den kleinen Häusern ringsumher, dann aber hörte man an vielen Stellen lautes Weinen und Wehklagen der Frauen und Mädchen. Reserl konnte nicht weinen, ihr Schmerz war zu groß, um sich in Tränen Luft zu machen; aber ihre innige Liebe ließ sie auch den Gedanken nicht fassen, daß sie den für immer verlieren könne, der ihr alles war auf der Welt. Mit dem alten Konrad blieb sie die ganze Nacht bei ihm, und als der Morgen anbrach, begleitete sie ihn durch das Dorf und noch eine weite Strecke auf die Landstraße hinaus. Schweigend und mit gesenktem Kopfe ging sie neben Heinrich her, der seinen Arm um ihre Schultern gelegt hatte; aber als es nun zum Scheiden kam, da nahm sie seinen Kopf zwischen beide Hände und preßte ihre heißen Lippen lange auf seinen Mund . . . Dann ließ sie sich willenlos wieder nach Hause zurückführen.

Es folgte nun eine gar trübe Zeit voller Angst und Sorgen. Bald hier und bald dort kam eine Todesbotschaft in das stille Dorf. Die Briefe von Heinrich, welche in bald kürzeren, bald längeren Zwischenräumen vom Kriegsschauplatz eintrafen und worin er immer die Hoffnung aussprach, bald zu seinen Lieben zurückzukehren, belebten jedesmal von neuem den Mut und die frohe Zuversicht Reserls, bis sie dann gegen Ende des Krieges mit einemmal gänzlich ausblieben. Es verliefen Wochen und Monate in Sehnsucht und banger Befürchtung, und so oft eine Liste der Verwundeten und Gefallenen hierher kam, forschte Reserl mit beklommenem Herzen darin nach dem Namen des Geliebten.

So war es Frühling geworden, und die Soldaten kehrten nach und nach zurück; auch hier nach O. waren einige heimgekommen, aber Heinrich Bentz war nicht dabei gewesen.

Still und niedergeschlagen schlich Reserl von Haus zu Haus, um vielleicht von den Heimgekehrten irgend welche Kunde von Heinrich zu erlangen, aber keiner wußte ihr etwas zu berichten. Wohl hatte sie noch nicht die Hoffnung verloren, den Verlobten wiederzusehn, allein die Sehnsucht und die Sorge um ihn hatten sie derart niedergebeugt, daß sie dahinwelkte wie eine zerknickte Blume.

Der alte Bentz war still und in sich gekehrt, und nur er selbst und sein Gott, bei dem er sich in aufrichtiger Frömmigkeit Trost holte, wußten, wie schwer sein eignes Herz unter Kummer und Gram litt, während er, obwohl selbst fast ohne Hoffnung, den Mut und den hoffnungsvollen Glauben der unglücklichen Reserl aufrecht zu erhalten suchte.

Eines Sonntags, als die Leute in die Kirche kamen, waren sie überrascht, inwendig neben der Tür eine große Tafel aufgehängt zu finden, auf welcher oben, unter einem schwarzen Flor, die Namen der Gefallenen, und unten, mit Eichenlaub bekränzt, die Namen der Heimgekehrten standen.

Gar manches Auge, das zuerst matt und tränenfeucht auf die Tafel blickte, erglänzte allmählich in freudigem Stolz über die Ehre, welche der Kaiser hier den tapferen Söhnen angetan, die für das Vaterland gekämpft hatten.

Nachdem man aber den letzten Namen des Verzeichnisses gelesen, „Heinrich Bentz“, richteten sich die Augen mit ängstlicher Erwartung nach der Tür, und aus mehr als einem Munde hörte man Konrads Namen flüstern. Jetzt trat er mit Reserl an der Hand herein, und als er mit bebender Hast die

Namen der Gefallenen überlesen und den seines Sohnes nicht darunter gefunden hatte, da wendete er sich aufatmend zu Reserl und wies sie tröstend darauf hin, daß Heinrich also doch noch am Leben sein müsse, denn diese Inschrift verbürge ja, daß er nicht gefallen sei.

Aber Reserl, die mit ihren jüngeren Augen das Verzeichnis schneller überflogen und ganz unten den letzten Namen schon erspäht hatte, schlang den Arm um den Hals des Alten, deutete mit der andern Hand unten auf die Tafel und sagte mit schluchzender Stimme: „Sieh, ach sieh doch, Vater, und hier steht, daß Heinrich zurückgekommen sein soll.“

Es lag ein namenloser Schmerz in diesen Worten des getäuschten Mädchens.

Nun schien es Konrad unmöglich, auch nur noch das kleinste Fünkchen von Hoffnung in Reserls Seele wachzuhalten, und dennoch durfte er dieselbe nicht ganz erlöschen lassen. Fühlte er doch, daß die sichere Gewißheit von Heinrichs Tod ihr das Leben kosten könne und damit auch seine einzige und letzte Lebensfreude dahin sein würde.

Von diesem Tage an stand es auf seinem alten ehrlichen Gesicht zu lesen, daß er einen Entschluß gefaßt hatte. Der Gedanke, daß sein hübscher Junge, wie nun wohl kaum noch zweifelhaft, in einem unbekannten Grab in Frankreichs Erde lag, während sein Name in der Kirche fälschlich unter den Heimgekehrten stand, ließ ihm keine Stunde mehr Ruhe. Wäre Reserl nicht gewesen, dann hätte er schon dafür sorgen wollen, daß Heinrich bei den Gefallenen stehen sollte und mit Stolz hätte er darauf hinblicken wollen als auf sein Opfer, das er dem Vaterland dargebracht. So aber durfte er der Verzweifelnden zu Liebe seinem braven Sohne die Ehre nicht verschaffen, die dieser in seinen Augen so sicher verdient hatte. Plötzlich reiste Konrad ab, ohne jemandem gesagt zu haben wohin, kam aber nach einigen Tagen zurück und brachte einen ausgedienten Unteroffizier mit, der den Feldzug bei demselben Regiment mitgemacht hatte, zu welchem Heinrich gehörte. Sie hielten sich einige Tage in O. auf und reisten dann wieder ab. Zu Reserl hatte der Alte gesagt, daß er mit seinem Begleiter nach Frankreich ginge, um Heinrich aufzusuchen.

Voll neuer Hoffnung wartete nun die Trauernde auf die Rückkunft der beiden Männer, und war um so betrübter, als Konrad nach einigen Wochen heimkehrte, ohne den sehnsüchtig Erwarteten mitzubringen. Die Dorfleute aber wollten bemerkt haben, daß von da an ein ruhigerer Ausdruck in dem Gesicht des Alten zu erkennen gewesen wäre, als ob er jetzt etwas Bestimmtes gewußt hätte. Dem armen Mädchen aber war sein Bericht nur ein schwacher Trost, daß er mit Heinrich zwar nicht habe sprechen können, daß er ihm aber, wie er versicherte, ganz nahe gewesen sei. Als es Frühling wurde, reiste Konrad auf einige Tage nach Berlin und dann zum zweitenmale nach Frankreich. Nun aber bestürmte ihn Reserl nach seiner abermaligen Rückkehr von dort mit heißem Flehen, ihr doch von Heinrich mehr zu erzählen, indem sie gefaßt und mutig sein wollte. Aber auf alle ihre inbrünstigen Bitten hatte er immer nur die Antwort, daß sie geduldig und ergeben warten müsse, dann sollte sie Heinrich gewiß einmal wiedersehen.

Diese Versicherung hat nun die Hoffnung der Schwergeprüften die Jahre her notdürftig aufrechterhalten, und er wiederholte sie ihr, so oft sie ihn nach Heinrich fragte, ohne ihr je eine andere weitere Erklärung zu geben. Noch auf dem Sterbebette ist sein letztes Wort für sie gewesen: „Halte Dich gut und brav, mein liebes Reserl, dann wird der liebe Gott es auch fügen, daß Du Deinen Heinrich wiedersiehst.“ — — —

Soweit die Erzählung meiner Verwandten.

Am andern Vormittag war ich arglos am Mühlenteich entlang gegangen und, in meine stillen Gedanken vertieft, in eine schattige Laube eingetreten, deren Rückwand die Haselsträucher der Nachbarhecke bildeten. Während ich meinen Blick über den glänzenden Teich gleiten ließ und darüber nachdachte, was ich tags zuvor von Heinrich Bentz und der unglücklichen Reserl gehört, hatte ich halb schlafend in dem schwülen Schatten eine zeitlang dagesessen, als ich plötzlich aus dem Nachbargarten einen wehmütigen, mich tief ergreifenden Gesang hörte. Vorsichtig und leise bog ich einige Zweige zur Seite und sah Reserl mir ganz nahe gegenüber stehen, während ich von dem dichten Gesträuch verdeckt war. Ihre Kleidung war genau so wie am Tage vorher in der Kirche, nur statt des schwarzen Kopftuches trug sie jetzt einen kleinen spitzen Hut mit einer Auerhahnfeder, ganz ihre Heimatstracht, der sie von Kindheit an treu geblieben war.

Über der ganzen jungfräulichen Schönheit lag ein so unaussprechlich rührender Ausdruck von Sehnsucht, daß ich kaum zu atmen wagte. Ganz behutsam ließ ich die Zweige wieder zusammengleiten und entfernte mich so geräuschlos wie möglich; aber noch lange konnte ich bei offenem Fenster in dem oberen Zimmer der Mühle ihren Gesang hören, bis er zuletzt, wie in leises Weinen ausklingend, verstummte.

Noch an demselben Abend fuhr ich nach Kassel zurück und verließ bald die dortige Gegend. In fremdem Lande und unter immer wechselnden neuen Eindrücken verblaßte meine Erinnerung an Reserl

mehr und mehr, und dennoch von Zeit zu Zeit schienen ihre dunklen Augen wieder vor mir aufzuleuchten, und dann war es mir, als erklängen auch jene klagenden Töne wieder in meinem Ohr.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Jahre später hielt ich mich in Paris auf, und um eines Tages der Schwüle und dem Lärm der Weltstadt für einige Stunden den Rücken zu kehren, schlug mein Freund eine Wasserfahrt nach St. Cloud vor.

Auf einem der vielen kleinen Passagierdampfer fuhren wir an der Insel Meudon, dem Dorado vieler fröhlicher Pariser, die hier Erfrischung in den kühlen Wellen der Seine suchen, vorüber und sahen dann bald St. Cloud malerisch am Ufer sanft emporsteigen mit seinem dunklen Hintergrund von schattigen tiefgrünen Wäldern.

Alsbald nach unserer Landung wanderten wir bergauf dem Schatten und der Ruhe des Waldes entgegen, zumal mir mein Freund versprochen hatte, mich oben auf schöne Aussichtspunkte zu führen und mir zugleich verschiedene Erinnerungen an den Krieg zu zeigen. Mit diesen hatte er hauptsächlich die Gräber gemeint, welche hier und da unter den dunklen Bäumen verstreut herumlagen, einige mit einem Verzeichnis der Tapferen, welche hier ihre ewige Ruhe gefunden, die meisten jedoch nur mit einem einfachen hölzernen Kreuz versehen. Bei dieser unserer Wanderung kamen wir an eine Stelle, welche von drei hohen Bäumen umstanden war, deren übel zugerichtete angekohlte Stämme noch an die Gefahr erinnerten, die sie im Krieg ausgestanden hatten.

Ein mitten auf diesem Platz befindliches Grab zog unsere Aufmerksamkeit dadurch auf sich, daß ein großer Stein darauf hingeworfen war und die jedenfalls von liebevollen Händen hier niedergelegte Marmorplatte gewaltsam zerschmettert hatte. Tief entrüstet darüber, hier wieder eine jener rohen Grabschändungen vor mir zu sehen, machte ich mich sofort daran, den schweren Stein, welchen zwei Mann kaum zu heben vermochten, mit Hilfe meines Freundes von dem Grabe abzuwälzen.

Die so bloßgelegte Marmorplatte war nach allen Richtungen strahlenförmig zersprungen und bildete in der Mitte eine Vertiefung, welche sich im Lauf der Zeit mit Erde und welkem Laub angefüllt hatte. So gut es anging, legten wir die einzelnen Bruchstücke zurecht und reinigten sie so, daß die Schrift derselben hervortrat. Beim ersten Blick erinnerte mich die Form der Platte an jene Tafeln, die ich zu Ehren der im Krieg Gefallenen in den deutschen Kirchen aufgehängt gesehen, und als wir allen Schmutz und Staub davon entfernt hatten, erkannte ich wirklich die treue Nachbildung einer solchen Tafel. Sogar der Trauerschleier war hier kunstvoll durch feine Striche auf dem harten Stein angedeutet und nur das Eichenlaub hatte man fehlen lassen.

Unter dem Trauerschleier aber las ich die Worte:

Hier ruht seines Vaters einziger Sohn
Heinrich Benz
geboren in O. am 16. April 1850
gefallen im ehrenvollen Kampfe für das Vaterland
vor Paris 1870.

Ruhe sanft in fremder Erde,
Bis wir uns einst wiedersehn.

Dann flogen meine Gedanken in weite, weite Ferne über Seine und Rhein hinüber nach O. zu der unglücklichen Reserl. Ich wußte ja nun, auf welches Wiedersehen sie der alte Konrad hatte vertrösten wollen.

Aus alter und neuer Zeit.

Der Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 in seinen Beziehungen zu Hessen-Kassel. Durch den Luneviller Frieden von 1801 wurde das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten; die hierdurch benachteiligten Reichsfürsten sollten durch Säkularisationen schadlos gehalten werden. Seit Oktober 1801 waren die bezüglichen Verhandlungen im Gange. Der Hauptschiedsrichter in dieser Angelegenheit blieb Bonaparte, der, um den jungen Zar Alexander für sich zu gewinnen, nur die Stimme Rußlands noch zuließ. Die Entschädigungen geschahen auf Kosten der geistlichen Stände und ihres ganzen Territoriums. Es wurde nun in dieser Entschädigungssache „eine Reichsdeputation" mit unbeschränkter Vollmacht, aber zugleich mit der ausdrücklichen Weisung ernannt, daß bei den Säkularisationen die Verfassung des Reichs unangetastet bleiben müsse. Die Deputation trat am 24. August 1802 in Regensburg zusammen und bestand aus den Vertretern von Kurmainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Pfalzbaiern, dem Hoch- und Deutschmeister, Württemberg und Hessen-Kassel. In den nächsten Tagen und zwar am 25. Februar vollendet sich der Ring eines Jahrhunderts, seitdem der Hauptschluß zustande kam, über den die „Hessische Zeitung" folgendes berichtet:

„Regensburg, vom 26. Februar. In der gestrigen 46. Deputationssitzung wurde folgendes Konklusum gefaßt: daß nunmehr der mit Zusätzen und Modi-

fikationen berichtigte vollständige Deputations-Hauptschluß samt dem Erlasse der höchstansehnlichen kaiserl. Plenipotenz vom 23. d. auch den Noten der vermittelnden Hrn. Minister vom 24. mit der französischen Expedition der ersten 47 §§ an die allgemeine Reichsversammlung mittelst Berichts zu bringen, sodann von dieser geschehenen Berichterstattung die k. h. a. Plenipotenz durch Erlaß mit dem Ersuchen zu benachrichtigen sei, daß Hochdieselbe hievon ebenfalls die Hrn. Minister der vermittelnden Mächte gefälligst unterrichten möge."

Es war ein mühsames Werk. Dies ergibt sich schon aus der Inhaltsanzeige des ca. 89 Paragraphen umfassenden Beschlusses, der sich in fünf Hauptabschnitte zerlegen läßt: Ausmittelung und Verteilung der Entschädigungen §§ 1—29; Bestimmung neuer, innerer und äußerer Verhältnisse, welche der veränderte Besitz und die neue Verteilung der Länder und Kreise erfordern §§ 30—46. Die übrigen Paragraphen betrafen die Versorgung der abtretenden geistlichen Regenten, Regulierung des Schuldenwesens und Vorsorge für das Reichskammergericht. —

Diese Friedensarbeit brachte die Vernichtung der geistlichen Fürstentümer und vieler Reichsstädte inkl. eines Teils der kleineren weltlichen Fürsten. An Stelle der zwei erloschenen geistlichen Kurfürstentümer traten vier neue: Baden, Württemberg, Hessen-Kassel und Salzburg, so daß jetzt acht weltliche Kurfürstentümer zwei geistlichen gegenüberstanden und der Protestantismus im Fürstenkollegium die Oberhand gewann. Kurböhmen rühmt an diesem Werke: Richtigkeit und Sorgfalt; Kursachsen die vielfältigen Bemühungen bei einer so beschwerlichen Arbeit, Kurbrandenburg patriotische Bemühung und gründliche Redaktion, Bayern eine den verbindlichsten Dank verdienende Mühe, Hoch- und Deutschmeister sorgfältige und rastlose Bemühung; Württemberg nennt die Fassung des Deputationshauptschlusses ein dankverdienendes Werk und Hessen-Kassel erkennet dankbar die dabei bewiesene patriotische Bemühung. Zu den hessischen „Subdelegierten" jener außerordentlichen Reichsdeputation gehörten der Fürstliche Geheimrat und Reichstagsgesandte Herr Philipp Maximilian von Günterode und späterhin noch der Kriegsrat Herr Georg Wilhelm von Starkloff.

Die Territorial-Verhältnisse gestalteten sich laut § 7 des Deputations-Hauptschlusses für Hessen also:

„Die Austeilung und Bestimmung geschieht, wie folgt:

Dem Landgrafen von Hessen-Kassel für Sct. Goar und Rheinfels*) und für seine Rechte und Ansprüche auf Corvey: die Mainzischen Ämter Fritzlar, Naumburg, Neustadt und Amöneburg, die Kapitel Fritzlar und Amöneburg und die Klöster in besagten Ämtern; ferner die Stadt Gelnhausen und das Reichsdorf Holzhausen; alles unter Bedingung einer immerwährenden Rente von 22 500 Gulden für den Landgrafen von Hessen-Rotenburg, welche Rente jedoch in der Folge auf den Überschuß des Ertrags von dem § 39 erwähnten Schifffahrtsertrag übertragen wird, wenn sich nach Bezahlung jener Renten, welche in gegenwärtiger Urkunde auf diesen Ertrag unmittelbar angewiesen sind, ein hinreichender Überschuß ergibt."

Nach der Schrift des Dr. Karl Wilhelm von Lancizolle, Professors der Rechte an der Universität zu Berlin: „Die deutschen Landesherrschaften am 1. Januar 1792 nebst Angabe der Konfession, des Anteils an der Reichsstandschaft und des Territorialbesitzes", besaß die Landgrafschaft zu Hessen-Kassel, als evangelisch-weltlicher Reichsstand 2 Stimmen und umfaßte das nachstehende Gebiet: a) im oberrheinischen Kreise: einen Teil der Landgrafschaft Hessen (Niederhessen und einen Teil von Oberhessen), den größten Teil der niederen Grafschaft Katzenelnbogen (Paragialbesitz der Nebenlinie Hessen-Rheinfels oder Hessen-Rotenburg, wozu die Hälfte des Vierherrischen**) gehörte), Grafschaft Hanau-Münzenberg, Fürstentum Hersfeld; b) im westfälischen Kreise: Anteil an der Grafschaft Schaumburg und an der Grafschaft Hoya; c) im fränkischen Kreise: Anteil an der Grafschaft Henneberg (Schmalkalden).

E. R. Grebe.

---

*) Die Festung Rheinfels, die Stadt St. Goar und den am linken Rheinufer liegenden Teil der Grafschaft Katzenelnbogen hatte die französische Republik bereits durch Artikel 5 des am 28. August 1795 zu Basel abgeschlossenen Friedensvertrages in Besitz behalten. Die Entscheidung über diese Lande sollte aber solange ausgesetzt werden, bis zwischen der französischen Republik und den mit ihr Krieg führenden deutschen Ständen Friede geschlossen sei. (Vergl. „Hessenland" 1893, Seite 153.)

**) Das „Vierherrische" bestand nach Büschings „Erdbeschreibung" (1790) aus den neun Kirchspielen Marienfels, Bachheim, Dornholzhausen, Singhoffen, Kirdorf, Egenroth, Weyer, Ober-Walmenach und Bettendorf. Die Hälfte des „Vierherrischen" gehörte zu der niedern Grafschaft Katzenelnbogen, von der übrigen Hälfte aber ein Viertel den fürstlichen Häusern Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg und ein Viertel dem Haus Nassau-Oranien-Dietz.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 2. Februar hielt der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel unter dem Vorsitz des Herrn Generals Eisentraut einen wissenschaftlichen Unterhaltungsabend ab. Herr Kanzleirat Neuber gab in einem längern Vortrag ein übersichtliches Bild von der Vergangenheit der Stadt Immenhausen, deren Geschichte bis zu dem Sachsenkaiser Heinrich II. reicht, der sich im Frühjahr 1015 dort längere Zeit aufgehalten hat. Als hessischer Besitz kommt Immenhausen urkundlich erst 1303 vor. In dem Krieg, den 1385 der Erzbischof von Mainz, Balthasar von Thüringen und Otto der Quade von Braunschweig mit Hessen führten, wurde die Stadt am 19. Juli erobert und gänzlich eingeäschert. Sodann wurde Immenhausen an Mainz verpfändet, konnte sich aber in der nun folgenden Friedenszeit langsam von dem ihm zugefügten Schaden erholen. Im 15. Jahrhundert ist es bemerkenswert, daß Landgraf Wilhelm I. von Hessen Immenhausen von dem Zwang befreite, den er als Landesherr über die Töchter der Einwohner bei Verheiratungen zu Gunsten seiner Hofdiener*) seither ausüben konnte. Ein Süsterhaus, das die Stadt besaß, wurde durch Beschluß der Homberger Synode 1526 aufgehoben. Bartholomäus Rieseberg, ein Schüler Luthers, hielt 1521 in Immenhausen die erste evangelische Predigt, wurde dafür aber von dem jugendlichen Landgrafen Philipp zu Grebenstein in den Turm gesetzt. Nachdem Immenhausen 1605 zur Hälfte abgebrannt war, wurde es im 30 jährigen Krieg bis auf wenige Häuser zerstört und sodann noch einige Male ausgeplündert. In gegenwärtiger Zeit ist es wieder auf 233 Häuser und ungefähr 1500 Einwohner angewachsen. Herr Major von Löwenstein legte aus dem Nachlaß des Hofbaudirektors Ruhl mehrere Bilder vor, sowie eine bisher wenig bekannte hessische „Ehrentafel“, auf welcher von der Schlacht bei Lauffen 1534 an bis 1815 alle kriegerischen Ereignisse, an denen Hessen-Kasselsche Truppen beteiligt waren, verzeichnet sind. Sodann machte Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf verschiedene Mitteilungen, u. a. über den Sänger Morelli, der in Kassel unter Friedrich II. geglänzt hatte und wahrscheinlich bei Veckerhagen eine kleine Landwohnung besaß, da noch jetzt ein dortiges Gartenhäuschen im Volksmunde „Morellis Hüsken“ genannt wird. Ferner verlas Herr Dr. Schwarzkopf einen russischen Bericht aus dem Jahre 1832 über die Eroberung Kassels durch den General Czernischeff und machte besonders darauf aufmerksam, daß der hierbei gefallene russische Oberst Bädriaga in Melsungen begraben liege. Das Bädriaga gesetzte Denkmal rühre von dem Husaren-Rittmeister Rüppel, unter dem wohl der spätere General von Helmschwerd zu vermuten sei, her.

*) Vergl. „Hessenland“ 1889, Seite 255: „Hessens letzte Lehnsbraut“ von Josef Schwank.

Hochschulnachrichten. Professor Kühnemann in Marburg wurde an die Akademie für Philosophie und Literatur nach Posen berufen. — Professor Friedrich von Thiersch in München ist zum außerordentlichen Mitglied der Akademie des Bauwesens ernannt worden.

Rathausbau. Eine Angelegenheit, welche die Bewohner der Residenzstadt Kassel schon seit längerer Zeit lebhaft beschäftigt hat, ist nunmehr zum vorläufigen Abschluß gekommen. Zu dem im vorigen Jahre stattgefundenen Wettbewerb zur Erlangung von Plänen für das in Aussicht genommene neue Rathaus war eine außerordentlich große Anzahl Entwürfe eingegangen. Das Preisgericht, zu welchem einige der hervorragendsten deutschen Baukünstler zugezogen waren, erteilte unter diesen Entwürfen demjenigen des Architekten Roth in Darmstadt, welcher das Kennwort „Stadtbild“ trug, den ersten Preis. Am 5. Februar d. J. hat nunmehr die Stadtverordnetenversammlung auf Vorlage des Magistrats und auf Grund warmer Empfehlung seitens des aus München (als Vertreter des Preisgerichts) erschienenen Herrn Professors von Thiersch beschlossen, den Plan Roths zur Ausführung zu bringen und dem aus dem Wettbewerb siegreich hervorgegangenen Architekten auch die künstlerische Bauleitung zu übertragen. Der Stil des neuen Rathauses, das auf dem erweiterten Meßplatz zu stehen kommt, dürfte als ein modernisirtes Barock zu bezeichnen sein.

Todesfall. Am 4. Februar starb in Kassel der Generalleutnant z. D. Otto Schmidt. Derselbe, 1845 als Sohn des kurhessischen Oberstleutnants Schmidt in Kassel geboren, trat 1865 als Leutnant bei dem 1. Infanterie-Regiment „Kurfürst“, dem späteren königlich preußischen Infanterie-Regiment Nr. 81, ein. Er avancierte in demselben bis zum Kompagniechef. 1879 wurde er als Adjutant zum General-Kommando des XI. Armeekorps kommandiert und 1882 unter Belassung in dieser Stellung in das Infanterie-Regiment Nr. 72 versetzt. 1886 wurde er zum Major ernannt und ein Jahr später als Bataillonskommandeur in das Grenadier-Regiment Nr. 10 in Breslau versetzt. Nachdem er 1891 bei dem Grenadier-Regiment

Nr. 116 in Gießen als Oberstleutnant gestanden hatte, wurde er 1894 Oberst und Kommandeur des 3. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 29 von Horn in Trier. 1897 erhielt er als Generalmajor die Führung der 65. Infanterie-Brigade in Mörchingen (Lothringen). Infolge Kränklichkeit war der nunmehr Dahingeschiedene 1901 zur Disposition gestellt worden, bei welcher Gelegenheit ihm der Charakter als Generalleutnant verliehen wurde. Schmidt hat als Leutnant im 81. Infanterie-Regiment den Feldzug 1870/71 mitgemacht und erhielt nach dem Gefecht bei St. Remy und Ladonchamps am 7. Oktober 1870 das eiserne Kreuz.

Literarisches. Von Baurat Fritz Maurer in Bernburg ist kürzlich ein Buch „Die Hohenzollern" erschienen, in welchem die hohenzollernschen Fürsten in Wort und Bild vorgeführt werden. Außerdem enthält es eine Stammtafel, sowie die Wappen des Königreichs Preußen und des deutschen Kaisers, die genau nach ihren Bestandteilen beschrieben werden. In gleicher Weise hat der Verfasser im vorigen Jahre „Die Askanier" behandelt. Herr Baurat Fritz Maurer stammt aus einer alten hessischen Familie. Sein Vater war Kurfürstlicher Land-, Straßen- und Wasserbaumeister in Rotenburg und später in Hanau, wurde 1866 preußischer Kreisbaumeister in Schlüchtern und starb 1894 in Hünfeld. Sein Sohn wählte den Beruf des Vaters, war ein Schüler des bekannten Gotikers Ungewitter in Kassel und gehörte zu den letzten, welche dort das Baueleven-Examen ablegten. In Berlin bestand er 1873 das Baumeister-Examen. 1876 trat er in den anhaltischen Staatsdienst und widmete sich besonders dem Studium romanischer Baudenkmäler in Anhalt, von denen er die Basiliken in Gernrode, Frose und Ballenstedt behandelt hat. —

Unter dem Titel: „Auch eine Reise ins mittägige Frankreich" sind Auszüge aus den französisch geschriebenen Briefen von Jeannette Philippine Le Clerc, geb. Du Ry, der Schwester von Simon Louis Du Ry in deutscher Übersetzung von Otto Gerland in den Nummern 21—24 des Jahrgangs 1894 und in Nr. 1 des Jahrgangs 1895 dieser Zeitschrift veröffentlicht worden.

Neuerdings hat der reformierte Pfarrer N. Weiß zu Paris, Sekretär, Bibliothekar und Herausgeber der Société de l'histoire du protestantisme français zu Paris in den von dieser Gesellschaft herausgegebenen Zeitschriften Bulletin historique et littéraire, 4e série, 11. Jahrgang, Nr. 10 vom 15. Oktober 1902 und Bulletin paraissant tous les deux mois. Études, Documents, Chronique littéraire, 52. Jahrgang (1903) diese Briefe, soweit sie für Frankreich Interesse haben, unter den Titeln: Paris en 1773 und Montauban en 1773—1774 in französischer Sprache mit einleitenden Worten und Anmerkungen versehen zum Abdruck gebracht und in dem letztgenannten Aufsatze auch das Porträt der Briefschreiberin mitgeteilt.

Personalien.

Verliehen: dem Konsistorial-Präsidenten a. D. Baustädt zu Stade (früher Rechtsanwalt in Fulda) der Rote Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub; dem Pfarrer und Metropolitan von Starck in Bergen der Rote Adlerorden 4. Kl. mit der Zahl 50; dem in den Ruhestand versetzten Steuereinnehmer Kiel in Rinteln der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Stationsvorstand a. D. Neumann und dem Betriebssekretär Dohme, beide in Kassel, sowie dem Eisenbahnstationsverwalter Große in Fulda der Kronenorden 4. Kl.; dem emer. Lehrer Rüppel zu Berneburg der Adler der Inhaber des Köngl. Hausordens von Hohenzollern; dem Oberlehrer F. Wolff in Berlin der Titel Professor.

Ernannt: die Regierungsassessoren Dr. Bonatz und Scherer, Königl. Spezialkommissare in Witzenhausen bezw. Hersfeld, von Roques und von Rumohr in Kassel zu Regierungsräten; Pfarrer Seßler in Groß-Nenndorf zum Superintendenten der Diözese Rinteln; Pfarrer Hellwig zu Holzhausen zum Pfarrer in Abterode.

Übertragen: dem Landesrentmeister Maus die Verwaltung der Landesrenterei I, Stadtkreis Kassel.

Bestätigt: der bisherige Gerichtsassessor Antoni von Fulda als besoldeter Beigeordneter der Stadt Gelsenkirchen.

Versetzt: Forstmeister Gleinig zu Allendorf a. W. auf die Oberförsterstelle Hannover.

Entlassen: Referendar von Hanstein aus dem Justizdienst behufs Übertritts zur allgemeinen Staatsverwaltung.

In den **Ruhestand** getreten: Pfarrer Vilmar zu Weidelbach.

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Friedrich Schlunk und Frau Nelly, geb. Bartel (Kassel, 2. Februar); Landmesser Euler und Frau, geb. Kahle (Kassel, 2. Februar); Dr. med. Friedr. Sell und Frau Mathilde, geb. Zöckler (Reichelsheim i. Odenwald, 3. Februar); Regierungsassessor Dr. Pommer und Frau Hedwig, geb. Saal (Kassel, 6. Februar); Regierungssekretär Albert Salinger und Frau Charlotte, geb. Hochapfel (Kassel, 9. Februar); Kaufmann Rudolf Beer und Frau Anna, geb. Hölting (Kassel, 13. Februar); — eine Tochter: Lehrer Karl Buchenau und Frau, geb. Peter (Kassel, 31. Januar); Apothekenbesitzer Fr. Hammann und Frau Frieda, geb. Düßler (Kassel, 7. Februar).

Gestorben: County-Schatzmeister Karl Herbst, 47 Jahr alt (Brenham, Texas, 11. Januar); Landesbauinspektor Lindenberg, 59 Jahre alt (Marburg, 25. Januar); verwittwete Frau Pfarrer Bertha Rosenstock, geb. Roeding (Waltershausen, 30. Januar); Privatmann Philipp Bergér, 84 Jahre alt (Kassel, 31. Januar); Ingenieur Fritz Pfaff, 59 Jahre alt (Moskau, 1. Februar); verwittwete Frau Louise Baupel, geb. Kümmell, 61 Jahre alt (Kassel, 1. Februar); Fräulein Mathilde Geyer, 67 Jahre alt (Kassel, 2. Februar); Oberlandesgerichtsrat Karl Ebenau, 55 Jahre alt (Kassel, 3. Februar); Dr. med. Albrecht Stammler, 68 Jahre alt (Darmstadt, 2. Februar); Apotheker Wilhelm Melde, 76 Jahre alt (Fulda, 3. Februar); Schlossermeister Karl Kropf, 55 Jahre alt (Kassel, 4. Februar); Frau Elfriede Harloff, geb. Rüttler, 43 Jahre alt (Kassel, 4. Februar); Generalleutnant z. D. Otto Schmidt, 57 Jahre alt (Kassel, 4. Februar); Frau B. Kreuter, geb. Werlé, 72 Jahre alt (Gießen, 4. Februar); Großherzoglicher Sanitätsrat Dr. Friedrich Kullmann, 56 Jahre alt (Altenstadt, Oberhessen, 5. Februar); Oberst z. D. Wilhelm Hasse, 72 Jahre alt (Berlin, 5. Februar); Königl. Güter-Expeditionsvorsteher a. D. Karl Endemann, 79 Jahre alt (Marburg, 5. Februar); verwittwete Frau Rechnungsrat Bertha Asp, geb. Paetsch, 64 Jahre alt (Kassel, 6. Februar); Oberin Auguste Eissengarthen (Leipzig-Connewitz, 7. Februar); verwittwete Frau Pfarrer Maria Theresia Müldener, geb. von Bihl, 76 Jahre alt (Kassel, 14. Februar).

Briefkasten.

S. E. in Ravolzhausen, K. E. K. in Oberklingen, C. P. in Wächtersbach. Besten Dank für die übersandten poetischen Beiträge.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 5. XVII. Jahrgang. Kassel, 2. März 1903.

Erster März.

Was tönt für ein Klingen!
Wie ruft es so bald!
Schon weht in mein Singen
Die Seele vom Wald.

Der Waldgeist — schon schaut er
('s ist heut' doch erst März!)
Ins Fenster, und lauter
Erregt sich das Herz.

Schon kichern die Veilchen
Heimlich herein,
Und nur noch ein Weilchen,
So flöten Schalmein.

Der Waldgeist — er rief mir,
Vom Märzwind erwacht.
— Doch wisse: Ich schlief Dir
Keine einzige Nacht!

Oberklingen. **Karl Ernst Knodt.**

Winter-Idyll.

Golddurchwirkte Cirruswölkchen
Schweben leicht am Himmelszelt,
Und ein Teppich liegt gebreitet
Weiß und weich in Wald und Feld.

Ruhe in den tiefsten Tiefen,
Ruhe auf den höchsten Höh'n —
Alles Schlummernde zu wecken
Frühlingsengel niedergeh'n!

Frankfurt a. M. **George Münz.**

Heidetraum.

Mein Herz hat schwer gerungen,
Gerungen mit Leid und Gram,
Du aber hältst mich umschlungen
Und tröstest so wundersam.

Du redest goldene Worte
Hinein in das bitt're Leid,
Weißt Du, — wie einst an der Pforte
Von unserer Rosenzeit.

Und gleiche ich so der fahlen
Waldheide, vom Sturm zerweht:
Du bist das sonnige Strahlen,
Das wieder darüber geht.

Wächtersbach. **Carl Preser.**

Abendgeläut.

Die Samstagsabend-Glocken
Läuten den Sonntag ein:
In den hellen klingt ein Frohlocken, —
Dumpf hallen die tiefen darein;

Sie klagen: „Staub zu Staube"
An eines Grabes Rand. — —
Aus den kleinen jauchzt der Glaube
An Ewiges über das Land.

Darmstadt. **Philipp Daab.**



Ein hessisches Adelsgeschlecht thüringischer Herkunft.[1]

Von L. Armbrust.

Im thüringischen Kreise Weißensee liegen die Dörfer Groß- und Klein-Ballhausen. Ehemals gehörten sie zum Altgaue. Dort saß vor Zeiten ein freies Herrengeschlecht, dem der Ort seinen Namen lieh.

Ein Mitglied der Familie, Konrad von Balenhusen, vertrat unter Friedrich Rotbart des Kaisers Sache in Ferrara und an anderen Stätten Oberitaliens. Er spielte eine so bedeutende Rolle, daß ein italienischer Schriftsteller dieser Zeit, Acerbus Morena, sein Charakterbild entwarf und der Nachwelt auch sein Äußeres mit einigen Zügen schilderte. Mit Konrad erreichte das Geschlecht seinen Glanzpunkt, mit seinem Ende, das nach 1206 anzusetzen ist, verschwindet es in völliger Dunkelheit.

Nach einigen Jahrzehnten hauste auf Klein-Ballhausen Eckhard I. von Sumeringen (Sömmern), anscheinend ganz anderen Stammes. Auch die von Sumeringen waren noch im 12. Jahrhundert freie Herren. Aber im Anfange des 13. Jahrhunderts wurden sie landgräfliche Ministerialen. Hugo, anscheinend Eckhards I. Vater, glitt in den Zeugenreihen der Urkunden hinter den Schenken von Vargula und andere Hofbeamte hinab.

Eckhard I., 1225 zuerst nachweisbar, stand von Anfang an im Dienste des Landgrafen von Thüringen. Im fürstlichen Gefolge gelangte er auch ins Hessenland, nach dem Kloster Ahnaberg bei Kassel (im September 1231). Hier traf er mit Helfrich von Rotenburg zusammen, dessen jüngste Tochter Lukkardis (Luitgard) er heimführte. —

Helfrichs Heim war die Burg über der Stadt Rotenburg an der Fulda. Noch jetzt fallen dem Vorüberfahrenden ihre Trümmer auf steilem Berge auf. Helfrich gehörte zu den wohlhabendsten Rittern des Hessenlandes. Zwei Klöster, das westfälische Hardehausen bei Paderborn, damals in der Melsunger Gegend begütert, und das hessische Blankenheim, erfuhren seine Mildtätigkeit. Jenem verkaufte er (1216) zwei Drittel seines Zehnten in Mönchehof bei Kassel, welche Ritter Rüdiger von Heinebach von ihm zu Lehen trug, und zwei Jahrzehnte später schenkte er demselben die Hälfte seines Dorfes Metzebach (zwischen Spangenberg und Rotenburg an der Fulda). Und dem Kloster Blankenheim machte er (1252) zu seinem Seelenheile, dem seiner Gattin Elisabeth und seiner drei früh verstorbenen Söhne Berthold, Heinrich und Hermann reiche Zuwendungen. Trotzdem blieb noch Gut genug für seine drei Töchter Bertha, Elisabeth und Luitgard übrig. Vom Hofe des Landgrafen hielt sich Helfrich von Rotenburg durchaus nicht fern. Mit ihm kam er ins Thüringer Land, nach Riethnordhausen in der Erfurter Gegend (1223) und nach der Wartburg (1229). Später blieb er aber meist im Hessenlande. Seine älteste Tochter Bertha, wie Luitgard schon 1216 am Leben, heiratete Berthold von Kreuzburg. Helfrichs Söhne gewannen keine Bedeutung in der Geschichte ihrer Heimat.[2])

Durch die Ehe mit Luitgard von Rotenburg gewann Eckhard I. von Sumeringen nicht nur hessische Güter, sondern seiner Familie wurde auch ein bestimmter Weg gewiesen, auf dem sie außerhalb Thüringens wandeln konnte. —

Seit der Mitte des Jahrhunderts nahm Eckhard I., zugleich mit seinen Brüdern Hugo I. und Berthold I., nach seinem Wohnsitze den Namen von Ballhausen an. Zuweilen (1255—1262) fügte man „genannt von Sumeringen“ hinzu, aber die meisten Urkundenschreiber vergaßen diesen

[1]) Die Begründung und nähere Ausführung des folgenden Auszuges findet sich in der Zeitschrift f. thüring. Gesch. XXI., 226 ff. Ebenda ist auch der Bericht über Konrad von Balenhusen und seine Angehörigen nachzulesen, sowie Angaben über das gleichnamige niedersächsische Adelsgeschlecht. Die Abhandlung ist durch Regesten und zwei Siegeltafeln erläutert. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Oberregierungsrat Dr. Posse findet sich im Hauptstaatsarchiv zu Dresden unter Nr. 502 von 1251 eine Urkunde Hugos I., der ein Bruder Eckhards I. und ein Sohn Hugos von Sömmern war Hugos I. Siegel zeigt die Widderhörner ohne Beizeichen. Eckhard III. hat als persönliches Abzeichen unter den Widderhörnern anscheinend die Buchstaben V O, Berthold II. die Büste einer Frau.

[2]) Ein Ritter Heinrich von Rotenburg verkaufte am 29. März 1274 Land in Erkshausen (unweit Rotenburg) und wird noch am 20. Februar 1290 und vor 1296 erwähnt. Ein Ritter Berthold von Rotenburg untersiegelt vor 1296 eine Urkunde. Sein Siegel zeigt zwei Querbalken (während Helfrich Ringe im Wappen führte). Heinrich und Berthold sind wohl Enkel Helfrichs. Jul. Schmincke, U.-B. des Klosters Cornberg (Zeitschrift f. hess. Gesch. N. F., I. Suppl.) S. 127 Nr. 9, S. 137 Nr. 27, S. 144 Nr. 39, S. 142 Nr. 35.

Zusatz. Auf seinem Siegel, das ein schneckenförmiges Widdergehörn über einem kleinen Nagelbohrer zeigte, behielt er aber die Umschrift „Eckhard von Sumeringen“ bei. Seine Stellung unter dem thüringischen Adel war angesehen. Nicht selten wird sein Name in den Zeugenreihen an hervorragender Stelle genannt. Mit dem Grafen Heinrich von Hohnstein traf er wohl nur (1264) zufällig einmal zusammen. Folgenreicher waren aber seine Beziehungen zu anderen Grafenhäusern. Mit seinem ältesten Sohne Helfrich suchte er die Grafen Erk und Widekind von Bilstein (1262) auf, die ihm Lehen an verschiedenen Orten zwischen Kassel und Rotenburg jetzt übertrugen oder schon früher übertragen hatten. Demselben Helfrich gewann er eine Grafentochter zur Gemahlin, Bertha, die Tochter des Grafen Widekind von Naumburg (1219—50) und seiner Frau Osanna. Damit wurde ein zweites Band zwischen denen von Ballhausen und dem niederhessischen Lande geknüpft.

Eckhards I. und Luitgards übrige Söhne mußten sich, soweit bekannt ist, mit bescheideneren Partien begnügen. Eckhard II. vermählte sich mit Bertrade, die vielleicht die Tochter Giselhers von Döllstedt (Tullistete) war. Ob Hugo II. eine Frau genommen hat, ist unbekannt. Berthold II. verheiratete sich mit Mechthild von Gattersleben, die einer Halberstädter Ministerialen-Familie angehörte. Rudolf starb in jugendlichem Alter. Ebenso scheint es Eckhards I. jüngeren Knaben ergangen zu sein.

Was von Eckhards I. Leben bekannt ist, das zeigt keinen streitbaren Mann, sondern mehr einen Wanderer in den bequemen und ausgetretenen Pfaden des Ritterlebens. Er tritt mit seinem Bruder Hugo I. (1250) als Beisitzer des Gaugerichts unter der Espe (südöstlich Sömmerda) auf, zu dem nur ehemals freie Geschlechter zugelassen wurden. Dann wieder steht er (1256) seinen Neffen, den Rittern Hugo und Johann von Weidensee, Reichsministerialen in der Stadt Mühlhausen, zur Seite, als die Mühlhäuser Bürger den Weidenseer Hof auf der dortigen Reichsburg zerstört hatten. Denselben beiden Neffen, Hugo und Johann von Weidensee, lieh Eckhard I. seinen Beistand, als sie (1258) Land an das Kloster Volkenrode (nordöstlich Mühlhausen) verkauften. Von der Verschleuderung ihres Grundbesitzes, die sie in der Folge trieben, hielt er sich indessen fern. Überhaupt glaubt man bei Eckhard gewisse haushälterische Neigungen zu bemerken. Nur zweimal verkaufte er Güter von mäßigem Umfange, und den größeren Teil davon hatte er vorher selbst erworben. Dagegen ließ er sich öfter auf Gütertausch ein, so (1255) mit dem Peterskloster in Erfurt, dem erwähnten Kloster Volkenrode (1258) und mit dem Kloster Breitenau am Zusammenflusse der Eder und Fulda (um 1265). Bei dem letzten Tausche handelte es sich um Einkünfte im Westfälischen. Eckhards Beziehungen zu diesem letzteren Lande werden auch erwiesen durch seine Verwandtschaft mit dem bei Warburg ansässigen Ritter Eberhard von Kalenberg, genannt von Sumeringen.

Natürlich machte Eckhard als echtes Kind seiner Zeit einigen geistlichen Stiftungen Zuwendungen oder bestätigte die seiner verstorbenen Verwandten. So erfuhren Volkenrode (um 1258) und Hardehausen (1259 und 1262) seinen milden Sinn, nicht minder das hessische Heida (bei Morschen). Im Herbste des Jahres 1273 war Eckhard I. nicht mehr am Leben.

Auch sein ältester Sohn Helfrich (ebenso wie der fünfte, Rudolf) war schon früher gestorben. Helfrichs Gattin, Bertha von Naumburg, hatte ihm zwei Söhne geboren: Widekind und Berthold III. Nach dem Tode ihres Gemahls kehrte Bertha nach Niederhessen zurück und verheiratete sich dort (vor 1286) zum zweitenmale mit dem Herrn Giso Ritter von Ziegenberg, der sich auch ihrer beiden Kinder erster Ehe väterlich annahm. Vor Berthas Wiederverheiratung aber betrachtete Widekind — von Berthold III. ist um diese Zeit wegen seiner Unmündigkeit noch keine Rede — seine Oheime Eckhard II., Hugo II. und Berthold II. als seine natürlichen Anwälte. So vertraten die drei Brüder ihren und seinen Vorteil (1273) dem Kloster Gandersheim gegenüber, über dessen Güter in Tennstädt (Kreis Langensalza) die Ballhäuser die Vogtei ausübten. Die Äbtissin wollte aber nicht dulden, daß ihre Bauern von den Vögten ausgesogen und bedrückt wurden. Die Oheime und ihr Neffe Widekind mußten nachgeben und eine bessere Behandlung der Pächter und Klosterleute versprechen. Zwei Jahre danach wies Widekind in Gemeinschaft mit den drei Brüdern seines verstorbenen Vaters dem Nonnenkloster Heida eine Hufe Landes zu, deren Ertrag der Ritter Guntram von Morschen bisher von ihnen zu Lehen gehabt hatte. Die Hufe, etwa 30 Morgen Landes, lag in Rangenrode, einer Wüstung in der Gegend von Morschen. Und Ritter Eckhard II. von Ballhausen, nunmehr das Haupt der Familie, verhieß, mit seinen Brüdern binnen Jahresfrist die Hufe aus dem Lehensverbande zu befreien, wenn sie nicht zu den Alloden seiner Familie gehören sollte. Solche Unklarheit über Eigentums- oder Lehensverhältnis ihrer hessischen Güter konnte leicht zu Verwicklungen und Streitigkeiten mit dem Landesfürsten führen.

(Schluß folgt.)

Jean Paul Gissot,

kurfürstl. hessischer Kapitän und königl. westfälischer Oberst,

nebst Notizen über die Familie Gissot.

Nach authentischen Quellen und Überlieferungen bearbeitet und zusammengestellt

von Anna Bölke, geb. Gissot.

(Schluß.)

Am 13. Februar 1812 erblickte das jüngste Kind, Julie, das Licht der Welt, und bereits in den ersten Tagen des März verließ Gissot an der Spitze seines schönen Regiments Mühlhausen, um sich nach Rußlands Eisgefilden zu begeben, von wo er nie wiederkehren sollte. Der Marsch ging über Sachsen; Mitte März war man an der Saale angelangt, wo die ganze westfälische Armee vereinigt war, wie Augenzeugen berichten, eine der schönsten der damaligen Zeit. Sie bildete das 8. Armeekorps und stand unter dem französischen Divisionsgeneral Vandamme, später unter dem General Junot, Herzog von Abrantes. Gissot gehörte der 24. Division an, welche abwechselnd vom französischen Divisionsgeneral Tharreau und vom westfälischen Divisionsgeneral Ochs geführt wurde, und der 1. Brigade, welche der Brigadegeneral Graf von Wellingerode kommandierte. Die traurigen Schicksale des westfälischen Armeekorps, wie überhaupt der großen Armee, sind ja durch viele Werke hinlänglich bekannt, und ich will daher auf eine weitere Darstellung dieses schrecklichsten aller Kriege nicht eingehen, sondern nur in Kürze die weiteren Schicksale Gissots verfolgen.

Bald nach der Schlacht bei Smolensk blieb das fünfte Linien-Regiment zur Besetzung der Etappenlienie zurück, das erste Bataillon in Wiatzma, das zweite Bataillon in Dorogobusch am Dniepr; hier erlag Gissot den Qualen und unaussprechlichen Leiden dieses furchtbaren Feldzuges. Er starb an Typhus, den 2. Oktober 1812, im Alter von 45 Jahren, fern der Heimat und den Seinen!

Vergebens wartete daheim seine Gattin auf die Rückkehr des geliebten Mannes, er befand sich nicht unter den Trümmern der einst so schönen Armee, die im Februar 1813 unter unsäglichen Mühseligkeiten die Heimat wieder erreichten. In traurigster Lage waren seine Angehörigen zurückgeblieben, eine winzige Pension ward der Witwe als Lohn für ihres Mannes treue Dienste von Jérôme zuteil. Erst mit der Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. besserte sich die traurige Lage etwas, indem er der hinterbliebenen Gattin seines ehemaligen verdienstvollen Offiziers die Pension als Hauptmannswitwe auszahlen ließ; er erkannte das Avancement unter der Fremdherrschaft nicht an. Wenig genug war es, um neun Kinder zu erziehen, 20 Reichstaler monatlich, doch sie erzog ihre Kinder alle zu tüchtigen Menschen, die ihren Weg im Leben machten. Die älteste Tochter, Sophie, ward Lehrerin und gründete später eine eigene Schule in Kassel, doch erlag sie ziemlich früh einem bösen Leiden. Gustav, der älteste Sohn, war anfänglich Offizier, bekleidete später eine Zivilstellung in Kassel, war lange Jahre Rendant vom Packhof und starb hochbetagt, zu Anfang der achtziger Jahre, ohne männliche Nachkommen; drei Töchter entstammten seiner Ehe. Adelheid, welche nach ihm folgte, verheiratete sich mit dem Amtmann Wittig zu Jesberg, als dessen Witwe sie später lange in Kassel lebte, woselbst sie zu Anfang der achtziger Jahre starb mit Hinterlassung eines Sohnes. Isabella ward gleich ihrer Schwester Cäcilie im Hause ihrer gut situierten Tante Frau Minister von Schmerfeld erzogen, sie verheiratete sich mit dem Leutnant Maximilian Freiherrn von Ditfurth*) zu Kassel, und gingen aus dieser Ehe zehn Kinder hervor. In Marburg, wo Isabella am 20. Juli 1803 geboren war, starb sie auch, am 18. Dezember 1861.

George August, mein Vater, am 4. April 1805 zu Marburg geboren, folgt nun. Da er der einzige der drei Söhne war, welcher den alten Namen fortpflanzte, so gebe ich gleich an dieser Stelle eine etwas ausführlichere Schilderung. Er erwählte wie sein Vater den militärischen Beruf, obgleich er eigentlich Forstmann werden sollte, der geringen pekuniären Mittel wegen, und auf der „Rottebreite" beim Förster Klemme auch schon in der Lehre war; doch das Soldatenblut regte sich zu mächtig in ihm, mit großer Ausdauer überwand er alle Hindernisse und ward Offizier; ein großer Jäger vor dem Herrn blieb er aber doch sein Leben lang. Als Avantageur trat er in das Gardejäger-Bataillon ein und legte am 23. November 1825 sein Offiziersexamen vor dem Präses der Kurfürstlichen Militär-Examinations-Kommission, Obersten Köhler, glänzend ab. Später stand er in seiner Vaterstadt Marburg als junger Leutnant in Garnison. Er schlug sich wacker durch ohne einen Pfennig Zulage, bezahlte von seinem schmalen Gehalt noch seine Equipierung

*) Bekannter Kriegsschriftsteller und Verfasser des oben mehrfach erwähnten Werkes über den Feldzug in den Niederlanden.

innerhalb dreier Jahre ab und machte keinen Pfennig Schulden. In Hanau, wo mein Vater später beim zweiten Infanterie-Regiment stand, lernte er seine erste Gattin, welche ebenfalls einer Refugiéfamilie, und zwar von väter- wie mütterlicher Seite, entstammte, Jeanette Colin, kennen, mit welcher er im Jahre 1837 den Bund fürs Leben schloß. Aus der sehr glücklichen Ehe meiner Eltern gingen eine bald wieder verstorbene Tochter und drei Söhne hervor: Karl, Theodor, Maximilian, denen nach Jahren ich als zweite Tochter folgte. Leider kostete meine Geburt unserer armen Mutter das Leben. In zweiter Ehe war der Vater vermählt mit Auguste von Hagen. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn, Adalbert, welcher aber nach zwei Jahren wieder starb. Von meinen drei Brüdern ist nur der zweite, Theodor, noch am Leben, welcher es bis zum Brigade-Kommandeur brachte; jetzt lebt er als Generalmajor z. D. in Freiburg im Breisgau. Mein Vater hatte noch kurz vor seinem Tode die Freude, ihn als Oberst und Regimentskommandeur (Infanterie-Regiment Graf Werder, 4. Rheinisches, Nr. 30) zu sehen, wogegen sein Herzenswunsch, seinen jüngsten Sohn Max als Kommandeur eines Jägerbataillons begrüßen zu können, schon einige Jahre vorher in Erfüllung gegangen war. Mein ältester Bruder Karl starb in Ostindien, in Soirabaya am 3. März 1892; er stand in holländischen Diensten. Mein jüngster Bruder Maximilian starb am 3. August 1894 zu Rhoden a. d. Saar. Er stand als Oberstleutnant und Bezirkskommandeur in Saarlouis, vorher war er Kommandeur der 8. Jäger gewesen. Sein einziger Sohn Max ist der letzte Träger unseres alten Namens, da mein Bruder Theodor nur zwei Töchter besitzt; zwei Söhne und zwei Töchter wurden ihm durch den Tod entrissen.

Cäcilie, welche nach meinem Vater folgte, verheiratete sich mit dem nachmaligen Polizeipräsidenten von Heppe, und entstammten dieser Ehe acht Kinder. Sie starb zu Kassel, wo sie lange Jahre als Witwe lebte, zu Ende der 80er Jahre, und verlor damals der Vater mit ihr das letzte seiner Geschwister, da Jeanette, welche mit dem Mechanikus Breithaupt zu Kassel in kinderloser Ehe verheiratet war, vor ihr starb. Julie, die jüngste, vermählte sich mit dem Artillerieleutnant Pfister zu Kassel. Derselbe nahm in späteren Jahren den Adel wieder auf und starb als Major a. D. zu Wolfsanger bei Kassel gleich seiner Gattin. Dieser Ehe entstammten vier Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne, beide dem Offiziersstande angehörig. Adolf starb zu Anfang der 50er Jahre unvermählt zu Kassel, wo auch die Großmutter im Frühjahr 1855, hochbetagt, aber ungemein frisch, geistig und körperlich, die Augen zum ewigen Schlummer schloß. Sie überlebte den Großvater um 43 Jahre.

51 Jahre waren seit seinem Tode vorübergerauscht, man schrieb den 18. Oktober des Jahres 1863, da spielte sich in Kassel eine kleine Episode ab, die ich nach der Erzählung meines Vaters hier wiedergebe. An jenem sonnigen Oktobertag, dessen ich mich aus meiner Kindheit als eines hohen Feiertages noch wohl entsinne, herrschte ein fröhliches Leben und buntes Treiben in der Residenzstadt Kassel, galt es doch, die 50jährige Wiederkehr der Völkerschlacht bei Leipzig und die Erlösung von der Fremdherrschaft würdig zu feiern. Aus allen Gauen und Ortschaften unseres lieben Hessenlandes strömten die Freiheitskämpfer in hellen Haufen herbei, um den Gedenktag festlich zu begehen. Auf Allerhöchsten Befehl unseres damaligen Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, sollten die alten Krieger feierlich empfangen und mit allen Ehren bewirtet werden. Zu diesem Zwecke waren in allen Teilen der Residenzstadt Kassel Restaurationslokale ausgewählt, in welche die alten Helden verteilt wurden. Zur Bedienung derselben hatten sich viele ältere und junge Offiziere gemeldet, die sich dieses Amt zur Ehre rechneten. In der Gartenwirtschaft von Östreich am damaligen Holländischen Tor hatte sich mein Vater, der sich für diesen hohen Feiertag von seinen Funktionen als Festungskommandant frei machen konnte, die Ehre erbeten, die Veteranen bewirten zu dürfen, und als Hilfe war ihm ein junger stattlicher Leutnant vom Schützenbataillon, mein Bruder Max, zugeteilt.

Die alten wackern Helden ließen sich die festliche Bewirtung gern gefallen und kamen bald infolge der gespendeten Genüsse, bei denen sogar der Champagner dank der Güte des Kurfürsten nicht fehlte, in eine sehr gehobene Stimmung. Da lebten dann die Erinnerungen in den braven Kämpfern auf, mit blitzenden Augen erzählten sie von den Schlachten, die sie mitgemacht, manch wackeres Soldatenstücklein gaben sie zum Besten, auch von Rußland sprachen sie, von all dem Grausigen, was sie dort erlebt. Meinem Vater, der bei den russischen Erzählungen ganz besonders aufmerksam zuhörte, in der Erinnerung an seinen Vater, war es schon seit einiger Zeit aufgefallen, daß ihn einer der Veteranen unablässig beobachtete, bald mit dem Kopf schüttelte, dann wieder in tiefes Sinnen verloren dasaß, sich die Augen rieb und immer wieder ihn ansah. Mit einem mal sprang der Alte auf, stellte sich in strammer militärischer Haltung vor meinen Vater und rief: „Herr Oberst, halten zu Gnaden, stehen denn die Toten wieder auf? Mein Herr Oberst, sind Sie es denn wirklich, oder ist es nur Ihr Geist? Ich habe Ihnen doch die Augen zugedrückt, wie es zum

Sterben ging, habe Sie auf meinen Armen getragen als Sie zusammenbrachen im fernen Rußland, in Dorogobusch, bin bei meinem guten Herrn Oberst gewesen in der schweren Krankheit ganz allein, kennt mich denn mein Herr Oberst nicht mehr? Ich bin doch Ihr treuer Bursche gewesen!" Mehr und mehr hatte sich der alte Kämpfer in die Rührung hineingeredet und nach den letzten Worten stürzten ihm die Thränen unaufhaltsam aus den Augen, er ergriff des Vaters Hand, die er krampfhaft drückte! — Lautlose Stille war nach dieser ergreifenden Szene eingetreten, tief erschüttert stand der Vater da, der Veteran hatte ihn an der Ähnlichkeit erkannt und geglaubt, seinen längst begrabenen Kommandeur zu sehen, dessen Bursche er gewesen war. Es war die erste Kunde von Mund zu Mund, die dem Vater ward, und gar vieles hat ihm der alte Kämpfer von seinem tapfern Herrn Oberst erzählt, dessen letzte Liebesgrüße er nun dem Sohn überbringen konnte, auf dem Totenbett hatte ihm der Großvater seine letzten Segenswünsche für die Großmutter aufgetragen, doch was lag alles dazwischen? Als damals nach mühseliger Wanderung die Heimat erreicht war, halb verhungert, mit erfrorenen Gliedern, in Lumpen gehüllt, da waren auch die traurigsten Erlebnisse und Eindrücke aus dem Gedächtnis verschwunden. — Strahlenden Auges hörte nun der Alte, daß er den Sohn seines unvergessenen Kommandeurs vor sich habe, und als nun der Vater ihm auch dessen Enkel in der Gestalt seines stattlichen Sohnes zeigte, da kannte seine Freude keine Grenzen und er versicherte wiederholt, daß er nach diesem Freudentag gern sterben wolle. Gar manches Stücklein erzählte der Alte vom wackern fünften Linien-Infanterie-Regiment und seinem tapferen Kommandeur, und manches Gläschen schenkte ihm der Vater ein, besonders mundete ihm der Champagner. „Herr Oberst, noch ein Gläschen von dem, der „Bumm" macht", diese Worte hat der alte Kämpfer oft gesagt an jenem schönen Abend, und als er dann müde war, da betteten der Vater und mein Bruder ihn sachte auf ein Sofa, wobei er noch immer, schon halb im Schlaf, seinen geliebten Herrn Oberst zu sehen wähnte. Am andern Tage zog der Veteran reichbeschenkt und hochbeglückt dem Heimatsdorfe zu, seine letzten Worte galten dem Andenken seines tapfern, unvergessenen Kommandeurs, der im Herzen des treuen Menschen in rührenster Weise fortlebte! —

Lange Jahre schon ist der wackere alte Freiheitskämpfer seinem einstigen tapferen Kommandeur im Tode nachgefolgt, wie auch dessen Sohn und Enkel lange schon der kühle Rasen deckt, doch unvergessen leben alle drei in meinem Herzen fort, und vor meinen geistigen Augen ersteht gar oft die stattliche Gestalt meines Großvaters, umwebt von Glorienschein des Mutes und der Tapferkeit; sein Leben schloß viel Kampf und Mühsal in sich. Ehre seinem Andenken!

Berichtigung. Im vor. Heft ist auf S. 49, 2. Sp., Z. 19 v. u. statt „das vierte Bataillon" zu lesen: „das erste Bataillon".

Das Recht an Münzfunden in Kurhessen.

Von Theodor Meyer, Kassel.

Wohl nicht jeder wird wissen, was für ein Recht ihm an einem Münzfund, den er im eigenen oder im fremden Besitztum getan haben sollte, zusteht. Das Bürgerliche Gesetzbuch sagt im § 984 hierüber: „Wird eine Sache, die so lange verborgen gelegen hat, daß der Eigentümer nicht mehr zu ermitteln ist (Schatz), entdeckt und infolge der Entdeckung in Besitz genommen, so wird das Eigentum zur Hälfte von dem Entdecker, zur Hälfte von dem Eigentümer der Sache erworben, in welcher der Schatz verborgen war."

Mithin gehört die Hälfte des Fundes dem Finder (Entdecker), die andere dem Besitzer der Sache, sei es Grund und Boden, Gebäude oder sonst irgend ein Gegenstand, worin er gefunden wurde. Sind Entdecker und Besitzer eins, so gehört ihm der ganze Fund. Soweit wäre die Angelegenheit ganz klar und einfach; wenn nicht noch ein Umstand hinzukäme, den der Finder wohl zu beachten hat, um vor Schaden bewahrt zu bleiben. Es haben nämlich früher verschiedene Staaten gesetzliche Verordnungen erlassen, in welchen sich dieselben ein gewisses Recht an Münzfunden vorbehielten. Eine solche Verordnung besteht nun auch in Hessen, sie ist vom Landgrafen Friedrich II. am 22. Dezember 1780[1]) gegeben und bestimmt im § 6 folgendes:

> „Wann jemand Münzen und sonstige Alterthümer findet, so soll er solches dem nächsten Beamten anzeigen und insofern das gefundene annehmlich ist, nicht nur die Vergütung des innern Werths, sondern auch nach Befinden ein mehreres gewärtigen, bey denen aber, die das Gefunde verheimlichen, soll solches confiscirt werden und derjenige, der es angeben wird, den dritten Theil des Werths bekommen."

[1]) Sammlung hessischer Landes-Ordnungen, 6. Teil, S. 1015.

Diese Verordnung gilt heute noch, da nach Artikel 109 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch die landesgesetzlichen Vorschriften über die im öffentlichen Interesse erfolgende Entziehung, Beschädigung oder Benutzung einer Sache, Beschränkung des Eigentums, Entziehung der Beschränkung von Rechten unberührt bleiben.

Mithin besteht das dem Fiskus in der Verordnung von 1780 eingeräumte Recht, auch wider den Willen des Finders die Münzen gegen Erstattung des Wertes zu erwerben, gemäß obigem Paragraphen noch gegenwärtig fort; ebenso für den Finder die Anzeigepflicht.

Hiernach ersieht man, daß es unter allen Umständen am geratensten ist, einen Münzfund sofort der Behörde, oder auch gleich der Direktion des königlichen Museums in Kassel anzuzeigen, um dadurch später allen etwaigen Weiterungen aus dem Wege zu gehen und Nachteil von sich fern zu halten. Der Finder wird stets so am besten tun und jedenfalls eine ganz andere Bezahlung für etwaige Seltenheiten des Fundes erhalten, als wenn er nur darauf ausgeht, den Fund so schnell wie irgend möglich in Geld umzusetzen.

Wo besteht nun die Verordnung des Jahres 1780 — oder vielleicht eine andere — im heutigen Regierungsbezirk Kassel zu Recht und wo nicht? Um dieses festzustellen, muß man die fernere Entwicklung des ehemaligen Kurstaates auf historischer Grundlage verfolgen.

Zu der Landgrafschaft Hessen-Kassel, wie sie damals bei Erlaß der Verordnung im Jahre 1780 genannt wurde, sind im Laufe der Zeit folgende Gebietsteile anderer Herren, z. T. unter neu geschaffenen Titeln, hinzu gekommen:

1. Die Grafschaft Hanau im Jahre 1785. Diese war bereits 1736 an Hessen gefallen, besaß aber von 1760 bis 1785 in der Person des damaligen Erbprinzen, späteren Landgrafen Wilhelm IX. einen selbständigen Regenten und wurde erst nach dem Tode des Landgrafen Friedrich II. endgiltig mit Hessen vereinigt. Es blieben jedoch während obiger Regierungszeit die Ämter Schwarzenfels, Brandenstein, Altengronau und die sogenannte Kellerei Naumburg, welche schon viel früher an das Haus Hessen gekommen waren[1]), bei diesem und wurden von Kassel aus regiert[2]). Mithin besteht hier althessisches Recht[3]).

Im Jahre 1803 kamen noch die seither als Reichspfandschaft besessene Stadt Gelnhausen, und viele im Hanauischen liegende einzelne Besitzungen geistlicher Herkunft hinzu; die Grafschaft wurde zu einem Fürstentume erhoben. Im Jahre 1816 wurden sodann noch durch eine Gebietsaustauschung mit dem Großherzogtum Hessen, die ehemaligen kurmainzischen Ortschaften: Großauheim, Großkrotzenburg und Oberrodenbach erworben.

2. Das Fürstentum Fritzlar im Jahre 1802, bestehend aus dem Rest der kurmainzischen Besitzungen in Hessen; es waren die Ämter Fritzlar, Naumburg, Amöneburg und Neustadt.

3. Das Großherzogtum Fulda im Jahre 1815; es enthielt den größten Teil des ehemaligen Hochstifts Fulda und verschiedene ritterschaftliche Dörfer.

4. Das Fürstentum Isenburg im Jahre 1816, aus einem Teile der Lande der Fürsten und Grafen von Isenburg bestehend.

5. Die ehemals kurkölnische Stadt Volkmarsen, im Jahre 1817.

6. Die Dörfer Wahnhausen, Nieste und Vernawahlshausen, als letzte Gebietsänderung, durch Tauschvertrag mit Hannover im Jahre 1831.

Von diesen sämtlichen neu erworbenen Landesteilen wurde nur in nachbenannten das hessische Recht eingeführt: zu 2, im Fürstentum Fritzlar, am 1. Januar 1804[1]); zu 5, in der Stadt Volkmarsen, am 3. Februar 1818[2]); zu 6, in den Ortschaften Wahnhausen, Nieste und Vernawahlshausen, am 30. Juli 1832[3]).

Mithin hat in diesen die hessische Verordnung des Jahres 1780 Giltigkeit, während in allen anderen neuen Gebietsteilen die alten Rechte in Kraft blieben. In der ganzen hessischen Gesetzgebung ist nichts enthalten, wonach das hessische Recht auch auf diese übertragen worden wäre. Die Gesetzsammlungen sämtlicher ehemaligen Regierungen dieser Landesteile[4]) weisen in Bezug auf Münzfunde nur zwei kurmainzische Regierungs-Ausschreiben vom 2. Februar 1784[5]) auf, welche heute ebenfalls für die 1816 an den Kurstaat gefallenen ehemals kurmainzischen Ortschaften, im jetzigen Kreise Hanau gelegen, volle Giltigkeit gemäß Artikel 109 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch besitzen. Diese beiden kurmainzischen Regierungs-Ausschreiben, welche sehr lang und äußerst umständlich verfaßt sind, sagen im großen und ganzen

[1]) Engelhard, Erdbeschreibung der Hessischen Lande, Seite 873.

[2]) Landau, Beschreibung des Kurfürstentums Hessen, Seite 563.

[3]) Kersting, Die Sonderrechte im Kurfürstentume Hessen, Seite 25.

[1]) Sammlung hessischer Landes-Ordnungen, 8. Teil Seite 251.

[2]) Sammlung kurhessischer Gesetze, II. Band (1818), Seite 5.

[3]) Ebenda VI. Band (1832), Seite 227.

[4]) Abgedruckt bei Kersting, Die Sonderrechte im Kurfürstentum Hessen.

[5]) Kersting, ebenda, Seite 1171.

dasselbe wie die hessische Verordnung, so daß man auf eine wortgetreue Wiedergabe an dieser Stelle wohl verzichten kann. Erwähnt muß noch werden, daß das oben unter 1 mit angeführte Amt Naumburg, auch Kellerei genannt, durch Geheimratsbeschluß vom 27. September 1796 unter hanauisches Recht[1]) gestellt wurde, mithin erlosch hier die Berechtigung der hessischen Verordnung. Ein eigenartiges und zugleich lehrreiches Beispiel deutscher Zersplitterung auf dem Gebiete des Rechtes zeigt die ehemalige Provinz Hanau, die jetzigen Kreise Hanau, Gelnhausen und Schlüchtern umfassend, indem auf diesem kleinen Fleck Erde nicht weniger als dreizehn verschiedene Rechtsgebiete[2]) bestanden und teils noch bestehen; nach Hinzutritt der weiter unten angeführten ehemals bayerischen Gebietsteile sind es sogar vierzehn, von denen drei bei vorliegender Arbeit berücksichtigt werden mußten.

Diese sämtlichen oben aufgeführten hessischen Lande wurden durch das Gesetz vom Jahre 1821, „die Umbildung der bisherigen Staatsverwaltung betreffend", unter Kurfürst Wilhelm II. in vier Provinzen und diese wieder in bestimmte Kreise eingeteilt. Diese Kreiseinteilung besteht im großen und ganzen noch heute. Auf Grund vorstehender Rechtsverhältnisse würde daher in folgenden Kreisen und Kreisteilen dem Fiskus an Münzfunden das Vorkaufsrecht zustehen, der Finder aber zur Anzeige verpflichtet sein: Kassel (Stadt und Land), Hofgeismar, Wolfhagen, Fritzlar, Homberg, Melsungen, Rotenburg, Eschwege, Witzenhausen, Rinteln, Marburg, Frankenberg, Kirchhain, Ziegenhain, Hersfeld und Schmalkalden;

im Kreise Schlüchtern nur in den ehemaligen Ämtern: Schwarzenfels, Brandenstein und Altengronau;

im Kreise Hanau, in den vormals kurmainzischen Ortschaften: Großauheim, Großkrotzenburg und Oberrodenbach.

In den Kreisen Fulda, Hünfeld und Gelnhausen bestehen keinerlei gesetzliche Vorschriften, mithin hat hier der Staat kein Recht auf Erwerb der gefundenen Münzen.

Im Kreise Hünfeld könnten allenfalls die althessischen Anteile an den Dörfern: Rhina, Rothenkirchen und Fischbach in Betracht kommen, da hier althessisches Recht giltig erscheint[1]), jedoch sind diese zu geringfügig.

Durch die Ereignisse des Jahres 1866 kamen zum Regierungsbezirk Kassel noch bayerische Gebietsteile hinzu. In diesen bestand eine den obigen gesetzlichen Vorschriften fast ganz gleiche bayerische Verordnung vom 23. März 1808[2]). Mithin würde auch in dem ganzen Kreise Gersfeld und in den früheren bayerischen Teilen des Kreises Gelnhausen, Stadt Orb und einigen Dörfern, dem Staate das Vorkaufsrecht zustehen.

Die weise, für die Münzkunde sehr wichtige und förderliche Verordnung des kunstsinnigen Landgrafen Friedrich II., welcher die kurmainzische und die bayerische offenbar nachgebildet sind, wird aber leider nicht immer befolgt.

[1]) Kersting, Die Sonderrechte im Kurfürstentum Hessen, Seite 30.
[2]) das. Kartenbeilage.

[1]) Kersting, Die Sonderrechte in Kurhessen, Seite 17.
[2]) Weber, Neue Gesetz- und Verordnungen-Sammlung für Bayern, Band I, Seite 159.

Josephs Nase.

Humoristisches Blatt aus den hinterlassenen Papieren eines Tenoristen.

Von Wilhelm Bennecke.

Ich befand mich in einem meiner ersten Engagements an dem Theater einer süddeutschen Universitätsstadt, dessen Direktor, in völliger Nichtachtung der in der Nähe gelegenen größern Kunststätten, die kühne Idee gefaßt hatte, auch in seinem Musentempel das Publikum mit Opern zu erfreuen.

Gegen Ende September war ich in X. angekommen, jung, ohne Sorgen und mit der Hoffnung einstiger Größe. Ich hatte ein hübsches Zimmer gefunden mit der Aussicht auf Berge und Wälder und fühlte mich in dieser herrlichen Umgebung im Vollbesitz meines Jugendmutes und meiner kräftigen Stimme wie Gott in Frankreich. Ich glaube, es gab damals wirklich keinen glücklicheren Menschen als mich.

Mit meinen Kollegen wurde ich schnell bekannt. Es waren, wie bei allen kleineren Bühnen, entweder alte, schon ziemlich ausgesungene Leute, oder Anfänger gleich mir. Unser Regisseur war der erste Bassist und seine nicht mehr jugendliche Tochter eine sehr tüchtige Prima-Donna. Ihr Vater, Priamus, wie ich ihn nennen will, stand in der Mitte der Fünfzig, hatte ein sehr strapaziertes Organ und saß viel lieber bei einem Bäcker in der Nachbarschaft, der einen guten badischen Landwein verschenkte, als auf seinem Regiestuhl, infolge dessen sich seine Nase bedenklich rötete. Die Perle der ganzen Gesellschaft aber war die Soubrette, welche sich über mir eingemietet hatte. Obwohl

als Sängerin nicht bedeutend, besaß sie doch die besten anderweitigen Eigenschaften. Ihr Spiel war von bestrickender Munterkeit und voll Temperament, ihre Gestalt war schlank, ihre Augen leuchteten schmelzend in dunkelblauer Sehnsucht, ihr Mund glich der üblichen blühenden Rosenknospe, und schließlich muß als die beste ihrer guten Eigenschaften hervorgehoben werden, daß sie auch außerhalb der Bühne sehr jung war. So konnte es nicht fehlen, daß Laura die Köpfe vieler junger Leute verdrehte, unter welchen sich auch der meine befand, was um so leichter der Fall war, als ich sowohl als Kollege wie als Hausgenosse mit ihr in näherer persönlicher Beziehung stand und tagtäglich Gelegenheit hatte, ihren ebenso herzerquickenden als herzbrechenden Eindruck auf mich einwirken zu lassen. Ja, ich liebte sie mit der ganzen Glut eines zwanzigjährigen Tenoristen, und es hätte mit dem Teufel zugehen müssen, wenn dieses liebenswürdige junge Wesen mir nicht geneigter gewesen wäre als all den Jünglingen, die sich um ihre Huld bewarben. Von diesen waren es besonders zwei, die ich zu fürchten hatte, beide Studenten von nicht geringen Kapazitäten. Der eine führte als Sohn eines Postbeamten den königlichen Beinamen Tullus Postilius, der andere aber war aus wirklich fürstlichem Geblüte, ein italienischer Conte, mit einem hohen Wechsel gesegnet, der ihm eine eigene Equipage und einen eigenen Weinkeller gestattete. Wie groß die Anzahl der studierenden Jünglinge der Nachbarschaft war, die außer dem Conte Minotori und dem Tullus Postilius ihr Augenmerk auf das Fenster Lauras gerichtet hatte, zeigte mir aber zu meinem Entsetzen eines Tages ein Vorfall, der mir zuerst unerklärlich erschien. An einem recht stürmischen Tag bemerkte ich von meiner Ritterburg aus, daß an dem Fenster eines in der Nähe wohnenden Studenten ein langes schwarzes Band flatterte, und als ich die Windungen desselben verfolgte, sah ich an einem andern Fenster einen schwarzen Shlips wehen, dem alsbald an einem dritten Fenster eine schwarze Halsbinde folgte. Es dauerte nicht lange, so wehten fast an allen Häusern der Nachbarschaft zahlreiche Bänder, Binden und Tücher, sämtlich in schwarzer Couleur, lustig im Winde, ohne daß ich über die Ursache dieser seltsamen Zeichen klar werden konnte. Als ich später auf die Straße trat und meine Blicke in die Höhe nach dem Fenster der Geliebten richtete, um ihr womöglich einen Gruß zu spenden, sah ich zu meiner Überraschung, daß aus ihrem Fensterlein ebenfalls ein langes, schwarzes Band flatterte. Entrüstet stürmte ich zu ihr hinauf und verlangte Rechenschaft. Sie verstand mich zuerst gar nicht.

„Das schwarze Band? Was denn für ein schwarzes Band?“ fragte sie in reizender Naivität.

„Jawohl, das schwarze Band!“ rief ich. „Andere Damen wählen ja wohl lieber rosa Bänder oder gar grüne, als Zeichen der Hoffnung, aber daß Sie ein schwarzes genommen haben, entspricht ganz Ihrer schwarzen Seele!“

Sie verstand noch immer nicht.

Ich riß das Fenster auf und zeigte auf das schwarze Bändchen, das zwischen dem Fensterladen, der sog. Jalousie, eingeklemmt war.

„Ist dies etwa nichts?“

„Das ist nichts als ein Stückchen schwarzes Besatzbändchen“, sagte die Holdselige und lachte mich an.

„Und was ist dies?“ schrie ich und deutete auf eines der gegenüberliegenden Fenster.

„Das ist eine schwarze Kravatte“, sagte sie erstaunt.

„Und jenes dort?“

„Ein alter schwarzer Shlips.“

„Und dort — und da — und dort — was da weht und flattert und sich schlängelt — alles schwarze Binden und Bänder männlichen Geschlechts! O, mein Fräulein, Sie sind entlarvt! Wem gilt dieser schwarze Wink hier an Ihrer Jalousie?“ —

„Jalousie, Jalousie“, wiederholte sie lachend. „O, wie sind Sie jaloux, jaloux!“ Sie schlug förmlich einen Triller vor Vergnügen.

„Wem gilt dieser schwarze Wink, den man von allen Seiten so verständnisvoll erwidert hat? Gestehen Sie, oder auch ich werde schwarz, schwarz wie Othello — O, Desdemona! Desdemona!“

Sie schlug bei meinem Geschrei das Fenster zu und lachte, daß sie sich kaum zu halten wußte.

„Was weiß ich! O, wenn Sie sich sehen könnten. Wie Sie sich aufregen um ein paar alte Shlipse — die vielleicht nur zum Trocknen — — das ist doch zu — komisch! Nein, hören Sie auf, die Augen so zu rollen — oder es geschieht mir was —“

Ihr unaufhörliches Lachen wirkte zuletzt ansteckend, ich lachte schließlich mit und sie erklärte die Sache glaubwürdig dahin, daß sie im Laufe des Tages ein Kleid, welches sie für den Abend brauchte, mit schwarzem Band besetzt habe und ein Bandende ihr unbewußt vor das Fenster geraten und an der Jalousie hängen geblieben sei. Von den jungen Nachbarsleuten schien nun ein jeder dies für irgend ein geheimnisvolles an seine Adresse gerichtetes Zeichen betrachtet und auf gleiche Weise erwidert zu haben. Da die Sache eine so harmlose Erklärung fand, war sie mit dem sofortigen Einziehen des Wimpels abgetan. Einige Tage nachher aber schien sie eine Fortsetzung zu bekommen, indem ich einen höllenmäßigen Skandal vernahm und als Urheber desselben Tullus Postilius

erkannte, welcher aus seinem mir schräg gegenüberliegenden Fenster seine sämtlichen Möbel auf die Straße warf und dazwischen seinen großen Neufundländer dermaßen durchprügelte, daß ein Menschenauflauf vor seiner Bude entstand. Zuerst glaubte ich dies eigenartige Gebahren auf Liebesgram in Verbindung mit Lauras schwarzem Bändchen zurückführen zu müssen, bald aber vernahm ich, daß der Postilius den Raptus aus reinem Entzücken über eine große Erbschaft bekommen habe, infolge deren er auch sofort von der Universität Abschied nahm, um nicht zurückzukehren. Diesen Nebenbuhler war ich mit Hülfe des Erbschaftteufels also los, der Conte aber war geblieben, und vermittels seines Weinkellers sollte er entscheidend in mein junges Dasein eingreifen.

Dieser Conte war ein sehr liebenswürdiger Mensch. Er gab öfters in seiner mit höchstem Comfort eingerichteten Wohnung größere Gesellschaften, zu welchen er auch die männlichen Mitglieder des Theaters, den Direktor an der Spitze, einladete, sodaß ich, wollte ich nicht auffallen, auch an dem jeweiligen Symposion teilnehmen mußte. Auf diese Weise kam ich nach und nach mit dem Conte in ein ganz manierliches Verhältnis, und da ich nichts mehr davon merkte, daß er Laura irgendwie nachstellte, lebte ich im Wahne, er habe sich völlig von ihr abgewendet und wolle mir nicht mehr hindernd in den Weg treten.

So ging die Zeit bis zum Ende des Jahres wie im Flug dahin, besonders weil ich viel mit dem Einstudieren der Partie des „Joseph“ in der Méhulschen Oper zu tun hatte, welche am 1. Januar in Szene gehen sollte, ein Ereignis für unsere Bühne, auf welches der ideal gesonnene Direktor große Hoffnungen setzte. Laura war der „Benjamin“ zugeteilt, für sie eine sehr bedeutende Aufgabe, an welche sie aber mit großem Eifer ging, so daß sie für anderweitiges in ihrem Privatleben gar keinen Sinn hatte und auch all meinen stürmischen Liebeswerbungen kein Gehör gab, sondern eine jede Erklärung bis nach der ersten Aufführung des „Joseph in Egypten“ aufschob.

Der Conte, welcher mich liebenswürdiger als je behandelte, hatte mich mit den Kollegen auf Weihnachten zur Bescherung eingeladen und bat mich nun ganz speziell, den Sylvesterabend mit einigen seiner Korpsbrüder bei ihm zuzubringen. Es schien dies eine besondere Auszeichnung zu sein, da sonst kein anderer Schminkgenosse hinzugezogen war. Ich wußte nicht recht, was ich tun sollte, da ich doch am andern Abend den „Joseph“ auf dem Repertoir hatte, andererseits aber es unhöflich gewesen wäre, die anhaltenden, dringenden Bitten des so überaus freundlichen Herrn endgültig abzuschlagen. Mit dem festen Vorsatz, bei Zeiten an den Heimweg zu denken, sagte ich schließlich zu. Der gute Vorsatz war also da, aber die Ausführung fiel kläglich ins Wasser, oder vielmehr in die Bowle. Als ich an jenem Sylvesterabend gegen zehn Uhr bei dem Grafen ankam, denn ich ging spät hin, um früh zu echappieren, traf ich schon eine sehr animierte Gesellschaft junger und alter Studiosen an, welche dem Weinkeller des Grafen alle Ehre antaten. Gesang wechselte mit witzigen Einfällen und satirischen Auslassungen. Gegen Mitternacht machte ich den Versuch mich auf französische Weise zu empfehlen, aber man hatte ein zu scharfes Auge auf mich, ich wurde bei meinem Vorhaben entdeckt, meiner Pelzmütze beraubt und im Triumph wieder anf meinen Platz geführt. Meine Berufungen auf Joseph in Egypten wurden mit der tiefdurchdachten Begründung zurückgewiesen, daß Joseph zwar sehr keusch, aber keineswegs ein Gegner des Weines gewesen sei, was daraus zur Evidenz hervorgehe, daß er dem obersten Schenken des Pharao das Leben gerettet habe. Wohl oder übel mußte ich mich fügen, und es wurde zwei Uhr bis ich mit Hinterlassung meiner Pelzmütze zu entschlüpfen vermochte. Auf den Straßen war es schon still geworden und die Laternen auf das Minimum beschränkt. Der schwere Wein und die fidele Stimmung ließ mich wenig auf den Weg achten, und so kam es, daß ich plötzlich durch einen furchtbaren Stoß in das Gesicht aus meinem halben Traum erwachte und zurücktaumelte. Ich hatte eine der ausgelöschten Laternen nicht bemerkt und war mit aller Kraft gegen den eisernen Ständer gerannt. Nachdem der erste Schmerz vorüber, eilte ich nach Hause zu kommen. Ohne den erlittenen Unfall weiter zu berücksichtigen, denn sie hatten mich wirklich gehörig eingeseift, legte ich mich zu Bette und schlief auch sofort ein. —

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Hessisches Staatswappen. Über das durch Verordnung vom 9. Dezember v. J. abgeänderte, bezw. neu geschaffene Staats-Wappen des Großherzogtums Hessen ist Ende Januar im großherzoglich hessischen Regierungsblatt Nr. 6 das Nötige amtlich veröffentlicht worden. Gute Abbildungen in Holzschnitten sind von einigen größeren Tageszeitungen gebracht worden. Allgemein hat die

ebenso heraldisch richtige als ästhetisch tadellose Zeichnung des neuen Wappens, von O. Hupp in München, nach geschichtlich begründeten Angaben des Archiv-Direktors Dr. Gustav Freiherrn Schenk zu Schweinsberg in Darmstadt, Beifall gefunden. Auch wir werden unsern Lesern in Kürze darüber Genaueres bringen.

Johannes Buno. In Nr. 2 des „Hessenland", Seite 25, wurde ein berühmter Geograph aus Frankenberg, Konrad Buno, erwähnt. Nicht minder bedeutend und zwar als Schulmann war der Bruder desselben, Johannes Buno. Im Jahresbericht des Johanneums zu Lüneburg, Ostern 1902, finden sich folgende Notizen über ihn: Joh. Buno, geb. 1617 zu Frankenberg in Hessen, besuchte die Schule und die Universität in Marburg, wo Balthasar Schupp, damals dort Professor der Geschichte und Beredsamkeit, auf ihn besonders Einfluß übte, und ferner die Universität Helmstädt. Als Hauslehrer bereitete er die Söhne des Amtmanns von Hadersleben, G. von Ahlefeldt, für die Ritterakademie in Soröe auf der Insel Seeland — eine der angesehensten Schulen der damaligen Zeit — mit solchem Erfolge vor, daß der Präses dieser Schule, Ramel, ihn nach Soröe zum Erziehen seiner Söhne berief. Er wurde später als Rektor der Michaelisschule nach Lüneburg in Hannover berufen und hat sich hier in ganz hervorragender Weise als Schulmann bewiesen, hauptsächlich waren es Lehrbücher mit besonderen Methoden, welche ihn berühmt gemacht. — Er starb dort im Jahre 1697. S.

Aus Heimat und Fremde.

Geschichtsvereine. Im hessischen und hennebergischen Geschichtsverein in Schmalkalden hielt am 16. Februar Herr Metropolitan Vilmar einen Vortrag über die „Erlangung der Kurwürde durch Hessen-Kassel im Jahre 1803", in welchem auch darauf hingewiesen wurde, daß dieses Ziel zu erreichen die hessischen Fürsten schon seit Philipp dem Großmütigen bestrebt gewesen seien. — Am 21. v. M. fand eine Sitzung des hessischen Geschichtsvereins in Marburg statt. Herr Professor Dr. Maas schilderte die alte Fuldaer Stiftsbibliothek, und Herr Bibliothekar Dr. Maurmann besprach das kürzlich erschienene waldeckische Wörterbuch. — Im hessischen Geschichtsverein zu Kassel, dessen Monatsversammlung am 23. Februar stattfand, wurde von Herrn Oberbibliothekar Dr. Brunner „der Marquis de Luchet und die Verwaltung der Kasseler Bibliothek" in einem Vortrag behandelt, der hauptsächlich den Gegensatz erörterte, in welchem der geistreiche, aber leichtfertige und seinem Posten nicht gewachsene französische Günstling des Landgrafen Friedrich II. als Bibliotheks-Direktor zu dem an der Bibliothek als Registrator beschäftigten, durch seine hessische Gelehrtengeschichte auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen tüchtigen Strieder stand, der unter Wilhelm IX. Luchets Nachfolger wurde.

Gedenktafel. Am 20. Februar wurde am Geburtshause der Sängerin Mara in der Brüderstraße zu Kassel eine Gedenktafel aus carrarischem Marmor angebracht. Auf Anregung des Herrn Sanitätsrats Dr. Schwarzkopf (s. „Hessenland" Nr. 2 des laufenden Jahrgangs) ist die Tafel von Herrn Stadtrat Friedrich Nebelthau zu Kassel in pietätvoller Erinnerung an die Beziehungen, die zwischen seinen Voreltern und der großen Künstlerin bestanden, gestiftet worden. Bei der Enthüllung waren zugegen der Vorstand des Hessischen Geschichtsvereins, die Herren Hofrat Zulauf, Kapellmeister Dr. Beier und Oberregisseur Steube als Vertreter der Königlichen Theaterintendanz, sowie die Mitglieder der Königlichen Oper.

Die Sparkasse in Kassel. Zum 70 jährigen Bestehen der städtischen Sparkasse in Kassel hat Herr Stadtrat Boedicker daselbst eine Denkschrift herausgegeben, die ein umfassendes Bild von der Gründung und der Entwicklung dieser segensreichen Anstalt bis auf die Gegenwart bietet. Auch auf die Vorgeschichte der Sparkasse wird Bezug genommen. Dieselbe geht bis zum Jahre 1823 zurück, wo bereits Bürgermeister Schomburg bei der Kurfürstlichen Regierung die Errichtung einer solchen gemeinnützigen Anstalt dringend befürwortete, ohne damals jedoch zum Ziele zu gelangen. Es bedurfte erst noch langwieriger Verhandlungen, bis am 1. August 1832 endlich die Sparkasse für den Verkehr mit dem Publikum geöffnet werden konnte, und es ist interessant zu lesen, daß an diesem ersten Geschäftstage drei Bücher für Dienstmädchen über 50 Taler, 50 Taler und 25 Taler, ein Buch für einen Torschreiber über 33 Taler und ein Buch für einen Schreibgehülfen über zwei Taler ausgestellt worden sind. Jetzt sind aus diesen fünf Einlegern mit 160 Talern 42 736 Einleger mit einem Gesamtguthaben von 13 809 863 Mark geworden.

Todesfälle. Am 27. Januar starb zu Hanau an Altersschwäche im 84. Lebensjahre der Land-

gerichtsrat a. D. Jean Reul. Der Verewigte war am 5. September 1819 zu Hanau geboren, lebte aber von seinem dritten Jahre an in Kassel. Er studierte in Marburg, wo er Mitgründer des Korps „Guestphalia“ war, und in Heidelberg. 1849 wurde er Assessor zuerst in Hanau, dann in Fulda. 1858 erfolgte seine Versetzung als Amtmann nach Jesberg, 1861 kam er in gleicher Eigenschaft nach Bockenheim und 1871 an das Landgericht in Hanau. Hier feierte er am 24. Mai 1893 sein 50 jähriges Dienstjubiläum, bei welcher Gelegenheit er mit dem roten Adlerorden 3. Klasse ausgezeichnet wurde. Im Oktober desselben Jahres erfolgte sein Übertritt in den Ruhestand. Den Rest seines Lebens verbrachte er in seiner Geburtsstadt Hanau. Mit warmem Herzen hing der Verstorbene allezeit an dem Hessenlande und seinen alten Freunden. Trotz all dem Schweren, welches das Leben ihm aufgebürdet, kannte er keine Verbitterung. Sein reicher Geist und seine ungewöhnlichen Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten des Wissens befähigten ihn zur regsten Teilnahme an allem, was Kunst und Wissenschaft betraf; dabei war er fern von Streberei. Er war Mitbegründer des Kunst- und Industrievereins zu Hanau und jahrelang Schriftführer desselben. Auch journalistisch war er eifrig tätig, und alte Freunde werden sich vielleicht mit vielem Vergnügen seines zeichnerischen Talentes erinnern, z. B. seiner Skizzen aus dem Gerichtssaal mit wohlgelungenen Konterfeis. In den Herzen aller, die ihn gekannt haben, wird ihm ein treues Andenken bewahrt bleiben.

In Hannover ist am 20. Februar der Geheime Regierungsrat Professor Heinrich Köhler, 72 Jahre alt, dahingeschieden. Derselbe war in Kassel geboren und hatte daselbst in der höheren Gewerbeschule und der Akademie der bildenden Künste auch seine Ausbildung erhalten. Nachdem er einige Jahre in dem kurhessischen Staatsdienst tätig gewesen war, trat er 1852 in das Zentralbureau der Staatseisenbahnen in Hannover, nahm aber schon 1856 eine Anstellung bei dem Architekten Hittorff in Paris an. 1858 ermöglichte ihm ein Stipendium der Akademie zu Kassel eine Studienreise nach Italien zu machen. 1863 wurde Köhler als Lehrer der Baukunst an die polytechnische Schule nach Hannover berufen, wo er sich von da an dauernd niederließ. Seine italienischen Studien faßte der Verewigte in dem Prachtwerk: „Polychrome Meisterwerke der monumentalen Kunst in Italien von 5. bis 16. Jahrhundert“ zusammen.

In Kassel starb am 24. Februar die frühere königliche Opernsängerin Frau Nina Zottmayr. Die Dahingeschiedene war als Altistin von 1869 bis 1882 an der Kasseler Hofbühne engagiert gewesen und hatte als eine treffliche Künstlerin bei dem Publikum gleich ihrem Gatten, dem Heldentenor Max Zottmayr, in hohem Ansehen gestanden. Nach ihrer Pensionierung wirkte sie erfolgreich als Gesangslehrerin.

Personalien.

Verliehen: dem praktischen Arzte Dr. Bormuth in König das Großherzoglich Hessische Ritterkreuz 1. Kl. des Verdienstordens Philipps des Großmütigen; dem Professor Dr. Sänger am Gymnasium in Hersfeld der Rang der Räte 4. Kl.

Ernannt: Landgerichtsrat Forkel in Hannover zum Landgerichtsdirektor in Frankfurt a. M.

Versetzt: Oberpräsidialrat Fromme von Kassel als Regierungspräsident nach Hildesheim; Polizeipräsident Dr. Steinmeister von Kassel in gleicher Eigenschaft nach Hannover; Regierungsrat Graf Berg von Hannover als Polizeipräsident nach Kassel; Pfarrer Rausch von Ziegenhain nach Rotenburg.

Wieder aufgenommen: Rechtsanwalt Fisher in Melsungen als Gerichtsassessor in den Justizdienst.

In den **Ruhestand** getreten: Kirchenrat Dr. Heß zu Crumstadt; Pfarrer Kümmell in Caldern.

Geboren: ein Sohn: Rittmeister Freiherr von Lepel und Freifrau von Lepel, geb. von Baumbach (Hofgeismar, 16. Februar); Regierungsrat Listemann und Frau (Kassel, 21. Februar); — eine Tochter: Pfarrer H. Wicke und Frau Berta, geb. Pfeiffer (Kassel, 18. Februar).

Verlobt: Zollpraktikant Wilhelm Schild mit Fräulein Ludovika Reinhardt (Frankfurt a. M., 18. Februar).

Gestorben: Lehrer und Kantor a. D. Heinrich Reitz, 92 Jahre alt (Wichdorf); Eisenbahnsekretär Detlev Woltmann, 67 Jahre alt (Kassel, 16. Februar); Rechtsanwalt Albert Martin, 33 Jahre alt (Kassel, 18. Februar); Rentier Wilhelm Schneider, 71 Jahre alt (Marburg, 20. Februar); Geheimer Regierungsrat a. D. Ludwig Dettmar Callenberg, 67 Jahre alt (Kassel, 21. Februar); verw. Frau Pastor Dr. Helene Grotefend, geb. Ungewitter, 74 Jahre alt (Kassel, 21. Februar); Steuerinspektor Karl von Specht (Köln, 22. Februar); verw. Frau Pfarrer Grau, geb. Fischer, 91 Jahre alt (Heringen a. d. W., 22. Februar); Königl. Opernsängerin a. D. Nina Zottmayr, geb. Hartmann, 66 Jahre alt (Kassel, 24. Februar); verw. Frau Rechtsanwalt Gertrud Borchardt, geb. Obendahl, 81 Jahre alt (Gießen, 25. Februar); Oberlandmesser Friedrich Werner, (Kassel, 25. Februar); Stiftsdame Fräulein Emma Blankenburg, (Kassel, 26. Febr.).

Briefkasten.

Amicus Hassorum in Kassel. Der Aufsatz kann nur gekürzt gebracht werden. Wir bitten zuvor aber um Angabe Ihres Namens.

B. C. in Rotenburg. Besten Dank für die gemachte Mitteilung. Dieselbe kann jedoch des knapp bemessenen Raumes wegen nicht in der gewünschten Weise behandelt werden.

S. in Frankenberg. Die gütigst gesandte Notiz mit Dank empfangen und benutzt.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 6. XVII. Jahrgang. Kassel, 17. März 1903.

Junger Lenz.

Es schaut mit hellen Augen,
Mit Augen morgenfrisch,
Als brächt' er alles Leben,
Der Lenz auf meinen Tisch.

Ja, junger Lenz, ich komme.
Schon brennt's mir unterm Fuß.
Doch möcht' ich dich auch grüßen
Mit einem guten Gruß.

So wirf mir erst durchs Fenster
Ein waches Frühlingswort:
Hauch mir ins Herz die Hoffnung,
Du, alles Lebens Hort!

Oberklingen. **Karl Ernst Knodt.**

Am Abend.

Der Nachtsturm reckt sich hinterm Berg empor,
Er fährt zu Thal, er steigt zum Himmel auf
Und facht der Sonne letzte Lohe
Zu neuen Flammen an,
Und Riesensäulen flackern,
Die Wälder stehn in goldnem Brand,
Die Berge glühen,
Und Lavaströme wogen weit,
Weit übers graue Firmament. . .
Die Nacht erwacht,
Der Tag verbrennt.

Wild braust der Sturm!
Er peitscht der Wolken schwarze Scharen
Wie Rauch des Weltbrands vor sich her.
Und Funken sprühn dazwischen,
Und Strahlengarben knistern auf. . .
Noch eine letzte, letzte Glut,
Dann sinkt hinab die Flammenpracht
Und auf die Berge steigt die Nacht.

Wild heult der Sturm!
Zerzauste Wagentücherfetzen,
Dazwischen Häupter grauer Recken,
Gelöster Haare Flattern: —
So sind die Wolken anzuschaun
In ihrer Eile Drang, im Dunkel nun.
Ein flücht'ger Völkerzug,
Den es verlangt nach Licht und Sonne,
Nach Auen, die im Morgenglanze stehn,
Rast an dem Himmel,
Der Väter Heim ist abgebrannt,
Sie suchen nun ein neues Land.

Wild heult der Sturm!
Kein Sternlein lacht in schwarzer Nacht,
Doch weiter rast der windverfolgte Zug,
Lichthoffnung in dem Herzen. . .
Es bäumen sich die Rosse,
Wagen stürzen,
Doch wer am Wege bleibt, der bleibt.
Nur fort, nur fort!

So drängen wir auch hin
Durch Finsternis und Sturmgebraus,
Ein schönes Sonnenland zu finden,
Wo Seelen wohnen,
Hehre Geister thronen. —
Der Märchen Traumglanz
Ist auch uns verloht,
Wir suchen neues Morgenrot.

Rothenditmold. **Valentin Traudt.**

* * *



Chronik der Familie Gunkel zu Kassel.

Herausgegeben von Dr. Philipp Losch.

Die alte Kasseler Metzgersfamilie Gunkel besitzt eine Familienchronik[1]), die wegen ihrer mannigfaltigen zeit- und kulturgeschichtlichen Angaben ein über den Rahmen der Familie hinausgehendes Interesse beanspruchen kann. Die Familie Gunkel stammt aus Helsa, wo ihr ältester nachweisbarer Ahn zur Zeit des 30jährigen Krieges als Fuhrmann lebte. Der Sohn dieses Mannes, dessen Vorname uns unbekannt ist, zog von Helsa nach Kassel, wo er im Jahre 1646 das Bürgerrecht erwarb und als „Adam Gunckel, metziger von Helsa“ im Bürgerbuche[2]) eingetragen wurde. Seit dieser Zeit lebt die Familie in der „alten Neustadt“ von Kassel und hat in ununterbrochener Reihenfolge das ehrsame Metzgergewerbe daselbst ausgeübt, bis erst im letzten Jahrzehnt der letzte junge Sproß der Familie dem Gewerbe seiner Väter untreu geworden ist.

Die Chronik verdankt dem Enkel jenes Adam Gunkel, namens Nikolaus, ihre Entstehung und ist von seinen Nachkommen bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts fortgeführt. Es ist ein kleiner Oktavband von 180 Seiten, die nur zum Teil vollgeschrieben die Schriftzüge von fünf Generationen zeigen. Das Büchlein war wohl ursprünglich mehr zu geschäftlichen Notizen bestimmt gewesen, es beginnt mit einer Spezifikation der Kosten, die Nikolaus G. beim Umbau seines Hauses um 1714 und in den folgenden Jahren gehabt hat. Dann aber fing der Schreiber an, sich alle möglichen Notizen über die Vorkommnisse in seiner Familie und über nähere und fernere Ereignisse zu machen, die dann von seinen Nachkommen fortgesetzt wurden. Die Reihenfolge der Einträge war dabei keine chronologische, vielmehr scheint ursprünglich eine sachliche Gruppierung beabsichtigt gewesen zu sein, indem die Beobachtungen über Naturereignisse, Familiennachrichten, historische Notizen, kirchliche Nachrichten u. s. w. getrennt von einander eingetragen wurden. Die späteren Schreiber haben diesen Plan nicht mehr recht festgehalten und ihre Einträge ziemlich willkürlich da, wo gerade Platz war, niedergeschrieben. Der weitaus größte Teil der Chronik ist übrigens von Nikolaus G. (1683—1749) und seinem Sohne Friedrich G. (1718—1775) abgefaßt, die beide eine den Zeitverhältnissen entsprechende gute bürgerliche Bildung, sowie eine treffliche Beobachtungsgabe in ihren Aufzeichnungen verraten. Nikolaus gibt uns Bilder aus dem Kassel zur Zeit Landgraf Karls und König Friedrichs I., während aus des Sohnes Einträgen namentlich die Zeiten des siebenjährigen Krieges vor uns auftauchen. Charakteristisch für beide Schreiber ist übrigens die gewissenhafte Registrierung der zahlreichen Hinrichtungen, und wenn dabei der junge Gunkel dem Scharfrichter öfters Zensuren erteilt, daß er „gut“ oder „recht gut“ gerichtet habe, so möchte man dieses besondere Interesse fast aus dem Metzgerberufe des Schreibers herleiten, der übrigens andererseits als guter Christ selten zu erwähnen unterläßt, ob der Gerichtete sich vor seinem Ende bekehrt habe oder nicht.

Bei Friedrichs Sohne Johann Henrich (1751 bis 1807) tritt das historische Interesse schon mehr zurück; nur über den Tod des Landgrafen Friedrich II. gibt er ausführliche Nachricht, während wichtige Ereignisse, wie die Annahme der Kurwürde durch Wilhelm IX. und die französische Invasion, von ihm nicht erwähnt werden. Dessen Sohn Justus (1777—1831) gibt nur noch kurze Familiennachrichten, und die von seinen drei Söhnen Christoph, Ludwig und Friedrich unterzeichnete Anzeige vom Tode ihres Vaters im Jahre 1831 bildet den Schluß der Chronik.

In dem nachfolgenden Abdruck sind die einzelnen Nachrichten aus leicht ersichtlichen Gründen chronologisch geordnet. Die Wiedergabe des Textes ist wortgetreu, auch die charakteristische Schreibweise ist im wesentlichen beibehalten. Die wenigen geringfügigen Kürzungen sind durch „...“ gekennzeichnet.

Von meines Batters Linie ist geweßen: Alß Mein Uhr Älter Batter[3]) ist geweßen auß Hälßa bürdig ein fuhr man. Mein Älter Batter

[1]) Ich verdanke die Bekanntschaft mit dieser Chronik Herrn Heinrich Jonas, unserem trefflichen Kasseler Dialektdichter, sowie seinem Sohne Herrn Oberlandesgerichts-Sekretär Karl Jonas, dessen Abschrift und fleißig ausgearbeitete Anmerkungen ich zum Teil mit Dank benutzt habe. Das Original ist im Besitze der Frau Witwe Gunkel hierselbst, der ich für die Überlassung desselben hiermit gleichfalls meinen Dank ausspreche.

[2]) Gundelach, Kasseler Bürgerbuch S. 61.

[3]) Adam G. Vergl. oben.

ist geweßen Mstr. Adam Gunkel bürger und Metzger in Cassel. Mein Älter Mutter Gärtrut From Mstr. Jacob Froms tochter geweßen bürger und Metzger auß Cassel.

Von Meiner Mutter Linie seindt geweßen dieße: Alß Mein Uhr Älter Vatter Reinhartus Obenolius geweßener prediger an hoff auffen Hauß zur assen. Mein Eller Vatter ist geweßen Hermanus Wilhelmus Obenolius geweßener prädiger zum Schwahlenberg in der graffschafft Lippe. Mein Elter Mutter ist geweßen Elisabeth Tecklenborgs Kauff. u. handelsmans Tochter auß Detmold graffschafft Lippe.

Anno 1683 den 14. Aprilis bin ich Morgens umb 2 uhr auff dieße weld gebohren worden und darauff den 22. dießes in der Neustätter Kirche getaufft. Mein Pfatte ist geweßen Mstr. Nicolaus Gundelach, bender im gulden faß und mir den Nahmen gegeben Nicolaus.

A. 1692 den 24. januarij Abends umb 4 uhr ist Meine frau Anna Maria auff dieße weld gebohren und darauff d. 27. dießes zu Münden in der Kirche gedaufft. Ihre frau goddel ist geweßen Ihre Eller Mutter von Vatters Seide und Ihr den Nahmen gegeben Anna Maria.

A. 1696 bin ich alhir in der Neustätter Kirchen Comformiert und zum Ersten mahl zum hl. Abendmahl zu gelaßen worden.

A. 1700[4]) ist die schirne hindurch gebrochen nach der Margaß.

A. 1704 den 16. Maij bin ich von hir weg in die frembte gezogen und daß zwar zum ersten auff Berlin.

A. 1707 im December bin ich wieder außer der frembten nacher Cassel gekommen und daß zwar zu Pferde mit stiffel u. sporen.

A. 1708 den 3. Aprilis ist Mein Vatter Sel.[5]) gestorben und dar auff d. 6. dießes begraben worden, sein leichen Text ist geweßen auß evang. Luc. 23 Cap. v. 46 Vatter in deine hände befehl ich mein geist, geprädiget hat H. Schmincke.[6])

A. 1712 den 11. Martij bin ich Meister worden, und seindt gülde Mstr. geweßen Mstr. Johan geörg Engelbrecht und Mstr. Johannes Senger senior.

A. 1715 den 5. julij ist [mir][7]) Christian Sartorius auff [gedungen][7]) worden und seindt gülde Mstr. geweßen Mstr. Simon Senger und Mstr. Christian Gunkel als Jüngster gilde Mstr.

A. 1715 den 12. Augustij hab ich zu Münden von meiner schwieger Mutter daß Ja wort zu meiner Braudt selbsten ohne frejes Männer entfangen, und darauff den 8. septembrj zu Münden weinkauff gehalten.

A. 1715 biß 16 ist ein solcher Winter geweßen daß man mit Wagen voll Mist auff grünen weg getünget und daß von der schlacht auff der Fulde hin auff[8]), Im selben jahr den 24. Febriarij hat die herschafft eine bauren hochzeit angestelt, welche unvergleichlich zu sehen geweßen, der breidegam ist geweßen brinß Wilhelm[9]). Die Braut freylein Halken. Haben auff der bahn nach drey gänßen gejagt, König ist worden der generahl Range[10]), welcher der ersten den Kopf abgerißen.

Im Jahr 1716 den 11. Febriarij ist meines schwagers Wilhelm Lintzen (?) seine hochzeit geweßen auff dem hochzeit hauß in Münden und zwar von 8 dischen, Wonhafft in der so genanden alten fillen, in Welche er gleich nach der hochzeit ist gezogen.

A. 1716 den 16. junij habe ich meine hochzeit zu Münden selbsten ohne einige hülffe der schwieger Mutter auff dem so genanden hochzeit hauß gemacht, welche meine hochzeit hat bestanden in 8 dische ohne die umblauffer, und dar auff den 25. dießes nacher Cassel gezogen und der Vätter von der Haart hat unß her auff gefahren mit 5 Pferden.

A. 1716 im Herbst umb Gally Zeit haben die Küh in Cassel angefangen zu sterben und seindt ihrer bey 200 gestorben und hat gewehret biß fast umb Christag weg.[11])

[4]) 1700 aus 1730 ? korrigiert.

[5]) Der Name des Vaters ist nirgends genannt.

[6]) Adam Schmincke, geb. 1675, damals Diakonus an der Unterneustädter Gemeinde, starb 1. Dez. 1742 als Konsistorialrat und Dekan an der Großen Kirche. (Strieder 13, 126.)

[7]) So liest Jonas und meint, daß es sich um die Zuweisung eines Lehrlings durch die Gilde handele. Ich kann die beiden Worte nicht so lesen, weiß aber keine andere Erklärung.

[8]) Der Sinn des Satzes ist nicht recht klar. Der „Grüne Weg" lag vor der Unterneustadt in der Gegend des späteren Dielenhausweges.

[9]) Der spätere Landgraf Wilhelm VIII.

[10]) Generalleutnant Konrad Baron von Rank oder Rancke, seit 1713 Chef eines Infanterie-Regiments (des späteren Regiments Altloßberg). Ging 1719 nach seiner Pensionierung nach Hamburg, wo er am 6 September 1739 starb.

[11]) Die Seuche kam aus den Nachbarlanden nach Hessen. Am 28. Oktober erließ die Regierung ein warnendes Ausschreiben gegen die Einfuhr infizierten Viehes, und als die Seuche dennoch ins Land kam, wurden durch Edikt vom

Im selben herbst seind in Jügesteroth[12]) die Küh und ochsen fast Alle gestorben.

A. 1718 den 8. januarij hat H. Klinkerfuß[13]) in unßer Neustätter gemeinde die Vallet Predig gehalten und zum Text gehabt auß der Ep. judä am 20. vers und 21. Und darauff den 23. deselben Monath januarij in der großen Kirchen zum ersten gepredigt uud zum Text gehabt auß der Epistel an die Ebräer am 13. Cap. vers am 17.

---

20. November verschiedene Rezepte gegen die Krankheit bekannt gegeben. Diese Seuchen traten damals sehr oft auf, wie aus den zahlreichen betreffenden Regierungsausschreiben hervorgeht. Vergl. auch unten unter 1. März 1732.

[12]) Wohl Üngsterode bei Groß-Almerode.

[13]) Joh. Ludwig Klinckerfus geb. 1678 zu Allendorf als Sohn des dortigen Bürgermeisters, machte als Feldprediger im Regiment Prinz Maximilian den Spanischen Erbfolgekrieg mit und war dann von 1712—1718 Metropolitan und Pfarrer an der Unterneustadt. Seitdem Pfarrer der Freiheiter Gemeinde wurde er 1720 Hofprediger und 1726 Superintendent zu Allendorf, wo er 1. Dezember 1727 starb. (Strieder 10, 198.)

A. 1718 den 8. januarij hat H. Franco[14]) nach Mittag in der schloß kirche auch seine Vallet prädig gehalten und zum Text gehabt auß dem 1. Buch Sam. am 12. Cap. die 3 letzten versch und zur ansprach gehabt auß Gallater am 4. Cap. am 16. vers: bin ich denn also euer feind worden, daß ich euch die wahrheit vorhalte, u. dar auff eine Mächtige Predig gehalten, welche der gleichen nicht viel gehört worden sey. Und dar auff den 28. deselben Monaths januarij des freidags in unßer Neustätter Kirchen zum ersten mahl geprädigt und zum Text gehabt auß den 2. Prieff pauli an den Tiemothium am 4. Cap. vers am Ersten und 2. und zur ansprach gehabt Rom. am 15 Cap. vers am 29:

---

[14]) Vergl. weiter unten zum J. 1720.

(Fortsetzung folgt.)

Ein hessisches Adelsgeschlecht thüringischer Herkunft.

Von L. Armbrust.

(Schluß.)

Im Jahre 1286 erscheinen Widekind und Berthold III. zum erstenmale unter der Obhut ihres Stiefvaters, des Herrn Giso von Ziegenberg. Es war in Fritzlar. Drei Jahre danach weilte *Widekind mit seinen Stiefbrüdern Hermann* und Johann von Ziegenberg im Kloster Mariengarten (südsüdwestlich Göttingen). Zum erstenmale führte er hier den Namen von Schwarzenberg. Die Burg Schwarzenberg an der Fulda, wenige Kilometer nördlich von Melsungen, war also sein Wohnsitz. Die Burg konnte nicht aus der Erbschaft seiner Mutter, Bertha von Naumburg, stammen, sondern mußte wohl schon im Besitze seines Großvaters, Eckhards I. von Ballhausen-Sumeringen, gewesen sein; denn dessen Söhne hatten gleichfalls Anrecht darauf. Im Sommer 1275 stellten sie eine Urkunde für das Kloster Heida in Schwarzenberg aus. Noch 1301 werden Eckhard II. und Hugo II. in einer Bilsteinschen Urkunde „von Schwarzenberg" genannt. Aber nur ihre Neffen, Widekind und Bertold III., werden dort ständig gewohnt haben. So wurden sie durch Schwarzenbergs Zerstörung am härtesten betroffen. Eine solche Wendung führten aber die folgenden Umstände herbei. Landgraf Heinrich I., der Herr des Hessenlandes, sah mit Unwillen, daß sein Land durch das Gebiet kleiner Dynasten durchquert und zerrissen wurde, daß selbst einfache Ritter es ablehnten, ihre Lehen von ihm in Empfang zu nehmen, und die hessischen Untertanen durch ihre Räubereien schädigten. Da begann der Landgraf im Jahre 1293 einen tatkräftigen Feldzug gegen die hessischen Dynastenschlösser und Ritterburgen. Ihrer achtzehn mußten sich ihm ergeben oder wurden zerstört. Zu den ersteren gehörte Ziegenberg in der Nordostecke Niederhessens, zu den letzteren Schwarzenberg an der Fulda. Für die Geschichte des Geschlechtes von Ballhausen war dieses Ereignis von großer Bedeutung. Dem Anscheine nach haben die drei Brüder, Eckhard II., Hugo II. und Berthold II., die kurz vorher auch ihr thüringisches Stammschloß verloren hatten, nicht wieder gewagt, hessischen Boden zu betreten. Berthold II., noch im Dezember 1292 neben seinen Brüdern genannt, trat, unter Verzicht auf die Familiengüter, als Laienbruder in das Kloster Volkenrode bei Mühlhausen. Im Juli 1294 wird er bereits in seiner neuen Eigenschaft erwähnt. Er brachte es im Laufe der Jahre bis zum Stallmeister des Klosters. Hier ist nicht der Ort, auf die weiteren Schicksale des thüringischen Zweiges einzugehn. Es mag nur noch erwähnt werden, daß die von Ballhausen in Markröhlitz (im Kreise Querfurt) eine neue Heimat fanden. Dort werden 1363 die letzten Vertreter der Familie erwähnt, die drei Brüder Marold, Peter und Friedrich.

Über die späteren Schicksale Widekinds und Bertholds III. von Schwarzenberg ist nur wenig bekannt. Nach der Zerstörung ihrer Burg blieb ihnen nichts weiter übrig, als sich dem Landgrafen Heinrich bedingungslos zu unterwerfen. Sie taten das im September 1295 zu Kassel. Giso von Ziegenberg stand ihnen wiederum zur Seite. Sie verkauften dem Landgrafen, dessen Gattin Mechthild und deren Erben ihren Anteil an den Ballhausischen Gütern im Hessenlande, von denen Eckhard II. und Hugo II. wohl den Rest besaßen. So fiel dem hessischen Fürstenhause zu: die Hälfte des Allods in Körle (nw. Melsungen) und des in Rotenburg und das Allod neben der Burg Rotenburg. Die letzteren waren von Heinrich I., der von dem Rechte der Eroberung unbekümmert Gebrauch machte, bereits mit Beschlag belegt und an zwei seiner Getreuen, den Ritter Tammo von Ellnhausen (n. Marburg) und einen gewissen Wollkopf, als Lehen ausgegeben. Damit gingen sie für die Ballhäuser auf immer verloren. Ferner verzichteten Widekind und Berthold III. auf die Hälfte des Grundes und Bodens, der bisher die Burg Schwarzenberg getragen hatte, sowie auf andere Güter. Endlich veräußerten sie zugleich auch ihre Bilsteinschen Lehen. Da Widekind und Berthold III. keine Siegel besaßen, besiegelten Giso von Ziegenberg und die Stadt Kassel ihren Verkauf und Verzicht. Von einem Kaufpreise oder einer sonstigen Gegenleistung Heinrichs des Kindes ist bezeichnender Weise nicht die Rede. Immerhin mochten die beiden Besiegten nicht ohne Grund die Hoffnung hegen, daß ihnen ein Teil ihrer Güter als landgräfliches Lehen wieder verliehen würde.

Der Graf von Bilstein kümmerte sich einstweilen nicht um die Neuordnung der Dinge, die der Landgraf vorgenommen hatte, sondern betrachtete noch mehrere Jahre Eckhard II. und Hugo II. von Ballhausen und deren Neffen als rechtmäßige Inhaber seiner Aktivlehen. Erst im Jahre 1301 verkaufte Graf Otto, der letzte seines Geschlechtes, diese Lehen an Heinrich I. Ein Vertreter der Familie Ballhausen=Schwarzenberg war dabei jedenfalls nicht zugegen; denn Widekind und Berthold III. wurden in dem Kaufbriefe als Brüder Eckhards II. und Hugos II., die doch ihre Oheime waren, bezeichnet, und den letzteren beiden der Name „von Schwarzenberg" beigelegt.

Irgend eine weitere Nachricht über Widekind und Berthold III., die ihr Geschlecht am Fuldastrande fortgepflanzt haben müssen, hat sich bisher nicht gefunden. —

Im Jahre 1310 hielt sich in Eschwege ein Mönch namens K o n r a d v o n S u a r c h e n b e r g auf, der möglicherweise zu ihnen gehörte. —

Festen Boden in der Geschichte der Familie finden wir erst wieder mit J o h a n n I. von S c h w a r z e n b e r g. Er taucht außerhalb der hessischen Heimat zum erstenmale auf. Am 27. Oktober 1329 bezeugte der Knappe Johannes genannt Svarthenberg eine Urkunde des westfälischen Klosters Hardehausen, mit dem seine Ahnherren, Helfrich von Rotenburg und Eckhard I. von Ballhausen=Sumeringen mehrfach zu tun gehabt hatten. Der Waffenträger Johann von Swartzenberg, Schwiegersohn des rheinischen Ritters Johann von Bassenheim (1336), ist möglicherweise dieselbe Persönlichkeit. Johann I. wird später als Besitzer hessischer Lehen genannt. Auf seine Bitte belehnten Landgraf Heinrich II. von Hessen und dessen Sohn Otto (1351) Johanns Ehefrau K a t h a r i n a und seine Kinder J o h a n n II. und G i s e l a mit den Gütern, die Johann I. bisher als persönliches Lehen innegehabt hatte. Das waren u. a. Haus und Hof in Schwarzenberg — die Burg hatte man nicht wieder aufgebaut —, dabei eine kleine Wiese, ein Ländchen und ein Bergstück; vor der Stadt Melsungen der sechzehnte Teil vom Zehnten, der bis zur Ablösung (1835) der Schwarzenberger Zehnte hieß. Früher war dieser Zehnte einem Melsunger Bürger, namens Korsener, übergeben, nach dessen Tode aber an Johann I. zurückgefallen. Haus und Hof in Schwarzenberg wurden von Dienst und Bede befreit. Die Lehengüter sind so gering, daß man sie kaum für das ganze Vermögen der Familie halten kann. Anderseits fehlt aber jeder Anhalt dafür, irgendwo eine Quelle zu anderen Einkünften zu suchen.

Von der K i r c h e zu Schwarzenberg, die von der Burgstätte nur durch den winzigen Burggraben getrennt war, fällt in dem Lehenbriefe kein Wort. Sie besaß (1269—1284) in dem Pfarrer Reinhard oder Reinher und (1313) in Rupert eigene Prediger. Die Ansprüche der von Ballhausen auf die Kirche und deren Besitzungen konnten unmöglich schwer wiegen. Denn als (1284) der Melsunger Bürger Helwig von Adelshausen[1]) den Schwarzenberger Kirchzehnten an sich riß, ließ der Offizial der Propstei Fritzlar die Sache durch die Pfarrer von Körle und von Melsungen untersuchen und wies Helwigs Übergriffe zurück. Dabei wurden weder Widekind und Berthold III. von Schwarzenberg noch deren Oheime im mindesten zu Rate gezogen oder erwähnt. Unter solchen Umständen hielten sich Landgraf Heinrich II. und dessen Sohn, der unter dem Namen Otto der Schütz berühmt geworden ist, für berechtigt, das Patronatsrecht

[1]) Der Urkundenschreiber hielt ihn für einen Angehörigen des Ritterstandes und bezeichnete ihn als Herrn. Das Wort „dominus" wurde aber wieder ausgestrichen.

über die Schwarzenberger Kirche, zu der auch die Kirche in Röhrenfurt gehörte, dem Martinsstifte in Kassel zu schenken. Papst Urban V. bestätigte die Schenkung und beauftragte (1366) den Bischof Ludwig von Halberstadt, das Martinsstift in den Genuß der ihm erteilten Rechte zu setzen. Nun stellte es sich aber heraus, daß der Familie von Schwarzenberg doch irgend ein Recht auf die Kirche zukam. Denn Johann II. gab (1372) zu seinem und seiner Eltern Seelenheile seine Zustimmung zu der Schenkung, die Landgraf Heinrich II. und dessen verstorbener Sohn Otto vorgenommen hatten. Auf das Recht, das ihm bisher am Kirchlehen zustand, verzichtete Johann. Sieben Jahre später weilte Johann II. vermutlich nicht mehr unter den Lebenden. Doch verlieh Landgraf Hermann der Gelehrte dem Ritter Walther von Hundelshausen dem Jüngeren als Mannlehen eine Geldsumme, die in erster Linie aus den Einkünften des Gerichtes und Gutes zu Schwarzenberg und aus anderen Gefällen des Dorfes bestritten werden sollte.[2])

Das empfand der letzte Sproß der Familie, Helfrich von Schwarzenberg, als einen gewalttätigen Eingriff in seine Rechte. Er begab sich darum in die Dienste des hessischen Erbfeindes, des Erzbischofs von Mainz. Es war zu Fritzlar am 29. Juli 1385, als wegen seiner Verdienste er und seine Lehenserben vom Erzbischof Adolf zu Burgmannen auf dem Bischofssteine (im oberen Eichsfelde) angenommen wurden. Eine „Hobestatt", die ihnen als Burglehen dienen sollte, mußten sie dort erst bauen. Dafür übernahm das Stift die Vertretung ihrer Angelegenheiten.[3]) Eine besondere Verabredung betraf den Landgrafen von Hessen, für den Fall, das derselbe dem Knappen Helfrich unrecht täte[4]) an seinen Gütern, sie seien Lehen oder eigen. Was von dem Gute, „daran sie der Lantgrafe hindert", Helfrich oder dessen Erben wieder an sich brächten, das sollten sie nebst 200 Gulden dem Erzstifte zu Lehen auftragen und als solches auf ewig zurückempfangen. Helfrich ließ sich, wie seine Gegenurkunde bezeugt, auf diese Bedingungen ohne Vorbehalt ein.

Als dann der große Krieg von 1387 ausbrach, und die hessischen Städte Rotenburg, Melsungen und Niedenstein in die Hände der Mainzer, Thüringer und Braunschweiger fielen, da tauchte Helfrich von Schwarzenberg in der Stadt Melsungen auf. Im Anfange des Jahres 1392 untersiegelte er dort eine Urkunde des Georgshospitals. Sein Siegel zeigt noch die Ballhäuser Widderhörner, aber in stark verkleinertem Maßstabe.

In den Verträgen von 1394 gelangten die drei Städte an Hessen zurück, des Dorfes Schwarzenberg geschieht aber weder hierbei, noch in den vorhergehenden oder folgenden Jahren bis zum Tode des Landgrafen Hermann Erwähnung. Helfrich wird seinen Wohnsitz auf dem eichsfeldischen Bischofssteine behalten haben. Im Jahre 1417 verzichtete er dem Landgrafen Ludwig I. von Hessen gegenüber auf seine Lehen, nämlich auf das Gericht und Dorf Schwarzenberg und andere Güter, die dort und im Gerichte Melsungen lagen. Die früheren Lehenbriefe erklärte er für kraftlos und versprach deren Rückgabe. Viertehalb Jahre danach entschädigte ihn Erzbischof Konrad von Mainz durch eichsfeldische Lehen, die ehemals Ludwig von Binsfört, Provisor zu Erfurt, und dessen Bruder Andreas besessen hatten.

Das ist, soweit mir bekannt ist, die letzte Nachricht über ein Mitglied der Familie von Ballhausen-Schwarzenberg.

[2]) Vergl. „Hessenland", 1903, Nr. 1, S. 3.

[3]) „So sollen wir, unser nachkomen und stifft sie auch vorantworten und vorsprechen als ander unser manne und burgmanne ane geverde."

[4]) . . . „also als der lantgrafe von Hessen dem vorgenanten Helffrich unrecht tut . . ."

Der Maler.

Skizze von W. Schäfer-Weimar.

Die großen Flocken wirbeln unaufhörlich, unaufhörlich. Die Zweige der Birke vor dem Fenster schwanken unter der weißen Last. Kein Laut, nur ganz weich Sonntagsglocken fern von der Stadt her.

Gut; da kommt niemand heraus den weiten verschneiten Weg.

Er sitzt im alten Lehnstuhle am Kamin mit ruhenden Händen und rastender Seele.

Tiefe Ruhe im Raume, den seine Hand schuf; Glücksruhe, wortloses Ausruhen am Ziele nach dem langen schweren Wege; alles Glück in ihm und um ihn. Jetzt von drüben seliges Kindergeschwätz und — ja, sie am Flügel; Beethoven, natürlich Beethoven. Ah, wie das spricht, wie das fließt.

Aber es mischen sich seltsame Klänge hinein, laute, grobe; sie übertönen ihr Spiel. Ja, was ist denn das! Er will sich erheben und hinübergehen, da wacht er auf.

Das Feuer ist ausgegangen. Kaltes, trockenes Licht im Zimmer, und von unten herauf eine furchtbare Musik von ein paar Blechinstrumenten.

Nicht einmal lächeln kann er mehr über seine Träume. Aber die Musik ist was neues; müde schiebt er mit dem Fuße den Holzsitz an das schräge Oberlicht und steigt hinauf. Drüben auf der Eisbahn, deren eingefriedigter Raum in der guten Jahreszeit als Velobahn dient, treibt sich ein Haufen Vorstadtmenschen, Männer und Kinder, nach dem blödsinnigen Gedudel auf Schlittschuhen umher. Darüber hinaus tote Fabrikschlote, dann die Geleise der Bahnen, die hier auseinanderzweigen, glänzend auf der schmutzigen Schneefläche und hinten verloren die Linie des Waldes.

Furchtbar, furchtbar! — Er klappt das Fenster zu und steht vor der Staffelei, lange.

Wie der Abend alles einfacher macht und schöner und größer. Weich die flüsternde Linde an der Dorfstraße, ins märchenhafte gehoben der Ententümpel, und aus hochfirstigen Hütten, um die die Dämmerung ihren Traum spinnt, das rote tröstliche Lichtchen . . .

Abwesend schweifen seine Augen vom Bilde hinweg über die kahlen Wände; es steigt ihm die Kehle herauf, schnürend wie ein erstickter Schrei, die Hände zucken, als sollten sie Bild samt Staffelei in die Ecke schleudern — aber gleich löst sich der wütende Schmerz in haltlosem Jammer; und er bricht auf dem armen Lager zusammen, die Hände vors Gesicht geschlagen.

Da löst sich aus der Ecke die Gestalt des alten Pudels. Auf dem Bauche kriecht er heran, er braucht Minuten, dann mit weichem Sprunge ist er oben und leckt ihm tröstend die Hände.

Qui nobis haec otia fecit
und einiges von den Jubiläumsmünzen der Universität Rinteln.

Mitgeteilt vom Amtsgerichtsrat A. Dunker.

Als ich kürzlich im „Hessenlande" die Worte qui nobis haec otia fecit las, die sich am Sockel jener zertrümmerten Bildsäule des Landgrafen Wilhelm IX. befinden, auf die in den Berichten über die Unterhaltungsabende des Hessischen Geschichtsvereins einigemal hingewiesen wurde (Jahrg. 1902, S. 277, 304 u. 332), schienen sie mir so bekannt, daß ich über ihre Beziehung zur hessischen Heimat nicht zweifelhaft sein konnte. Nach einigem Besinnen erinnerte ich mich denn auch, wo ich gelesen hatte, daß dieselben Worte bereits 1721 dem Landgrafen Karl gewidmet worden sind.

Doch gehen wir erst auf die Quelle, auf P. Virgilius Maro zurück. Die Stelle Eclog. I. 6 lautet: . . . Deus nobis haec otia fecit. Namque erit ille mihi semper deus . . . und es sind Worte, die sich Virgil selbst in den Mund legt.

Nach der Doppelschlacht bei Philippi hatte Virgil durch die Übergriffe der Kriegsveteranen sein Landgut bei Andes verloren, es jedoch bald nachher auf die Fürsprache des Asinius Pollio durch Oktavian zurückerhalten. Hierauf bezieht sich die I. Ekloge, in der Virgil den Dank gegen seinen Wohltäter ausdrückt. Die ersten zehn Verse dieses Gedichtes, worin Meliböus — ebenfalls ein Vertriebener — und Tityrus, d. i. Virgil selbst, im Wechselgespräche auftreten, mögen zum Verständnis des Zusammenhangs in freier Übertragung hier mitgeteilt sein.

Meliböus:

Du läßt, o Tityrus, im Schatten hoher Buchen
Ein ländlich Lied auf holder Flöte klingen.
Im fremden Land muß ich die neue Heimat suchen,
Indessen Du darfst Amarillens Lob besingen.

Tityrus:

O Freund, ein Gott schenkt mir die schönen Stunden.
Ein Gott wird er mir sein, ein Schirmherr, immerdar;
Ihm, den als Retter ich in meiner Not gefunden,
Ihm blute oft ein Opferlamm auf dem Altar.
Den Herden ward die sich're Weide wieder
Und Dank ertönen meine frohen Lieder.

Nachdem Meliböus dann weiter gefragt hat, wer denn jener Gott sei (sed tamen iste deus qui sit, da Tityre nobis), eröffnet ihm Virgil nach mancherlei Umwegen höchst ehrfurchtsvoll, ohne den Namen selbst auszusprechen, daß es Augustus gewesen ist, der ihn durch sein Machtwort in sein väterliches Erbe wieder eingesetzt hat.

So waren also in der Tat die Worte Virgils deus nobis haec otia fecit das klassische Beispiel eines Denkspruchs, um dem Allmächtigen oder — bei entsprechender Abänderung: qui nobis haec otia fecit — um dem Landesherrn für erwiesene Wohltaten den schuldigen Dank abzustatten. Auch in Büchmanns geflügelte Worte (14. Aufl. 1888, S. 248) ist der Spruch aufgenommen, dort mit der Erläuterung, daß die Worte des behaglich gelagerten Hirten Tityrus manchmal als Hausinschrift angetroffen werden. Daß wir in ihnen ein schon lange gebräuchliches geflügeltes Wort zu erkennen haben, geht auch daraus hervor, daß die Stelle in älteren Ausgaben Virgils meist gesperrt gedruckt ist (z. B. ed. Thom. Farnabius, Amstelodami 1715).

Insbesondere in Hessen fand der Denkspruch ausgiebige Verwendung, als die von dem verdienst=

vollen Reichsfürsten Grafen Ernst zu Schaumburg gestiftete Universität Rinteln am 17., 18. und 19. Juli 1721 mit großem Gepränge das Fest ihres hundertjährigen Bestehens feierte. Wir finden diese Devise sowohl im Mittelpunkte einer damals auf dem Marktplatze in Rinteln errichteten Ehrenpforte, als auch auf den zur Erinnerung an dieses Fest geschlagenen Denkmünzen. Da nun überhaupt die Inschriften und allegorischen Bilder jener Ehrenpforte mit denen der Festdenkmünzen, wo wir ihnen zum Teil wieder begegnen, in engster Beziehung stehen und gewissermaßen als Teil einer urkundlichen Erläuterung der Denkmünzen angesehen werden können, so möge die Beschreibung der Ehrenpforte, wie sie uns der Professor F W. Bierling in seiner historia primi festi saecularis u. s. w. (Rinteln 1722 bei Enax) überliefert hat, hier aufs neue abgedruckt werden, zumal da Bierlings Festschrift nicht jedermann zur Hand sein wird. Bierling berichtet also (Sect. I. 2):

„Die Ehren-Pforte stund auf dem Markt, wane man von der Closter-Strasse um die Ecke kommt, und gab ein feines Ansehen. Sie hatte zwey grosse und vier kleine gegen einander überstehende Schwiebbogen zum Durchgang, und auf die mit Bretern belegte Höhe, so ein hölzernes Gelender umgab, kunte man als auf einen Altan hinauf steigen. Wo keine Gemählde stunden, war sie mit grünem Laubwerk ausgezieret. Auf der einen Seite, welche der Proceßion zuerst in die Augen fallen mußte, stund oben in der Mitte ein Auffatz, in dessen Spitze das Bildnüs unseres gnädigsten Landes-Herrn sich zeigete, mit den Worten: CAROLVS HASSIARVM LANDGRAVIVS PATER PATRIAE LITTERARVM STATOR, Karl Landgraf zu Hessen, der Vater des Vaterlandes und Beschützer der gelehrten Wissenschaften. Unter des Landes-Herrn Gemählde reichte bis an die Breter des Altans die Abzeichnung des Parnaßi, darauf Apollo mit den Musen zu sehen war, mit der Beyschrift: NOBIS HAEC OTIA FECIT, dem Landes-Vater haben wir diese Freuden-Stunden zu danken. Mitten in der Crone, die unter dem Geländer um die Ehren-Pforte gieng, war das Heßische Wapen. Zur Rechten an der Ecke auf dem Altan stund die Gottesfurcht in Jungfräulichem Habit, auf dem Postiment, darauf sie ruhete, erblickte man: SANA DEI REVERENTIA, der reine Gottesdienst. Zur Linken die Gerechtigkeit und darunter: TVENDO FORTITER AEQVVM, Recht und Billigkeit muß standhafftig beschützet werden. Der Raum zur Rechten über den kleinen Bogen war ausgezieret mit dem Sinn-Bilde der Gelehrsamkeit, welche als Steuermann in einem Schiffe mit dem Glück das Ruder führete, und den Lauf regierte, dabey zu lesen: FORTVNAM DOCTRINA REGAT, das Glück muß von der Kunst regiert werden. Der Raum zur Linken mit dem Bilde der Ceres, so Palm-Zweige, als ein Friedens-Zeichen, in Händen führete, mit dem Lobspruch: GLORIA BONI PRINCIPIS, Hierinnen bestehet der Ruhm eines löblichen Regenten."

Auf diese Ehrenpforte, als den Glanzpunkt der Ausschmückung der Stadt, ist die Universität Rinteln gewiß recht stolz gewesen. Selbst eine Abbildung des Bauwerks, entworfen von B. C. Kahler und gestochen von J. H. Fararius, findet sich bei Bierling. Dieser Bernhard Christian Kahler (Strieder VI, S. 462 Anm.), ein Sohn des Professors Johannes Kahler, scheint den Plan des Baues angefertigt zu haben, die gelehrten Inschriften hingegen werden wir dem damaligen Rektor der Universität, dem Professor der griechischen Sprache und zweiten reformierten Prediger Johann Henrich Schmincke, geboren in Wehren im Amte Gudensberg den 13. Februar 1688 und gestorben in Rinteln den 18. Februar 1725 (Strieder XIII, S. 151), zuzuschreiben haben, gleichwie ihm ein wesentlicher Anteil an der Gestaltung der Festdenkmünzen zufällt.

Über die Entstehung dieser Medaillen war bisher folgendes bekannt.*) Ungefähr einen Monat vor Beginn des Festes begaben sich der Rektor der Universität, Professor J. H. Schmincke und der Professor des Rechtes Friedrich Ulrich Pestel (Strieder X, S. 288) nach Kassel, wo sie beim Landgrafen Karl Audienz erhielten. Sie dankten für alle der Universität erwiesenen Wohltaten und stellten dem Landesherrn vor, ob er nicht in Gnaden geruhen wolle, „durch Dero höchste Gegenwart dem Jubilaeo den vollkommensten Glanz beizulegen". Der Landgraf hörte die Deputation gnädig an, versprach auch ferner die Wohlfahrt der Universität landesväterlich zu fördern, ernannte als Rector Magnificentissimus seinen Enkel, den damals allerdings erst 10 Jahre alten Prinzen von Oranien, und erklärte, daß er selbst nicht erscheinen werde, insonderheit wegen des Todes seines letzten Bruders, des Landgrafen Philipp.

Schmincke und Pestel hatten aber während ihres Aufenthaltes in Kassel dem Landesherrn auch einen Entwurf der Medaillen vorgelegt, die zur Erinnerung des Festes geprägt werden sollten. Hierüber wurde am 4. Juli 1721 zu Kassel verfügt,

„daß zu dem bevorstehenden Jubilaeo bei der Universität Rinteln gewisse güldene und silberne

*) Siehe im allgemeinen Hoffmeister, Hessische Münzen, Kassel 1857, I, S. 417 ff.; III, S. 61, Nr. 4806, Nachtrag zu Nr. 1743. Neuere Literatur als die von Hoffmeister angeführte habe ich nicht ermitteln können.

Medaillen von dem Hoff- und Müntzgraveur Le Clerc (Isaac le Clerc) verfertigt und die zu den Stempeln nöthigen Devisen von dem jetzt allhier seyenden Rectore Magnifico Prof. Schmincken und Prof. Pesteln demselben zugestellt werden sollen" (Hoffmeister I, S. 418).

Welchen Inhalt der genehmigte Entwurf hatte, ergibt sich aus einem bisher wohl noch nicht veröffentlichten, von Professor J. H. Schmincke unterschriebenen Schriftstücke, das sich in meinem Privatbesitz befindet und folgenden Wortlaut hat:

„Die Vier Medailles, welche zum Gedächtnis des Rinthelischen Jubilaei Acad. gepräget werden sollen, wie sie von Ihro Durchläucht Unserm gndstn. Fürsten und Herrn approbiret worden.

I. Von Silber 4 Gulden schwer.

[A.] Effigies Principis nostri Serenissimi. [Umschrift] Carolus D. G. Hass. Landgr. prin. H. C. C. D. Z. N. & S.

[R.] Mons Parnassus cum Musis. [Inschrift] nobis haec otia fecit. [Umschrift] Jubilaeum Primum Academiae Hasso-Schaumburgicae celebratum die XVII MDCCXXI.

II. Von Silber 4 Gulden schwer.

[A.] Effigies Principis Arausion. et Nassov. [Umschrift] Guilielmo Carolo Henrico Frisoni Principi Arausion. et Nassov. etc.

[R.] [Inschrift] Rectori Magnificentissimo quod Jubilaei memoriam reddit augustiorem et perpetuam hoc aeternitatis monimentum consecrat academia Hasso-Schaumb. [Umschrift] die XVII. Julij MDCCXXI.

III. Von Goldt 3 Ducaten schwer.

[A.] Effigies Principis nostri Serenissimi. [Umschrift] Auspicio Caroli Hass. Landgr. Pr. Hersf. Com. C. D. Z. N. et Sch. Litterarum Statoris.

[R.] Seculum Aureum. [Inschrift] Gloria boni Principis. [Umschrift] Jubilaeum primum Academiae Hasso-Schaumburgicae celebratum die XVII. Julij MDCCXXI.

IV. Von Silber 2 Loht.

[A.] Das Schaumburgische Wappen. [Inschrift] Ernesto Conditore die XVII. Julij MDCXXI.

[R.] Das Heßische Wapen. [Inschrift] Carolo Conservatore die XVII. Julij MDCCXXI.

Rinteln den 16ten Julii 1721.

J. H. Schmincke."

Die Bezeichnungen A., R., Inschrift und Umschrift habe ich der Deutlichkeit wegen hinzugefügt. Auf der Handschrift sind die Umrisse der Münzen mit einem Zirkel*) gezogen und mit den entsprechenden In- und Umschriften versehen. Von Schminckes eigener Hand stammen nur Datum und Unterschrift und eine Korrektur der Umschrift zu I A, die ursprünglich gerade so lautete wie zu III A: Auspiciis Caroli u. s. w. Diese Worte sind bei I A durchstrichen und durch die mitgeteilte Umschrift Carolus D. G. u. s. w. ersetzt.

Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß der Rektor Joh. Henr. Schmincke die Münzdevisen selbst ausgewählt hat. Da Schminckes Mitteilung, daß die Medaillen geprägt werden sollen, vom 16. Juli 1721, also vom Vorabende des Festes datiert, so folgt weiter, daß die Münzen zum Feste nicht fertig geworden sind. Das mußte man auch sonst annehmen, da die Stempel kaum in der kurzen Zeit vom 4. bis 16. Juli geschnitten werden konnten. Daher berichtet auch Bierling nur, daß, während sich der Rektor in Kassel aufhielt, die Prägung der Medaillen verfügt worden sei (Mentio tunc facta fuit numismatum aureorum et argenteorum u. s. w., I. 1, S. 5). Daß aber die Münzen an den Jubiläumstagen ausgegeben seien, darüber findet sich bei Bierling kein Wort. Piderit irrt also, wenn er in seiner Geschichte der Universität Rinteln (Marburg 1842, S. 126) anführt, daß die Münzen bei der Feier unter die Anwesenden verteilt worden seien. Auch die für das 200jährige Jubiläum der Universität Marburg im Jahre 1727 geprägten 4 Denkmünzen wären vielleicht nicht zur rechten Zeit fertig geworden, wenn nicht Isaac le Clerc mit Genehmigung des Landgrafen alle andere Arbeit beiseite gesetzt und seinen Bruder Gabriel le Clerc zu Hilfe genommen hätte. Aber jene wurden fertig und konnten „an dem dritten Tag des Jubilaei unter die Herrn Deputierten derer fremden Universitäten und Schulen ausgeteilet werden" (Hoffmeister I, S. 433). Die Rintelner Medaillen hingegen sind ohne Zweifel post festum ausgegeben und es scheint nicht überliefert zu sein, wann dies geschehen ist und wem man später eine Freude damit gemacht hat. Nur Dolle weiß in seiner kurzgefaßten Geschichte der Grafschaft Schaumburg (Stadthagen 1756, S. 443) zu berichten, daß die Münzen hin und wieder ausgeteilt worden sind.

Scheint somit nach Schminckes Zeugnis festzustehen, daß vier Medaillen, drei silberne und eine goldene, geprägt worden sind — dem Dolles Beschreibung von nur zwei silbernen Medaillen nicht entgegensteht, da er die anderen nicht gesehen oder nicht gekannt haben mag —, wie denn auch Piderit, allerdings ohne das Metall anzugeben, bestimmt

*) und zwar so, daß ihre verschiedene Größe dargestellt wird. Sie beträgt, nach Hoffmeisters Münzmesser gemessen, 40 bei I, 34 bei II, 30 bei III, 25 bei IV.

vier Medaillen erwähnt, die mit Nr. I—IV bei Schmincke ziemlich übereinstimmen, so muß es auffallen, daß wir bei Hoffmeister die goldene Medaille vergebens suchen und von den silbernen anstatt dreier Stücke deren sechs beschrieben finden.

Die Vergleichung mit Schminckes Mitteilung ergibt folgendes:

d. Nr. 1740 bei Hoffmeister entspricht Nr. I bei Schmincke
" " 1742 " " " " II "
" " 1743 " " " " IV "

Ferner ist Hoffmeisters Nr. 1741 eine Variante von 1740 und ebenso Hoffmeisters Nr. 1744 eine Variante von 1743.*) Mit Schmincke schwer zu vereinigen ist Hoffmeisters Nr. 1745, die er so beschreibt:

[A.] Bildnis des Landgrafen Karl mit einem sog. römischen Kopfe. Umschrift CAROLUS D. G. HASS. LANDGR. P. H. C. C. D. Z. N. & S.

[R.] Die Minerva, in der rechten Hand einen Ölzweig, in der linken aber einen Bienenstock haltend, um welchen Bienen schwärmen. Unten: GLORIA BONI PRINCIPIS. Umschrift IUBILAE: PRIM. ACADEM. HASS. SCHAUMB. CELEB. DIE XVII. IULII MDCCXXI.

Medaille in der Größe eines hessischen Achtalbusstücks, am Werte aber einen halben Gulden. Beschrieben von Wigand in seinem Beitrag zur Schaumburger Münzgeschichte in den Rintelischen Anzeigen von 1766, Stück 19. S. 151.

Piderit, welcher diese Münze ebenfalls, jedoch unvollständig . . . in seiner Geschichte der Grafschaft Schaumburg S. 174, Note 29 beschreibt, nennt die weibliche Figur die Schutzgöttin des Landes mit der Mauerkrone, dem Ölzweig und dem Bienenstock, den Symbolen der Sicherheit, des Friedens und des Fleißes.

Soweit Hoffmeister. Man sieht also, daß Nr. 1745 der Nr. III bei Schmincke am meisten entspricht, nur daß die Medaille nicht von Gold, sondern von Silber sein soll und daß die Umschrift des Averses völlig abweicht.

Stände nun fest, daß Hoffmeister die sechs silbernen Medaillen, die er beschreibt, selbst gesehen hat, so würde bei der bekannten Gründlichkeit Hoffmeisters niemand zweifeln, daß diese sechs Medaillen sämtlich vorhanden sind. Jenes ist aber nicht der Fall oder doch nicht gewiß, denn Hoffmeister bemerkt nur zu den Nummern 1740 und 1743 (vergl. Nachtrag III Nr. 4806), daß er die Beschreibung nach Stücken, die ihm selbst vorgelegen, abgenommen habe. Die Beschreibungen zu den übrigen vier Nummern hingegen scheinen sich nur auf die ältere Münzliteratur zu stützen. Man könnte daher versucht sein, zu vermuten, daß die Unterschiede zwischen 1740 und 1741, wie auch zwischen 1743 und 1744 einer älteren fehlerhaften Beschreibung ihre Entstehung verdanken, sodaß die Existenz der Varianten 1741 und 1744 fraglich erschiene und zunächst drei silberne Medaillen (Hoffmeister 1740, 1742 und 1743) übrig blieben, während die vierte goldene noch zu suchen und dabei ferner zu prüfen wäre, ob etwa Hoffmeisters Nr. 1745 ein Silberabschlag der in Aussicht genommenen goldenen Medaille ist.

Diese Vermutung wird um so näher gelegt, als es nicht gerade wahrscheinlich ist, daß die Universität Rinteln die Kosten für mehr als vier Medaillen aufgewendet hat. Ließ doch auch die Universität Marburg im Jahr 1727 nur vier Medaillen prägen, wofür sie „vor die Graveure", d. h. an die Gebrüder Isaac und Gabriel le Clerc 420 Taler zu zahlen hatte (Hoffmeister I, S. 432, 433). Eine ähnliche Summe wird der Universität Rinteln in Rechnung gestellt worden sein.

Möglich wäre allerdings, daß le Clerc sich bereit gefunden hätte, an Stelle des angeblich fehlerhaft gewordenen Stempels zu Nr. 1741 einen neuen Stempel zu schneiden. Dahin könnte man die Bemerkung Duysings in den Marb. Anzeigen von 1764, S. 378, Nr. 146 deuten:

„Gleich bei dem ersten Ausprägen hat der Stempel unten an der Brust großen Schaden gelitten, welchen man auf allen Abdrücken mit einem üblen Ansehen wahrnimmt, weßhalber die Universität Rinteln dero Zeit über le Clerc große Klage geführt, welcher sich darüber, indem er viel Geld vor seine Arbeit genommen, rechtfertigen mußte." (Hoffmeister I, S. 417.)

Nach alledem glaube ich an Besitzer dieser Münzen oder an Sachverständige, denen die Münzen zugänglich sind, die hoffentlich nicht vergebliche Bitte richten zu dürfen, einmal aufs neue eine nur auf eigene Anschauung gegründete Beschreibung dieser

---

*) Die Hauptunterschiede sind:

Hoffmeister 1740. A.: Das langgelockte geharnischte Brustbild von der linken Seite, unten durch einen Mantel abgeschlossen. Unten I LE CLERC. — 3½ Lot.

Hoffmeister 1741. A.: Vorwärtsschauendes Brustbild mit dänischem Elefantenorden; darunter I LE CLERC. 4 Lot.

Um- und Inschriften sonst übereinstimmend, jedoch bei 1740 zur Abkürzung vielfach Doppelpunkte verwendet, bei 1741 einfache Punkte. —

Hoffmeister 1743. A.: Das vollständige gräflich schaumburgische Wappen in ovaler Kartusche mit offener Laubkrone.

R.: Das vollständige hessische Wappen in ovaler Kartusche mit dem Fürstenhut. — 2 Lot.

Hoffmeister 1744. A.: Das altgräfliche schaumburgische Wappen unter einer Krone.

R.: Das hessische Wappen unter einem Fürstenhut. — 1 Lot.

Umschriften übereinstimmend, nur bei 1743 das Zeichen ⌣ hinter CONDITORE und überall JULY statt JULII wie bei 1744.

interessanten Medaillen vorzunehmen und im „Hessenland" zu veröffentlichen.

Daß diese Medaillen, auch kurzweg Rinteler le Clercs genannt, sehr selten sind, berichtet schon Piderit. Bei der Kornemannschen Münzauktion die im Jahr 1899 in Kassel abgehalten wurde, erzielte ein Stück den Preis von 125 Mark. („Hessenland" 1899, S. 46.)

Josephs Nase.

Humoristisches Blatt aus den hinterlassenen Papieren eines Tenoristen.

Von Wilhelm Bennecke.

(Schluß.)

Wonnige Träume umgaukelten mich. Ich sah mich auf der Bühne meiner Vaterstadt den „Joseph" singen und wurde von dem Generalintendanten im Zwischenakt meinem allergnädigsten Landesvater vorgeführt, welcher befahl, mir sofort einen goldenen Lorbeerkranz mit Brillanten aufzusetzen, und mir nebenbei den ganzen Weinkeller des Conte Minotori vermachte. Da kam ein Genius mit dem befohlenen Lorbeerkranz auf mich zugeschwebt, und ich erkannte Lauras holdselige Züge. Als sie mir aber den Kranz auf das Haupt setzen wollte, baumelten an demselben statt der üblichen Schleifen lauter schwarze Shlipse und Halsbinden. Mit Abscheu wandte ich mich um, aber der Fürst lief mir nach und steckte mir eine goldene Schnupftabaksdose mit Lauras Bildnis in eine Falte meines egyptischen Ornates. Dann veränderte sich auf einmal das Traumbild. Ich saß mit dem Conte an seinem feierlich gedeckten runden Tisch, und auf demselben starrte mir meine Pelzmütze entgegen. Als ich sie emporhob, lag die goldene Dose des Fürsten darunter; ich öffnete sie und der feinste goldene Schnupftabak befand sich darin. „Das ist die ganz gewöhnliche Potentatensorte", sagte der Conte. „L'ord'or; ich kenne ihn wohl, er wird aus indischen Vogelnestern fabriziert. Probieren Sie ihn doch." O, ihr goldenen Jugendträume! Ich nahm eine volle Prise des goldenen Tabaks und erwachte mit einem eigenartigen Gefühl in meinem Riechorgan.

Welch ein Erwachen! Es mußte schon ziemlich spät sein, das sah ich an der Wintersonne, die bereits lustig schien. Mein erster Blick war auf die Uhr gerichtet, denn wir hatten um elf noch eine Dialogprobe. Ich wollte mich erheben und fühlte dabei, daß meine Gesichtsmuskeln sich nicht bewegten. Mit der Hand nach der Stelle fassend, wo meine sonst wohlgebildete Nase sitzt, fühlte ich einen mir unerklärlichen dicken Gegenstand. Aufspringen und vor dem Spiegel stehen war ein Moment. Schauderhafter Anblick! Entsetzt sinke ich in einen Stuhl. O, Joseph! Joseph! Von dem Stoß an den Laternenpfahl war meine Nase derart angeschwollen, daß sie einer roten Rübe glich. — — Als ich mich etwas gefaßt, begann ich kalte Umschläge zu machen, denn die Scham hielt mich ab, meiner Wirtin zu klingeln, um Eis zu holen, sonst hätte ich mir ganze Gletscher auf das Schreckhorn gelegt.

Indem ich noch darüber nachsann, was ich nun tun müßte, hörte ich auf der Treppe ein Trapptrapp, als ob eine ganze Kompagnie Soldaten in gleichmäßigem Tritt anrückte. Die Türe öffnete sich und herein kamen im Gänsemarsch der Graf mit seiner nächtlichen Tafelrunde, um mir ein Pereat zu bringen für mein unkommentmäßiges Entwischen. Mich sehen und in ein teuflisches Gelächter ausbrechen, war bei der gefühllosen Horde eins. Ausrufe, „Herrlich schönes Pomum!", „Göttliche Rübe!" und ähnliche Ausdrücke hagelten nur so über mich. Der Graf aber faßte mich bei beiden Schultern, sah mir lange nachdenklich in das Gesicht und sagte dann sehr ernst: „Mensch, das übertrifft ja meine kühnsten Phantasien!", während die andern um uns herumtanzten und als Kanon sangen: „Dies Näschen ist bezaubernd schön!"

Als der Tumult sich etwas gelegt hatte, erzählte ich, wie ich zu dem Monstrum gekommen, und mit einer unterdrückten Rührung, welcher das Weinen näher lag, wie das Lachen, fragte ich, was nun wohl mit dem „Joseph" werden solle.

„Singen, selbstverständlich singen!" schrieen alle. Ich wandte mich an den Grafen, als einen der Vernünftigsten, und beschwor ihn, mir seine aufrichtige Meinung zu sagen, und auch er stimmte unbedingt für „Singen". Mit seinen Freunden wolle er die Vorstellung besuchen und schon für den guten Erfolg sorgen. Was mich aber am meisten bewog, nicht abzusagen, war der Direktor, dem meine Weigerung großen Schaden gebracht haben würde, und — Laura, die sich so auf ihren Benjamin freute. Ich beschloß daher, dem Rat der Versammelten zu folgen. Die Studenten zogen ab, und ich war allein mit meinem Kummer und meiner Nase. Daran, was Laura zu meinem veränderten Aussehen sagen würde, durfte ich gar nicht denken — und nach der ersten Aufführung

des „Joseph“ sollte sich ja bei ihr mein Schicksal entscheiden.

Im tiefsten Weheleid verging mir der Nachmittag. — Es wurde Zeit, daß ich in das Theater ging, um mich anzukleiden, aber meine Nase war um nichts kleiner geworden. Sie war feuerrot und brannte heftig. Als ich in die Garderobe trat, sah mich mein Kollege Priamus, welcher den „Jakob“ sang, bewunderungsvoll an und meinte: „Sie können aber mehr wie ich. Kaufen sich in einer Nacht so ein Näschen, wo ich seit dreißig Jahren daran arbeite und so viel Geld dafür ausgebe . . .“

Ich drehte ihm indigniert den Rücken zu und trat vor den großen Spiegel, der mir mein Bild in schrecklicher Klarheit und Scheußlichkeit wiedergab. Versuche, das Monstrum zu schminken, mißlangen vollständig, indem durch die von ihm ausströmende Hitze die Schminke warm wurde und wieder abließ. Meine Nase kam mir jetzt wie ein fremder, mir gar nicht zugehöriger Gegenstand vor, der sich drohend zwischen meine Augen gepflanzt hatte, um mich zu grunde zu richten. In meiner Verzweiflung vernahm ich jetzt das Glockenzeichen des Inspizienten . . . . .

Auf der Bühne angekommen, hörte ich von allen Seiten: „Aber was haben Sie denn gemacht? Wie sehen Sie denn aus? Der Joseph war doch so enthaltsam — warum schminken Sie denn die Nase rot?“

Die Verblendeten! Sie meinten, ich hätte meine Nase rot geschminkt, und meine Monatsgage hätte ich dafür gegeben, sie weiß kriegen zu können. Gott sei Dank, daß Laura wenigstens jetzt noch nicht auf der Bühne war, sie trat erst im zweiten Akt auf und hatte jedenfalls noch mit ihrem Benjaminskostüm zu tun . . . . Durch das Loch im Vorhang werfe ich einen Blick in das Haus. Es ist ausverkauft. Vom Sperrsitz bis zum Paradies hinauf fast nichts als Studenten, die sich dem Anschein nach in sehr animierter Stimmung befinden. Im ersten Rang, dicht an der Bühne, bemerkte ich den Conte mit seinen Myrmidonen.

Die Ouvertüre ist vorüber, der Vorhang hebt sich und das verehrliche Publikum soll im königlichen Palast zu Memphis einen Joseph zu Gesicht bekommen, der einzig in seiner Art ist. Mit verschränkten Armen, wie es die Vorschrift erheischt, gehe ich langsam nach vorn mit gesenktem Haupte; wie in tiefes Nachsinnen verloren. O, hätte ich mich niemals wiederzufinden, hätte ich nie mein Haupt zu erheben brauchen, aber der gefürchtete Moment kam, und bei dem Anblick meines Leuchtturms, welcher dem dämmrigen Memphis die liebliche Morgenröte zu bringen schien, beginnt ein stürmischer Applaus, und als ich weiter vortrete, wird aus der Loge des Grafen ein riesiger Lorbeerkranz so geschickt geworfen, daß ich mitten darin zu stehen komme und meine langen egyptischen Gewänder in die Höhe nehmen muß, um aus dem Bannkreis des unverdienten Ruhmes treten zu können. Erneuter Applaus, und der Kapellmeister muß den Akkord zum zweitenmale fallen lassen. Endlich fange ich zu singen an. Die ersten Worte der Arie sind „Ach, mir lächelt umsonst huldvoll des Königs Blick —“, aber schon nach dem „Ach, mir lächelt —“ werde ich unterbrochen, denn eine Stimme von oben ruft: „Mit dem Gesicht auch noch lächeln?!“ Ich singe weiter: „Umsonst —“ und dieselbe schreckliche Stimme schreit triumphierend: „Da haben wir's ja, er lächelt umsonst, es geht nicht!“ Ein Teil der Zuhörer gebietet Ruhe, und die Arie geht weiter bis zu der Stelle „Jakob sehnt sich gewiß, an sein Herz mich zu drücken —“ Die Stimme: „Mit dem Rüssel?“, und ein abermaliger donnernder Beifallssturm ließ das Haus in seinen Grundvesten erbeben! Mit größter Selbstbeherrschung sang ich die Arie zu Ende, sprach den Dialog mit Utobal und legte den ganzen Schmelz meiner Stimme in die Romanze: „Ich war Jüngling noch an Jahren“, bei jedem Worte zitternd, daß vielleicht jemand einen Anknüpfungspunkt mit meiner Nase finden könnte. Man ließ mich zwar ungestört enden, aber kaum war ich in die Kulissen getreten, als ein infernalischer Jubel ausbrach, denn nach den Worten Utobals: „Welch ein Mann! Welche Tugenden!“ hatte Einer gerufen: „Und welch ein Riecher!“ Ich eilte zum Direktor und erklärte, daß ich unter diesen Umständen nicht weiter singen würde. Er erwiderte, dies wäre sein Ruin; das Haus sei ausverkauft, aber nur infolge meiner Nase, von welcher sich wie ein Lauffeuer die Kunde durch die ganze Stadt verbreitet habe. Er könne keinen Ersatz für mich schaffen, selbst wenn er den „Joseph“, früher eine seiner Glanzpartien, singen wolle. Das Publikum sei nun einmal auf meine Nase versessen und möchte sie bis zum Schluß genießen. Wenn ich streikte, so würden die sämtlichen Studenten fürchterlichen Skandal machen und schließlich sich ihr Entree wiedergeben lassen, das er ihnen auch nicht verweigern könne, selbst nicht für den Fall, daß er das schönste andere Stück einwerfe, denn meine Nase — und indem er mich anblickte, löste sein Ernst sich in seltsame Muskelverzerrungen um seine Mundwinkel auf, deren er vergeblich Herr zu werden versuchte. Er wollte sich abwenden, aber wie mit magnetischer Gewalt zog ihn das Monstrum an, das zu meinem Verderben die Sylvesternacht geboren hatte, und er konnte nicht länger an sich halten, die Explosion kam zum Ausbruch und er lachte

so lange, bis er sich förmlich schüttelte, und dabei quiekste er, als ob er eine höhere Falsetterkursion machen wollte. Mit einem Blick des tiefsten Mitleids verließ ich ihn. Mein Glaube an seine ideale Richtung war dahin. Er war doch nichts, als ein etwas besserer Schmierendirektor, für dessen Kasse ich mich im Interesse meiner Kollegen zum Opfer brachte. So unbefangen als möglich trat ich wieder auf die Bühne, meinen Brüdern entgegen, und die Schlußauftritte des ersten Aktes zeitigten keine weiteren Einschaltungen, als daß der Umstand, daß meine Brüder mich nicht erkennen, ebenfalls auf die „Gurke", die ich mir in Egypten gezogen hätte, geschoben wurde. Im Zwischenakt verbarg ich mich in der Garderobe und versuchte von neuem das Monstrum wenigstens weiß zu bekommen, vergebens, es nahm durch die verschiedenen Experimente eine immer drohendere Farbe an. . . . Entsetzlich, und in den nächsten Minuten mußte ich mit Benjamin-Laura zusammentreffen. Sicher hatte sie schon alles gehört, hatte mich auch von den Kulissen aus gesehen — obwohl sie sich noch nicht in meiner Nähe gezeigt. Was sollte sie auch mich bemitleiden, mich trösten? Es wäre furchtbar lächerlich gewesen, und sie hätte es auch gar nicht fertig gebracht, denn ohne in Lachkrämpfe zu verfallen, konnte niemand mir nahen.

Die Nacht, welche bei Beginn des zweiten Aktes in der Ebene vor Memphis, wo die Kinder Israel ihre Zelte aufgeschlagen, herrschte, berührte mich sehr wohltuend, und mit stillem Ingrimm sah ich es nach und nach Tag werden. Der Chor sang hinter der Szene das Morgengebet, ich mußte das Heraufeilen der Sonne am Horizonte publizieren, und Benjamin trat aus dem Zelte Jakobs. Laura sah entzückend aus in ihrem weißen Röckchen und dem blonden Jungenköpfchen.

„Wie konnten Sie mir dies antun?" flüsterte sie mir in größter Erregung zu. „Mit Ihnen spielen zu müssen, zum Gaudium des Publikums — es ist ein Skandal!" Zerknirscht wandte ich meine Nase abseits und kürzte die wenigen Worte, die ich mit Benjamin zu wechseln hatte, tunlichst ab, daß Laura nur so schnell als möglich zu ihrer Romanze: „Ach mußte der Tod ihn uns nehmen!" kommen konnte. Trotzdem, oder vielleicht auch weil sie so erregt war, klang ihre Stimme schmelzend und ergreifend zugleich, und das ganze Auditorium schien ihr mit größter Andacht zu lauschen und nur auf den Schluß des Gesangs zu warten, da aber kam im letzten Vers die fatale Stelle: „Ach, warum mußte er sterben? Sehnlich wünsch' ich, wie er zu sein!" und aus war's.

„Sie wünscht, wie der da zu sein!" brüllten mehrere Bierbässe dröhnend herauf. „Donnerwetter! Ist das aber ein verdorbener Geschmack! Pfui Teufel noch mal!" Das Hallo begann von neuem, Benjamin konnte nicht zu Ende singen, und der Direktor ließ hinter der Szene die Trompeten schmettern, als Ablenkungsmittel, obwohl sie erst ganz in der Ferne den kriegerischen Marsch, der sich dem Lager nähert, andeuten sollen. Laura weinte vor Wut, während ich nach und nach schon abgestumpft wurde und mir die Tröstung Macbeths oder eines anderen Shakespeareschen Helden wiederholte, so da lautet: „Die Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag!" Dieser Abend konnte doch auch nicht ewig währen. — Nun kam Jakob aus seinem Zelt hervor, Jakob-Priamus, und als er neben mir stand, wollten die Spaßvögel unten Familienähnlichkeiten zwischen unseren beiden Nasen entdecken, nur sei die des alten Patriarchen manierlicher. Das letztere war richtig, denn Priamus hatte weiße Schminke auflegen können. Unwillkürlich dachte ich mit Bezug auf unsere zwei „Zinken" an die Verse in „Des Sängers Fluch":

„Der eine furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Der andre süß und milde, als blickte Vollmond drein."

Ich trug jetzt meine Nase, da mich ein wilder Trotz erfaßt hatte, wie herausfordernd hoch erhoben, und so bestieg ich auch kühn und majestätisch mit Jakob den Triumphwagen, mich so in all meiner blendenden Herrlichkeit dem Volke zeigend und wiederum donnernden Beifall erntend.

Im dritten Akt schien die Lust an meiner Nase bei dem Publikum im Erlöschen begriffen zu sein, bis meine eigenen Kollegen so liebenswürdig waren, sie von neuem anzufachen. Die Gelegenheit, die sich bot, war ja auch zu verführerisch. Während ich das Mahl verlassen hatte, um vor Pharao meine Neider zu beschämen, bittet Jakob den Benjamin, ihm das Aussehen des Statthalters, der sie so freundlich aufgenommen, zu beschreiben, und Laura hob vorschriftsmäßig an: „Seine Züge sind edel, sein Wuchs schlank, sein Blick ist sanft, seine Stimme —" da unterbrach sie der elende Kerl, der Priamus, der den alten Jakob verhunzte, indem er sagte: „Und seine Nase? Wie sieht seine Nase aus?", worauf Laura mit ihrer süßen Stimme erwiderte, daß es mir durch Mark und Bein schnitt, obwohl sie nichts anderes sagte, als was in ihrer Rolle stand: „Lieber Vater, warum erneuerst du deinen Schmerz durch solche Erinnerungen?" Die Zuschauer gerieten außer sich, sie schüttelten sich nicht mehr, sondern sie wälzten sich vor Lachen, sie schrieen nicht mehr, sie heulten vor unbändigem Vergnügen. . . .

Endlich war der Vorhang zum letztenmale gefallen. Ich begab mich in meine Garderobe und kleidete mich, ohne jemand eines Blickes zu würdigen, um. So unbemerkt wie möglich, wollte ich nach

Hause schlüpfen, aber vor der Ausgangstüre wurde ich von einigen handfesten Studenten, trotz meines Protestes, festgenommen. In einem Nu schwangen Hunderte von Musensöhnen brennende Fackeln, und so brachte man mich in feierlichster Weise bis vor meine Wohnung. — —

Meine Nase bekam ich zwar in ihrer alten Fassung wieder, aber meine Geliebte hatte ich für immer verloren. Sie konnte es mir nicht vergeben, daß ich ihr den „Benjamin" so verdorben hatte, und ließ sich darüber von dem Grafen Minotori trösten.

Aus alter und neuer Zeit.

Schreiben eines englischen Werbeoffiziers aus dem Jahre 1780. In Assenheim, einem uralten wetterauischen Städtchen, das mit je einem Drittel Hanau, Ysenburg-Wächtersbach und Solms-Rödelheim zustand, lebte zu Ende des 18. Jahrhunderts der hessen-hanauische Amtskeller **Geyger**, ein angesehener und wohlhabender Mann. Neben zwei Töchtern hatte er einen einzigen Sohn, der nach absolvierter Gymnasialzeit im Jahre 1780 die Universität Gießen bezog, um Rechte zu studieren. Hier wurde der erst siebzehnjährige Jüngling mit dem großbritannischen Kapitän **Georg Schneider**, einem Werbeoffizier, der aus Fellingshausen bei Gladenbach stammte und in dem Gießen benachbarten, damals nassauischen Krofdorf auf dem Familiengute der Lösch v. Mühlheim wohnte, denen seine Frau angehörte, bekannt. Sein ungestümes Verlangen, gleich seinem vielgereisten Vater, die Welt zu sehen, bewog den jungen Studenten den Einflüssen des Werbers nachzugeben — er ließ sich, ohne Vorwissen seiner Eltern, von Schneider als Korporal für das 60. Großbrit. (Royal-Amerikanische) Regiment zu Fuß anwerben, trat im Oktober 1780 unter Führung des Leutnants **Lachewitz** die Reise nach England an und traf im Juli 1781 bei dem Regiment ein. Im Oktober 1782 wurde er Sergeant in der 3. Kompagnie des 4. Bataillons des genannten Regiments, im Oktober 1783 erfolgte in Halifax in Nova Scotia seine Ernennung als Quater-Master-Sergeant, ihm war nach Ausweis seines höchst ehrenvollen Abschieds die Führung der Kompagniebücher und des Haushalts anvertraut und wird ihm „größte Treue und Accuratesse" bezeugt. Nach Beendigung seiner Kapitulationszeit verließ er den englischen Dienst, kehrte nach Gießen zurück und vollendete hier sein juristisches Studium, wonach er in den Dienst des damals noch unmittelbaren Gräflich Solms-Rödelheimschen Hauses eintrat, als dessen erster Beamter (Ober-Kammerrat) er im Jahre 1819 infolge eines Unglücksfalles verstorben ist.

Belegen die vorstehenden Tatsachen, daß Söhne ehrenhafter, gebildeter Familien es nicht von sich gewiesen haben, direkt englische Kriegsdienste zu nehmen, so ist danach begreiflich, daß auch der sog. hessische Soldatenhandel nach Amerika zu jener Zeit nicht so tragisch empfunden wurde, wie man sich dies heute vorstellt. Das Reislaufen hatte bei der deutschen Zerrissenheit noch nicht den Beigeschmack von heute, wo ein neuerwachtes Nationalgefühl denjenigen verurteilt, der seine dem Vaterland geschuldeten Kräfte gegen Geld dem Auslande widmet.

Als Amtskeller Geyger erfuhr, daß sein Sohn Adolf Ernst englischen Dienst genommen hatte, versuchte er in aller möglichen Weise, jedoch vergeblich, dessen Befreiung. Zu diesem Zweck hat er sich auch an den Werbekapitän Schneider nach Krofdorf gewendet und daraufhin folgendes, nicht uninteressante Schreiben von letzterem erhalten, das Einsender im Originale besitzt, da Adolf Ernst Geyger sein Großvater war. Es lautet:

„HochEdelgebohrner Hochgelahrter

Insonders HochgeEhrtester Herr Amts Keller!

Ew. HochEdelgeb. geehrtesten erlaß unter dem 18 ten dieses habe die Ehre gehabt zu recht erhalten und auß dem innhalt ersehen, wie dieselben mit einem unwahrhaften gericht dero H. Sohns gekränket worden sind, ich habe Vielmehr die Ehre dieselben zu Versichern, daß dero H. Sohn Sich wohl auf dem Marsh betragen haben und daß der H. Lieutn: sehr wohl mit Ihnen zufrieden und den 8 ten Nov. in Helvoetsleys auf ein Paket-Schief einbarckieret und nach Harwich in England geseegelt sind — — — — Geben Sie Sich nur zufrieden ich habe Keine gedanken zu üblen Folgen dero H. Sohns Sie schienen mir sehr Submiss und nicht Prutal zu seyn, und das erste ist die Hauptsache in der Welt fortzuKommen. Sie sind zwar in ein Welttheil zu reißen, wo ich 9 Jahre und beständig im Krieg geweßen bin, und zu derzeit noch lange nicht so bekannt als jetzo warn, mann glaubte zu der Zeit hier zu Lande, Ammerica seye eine Wilterniß ohne gesittete Völker, allein es ist umgekehrt, Ammerica hat weit gesitterten peobel als Teutschland und were zu den zeiten das glücklichste Volk unter der Sonne, so Viel habe ich die

Ehre dennenselben zu Versichern und mit der vollkommensten Hochachtung zu beharren.

Ew. HochEdelgeb.

Gantz Ergebenster Diener

Geo. Schneider.

Crofdorf, d. 22. Nov. 1780."

Der Hanauische Beamtensohn hat das Elend des Krieges, Gefahren und Krankheit reichlich kennen gelernt, wie die Notizen in einem bei sich geführten Gebetbuche, dessen starke Lederdecke ihm eine amerikanische Kugel abhielt, ergeben. Seine Angehörigen, wie das ganze Heimatstädtchen begrüßten seine glückliche Heimkehr.

Gießen. Dr. F. W. M.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Geschichtsvereine. Im Oberhessischen Geschichtsverein zu Gießen sprach am 25. Februar Herr Professor Wolff aus Frankfurt a. M. über die „Eroberung und Sicherung der Wetterau durch die Römer". Gestützt auf seine eigenen Forschungen und die von ihm gemachten Funde, begründete der Redner die Ansicht, daß bei der Sicherung der Wetterau drei Perioden zu unterscheiden seien: Die Anlage der ersten kleineren Erdkastelle mit korrespondierenden größeren Kastellen der Ebene unter Domitian, die Räumung der Kastelle der Ebene unter Hadrian und Vorschiebung der Truppen an die weitergerückte Grenze verbunden mit der Anlage eines Palisadenwerkes und der Errichtung von Holz-, später Steintürmen, und endlich der Ersatz der Palisade durch einen dauerhaften Erdwall mit vorgelegtem Graben. — In Kassel fand am 2. März der monatliche wissenschaftliche Unterhaltungsabend des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde statt, an welchem zuerst Herr Kanzleirat Keßler in einem Vortrag die „Geschichte des Bauernstandes" behandelte. Mit Hinweis auf die 400. Geburtstagsfeier Philipps des Großmütigen, die im nächsten Jahre stattfindet, legte sodann Herr Bankier Fiorino aus seiner Sammlung Medaillen, Thaler und Bildnisse des Landgrafen vor. Ferner sprach Herr Kanzleirat Neuber über „Die Schöpfer des Hessen-Denkmals zu Frankfurt a. M." und „Die Wilhelmshöher Wasserwerke und Steinhöfer". Herr Stephani berichtete über die sog. Wasserorgel im Riesenschloß, Herr E. R. Grebe über die Sängerin Mara in London, und Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf machte Mitteilungen über Knigge, die Landgräfin Philippine von Hessen-Kassel und deren Vertraute, die durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückte Frau von Schönfeld, geb. von Wintzingerode. — Am 6. März wurde eine Sitzung des Hessischen Geschichtsvereins zu Marburg abgehalten, deren Hauptgegenstand ein Vortrag des Herrn Dr. Hans Glagau über „Landgraf Philipp von Hessen im Ausgang des Schmalkaldischen Krieges" bildete.

Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Der 26. Band der Neuen Folge dieser Zeitschrift ist kürzlich erschienen und hat folgenden Inhalt: „Beiträge zur Geschichte der landgräflich-hessischen Hofkapelle zu Kassel" von Dr. Ernst Zulauf; „Die Landgrafendenkmäler in der Elisabeth-Kirche zu Marburg" von F. Küch; „Zur Geschichte des Hessengaus" von Karl Wenck; „Melsunger Zustände vor dem 7jährigen Kriege" von L. Armbrust. — Jahrgang 1901 der „Mitteilungen" ist gleichzeitig ausgegeben worden.

Hochschulnachrichten. Der ordentliche Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Basel Dr. Erich Bethe ist zum ordentlichen Professor in derselben Fakultät der Universität Gießen ernannt worden. — Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der Universität Marburg Dr. von Lingelsheim, z. Z. Leiter der Hygienischen Station zu Beuthen, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

Schenkung. Aus dem Nachlaß des 1861 verstorbenen Geheimen Oberbergrats Karl Anton Henschel sind durch Herrn Oberst Kieckebusch in Kassel der dortigen ständischen Landesbibliothek eine größere Anzahl Drucksachen und Archivalien zum Geschenk gemacht worden. Unter den Schriftstücken befinden sich auch Briefe von Jakob, Wilhelm und Ludwig Grimm.

Kunst. Im Kasseler Kunsthaus ist eine Sammlung von Bildern des im vorigen Jahre verstorbenen Malers Hans Fehrenberg ausgestellt. Eine Würdigung des Dahingeschiedenen hat unsere Zeitschrift in Nummer 22 des vorigen Jahrgangs gebracht.

Maler-Akademie. An die Akademie der bildenden Künste in Kassel ist an Stelle des verstorbenen Professors Neumann der Landschaftsmaler Eugen Kampf von Düsseldorf als Lehrer berufen worden.

Ernennung. Zu den Preisrichtern, die von Seiner Majestät dem Kaiser für den Frankfurter Gesangswettstreit um den Kaiser=Wanderpreis ernannt worden sind, zählt auch der Kapellmeister des Königlichen Theaters in Kassel Dr. F. Beier.

Familie Gissot. Frau Anna Bölke teilt uns nachträglich mit, daß Träger des Namens Gissot noch in Indien leben, und zwar Nachkommen ihres verstorbenen Bruders Karl, der mit einer Indierin verheiratet war und drei Söhne sowie zwei Töchter hinterließ.

Todesfälle. In Lüneburg starb am 28. Februar der Oberregierungsrat Karl Konrad Metz. Der Dahingeschiedene hatte in Marburg und Heidelberg die Staatswissenschaften studiert und seine Laufbahn als Regierungsreferendar zu Marburg 1860 begonnen. 1868 wurde er zum Assessor und Spezialkommissar in Fritzlar ernannt, nachdem er sich für den letzteren Posten bei der General=Kommision in Kassel ausgebildet hatte. Später in Frankfurt a. O. und Kassel tätig, wurde er 1876 Regierungsrat. 1887 erfolgte seine Versetzung als Mitglied der Regierung und zwar als Dirigent der Finanz=Abteilung nach Lüneburg. Oberregierungsrat Metz war 1837 zu Bracht im Kreise Marburg geboren und ist auf seinen Wunsch in heimischer Erde, zu Marburg, bestattet worden. — Am 2. März verschied zu München der 1851 in Darmstadt geborene Dichter Gottfried Schwab. Er veröffentlichte die Gedichtsammlungen „Bergfahrten", „Wolkenschatten und Höhenglanz", den Roman „Tisiphone", das Schauspiel „Unaufhaltsam" u. A. Näheres über diesen hessischen Dichter werden wir demnächst bringen. — In Herford starb am 4. März der Major Hermann von Heimrod. Derselbe wurde auf dem Militärfriedhof in Kassel, wie es sein Wunsch gewesen, beigesetzt. Er war ein Sohn des Obersten und Kommandeurs des 1. Kurhessischen Infanterie=Regiments (Kurfürst) Ludwig Friedrich von Heimrod. — Am 6. März schied in Kassel Pfarrer Otto Gonnermann dahin, nachdem er am Abend zuvor im Passions=Gottesdienst in der Unterneustädter Kirche am Altar von einem Schlaganfall betroffen worden war. Er war geboren 1834 in Dudenrode bei Eschwege. 1863 wurde er zum Pfarrer ordiniert. Er wirkte dann eine Reihe von Jahren in Eschwege und Reichensachsen und als Lehrer in Kassel, bis er 1883 als zweiter Pfarrer an die Unterneustädter Kirche in Kassel kam, deren erster Pfarrer er nach fünf Jahren wurde. Als treuer Seelsorger seiner Gemeinde stand er in hohem Ansehen. — In Kassel starb am 13. März der Stadtrat Karl Has, welcher bis vor neun Jahren Teilhaber an dem weitbekannten, von seinem Vater gegründeten Kolonialwarengeschäft zu Kassel gewesen war. In gemeinnütziger Weise vielfach tätig, hat er sich um seine Vaterstadt wohlverdient gemacht.

Personalien.

Verliehen: dem Rentner Ernst Wolf zu Schmalkalden der Königl. Kronenorden 4. Kl.; dem Hofmusikalienhändler Edgar Kramer=Bangert zu Kassel das herzogl. meiningische Verdienstkreuz für Kunst= und Wissenschaft.

Ernannt: Staatsanwaltschaftsrat Pult von Fulda, seither am Oberlandesgericht in Köln, zum ersten Staatsanwalt in Bonn; Pfarrer Reinhardt zu Worms zum Pfarrer in Hohen=Sülzen; Hilfspfarrer Seybert zum Pfarrer in Schrecksbach; Gerichtsassessor Lissauer in Kassel zum Hilfsrichter beim Amtsgericht daselbst; Gerichtsassessor Gölner in Kassel zum Amtsrichter in Brotterode; die Referendare Koppen, Rademacher und Siebert zu Gerichts=Assessoren.

Versetzt: Landrat von Beckerath aus dem Dillkreise in gleicher Amtseigenschaft in den Landkreis Hanau; Oberförster Steubing in Versenbrück auf die Oberförsterstelle Allendorf a. W.

Angestellt: Pfarramtskandidat Kelm zu Rawitsch als ordentlicher Seminarlehrer in Homberg.

Geboren: ein Sohn: Forstmeister Martin und Frau Jenny, geb. Zoberbier (Großenlüder, 6. März); Königl. Museumsdirektor Dr. J Boehlau und Frau (Kassel, 8. März); eine Tochter: Dr. med. Janssen und Frau Agnes, geb. Metz (Gudensberg, 8. März).

Gestorben: Oberregierungsrat Karl Metz, 66 Jahre alt (Lüneburg, 28. Februar); Frau Elise Wittich, geb. Dreydorff, 68 Jahre alt (Lendorf, 1. März); Dr. med. Alexander Hufnagel von Bad Orb, 24 Jahre alt (Westheim bei Niedermarsberg, 2. März); Frau Professor Dr. Julie Wachenfeld, geb Berner, 62 Jahre alt (Rostock, 2. März); verw. Frau Baurat Adelgunde Ubet, geb. Weisbecker, 63 Jahre alt (Kassel, 4. März); Major Hermann von Heimrod, 58 Jahre alt (Herford, 4. März); Pfarrer Otto Gonnermann, 68 Jahre alt (Kassel, 6. März); Kgl Eisenbahn=Betriebs=Sekretär a. D. Wilhelm von Loßberg, 71 Jahre alt (Kassel, 6. März); Hofprediger Pfarrer Otto Heinrichs, 78 Jahre alt (Gedern, 8. März); Frau Pfarrer Anna Heldmann, geb. Theis, 63 Jahre alt (Michelbach bei Marburg, 13. März); Stadtrat Karl Has, 57 Jahre alt (Kassel, 13. März); Lohgerbermeister Karl Brock, 68 Jahre alt (Schmalkalden, 13. März).

☛ Mit dem heutigen Heft beschließt das „Hessenland" das I. Quartal des XVII. Jahrgangs. Wir bitten namentlich die verehrlichen Post=Abonnenten um rechtzeitige Neu=Bestellung. Mit dem 1. April neu zugehenden Beziehern können die Hefte 1–6 nachgeliefert werden. Probe=Hefte stehen jederzeit gern zur Verfügung. Der Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 7. XVII. Jahrgang. Kassel, 2. April 1903.

Sternenwagen.

Senke, senke dich hernieder,
Schöner gold'ner Sternenwagen,
Und dann steige aufwärts wieder,
Mich ins Himmelreich zu tragen!

Deine gold'nen Räder sollen,
Statt zu rasten still im Blauen,
Mit mir über Wolken rollen,
Bis in Edens schöne Auen!

Statt in bangen Wanderjahren
Zieh'n zu Grab auf müden Füßen,
Will ich selig aufwärts fahren,
Wo mich gleich die Engel grüßen.

Wo die schönen Gärten locken
Will ich ruhen, will mich freuen;
Will die schönsten Blumenflocken
Spielend auf die Erde streuen!

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

Noli me tangere!

Es wartet jedes Gotteskind,
Von and'ren ungewußt,
Von fremdem Auge ungeseh'n,
Ein Gärtlein, drinnen Blumen steh'n
Des Leides und der Lust.

Verborgen liegt der stille Hain
Im tiefsten Herzensschacht.
Da flüstern in der Dunkelheit,
Erfüllt von heil'ger Heimlichkeit,
Die Blumen bei Tag und Nacht.

Und fragt doch eines Spähers Blick,
— Das wär' nicht wohlgetan! —
Was in dem Garten blüht und lebt,
Jed' Pflänzlein scheu und schamhaft bebt
Und haucht: „Rühr' mich nicht an!"

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Die Amsel.

Klagest du um ein verlorenes Glück,
Um ein Nest, das die Katze zerstörte?
Kehrst du so schluchzend zum Strauche zurück,
Weil dir dort einstmals die Liebste gehörte?

Oder singst du dem brütenden Weib
Fromm deine Weise, die heimatlich-süße?
Bringst du der Gattin, der Treuen, zur Nacht
Deiner Liebe melodische Grüße?

Schuf dir das wissende Herz in der Brust
Allvater Pan, der vor Alters gestorben?
Hast du von Nymphen im delphischen Hain
Kunde der göttlichen Liebe erworben?

Haben Chriemhilde und Gudrun gelauscht
Deinen Gesängen in heimlichem Sehnen?
Steigen nicht durch die Jahrhunderte auf
Deiner Lieder stets quellende Tränen.

Stille steh' ich am Fenster allein
Lausche dem Schlagen, als könnt' ich noch hoffen
Wie einst in der Jugend, noch eh' mich so scharf
Sengende Sonne und Wetter getroffen.

Regensburg. **M. Herbert.**





Der Hülfensberg bei Geismar.

Von W. Kolbe=Arenshausen.

Als gewaltiger Grenzpfeiler des Eichsfeldes erhebt sich hart an der hessischen Landesgrenze, kaum eine Stunde von dem Städtchen Wanfried entfernt, weithin sichtbar der Hülfensberg, der uns ebensosehr durch seine imposante Form als durch seine völlig isolierte Lage mächtig fesselt. Von vier Seiten ist er zugänglich und vier Dörfer bewahren gleich treuen Wächtern den Aufgang zur Höhe. Würden wir den Weg von Döringsdorf wählen, führte er uns an dem „Bonifatiusbrunnen" vorüber, und etwas tiefer gelegen erblickten wir den wegen seines klaren Wassers beliebten „Hülfensbrunnen" am Nordabhange des Berges.

Folgen wir dem bequemsten Pfade, der uns von dem gen Norden gelegenen Dorfe allmählich steigend zum Gipfel emporleitet! Kein Führer braucht uns zum Ziele zu bringen; opferfreudiger Glaube hat durch fromme Stiftung den Weg hinan zur Höhe gewiesen. In kurzen Abständen zeigen sog. Stationen, Bildstöcke mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte, unfehlbar den Weg.

Reich, königlich werden wir auf dem Gipfel, einer rasenbewachsenen Hochfläche von beträchtlichem Umfange, für die Mühe des Aufstiegs durch den malerischen Rundblick belohnt. Doch ist es kein effekthaschendes Kolossalgemälde, das sich zu unseren Füßen entfaltet, sondern ein schlichtes Bild ist es, das weniger durch die Gewalt seines Motivs als durch die Zartheit seiner Farben wirkt.

Weithin schweift der Blick gen Norden von Kelle bis Küllstedt über das so verschrieene und doch so schöne Eichsfeld; zur Linken tief unten am Fuße des Berges liegt das Dorf Töpfer. Malerisch schön ist der Blick gen Süden auf die Werra, die in majestätischer Ruhe zu unseren Füßen von Treffurt bis Eschwege dahinzieht. Auf beiden Seiten sonnendurchglühte Felder, smaragdene Wiesen, fruchtbare Auen mit stattlichen Dörfern und schmucken Einzelhöfen. Unmittelbar vor uns sonnt sich in träger Ruhe das hessische Städtchen Wanfried. Dort droht trotzig der mächtige Heldrastein herüber, das von dem dunkeln Grün der Obstgärten halbverborgene Treffurt kühn beschirmend, gen Westen leuchten die schimmernden Türme der alten Stadt Eschwege; dahinter die Silhouetten der hessischen Berge, hoch vom Weißner überragt. Dort das Rhöngebirge, hier die Boyneburg, in blauer Ferne verschwindet der Thüringerwald mit seinem bei klarem Wetter sichtbaren Inselsberg.

Wahrlich, der Hülfensberg ist wegen des Fernblicks eines Besuches wert. Und doch sind unter all seinen Besuchern nur wenige, die ihn besteigen, um von seiner Höhe herab das Auge zu laben an all dem Reichtume landschaftlicher Schönheit, die sich in üppiger Fülle zu seinen Füßen ausbreitet. Fromme Beter sind es zumeist, die den Berg zum Ziele ihrer Wanderung wählen. Wallfahrer sind es, die den Berg unter Singen und Beten erklimmen, um auf seiner Höhe im schlichten Gotteshause ein Gelübde zu erfüllen oder für die Zukunft des Himmels Segen zu erflehen.

Das ist es, was den Hülfensberg berühmt macht Ein Wallfahrtsort ist er, wie wir ihn besuchter in weitem Umkreise nicht finden. Besonders an dem Montag nach dem ersten Sonntag nach Trinitatis, an dem sog. Hülfenstage, wird der Berg von frommen Pilgern, die nicht nur von dem katholischen Eichsfelde, sondern auch aus Hessen, Thüringen, Hannover u. s. w. herbeiströmen, vollständig überflutet.

Aller Ziel ist die Kirche, die sich auf dem nördlichen, ein wenig erhöhten Teile der Hochebene erhebt. Dort knieen sie in Scharen; dort empfangen sie das heilige Abendmahl.

Den ältesten Teil der Kirche bildet die Bonifatiuskapelle; zwei schmale Fensterchen lassen ein spärliches Licht in den altehrwürdigen Raum. Zwei Türen und ein offener Bogen bilden den Zugang. Einst barg die Kapelle ein uraltes Bild, das irrtümlich für eine Darstellung der heiligen Wilgefortis gehalten wurde. In Wahrheit stellt die Figur den gekreuzigten Heiland dar. Nach unten war er mit einem bis auf die Kniee reichenden Rock von Holz bekleidet, der durch einen Gürtel zusammengehalten wurde. Das Haupt der Figur trug eine Dornenkrone. In den fünfziger Jahren wurde das Bild renoviert.

Die Kirche, deren Inneres in neuster Zeit restauriert ist, bietet wenig Interessantes. Der für eine Wallfahrtskirche ziemlich einfache Bau, dessen Äußeres jeglichen Schmuckes entbehrt, ruht auf Pfeilern. Sein Inneres schmücken fünf Altäre: der Hochaltar, der Johannis=, der Josephs=, der Michaelsaltar und der Bonifatiusaltar, dessen

Inschrift „Christianus Hessiae Landgravius 1735, 26. Maji“ uns den Stifter und die Zeit der Stiftung verkündet.*) Der Taufstein ist nach einer eingemeißelten Inschrift 1613 gestiftet. Den Katholiken fesselt besonders der Reliquienschrein, an welchem die Namen verschiedener Märtyrer stehen.

Neben der Kirche wurde im Jahre 1716 eine Kapelle erbaut, deren Altar auch von dem Prinzen Christian von Hessen gestiftet ist. In dem Kranze der sämtliche Gebäude des Hülfensberges umschließenden Linden liegt ferner noch ein langgestrecktes Haus mit wohlgepflegtem Garten, dessen stattliche Mauer mühsam aus kleinen Feldsteinen, sog. Lesesteinen, erbaut wurde. Das Gebäude dient den Geistlichen zur Wohnung und besonders an dem Hülfenstage gewährt es den auswärtigen Pfarrherren gern Unterkunft.

Fast größer noch als in unsern Tagen war im Mittelalter die Zahl der Pilger, die den Hülfensberg zum Ziele ihrer Wallfahrten wählten. Allem Anschein nach gewann jedoch der Hülfensberg erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts seinen Ruf. In der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts scheint die Bedeutung des Berges gering gewesen zu sein. Diese Vermutung gestattet uns folgende Tatsache: Im Jahre 1357 trat das Stift zu Heiligenstadt gegen eine geringe Entschädigung seine Rechte auf den Hülfensberg an das Kloster Annrode ab. Wäre der Berg schon damals eine beliebte Wallfahrtsstätte gewesen, so hätte das Stift diese Goldgrube gewiß nicht so leichten Kaufs aus den Händen gelassen. Erst als die furchtbaren Pestepidemien des 14. Jahrhunderts eintraten, wurde der Hülfensberg eine Zufluchtsstätte vieler, die Hilfe und Trost suchten.

So zahlreich wurde damals der Berg besucht, daß man von den Geschenken der Wallfahrer eine schöne Kirche bauen konnte, wie eine Inschrift an der Karthause zu Erfurt verkündete.

In welchem Jahre die Kirche auf dem Hülfensberg vollendet wurde, läßt sich nicht urkundlich nachweisen, jedenfalls aber noch in den sechziger Jahren des 15. Jahrhunderts, denn 1467 erteilte der Mainzer Weihbischof allen Besuchern, „welche sich gegen die Kirche unseres Heilandes Jesu Christi auf dem Stuffenberg und gegen die darin aufgerichteten Altäre wohltätig erzeigen würden“, einen vierzigtägigen Ablaß.

Immer heller leuchtete der Ruhm des Hülfensberges durch Deutschlands Gaue. Selbst von der Küste des Meeres kamen die Wallfahrer; daß Pilger aus Bremen und Lübeck den Berg besucht haben, ist historisch erwiesen.

Vorübergehend verminderte sich die Zahl der Besucher durch einen Streit, der zwischen den Herren von Keudell und dem Kloster Annrode entbrannte. Nach Beilegung desselben wuchs die Zahl der Wallfahrer so sehr an, daß im Jahre 1493 sogar ein ständiger Pfarrer, Heinrich Eisenbiel, auf dem Hülfensberge seinen Sitz hatte.

Doch der Glanzperiode folgte bald eine Zeit des Verfalls. Durch das Auftreten Luthers wurde der Besuch des Hülfensberges immer geringer, selbst die Eichsfelder suchten die berühmte Wallfahrtskirche nicht mehr auf, denn die Dörfer am Fuße des Hülfensberges waren von dem katholischen Glauben abgefallen und huldigten den Anschauungen Luthers. Erst unter der Herrschaft des ebenso eifrigen wie in Religionsangelegenheiten rücksichtslosen Kurfürsten Daniel gelangte der Hülfensberg wieder zu Ansehen, umsomehr, da Papst Clemens VIII. die Wallfahrtskirche mit einem Ablaß auf 12 Jahre bedachte.

Doch der alles zerstörende dreißigjährige Krieg tat auch den Wallfahrten auf den Hülfensberg großen Abbruch. Als aber endlich die Kriegsfackel erloschen war, erwachte auch in dem trotz aller Trübsal dem katholischen Bekenntnis treugebliebenen Eichsfelder das Verlangen, Gott an geweihter Stätte für den Frieden zu danken und um seinen Beistand für die Zukunft zu bitten. Zu Haufen strömten deshalb am Hülfenstage des Jahres 1649 Eichsfelder und Hessen zum Hülfensberge hinan.

Später wurde das Ansehen des Berges noch wesentlich dadurch erhöht, daß der Kurfürst Johann Philipp 1667 den Berg mit seinem Besuche beehrte.

Die Verrichtung der gottesdienstlichen Handlungen obliegt an den Wallfahrtstagen Brüdern des Franziskanerordens; in der übrigen Zeit, von Palmarum bis Allerheiligen amtiert der Pfarrer zu Geismar auf dem Hülfensberge.

Damit der Gottesdienst nicht nur auf die Sonn- und Feiertage beschränkt sein sollte und damit den eifrigen Katholiken auch an den Wochentagen Gelegenheit zum Besuch der Kirche geboten werden möchte, stiftete der Landgraf Christian „zu größerer Ehre und Glorie Gottes, den

*) Prinz Christian, ein Sohn des Landgrafen Karl zu Hessen-Rotenburg-Wanfried, war 1689 geboren und für den geistlichen Stand bestimmt gewesen. Nach dem Tode seines Vaters, 1711, trat er in landgräflich hessenkasselschen Militärdienst. Als sein Stiefbruder Wilhelm starb, wurde er Landgraf von Wanfried, welche Linie mit ihm erlosch. Er starb 1755 zu Eschwege, während er sich auf der Treppe der Kirche befand, und wurde am Hülfensberge beigesetzt. (Siehe Hoffmeister, Historisch-genealogisches Handbuch des Hauses Hessen, 2. Aufl., S. 97.) D. Red.

Lebendigen und Abgestorbenen zum besonderen Trost" wöchentlich drei Messen auf dem Hülfensberge. Noch oft wurde der Hülfensberg in der Folgezeit mit frommen Stiftungen bedacht, noch immer ist er alljährlich das Ziel ungezählter Wallfahrer.

(Schluß folgt.)

Chronik der Familie Gunkel zu Kassel.

Herausgegeben von Dr. Philipp Losch.

(Fortsetzung.)

A. 1718 d. 24. sept. deß Morgens zwischen 4 u. 5 uhren ist Mein Erster Sohn auff dieße Mühsame weld gebohren, im zeichen in der waage.

Und dar auff dem 30. dießes Monaths in Meinem hauß getaufft, seine Pfatte ist geweßen mein schwager schwerdt friederich welcher Jhm den Nahmen gegeben Johan friederich.

A. 1718 d. 5. Novembr. haben die Bürger unter ein ander selbsten die 8 heller stük von aller handt sorden als Eisenacher, Münstersche, Lipsche, Batterbornsche wie auch noch viel andere sorden abgesetzt u. einer vom andern nicht nehmen wollen, daß sich dar durch ein großer Lerm in der statt entstanden u. darauff den 15. dito von der obrigkeit unter offenem Klokenschlag von der Waage auff 4 hlr. gesetzt worden biß Neu Jahr. Nach dem Neuen Jahr aber auff nichts gesetzt werden sollen, Solches aber vergeßen worden, in dem in solcher zeit die Juden sie alle eingewechselt vor 6 heller.[15])

A. 1719 d. 14. Aprilis haben die sämplich Mstr. als Metzger sich bewilliget u. zu samen einig worden, daß Einer so viel schlachten solle wie der ander, u. eine rechte schlächterey auff gerichtet, als einen 1 ochsen die woche, dem andern 12 Kelber u. Einen schweine schlachter 2 schweine die woche; solches Bey hoher straff sie sich alle unterschrieben, gülde Mstr. seind dazu mahl geweßen Mstr. Hanß Henrich Mohr älter, Jünger aber Johannes Senger junior. Sie haben es dar umb Müßen thun weilen sie gezwungen u. Exqürt sein daß Bank unschlit zu Bezahlen, welches sich dazumahl mehr dan auff 1000 rth. belauffen hat, umb zu helffen, daß einer so wohl Brodt habe wie der ander [Zusatz] Aber Clobes Helwig hat es wieder zerbrochen u. die obrigkeit hat ebenfals keine luft derzu gehabt.

A. 1719 d. 16. junij ist Mein Mutter Seel. gestorben u. darauff den 22. dießes Begraben worden. Jhre leichen Tex ist geweßen außen 116. Psalm d. 7. 8. 9. Vers, welchen sie sich selbst Erwehlt hat u. hat geprädigt H. Thaur, Soldaten Pfarr, aber dennoch eine schöne Prädig gethon, Weilen der Soldaten Pfarr geprädigt ist darumb geschehen, weilen unßer Prädiger nicht ist hir gewest, nemblich H. Franco welcher da zu mahl Prädiger wahr in der Neustatt. Gelebt u. alt worden ist sie 70 Jahr 4 Monat weniger 4 dage.

A. 1719 d. 18. junij hat sich Unßer Mstr. Einer nemblich Mstr. Henrich Listeman von der fulde brük herunter ins Waßer gestürtzt u. versauffet, welches ein großer Morakel ist geweßen; u. dazumahl von unßeren Mstr. wollen begraben sein[16]), auch die obrigkeit unß hat wollen zwingen, aber solches nicht geschehen ist, da er als dan d. 21. huj. des abends umb 10 uhr ist begraben worden u. daß zwar von 6 dag lönern u. ist Niemandt mit Jhm zur Leiche gangen. Er ist auch geöffnet worden. aber man hat geuhrteheilt, als ob er Melangolish sey.

A. 1719 Jst ein solcher Sommer geweßen daß es fast von Johanni an Biß 8 dage vor Michiäli nicht geregnet. Daß auch

---

[15]) Die fremden Münzsorten waren meist viel geringwertiger als das gute hessische Geld, daher der Widerwille der Bürgerschaft gegen die Überschwemmung des Geldmarkts mit fremder Münze, ein Widerwille, der durch die vielen Münzedikte der Obrigkeit noch genährt wurde. Das hier erwähnte Münzedikt vom 14. November 1718 erneuerte nur die älteren Edikte vom 23. September 1712 und 14. Mai 1715. Aber schon im Jahre 1720 und weiter 1728, 1733 und 1736 (vergl. weiter unten) mußten wieder ähnliche obrigkeitliche Verfügungen erlassen werden. Die Juden, die diesmal die Münzen für 6 Heller aufkauften, haben sie natürlich später wieder in Hessen oder außerhalb zu dem vollen Nennwert an den Mann gebracht.

[16]) Es war Sitte, daß die Verstorbenen von ihren Berufsgenossen zu Grabe getragen wurden.

unßer forst So drücken ist worden, daß nicht so viel grünes ist darauff gewest, daß sich hätte können eine gantz Sadt freßen, Aber doch auff Michiäli geregnet daß er wider begunde grün zu werden. Es hat auch im selben Sommer gar kein Grummet gegeben. Die Wißen haben müßen die hirten mit den Kühen abhüden.

A. 1720 auff Neu Jahr ist H. Francko kranck worden, daß er auch geirrt, u. bekant daß er mit seiner Magd 1 Kindt hätte, worauff er in selben Jahr seines Dienstes wieder umb entsetzet worden u. in unßer Kirche offentliche Buße abgelegt u. 14 dage vor Pfingsten auß hauß ge [gangen?] [17])

A. 1720 d. 12. Maij hat H. Hermani [18]) seine Erste prädig in unßer Neustätter Kirche gethan u. zum Text gehabt auß Colosser an 4. Cap. vers 3 u. 4. Und auch zugleich vom H. Supperdent Kershner, H. Bender u. H. Inge Brandt eingesegnet worden.

A. 1720 d. 12. Decembr. Ist eine solche waßer flut kommen u. biß in 3 dag gestanden daß auch kein garten vor der Neustatt ist frey geblieben; es hat auff unßern Todenhoff gestanden, auch hab ich hinden vorn saltz thor auß der fulda können Meine hände waschen auff der Maur bein Laberdorium.[19]) Es haben auch Mstr. Hanß Jost Krists hämel auff sichenhoff müßen auff Boden 2 dage stehen, die Leute haben mit schiffen über die hecken gefahren auß thor nach sichenhoff.

A. 1720 haben die hamelfelle daß hundert in Preiß 12, 14, 16 rth. gegolden, die Meinsten seind verkaufft vor 22 rth., u. der auch gar wenig, wie auch 23 rth.

A. 1721 d. 9. Febr. ist wiedrum eine waßer fluth geweßen, welche so groß wahr, daß nichts gefehlet an der ersten als 2 finger breidt, sie hat aber nicht so lange gestanden wie die vorige.

A. 1721 d. 25. Febr. des Morg. um 3 uhr ist meine älteste Tochter gebohren im Zeichen im Waßerman Und darauff d. 2. Martij in Meinen hauß gedaufft seine frau Goddel ist geweßen meine frau schwiegerin Anna Catharina Gunckelin Welche Jhm den Nahmen gegeben Anna Catharina u. darauff wieder A. 1724 d. 11. Octobr. Nachmittags umb 4 uhr gestorben, gelebt u. alt worden 3 Jahr 7 Monath u. 14 Tage.

A. 1721 d. 24. Aprilis ist mein Seel. Bruder Christ gestorben u. darauff d. 29. dito Begraben sein leichen Text ist geweßen auß 73 Psalm d. 25. u. 26. vers ... ge Prädigt hat H. H. Mani gelebt u. alt ist er worden 43 Jahr weniger 12 dag.

A. 1721 den 28. junij ist H. franco von hir weg gezogen nacher dem Graf von Denhoff welcher ihn wieder zu einen Prädiger bestellen wollen.[20]) Gott gäbe ferner Klück Heil u. seinen Seegen darzu.

---

[17]) Vergl. S. 72. Johann Conr. Francke aus Immichenhain wurde 1714 von St. Goar, wo er reform. Diakon war, wegen seiner trefflichen Predigergaben als Gehülfe des Superintendenten und Hofpredigers Vietor nach Kassel berufen. Nach dessen Tode wurde er 1718 zweiter Pfarrer in der Neustadt. Sein bei der Kirchenbuße gesprochenes Sündenbekenntnis erschien gedruckt unter dem Titel „Klägliche Busrede des gefallenen, aber busfertig wieder aufgestandenen J. C. Franckens, gewesenen Diaconi in der Unterneustadt zu Kassel". Er erzählt darin seinen gewesenen „— Ach, daß ich muß sagen, gewesen! —" Pfarrkindern, wie sich, als er auf dem Krankenbette lag, „Gott und der Satan umb meine arme Seele gleichsamb gezerret haben" und wie er damals „die Pein und Qual der Hellen würklich empfunden". Jedermänniglich solle sich sein trauriges und recht erstaunliches Exempel zur Warnung dienen lassen, und daraus ersehen, daß der gerechte Richter der Welt auch die allerheimlichste Sünde zu seiner Zeit entdecke und offenbar mache. In rührendem Tone bittet er die ganze Gemeinde um Verzeihung und mahnt sie, sein Ärgernis nicht nach der Atheisten Art dem ganzen geistlichen Stand aufzubürden. „Niemandt lästere doch das ganze lehrambt und den Standt den ich verunehret habe, daß er sagen wolle: das thun die geistlichen. Sprecht vielmehr: Der und der arme Mann hat den Fall gethan." Der ergreifende Ton der ganzen Bußrede zeigt, wie aufrichtig es dem gefallenen Sünder um seine Reue und Buße zu tun war. Wie unten (1721) erwähnt wird, nahm sich später Graf Dönhoff des Abgesetzten an und brachte ihn nach Ostpreußen, wo er auf dem Dönhoffschen Gute Beinuhnen bei Insterburg eine neue Wirksamkeit als Geistlicher fand. Er starb am 7. April 1740 zu Memel. (Vergl. Strieder 16, 316).

[18]) Joh. Dietrich Hermanni wurde schon zwei Jahre später Pfarrer an der Freiheiter Gemeinde und starb am 6. November 1747 als Metropolitan und Dekan von St. Martin zu Kassel. (Strieder 5, 473.)

[19]) Der Unterneustädter Totenhof lag vor dem Neustädter Tore am Wege nach der Pulvermühle, wo am jetzigen Sommerweg noch heute seine letzten Reste zu sehen sind. Nicht sehr weit davon lag auch der alte Soldatentotenhof, der später erwähnt wird, nämlich zwischen dem Laboratorium und dem Leipzigertor-Ravelin. Das Laboratorium lag in der Nähe der Unterneustädter Mühle und war ein Teil der Befestigungswerke. Vergl. Lange, Alte Geschichten. S. 107.

[20]) Vergl. oben Anm. 17. Generalmajor Graf Alexander v. Dönhoff war 1709—22 Chef des nach ihm benannten Infanterieregimentes. 1722 trat er in preußische Dienste und starb 1743 als Generalleutnant. (Grundl. einer Militärgesch. d. hess. Korps. 345).

A. 1722 d. 20. januarij Ist Meine Seel. Schwieger Mutter gestorben u. darauff d. 27. dießes Begraben; Zum leichen Text gehabt auß 73. Psalm: Herr wan ich nur Dich habe . . .

A. 1722 d. 17. Febr. ist wiedrum am hoff eine Bauren wirdschafft Exerciret worden. Es seindt wieder wie vormahls etliche wagen auß gezieret worden, aber es hat sehr geregnet, daß es also nicht hat konnen volzogen werden, Aber danoch ist ein wagen mit Baurspieleuten hinter denen schäßen gefahren auff garten frantzösch statt u. von da wieder in den schloß u. ist alles auff Baurs geleidet geweßen.

A. 1723 d. 10. Febr. deß Abendts Zwischen 11 u. 12 Uhren ist meine Zweite tochter gebohren im Zeichen im Widder, u. darauff d. 16. dießes im Meinen hauß gedaufft seine goddel ist geweßen meine äldeste schwester Cattrin Eliеßabeth Waldeckin, welche Ihm den nahmen gegeben Cathrin Eließabeth.

A. 1724 d. 24. julij haben die Siemershäußer Bauren mit den Wohnhäußer Bauren geschlagen wegen Cräntz weiden, daß Ihrer 3 Wohnhäußer wie auch 1 Siemmershäußer Todt geblieben. Die Wohnhäußer haben zu erst den Siemershäußer Todt geschoßen aber die Siemershäußer haben den Blatz behalten u. die Wohnhäußer 5 Man hir her gefahren wo von 2 gestorben im abladen.

A. 1725 d. 11. Augustij abends um 8 Uhr ist mein 2. Sohn gebohren im Zeichen in der Jungfer u. darauff d. 18. d. in Meinen Hauß getaufft. Sein Patte ist geweßen Mein schwager Christian Lusche, welcher da zumahl in Hamburg geweßen u. mein 2. schwager die Dauffe vor ihn verrichtet. Und darauff wider A. 1729 d. 1 Maij . . . gestorben . . .

A. 1728 d. 3. januarij Morgens zwischen 6 u. 7 uhr ist Meine Seel. Frau gestorben u. darauff d. 8. dieses begraben worden. u. H. Daur hat geprediget u. zum leichen Text gehabt auß 5 buch Moses am 32 Cap. vers 39: Ich kan Tödten u. lebendig Machen . . . u. eine unvergleichliche Prädig gethan.

A. 1729 d. 30. julij ist der Konig von Engelandt[21]) hir zu Caßel geweßen u. unßer heßen Troppen durch eine Revy besehen. welche dazumahl vor Bezahlung in seiner Dienst stunden, nemblich auff forst 11 Regmenter fuß Volk u. 5 Regmenter zu Pferde u. 1 schwaderon reiter. Auch in der Au in der oranschery ist Koenigliche Taffel gehalden worden; aber des abendt wieder mit großer vergleidung weg gezogen nacher Münden, alwo er den Sondag über stil gelegen. Die Völker welche dazumahl auff dem forst stunden wahren über al 12000 1 hundert und 18 Man.

[21]) Es war König Georg II., der die Truppen auf dem Forste besichtigte. Bei dieser Gelegenheit führte der 9 jährige Enkel des Landgrafen Karl, Prinz Friedrich (der spätere Schwiegersohn des Königs, Landgraf Friedrich II.), sein Regiment zu Fuß dem Könige persönlich vor. Die Truppen waren seit dem Vertrag vom 12. März 1726 in englischem Solde.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Wagner † und Gottfried Schwab †.

Im Laufe des letzten Vierteljahres sind zwei hessische Dichter dahingegangen; am Neujahrstag starb Wilhelm Wagner zu Bad Nauheim und am 2. März Gottfried Schwab zu München.

Wilhelm Wagner, der nur 41 Jahre alt geworden ist, war der Stillere von beiden. Er war am 24. Mai 1862 zu Bad Nauheim geboren, und sein Leben und Wirken spielte sich zumeist in den Mauern seiner geliebten Heimatstadt ab. Ihr galt sein ganzes Schaffen, und unermüdlich konnte er hinweisen auf Nauheims Schönheit und die Heilkraft seiner Bäder, rastlos tätig war er auch in der Erforschung der Geschichte Nauheims und der Umgegend. Was sich ihm hierbei ergab, wußte er dann in Erzählungen und Feuilletons unterzubringen — Kleinigkeiten, die es aber wohl verdienten, einmal gesammelt zu werden. Was er an Großem für seine Heimatstadt geleistet, das ist niedergelegt in seiner Nauheimer Chronik, einem Werk, das von dem rastlosen Eifer seines Verfassers beredtes Zeugnis ablegt.

Wilhelm Wagner besuchte die Realschule in Friedberg, bis er nach erlangtem Reifezeugnis sich dem Kaufmannsstande zuwandte. Er war darauf längere Zeit als Stenograph tätig, um im Jahre 1887, veranlaßt durch ein schweres Herzleiden, von dem er in Nauheim geheilt zu werden hoffte, auch diesen Beruf aufzugeben. Seit dieser Zeit lebte er in seiner Vaterstadt als Schriftsteller; in den letzten Jahren war er Leiter des Verkehrsbureaus, in

welcher Stellung er eine für Nauheim als Weltbadeort segensreiche Tätigkeit entfaltete.

Von seinen fünf Lustspielen, die er geschrieben, ist mir nur sein Nauheimer Stück „Herzfehler" bekannt, auch eine Kleinigkeit, von vornherein auf jede Tiefe verzichtend.

Ein größeres Talent, in jeder Hinsicht, war der in München verstorbene Gottfried Schwab. In ihm haben wir einen echten Dichter zu beklagen, der vielleicht tendenziös und infolgedessen einseitig war, in dessen Werken aber trotz allem ein Hauch echter Poesie zu erkennen ist.

Gottfried Schwab wurde am 26. Juni 1851 zu Darmstadt geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Büdingen und wollte, schon früh schriftstellerischen Neigungen huldigend, nach Beendigung der Schulzeit die Universität besuchen. Im Kriege 1870/71 fiel jedoch sein Bruder, bald darauf starb sein Vater, und so mußte er, seinen Neigungen entsagend, das väterliche Geschäft, das noch jetzt in Darmstadt besteht, übernehmen. Nach sechs Jahren erst, ich folge hier der Darstellung in Brümmers Dichterlexikon, konnte er sich aus beengenden Fesseln lösen und wanderte nun viele Jahre rastlos umher. 1886 verheiratete sich Schwab und lebte nun völlig seinen Neigungen folgend in Darmstadt. Doch schon nach wenigen Jahren wurde auch dieses ruhige, friedliche Verhältnis gestört. Ein schweres Nervenleiden warf Gottfried Schwab nieder und zwang ihn, nahezu 10 Jahre jeder schriftstellerischen Tätigkeit zu entsagen. Erst 1899 konnte er diese wieder aufnehmen. 1900 erhielt er für sein Flottenlied „Michel, horch der Seewind pfeift" den ersten Preis beim Preisausschreiben der Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig. Dieses Gedicht ist wohl das populärste, das Schwab gedichtet. In passender Vertonung ist es jetzt auf jedem Konzertprogramm zu finden, auf dem überhaupt patriotische Lieder stehen. Es zeigt aber auch die Tendenz der Schwabschen Dichtungsart. Sein letztes Liederbuch „Wolkenschatten und Höhenglanz"*) enthält auch eine Reihe solcher Gedichte, nicht aus Hurrahpatriotismus oder Byzantinismus geschaffen, sondern aus dem innersten Gefühl zu zeigen, was unserem deutschen Volke not tut. Daß dabei eine gewisse Überschwenglichkeit Platz greift, nimmt den weiter nicht wunder, der die Entwicklungsgeschichte unser politischen Lyrik kennt. Daß aber Gottfried Schwab auch auf anderen Gebieten lyrischer Dichtungsart Vollgültiges zu schaffen verstand, das zeigt uns namentlich dieser letzte Gedichtsband, auf den ich meine Schilderung der Schwabschen Lyrik allein

*) Verlag von Lampart & Co. Augsburg.

stützen muß, da mir der vorher erschienene Band „Allerlei Bergfahrten" in der Kürze der Zeit nicht zugängig war. Es ist keine sich ans Höchste wagende Poesie, es ist aber auch nicht bloßes Reimgeklingel. Vaterlandsliebe und Liebe zur Natur — das sind die zwei Pole, um die sich seine Gedichte drehen. Und wie schlicht, unaufdringlich vermag er namentlich seine Liebe zur Natur uns entgegen zu bringen, wie prächtig versteht er es, oft in wenigen Zügen uns das Bild seiner gedachten Landschaft vor das seelische Auge zu zaubern. Wie jeder echte Dichter verwebt er Persönliches in seine Dichtungen, wenn er, der Schwerkranke, z. B. ausruft:

> Ich weiß, schon treibt mein morscher Kahn
> Dem dunklen Gestade zu,
> Und einsam bleibst du auf deiner Bahn,
> Herzliebe Genossin, du.

Einen großen Teil nehmen dann seine patriotischen Dichtungen „Vaterländisches" ein, nachdem der erste Abschnitt eine zusammenhängende Zahl von Gedichten unter dem Sammeltitel „Der kranke Jägersmann", rührende Sehnsuchtslieder nach Deutschland, seinen Waldungen und deren Wildreichtum, geboten. Nicht eingehen mag und kann ich auf die einzelnen Gedichte, die man oft loben oft tadeln müßte, der Rahmen dieses Gedächtnisartikels würde durch derartige Bemerkungen gesprengt. Nur hinweisen möchte ich noch auf die prächtige, gerade in der Schlichtheit so ergreifende Ballade „Den Buren":

> „Allein und stark wie Gott dich schuf,
> Allein in deinem Leide"!

An Prosawerken hat Schwab uns vollendet nur seine „Geschichte aus den Dekumatenland": „Tisiphone"*) hinterlassen. Sie spielt zur Zeit, da römische Krieger die Ufer des Rheines besetzt hielten. Aus dieser Epoche vermag Schwab uns ein hübsches Kulturbild zu geben. Treu sind die Charaktere des Romans geschildert, vom ehrlichen Publius an bis zur verschlagenen Licinia herab. Auch in diesem Roman tritt des Dichters Gabe zur Naturschilderung hervor, namentlich da, wo er die Ansiedlung des Sekundus beschreibt, und an der Stelle, wo er schildert, wie Licinia den Perigenes, den Bruder des Sekundus, überrascht. Alles in allem auch hier eine Talentprobe, die sich schon beim ersten Versuche nicht tastend gibt, sondern gleich den echten Dichter verrät.

Was Gottfried Schwab unserer Literatur hätte werden können, wäre sein Lebensgang, sein Lebensgeschick ein anderes gewesen — es ist müßige Reflexion darüber nachzudenken. Aber schon mit dem, was er geschaffen, hat er sich einen Platz in der Literaturgeschichte Hessens erworben.

*) Stuttgart 1888, Verlag von Adolf Bonz & Co.

Alexander Burger.

Wie König Harald Harfagar von Norwegen[1]) um Schön-Raghild freite.

Schön-Raghild — des stolzen Jarles[2]) Kind —
Am Herde steht mit ihrem Gesind',
Das köstliche Met einzubrauen.
Mit ihrem langen, goldenen Haar
An Wuchs, an Schöne, an Stolze gar,
Überragt sie alle die Frauen.

König Harald Schönhaar kommt zu Gast
Bei Raghilds Vater, zu halten Rast,
Da tät er die Holde erschauen.
„Heil Raghild!" grüßt er die Edelmaid,
„Ich zog übers Meer durch Lande weit,
Du bist doch die Schönste der Frauen.

Als Hausfrau setz' Dich an meinen Herd
Schön-Raghild, ich will Dich halten wert,
Einen Königshof Dir erbauen.
Am Ehrensitze throne mit mir,
Ich geb' Geschmeide und gülden Zier
Als Muntwalt[3]) Dir, Schönste der Frauen!"

Da schüttelt die Maid das gold'ne Haar,
Laut schallt ihr Lachen so hell und klar:
„Ha, Harald, beim Himmel, dem grauen,
Ich hört' ein Vöglein singen im Flug',
Muntwaltschaften hat Harald genug!
Am Herd hat er dreißig der Frauen! —

So mächtig ist kein König fürwahr,
So reich kein Mann, den ein Weib gebar,
Wenn ich mich ihm sollte vertrauen,
Daß meine Liebe ihm wäre feil
Für seiner Liebe dreißigsten Teil!
Nicht teil' ich mit einer der Frauen!

Den Mann, der mich zur Minne begehrt,
Den Gürtel mir löst an seinem Herd,
Halt' ich hart wie mit Bärenklauen,
Der soll umfassen mich ganz allein,
Sein will ich mit Leib und Leben sein
Bis zum Tod! als Treu'ste der Frauen!"

Held Harald staunend die Stolze hört —
Faßt ihre Hand, bei Freya er schwört[4]):
„Dir künd' ich und künd's in den Gauen,
So wahr ich Harald Harfagar bin,
Für Dich geb' ich alle Weiber hin,
Hochgemut'ge unter den Frauen!

Dich lieb' ich, Wunschmaid, wie Du begehrt,
Tief wie die See und stark wie mein Schwert,
Vor denen wird's nimmer Dich grauen,
Denn Deine Minne ist stolz und hehr,
Gewaltig wie das ewige Meer,
Schön-Raghild, Du Kön'gin der Frauen!"

Das Blut wallt in die Wangen ihr warm, —
Er zieht sie an sich mit starkem Arm,
Sich fest in die Augen sie schauen! —
Macht's auch die alte Märe nicht kund,
Nun ließ sich küssen den keuschen Mund
Braut Raghild, die Frohste der Frauen.

[1]) Harald Harfagar (Schönhaar) regierte von 863—930. [2]) Jarl, normännischer Edelmann. [3]) Muntwalt = Vormund, hier der Ehemann als Vormund der Ehefrau (munt = Schutz) [4]) Erst unter Haralds Urenkel, Olaf I. (996—1000), wurde das Christentum eingeführt.

Bettenhausen-Kassel. **Georg Schwiening.**



Das Gewissen.

Ein Bild aus dem hessischen Dorfleben von Heinrich Naumann, Nanzhausen.

Viele Leute sagen, es gäbe gar kein Gewissen und lachen und scherzen und leben lustig in den Tag und in die Nacht hinein. Ich muß die Leute bewundern, sie leben sorglos und ohne Skrupel, ein glückliches Völkchen.

Dann gibt es andere Leute — ernste, gewissenhafte Menschen. Bei jedem Wort, das sie sagen, überlegen sie, ob es auch recht gesagt sei; bei jedem Werk, das sie tun, wägen sie gewissenhaft ab, ob es auch recht getan. Ich muß die Leute bewundern, es sind sinnende Gemüter, gedankenschwer gehen sie durchs Leben.

Welche wohl am Rande des Grabes die glücklichsten sind? Auf der Dorfstraße begegnen mir Tag um Tag allerlei Leute. Den einen zuckt ein Scherz um die Lippen, den andern perlt eine Träne an den Wimpern. Die einen haben's eilig, die Zeit auszukaufen, sie stürmen vorüber, flüchtig — wie die flüchtige Zeit — und die anderen schreiten vorbei mit langsam, bedächtigem Gang. Die einen haben ein offenes, treues Auge, die andern blicken scheu zur Seite, die einen brummen gramverbissen und mürrisch in den Bart, und die anderen wünschen freundlich „guten Tag". Allerlei Leute auf der Dorfstraße — und im Grunde der Herzen doch nur zwei Sorten — die eine mit — und die andere ohne Gewissen. Beschaue dir folgendes Bild:

Barben Andres war ein reicher Mann. Er war in Marburg gewesen und hatte beim Bankier 900 Mark in Staatspapiere umgesetzt. Die blauen Pfandbriefe, Talons mit Coupons, trug er im verschlossenen Couvert unter dem Kittel in der Westentasche. Zur Sicherheit des Schatzes hielt er den rechten Arm fest auf die Tasche gepreßt. Eilenden Schrittes kam er die Straße an der Salzböde herauf. Hier, in der Nähe der Eselsmühle, begegnete ihm die alte Totenfrau, die ins Tal hinunter schritt, um im Dorfe Damm ihres Amtes zu warten. Ein brausender Westwind rauschte durchs Tal und vermischte seinen unheimlichen Sang mit dem Rauschen des Wassers, das sich schäumend übers Mühlrad ergoß. Die beiden Menschenkinder schritten an-

einander vorüber. Andres, der reiche Mann mit dem vielen Gelde, hastigen Schrittes der Heimat zu, die Totenfrau krumm und gebeugt am Stabe, langsamen Schrittes nach der Bahre eines Erdenpilgers, der, ob reich oder arm, den Lauf vollendet. So schritten sie an einander vorüber. — Ein bedeutungsvoller Gang, dessen Tritte noch am Rande des Grabes sollten widerhallen.

Kaum hundert Schritte waren sie aneinander vorbei, da sah die Totenfrau, auch Totenkathrine genannt, ein großes Papier auf der Straße liegen. Sie hob es auf — schaute sich ängstlich um — steckte es in die Tasche und schritt weiter. Was das nur sein konnte? Gewiß Geld — denn der reiche Mann hatte es ja verloren. O, dann war sie glücklich. Sie schritt in die stille Totenkammer — die Hand auf der Tasche. Viele Toten hatte sie schon gesehen, sie bebte schon längst nicht mehr beim Anblick einer Leiche. Doch heute war es ihr so sonderbar, wie kalt und starr — wie ernst doch dieser Tote. Sie war alt und hochbetagt — vielleicht war dieser der letzte — bald konnte auch sie so starr daliegen Was sollte dann noch das Geld? Es wurde ihr heiß im Kopfe — heiß in der Hand und in der Tasche. —

Barben Andres kam nach Hause, rasch schritt er die Treppe hinauf nach seinem Geldschrank. Hastig drehte er den Schlüssel — griff nach der Tasche — und ein greulicher Fluch erdröhnte in dem öden Zimmer. Er riß den Kittel aus — untersuchte sämtliche Taschen, die Augen stierten auf dem Boden umher — und ein zweiter Fluch hallte an den kalten Wänden wieder. Er polterte auf der Treppe — die Haustüre klirrte in den Angeln und fuhr rasselnd ins Schloß. Andres stürmte über den Hof — auf die Straße — suchte und suchte mit stierem Auge — und besann sich auf die Totenkathrine. Ja, die muß den verlorenen Schatz gefunden haben.

Im Sterbehaus in Damm saß die Totenfrau und nähte das Sterbekleid. Mit hastigem Schritt polterte Andres herein. „Kathrina, Ihr seid mir bei der Eselsmühle begegnet, dort habe ich einen großen, dicken Brief verloren, Ihr habt ihn doch gefunden?" So sagte der Andres mit bebender Stimme. Und die Totenfrau? — „Ach, Andres, wie schwätzt Ihr! ei, wenn ich den Brief gefunden, du lieber Himmel, ich bin doch all mein Lebtag eine ehrliche Frau, dann hättet Ihr ihn gleich bekommen. Nein, nein, Andres, ich bin stracksweg hierher gegangen und mache am Sterbekleid, wie traurig, Euern Brief aber habe ich nicht gefunden." So sagte die alte Frau — nähte am Sterbekleid, bedauerte den Andres über seinen schweren Verlust — hatte das Geld in der Tasche und machte ein unschuldiges Gesicht. Der Andres aber, dessen einzige Hoffnung auf die ehrliche Totenfrau war, zitterte an allen Gliedern und stöhnte verwirrt: „Dann hat's mir der Teufel aus der Tasche gerissen" — und mit einem schweren Fluch stolperte er zum Hause hinaus. —

Durch die Ortsschelle wurde in Lohra und den umliegenden Dörfern bekannt gemacht, daß Barben Andres 900 Mark in Wertpapieren auf der Straße, in der Nähe der Eselsmühle verloren; dasselbe wurde auch durch die Marburger Zeitung veröffentlicht — und bald redeten alle Leute von dem verlorenen Schatz. Auch bei der großen „Leiche" in Damm wurde viel davon gesprochen und die alte, ehrliche Totenfrau allgemein bedauert, daß sie unschuldigerweise in den schlimmen Verdacht gekommen sei.

Nach der „Leiche" ging auch die Totenfrau ihres Weges zurück. Als sie aber auf die Stelle kam, wo sie vorgestern den verhängnisvollen Brief aufgehoben — da zuckte es der ehrlichen Frau in den Fingern, sie griff nach dem Brief — schaute sich ängstlich um, und — — legte ihn neben der Straße in einen Dornstrauch. Noch einmal schaute sie sich um. — Wie, jetzt hatte sie Geld, sie, die arme Frau, die ihr Lebtag sich geschunden und geplagt, und „gelebt wie's Vieh" — jetzt konnte sie sich Brot, Kuchen und Fleisch kaufen, warme Kleider und ein gutes Bett, und der reiche, reiche Andres, der schon alles im Überfluß hatte, spürte es ja garnicht — wie, und jetzt sollte sie es wieder von sich werfen, sie, von der doch kein Mensch glaubte — wie sie auch bei der „Leiche" gesprochen — daß sie es gefunden, sie, die ehrliche Frau? — Und wieder schaute sie nach dem Dornstrauch. Ach nein, das ging ja auch nicht, der Wind wird das Papier zerreißen und verwehen, oder ein anderer würde es finden und sich einen guten Tag machen. Rasch schritt sie zum Dornstrauch zurück, schaute sich nochmal ängstlich um — und wieder verschwand der Brief in ihrer Tasche.

Es war spät im Herbst und eisig kalt. „Base," sagte die Nichte, die mit der Totenkathrine ein Häuschen bewohnte und die andere Stube inne hatte, „ich weiß gar nicht, was Ihr eigentlich vorhabt, daß ihr bei der Hundekälte immer noch kein Feuer in den Ofen macht, Ihr werdet Euch die alten Knochen erfrieren, und das Holz liegt im Stall. Jetzt geh' ich hin und hole Holz und mache Euch eine recht warme Stube." — „Kind, nein, bei Leibe nicht, ja nicht," sagte die Alte, „ich habe schon keinen Atem, der Rauch würde mich erdämpfen, meinen Kaffee koche ich auf dem Herd draußen, und ist's mir im Stübchen zu kalt, dann lege ich mich in's Bett, aber Feuer darf nicht in den Ofen." — „Das verstehe ich nicht," entgegnete die Nichte, „ich will mich aber gar nicht wundern, wenn Ihr Euch bei

dieser Kälte einen Rheumatismus holt, daß Euch kein Doktor mehr helfen kann." Die alte Frau schüttelte sich am ganzen Körper und der Kopf sank tief herab. „Base, Base," fuhr die Nichte fort, „Ihr seid viel zu alt, daß Ihr bei der Kälte ausharren könnt, und gerade jetzt, wo im Herbst schon so viel Leute sterben." Wie, sterben —? die alte Frau erbebte. Die Nichte merkte das und plötzlich stieg ihr eine dunkle Ahnung auf. „Base," sagte sie ängstlich, „was ist mit Euch, habt Ihr was auf dem Gewissen?" Die Totenfrau verbarg das Gesicht in den mageren Händen und fing heftig an zu schluchzen. „Ei, sagt's doch, Base, was fehlt Euch denn?" — „Ach, ich kann's nicht — ich war ja mein Lebtag eine ehrliche Frau und — und —"

„Base, jetzt weiß ich's," fiel die Nichte dazwischen, „es ist doch wahr, Ihr habt dem Andres sein Geld." Jetzt war's 'raus. — Mit einem Aufschrei sank die Totenfrau aufs Bett. „Ja, Ihr habt das Geld, wo ist's?" Mit zitternder Stimme sagte die Alte leise: „Sei still, ganz still, das Geld hat mich ganz unglücklich gemacht, es darf nicht 'raus, ich bin eine ehrliche Frau. Ich will Dir's sagen, kein Mensch darf's aber wissen —: da im Ofenrohre steckt der Brief." — „Herr Gott, Base, Ihr habt das Geld?" rief die Nichte wie besessen, „ei du meine Güte, da kommt Ihr ja mit Schuh' und Strümpfen lebendig in die Hölle, wenn Ihr's nicht sofort dem Andres hinbringt. Jetzt raus damit!" Und schon riß die Nichte die Kappe am Ofenrohr ab, und der rußgeschwärzte Brief fiel auf den Boden. Die Alte schrie auf und stürzte sich mit zitternden Händen und gierigem Blicke auf den Unglücksbrief und preßte ihn an die keuchende Brust. „Nein," sagte sie, „Du schweigst und ich trage ihn selber hin." „Gut", sagte die Nichte, „derweilen mache ich Euch eine warme Stube, koche einen guten Kaffee, und wenn Ihr zurückkommt, trinkt Ihr ihn mit „gutem Gewissen"."

Die Alte verbarg den Brief sorgfältig unter der Schürze, nahm den Krückstock und schritt unter dem Dorfe her, nach den hinteren Gärten, die an Barbens Hof grenzen. Sie stand und sann, ging an der Gartenhecke hin und stand wieder und sann. Sollte sie in den Hof gehen — sie, die ehrliche Frau — wie hatten sie doch in Damm gesagt? — Nein, das konnte sie nicht. Sie schaute sich um, und als sie niemand bemerkte, nahm sie den Brief und schob ihn in einen dichten Hainbuchenstrauch neben der Eingangstür zum Garten. Erleichtert atmete sie auf und schritt langsam davon.

Die Nichte war glücklich, als die Alte zurückkehrte und erzählte, daß alles in Ordnung sei. Den Kaffee tranken sie zusammen in der warmen Stube. „Es geht doch einmal nichts über ein „gutes Gewissen"," sagte lächelnd die Nichte, „und wie konntet Ihr Euch wegen dem leidigen Mammon so die alten Tage versauern? Das Geld hatte außerdem gar keinen Wert für Euch, es war ja ausgeschrieben, und hättet Ihr's wollen wechseln lassen, dann hätte Euch die Polizei am Wickel gekriegt." Die Alte nickte stumm.

Kaum senkte sich der Abend herab, da schritt sie wieder unter dem Dorfe her. Ach, ein „gutes Gewissen" ist ein sanftes Ruhekissen — sie aber konnte immer noch nicht schlafen — der Andres hatte ja sein Geld noch nicht. Im Dämmergrau des Abends trat sie zu dem düsteren Hainbuchenstrauch. Hier holte sie den Brief hervor und schritt leise durch den Garten nach dem Eingang von Barbens Hof. Jetzt wollte sie in den Hof eintreten — da erfaßte sie wieder eine brennende Gier nach dem Gelde, krampfhaft hielt sie es unter der Schürze fest — und schritt zurück. —

Der Ofen war warm, die Nichte war heiter — aber die Totenfrau seufzte und stöhnte des Nachts auf ihrem ärmlichen Lager. Niemals durfte ihr die Nichte das Bett machen, ob's auch der Alten noch so sauer wurde. Hier im Bett unter dem Überzug des Kopfkissens hatte sie den Brief mit den 900 Mark Pfandbriefen eingeschoben. Welch' ein Ruhekissen. — —

Wenn aber die Totenglocke ertönte und wieder eine Seele ihr Geld und Gut auf der Erde zurückgelassen, dann nahm sie den verhängnisvollen Brief aus dem Kopfkissen, verwahrte ihn unter der Jacke auf der Brust und schritt auf den Krückstock gestützt nach dem Sterbehaus — und machte das Sterbekleid. Die großen Augen waren im letzten Jahre noch tiefer eingesunken und waren von unstätem Blick und mit unheimlich düsterem Glanze umflort. Die Kinder fürchteten sich und wichen ihr auf dem Wege aus, wenn sie, mit gesenktem Haupte, langsam die Dorfstraße entlang schritt. An den Särgen aber, wenn sie das Sterbekleid über die Leichen legte, das schwarze Florband darüber kreuzte und drei Wermutszweige darauf heftete — stöhnte sie oft gar laut und erzählte mit stockender Stimme, wie sie all ihr Lebtag eine ehrliche Frau gewesen sei. Niemand aber bezweifelte jemals ihre Ehrlichkeit, im Gegenteil, viele verdachten es dem reichen Andres, daß er diese alte, ehrliche Frau in das Gerede wegen des Geldes gebracht hatte.

Ein und ein halbes Jahr waren seit jenem Tage vergangen, als die Totenfrau auf der Straße nach Damm den Brief gefunden.

Dem Gemeinderechnungsführer wurde das Amt abgenommen — er hatte Gelder der Gemeinde veruntreut. Es war viel Redens im Dorfe, und

„ehrlich währt am längsten“ wurde oft gesprochen. An jenem Abend saß die Totenkathrine gramgebeugt in ihrem Stübchen und starrte in den flackernden Feuerschein, der aus den Ritzen des Ofens drang und auf der Diele hin- und herhuschte.

„Höre, Base,“ trat atemlos die Nichte herein, „soeben hat der Gendarm den Rechner abgeführt ins Zuchthaus, das ganze Dorf ist auf den Beinen. Das ist das Ende von der Unehrlichkeit und Spitzbüberei.“ Die Totenkathrine starrte die Nichte an — stieß einen Schrei aus — und sank zurück auf das Bett. Zu Tode erschrocken sprang die Nichte herzu. — „Ei, Base, was ist Euch?“ Die Base aber riß an der Brust und keuchte: „Ach, ich erdämpfe, helf, helf, sie holen mich — ich ehrliche Frau.“

Die Nichte griff zu und riß die Jacke und das Halstuch auf — da — ein Rascheln und heraus fiel der zerknitterte Brief.

Leichenblaß stand die Nichte am Lager der irre redenden Frau.

„Ach, mein Gott, mein Geld ist fort, meine Ehre ist fort — ich werde geholt — da kommen sie schon, die, die mit dem Andres.“ So stöhnte die Totenkathrine, und die Nichte brach in lautes Weinen aus. Was nun? Kurz besonnen eilte die Nichte zum Pfarrer. Der Pfarrer trat ans Bett der alten Frau. Sie lag im heftigen Fieber und meinte, es sei der Gerichtsdiener. Endlich gelang es dem Geistlichen, die Frau zur Ruhe zu bringen. Und nun erzählte sie in tiefster Zerknirschung, wie sie anderthalb Jahre das fremde Gut verborgen gehalten — nun aber ein böses Gewissen habe und vors Gericht solle. Der Pfarrer und die Nichte berieten, was nun zu machen sei, damit die Schande nicht zu groß würde. Der Weg war bald gefunden. Der Ehemann der Nichte arbeitete im Siegerlande. Unter seiner Adresse wurde an jenem Abend ein eingeschriebener Brief mit den 900 Mark Wertpapieren abgeschickt. Von einem „ungenannten Absender“ kam endlich das Geld durch die Post aus dem Siegerlande in Barben Andres' Hände.

Ein gut Gewissen, ein sanftes Ruhekissen, noch mehr ein sanftes Sterbekissen.

Noch wenige Tage hatte die Totenkathrine zu leben. In schmerzlicher Reue hatte sie dem Geistlichen ihre Verirrung bekannt. Dann wurde auch über sie das Sterbekleid mit den drei Wermutszweigen gebreitet.

Auf der Dorfstraße begegnen mir allerlei Leute. Die einen reich, die andern arm. Die einen schleppen eine schwere Last von Sorgen um Geld und Gut mühsam dahin, die anderen gehen leichten Schrittes vorüber — ihre Habe drückt sie nicht. Ihrer aller Wege aber enden droben hinter dem Kirchlein — und da ist ein gar stiller Ort. Man hört nichts mehr von dem Kampfe um Mein und Dein, sieht nichts mehr von dem Überfluß und spürt nichts mehr vom Mangel. Dort schläft die arme, alte Witwe, dort schläft auch der reiche Andres — nichts als ein Totenkleid haben beide gerettet — und auch das ist schon in Staub zerfallen.

Ihr Leute auf der Dorfstraße — seht auf euern Weg und bedenket dabei: Es gibt doch ein Gewissen. — Und es kommt das Ende!

Vom Kasseler Hoftheater.

VII.

In den letzten Monaten wehte eine frischere Luft durch den Spielplan. Der Anfang Dezember brachte uns das bürgerliche Drama Joseph Lauffs „Der Heerohme“, das der Verfasser aus seinem eigenen Roman „Kärrekiek“ herausgeschält hat und das die Mängel weitaus der meisten dramatisierten Romane teilt, nämlich ungenügende Charakterisierung der handelnden Personen und allzu lockeren inneren Zusammenhang der Szenen. Trotz der im allgemeinen guten Aufführung hat sich das Stück die Sympathie der Theaterbesucher nicht erwerben können und wird wohl bald wieder vom Spielplane verschwinden. In der Oper bescherte uns der Dezember die Neueinstudierung der Rubinsteinschen Oper „Die Kinder der Heide“, die nach 15 Jahren Ruhe zur Freude aller Musikfreunde wieder über die Bretter ging. Zu einem neuen Weihnachtsmärchen hatte man sich nicht entschlossen und gab als Weihnachtsgabe für die Kinder wieder „Wie Klein-Else das Christkind suchen ging“, trotzdem dies Stück dem kindlichen Fassungsvermögen keineswegs angepaßt ist. Max Dreyers, des Verfassers des erfolgreichen „Probekandidaten“, einaktige Burleske „Stichwahl“ erlebte auch ein paar Aufführungen. Es ist eine vielleicht nur allzu berechtigte Satire auf die wohl überall vorkommende Wahlbeeinflussung, gehört aber seiner ganzen Anlage nach mehr auf eine jener modernen Bühnen, die sich die Pflege des literarischen und politisch-satirischen Einakters zur besonderen Aufgabe machen. Eine Uraufführung erlebten wir bei der kleinen Oper „Michelangelo und Rolla“ von dem Italiener Buongiorno, dessen „Mädchenherz“ seiner Zeit hier lebhaften Beifall gefunden hat. Dies neue Werk weist Fortschritt und künstlerische Vertiefung gegen das frühere auf und wird auch vom Publikum gerne gesehen. Zur Füllung des Abends wurde die seinerzeit unter dem Einfluß der „Cavalleria“ entstandene einaktige Oper „Gringoire“ von Ignaz Brüll neu einstudiert, deren Titelrolle noch wie bei der Erstaufführung durch Herrn Bartram mit großem Erfolg vertreten wird.

Mit dem neuesten Stücke von Felix Philippi „Das dunkle Thor“ wurde ein voller Erfolg erzielt. Der dramatischen Kunst Philippis ist gewiß mancher Vorwurf zu machen, so sein Hang zum Sensationellen und etwas flüchtige Arbeit, aber in seinen Stücken steckt doch immer ein gesunder Kern und die Ausführung ist packend, und so kann ich nicht in das allgemein modern gewordene Lied mit einstimmen, das alles, was von Philippi herkommt,

in die unterste literarische Hölle hinein verdammt. Das Stück gab Herrn Bohnée Gelegenheit zur Entfaltung seiner trefflichen Mittel, und die übrigen Mitwirkenden, namentlich Frl. Ellmenreich und die Herren Jakobi und Jürgensen, standen ihm würdig zur Seite. Schon eine ältere Novität ist Schönthan und Koppel-Elfelds Lustspiel „Komtesse Guckerl“, das zwei harmlose Liebesgeschichten enthält und lediglich den Ansprüchen des Unterhaltungsbedürfnisses genügt. Die Aufführung war trefflich. Ein glücklicher Griff ist es scheinbar gewesen, als man die neue Oper Karl von Kaskels annahm, der durch seine „Bettlerin vom Pont des Arts“ sich hier und an vielen anderen Orten schon einen guten Namen verschafft hat. Sie heißt „Der Dusle und das Babeli“, spielt in der Zeit des Streites zwischen Karl V. und Franz I., und die Musik verwendet mit Glück alte Volksweisen und ist diesen mit Geschick angepaßt, ohne ins Monotone zu verfallen. Die interessante Oper wird gleich ihrer Vorgängerin ihren Weg machen.

Im allgemeinen stecken wir jetzt im Zeichen der Gastspiele, da eine Anzahl Künstler sowohl des Schauspiels wie der Oper mit Ablauf der Spielzeit wieder aus dem Verbande des Theaters scheiden. Naturgemäß wird hierdurch der Spielplan stark beeinflußt, nicht immer zur Freude der Theaterbesucher. Doch da schon für mehrere der Ausscheidenden Ersatzkräfte verpflichtet sind, darf man hoffen, daß bald wieder ruhige Verhältnisse einkehren.

B. F. C.

Schlehdornblüte.

Ob Lenz auch tausend Blüten streut,
Am Bergeshang das Aug' erfreut
Und Trost dem Menschenherzen beut
Die Schlehdornblüte.

Wer unter Zentnerlast der Pflicht
Und Sehnsucht fast zusammenbricht,
Dem leuchtet wie ein Hoffnungslicht
Die Schlehdornblüte.

Sie mahnt, das auch auf Dornenpfad
Noch manches Lebensglück ihm naht,
Wie dem Geröll eh' grünt die Saat,
Die Schlehdornblüte . . .

Kassel. **Albert Weiss.**

Aus alter und neuer Zeit.

Aegidius Hunnius, gest. den 4. April 1603. Wie ehedem in Hellas so ist auch in Deutschland das Drama aus dem religiösen Kultus hervorgegangen. Die Handlung des Schauspiels entlehnte man der heiligen Geschichte; der Ort der Aktion war die Kirche und die Sprache die lateinische. Diese Mysterien waren, weil sie meist einen tragischen Anfang hatten, oft von ergreifender Wirkung. Die Zahl der dramatischen Dichter gegen Ende des Mittelalters und in der Reformationsperiode ist Legion.

Auch im Lande zu Hessen wandte man sich dieser poetischen Richtung zu. Aus Anlaß der 300. Wiederkehr des Todestages eines ihrer bekanntesten Vertreter, des Aegidius Hunnius, möge seiner auch an dieser Stelle mit einem kurzen Wort gedacht werden, weil wir ihm zwei geistliche Komödien: Joseph und Ruth, verdanken; daneben hat er noch „Christliche Sterbensgedanken gesangsweise dargestellet“.

Das erstgenannte Drama führt folgenden Titel: „Joseph. Die gantze Historia von dem frommen und keuschen Joseph, wie er von seinen Brüdern verkauft und die Kinder Israel in Egypten kommen sind. Nach Biblischem Text mit allen Umstenden, in eine schöne christliche unnd nützliche Comoediam Erstlich gestelt durch Christianum Zyrln, Schulmeistern zu Weißenburg am Rhein. Jetzund auß des Ehrwürdigen unnd hochgelahrten Herrn D. Egidij Hunnij.“ Oder: „Josephus. Comoedia prior historiam Josephi a Mose descriptam usque ad exaltationem ejus ad dominium Aegypti exhibens. (Marb. 1584. 8.)“ — Matthi. Hon verdeutschte des Hunnius Komödie vom Joseph 1602.

Das andere Drama behandelte das Leben der Moabitin Ruth; es ist dieses eine ungemein liebliche Geschichte, die ein Bild aller Tugenden gibt, welche das häusliche und gesellschaftliche Leben der Menschen in sich faßt, und trägt den Titel: „Ruth Moabitis, Comoedia nova et sacra. Frankfurt 1586.“ *)

Über das Leben unseres Dichters, dessen Bedeutung wohl ausschließlich auf theologischem Gebiet liegt, möge kurz folgendes mitgeteilt werden: Hunnius war am 21. Dezember 1550 zu Winnenden im Herzogtum Württemberg von Eltern geringen Standes geboren. Er besuchte die Klosterschulen zu Adelberg und Maulbronn und bezog dann die Universität Tübingen. Schon mit siebzehn Jahren war er Magister, und als er 1576 sich das Doktordiplom in der Theologie erwarb, erhielt er einen Ruf als Professor an unsere Landesuniversität Marburg. Die beiden Landgrafen Wilhelm der Weise und Ludwig Testator, Schwiegersöhne des Herzogs Christoph von

*) Die drei Dramen des Hunnius: Josephus I, Josephus II, und Ruth hat Herr Professor Edward Schröder in drei Marburger Kaisergeburtstags-Programmen der Jahre 1898, 1899 und 1900 neu herausgegeben.

Württemberg, willigten gern ein in die Berufung des schwäbischen Theologen, den zu dieser akademischen Auszeichnung ein unbestrittenes Talent und ungewöhnlicher Eifer befähigten. Mit unermüdlichem Fleiße nahm er an allen Bewegungen auf kirchlichem Boden hervorragenden Anteil; als fruchtbarer Kontrovers-Schriftsteller steht er wohl unerreicht da, namentlich erließ er zahlreiche Streitschriften gegen Katholiken und gegen Reformierte. Die Anzahl seiner lateinischen Werke mag wohl annähernd hundert und die der deutschen Schriften etwa vierzig betragen; außerdem schrieb er noch die verschiedensten Aufsätze und Vorreden zu mancherlei Büchern, ungedruckt liegen noch einige Manuskripte vor.

Hunnius war auch ein gefeierter Kanzelredner, der ganz die Gunst des Landgrafen Ludwig und dessen Gemahlin Hedwig, der schwäbischen Herzogstochter, besaß. Auf den hessischen Generalsynoden erwies er sich als der gewandteste Dialektiker, der jeden Gegner aus dem Felde schlug. Er war Ursache, daß damals das kirchliche Band zwischen Ober- und Niederhessen völlig zerstört wurde. Umsonst mahnte ihn der 18 Jahre ältere Landgraf Wilhelm der Weise von seinem „weitläuftigen Zanken" ab. Da bewirkte dieser, 16 Jahre nach Hunnius' Anstellung, dessen Absetzung. — Der Herzog von Sachsen berief Hunnius nach Wittenberg, wo er als der dritte große Theologe nach Luther noch elf Jahre als Professor den theologischen Lehrstuhl bekleidete und Konsistorial-Assessor ward. Wiederholt treffen wir ihn hierauf im Geleit seines sächsischen Herzogs auf dem Reichstage in Regensburg, wo er gelehrte Gutachten abzugeben hatte und mutig den Kampf gegen Reformierte und Jesuiten aufnahm.

Am 4. April 1603 neigte der allzeit streitbare Held das Haupt zum ewigen Schlummer, kaum 52 Jahre alt. Der Ehe entsprossen acht Kinder.

E. R. Grebe.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Geschichtsvereine. Am 27. März hielt in der Sitzung des Hessischen Geschichtsvereins zu Marburg Herr Gymnasialprofessor a. D. Dr. Th. Lohmeyer einen Vortrag über: „Die Hauptgesetze der germanischen Flußnamengebung, hauptsächlich an hessischen Flußnamen erläutert." Redner, der sich mit diesem Gegenstand schon über zwei Jahrzehnte beschäftigt, ist bei seinen Forschungen zu anderen Ergebnissen gekommen als Förstemann, Arnold und Buck. Nach seinen Untersuchungen, die von Egli, Jellinghaus und anderen hervorragenden Fachmännern sehr anerkennend beurteilt worden sind, ergeben sich die nachfolgenden Gesetze: 1. Die Suffixe, Ableitungssilben, sind nur bei Grundwörtern für Fluß anzunehmen, die seither für Suffixe angesehenen Schlußbestandteile bei Nichtgrundwörtern aber als selbstständige Grundwörter für Fluß zu fassen. 2. Ein germanischer Flußname besteht, wenn er nicht zusammengesetzt ist, aus einem einfachen Grundworte für Fluß wie: aha, apa, trawa, alta, mana usw., oder, wenn er zusammengesetzt ist, aus einem Bestimmungsworte mit einem der Grundwörter für Fluß. Ein Suffix tritt nur bei den Grundwörtern auf, und zwar ist das Grundwort ohne Suffix aus dem Grundworte mit Suffix durch Abschleifung hervorgegangen, so trawa aus trawena, alta aus altena, asa aus asana. 3. Wie der Berg oder die Höhe, so der Bergname. Wie das Quellgelände, so der Flußname. Darnach sind in der ältesten Zeit die Flüsse nach ihrer Heimat, ihrer Geburtsstätte genannt; sie sind sozusagen Ursprungs- oder Heimatzeugnisse. Sodann wies Redner noch darauf hin, daß die Urheimat und die Wanderungen der indogermanischen Stämme am besten durch eine planmäßige Untersuchung der Berg- und Flußnamen zu bestimmen seien, namentlich kommen Deutschland und seine Nachbargebiete hierbei in Betracht.

In Kassel fand am 30. März die letzte Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte in diesem Winter statt. Der erste Vorsitzende, Herr General Eisentraut teilte mit, daß in den Monaten Februar und März 5 Mitglieder zugegangen seien, dagegen habe der Verein 18 Mitglieder verloren, 9 davon durch den Tod. Die Herausgabe der Zeitschrift des Vereins habe eine unliebsame Verzögerung durch eine Verkettung außergewöhnlicher Umstände erfahren, u. a. sei ein Manuskript bei der Einsendung abhanden gekommen. An Geschenken waren eingegangen: der letzte Bericht über die wichtigsten Zweige der Verwaltung der Residenzstadt Kassel von Herrn Stadtrat Bödicker, zwei Photographien von Plänen der Stadt Kassel aus dem Jahre 1830 von Herrn Stephani, und eine Zinkmedaille vom Jahre 1814, sowie eine handschriftliche kurze „Geschichte von Hessen" von dem verstorbenen Pfarrer Knyrim durch Herrn Wachenfeld. Der Redner des Abends war Herr Landgerichtsrat Büff, der den 2. Teil seines Vortrags „Hessische Landgrafen und ihre Kanzler" hielt. Den historischen Hintergrund bildete diesmal die Gegenreformation und der 30 jährige Krieg, die Landgrafen, die in Betracht kamen, waren Wilhelm IV., der Weise, Moritz

der Gelehrte und Wilhelm V., der Beständige, sowie seine hochherzige Gattin Amelie Elisabeth. Der Herr Vortragende begann mit Reinhard Scheffer dem älteren, der als Kanzler den Landgrafen Philipp dem Großmütigen und Wilhelm dem Weisen gedient hat. Er war der Schwiegersohn des Kanzlers Feige, wohnte erst zu Marburg, dann in einem von ihm erbauten steinernen Hause an der großen Herrengasse (jetzigen Wildemannsgasse) zu Kassel, das jetzt noch, wenn auch wesentlich verändert, im zweiten Marstallshofe, erkenntlich an dem Schefferschen Wappen mit dem Stern, zu finden ist. Begraben liegt dieser erste Kanzler aus der Familie Scheffer mit seiner Gattin in der St. Martinskirche zu Kassel. Sein Grabstein ist wahrscheinlich bei einer Erneuerung des Doms zu Anfang der 1840er Jahre verloren gegangen. Sein Sohn, Reinhard Scheffer der zweite oder der jüngere, war 1561 zu Marburg geboren, wurde 1584 Rat und 1587 Hofgerichtsassessor in Marburg. 1603 nahm ihn Moritz der Gelehrte unter die Zahl seiner Räte auf und ernannte ihn 1610 zum Kanzler. Vermählt war er mit Margarethe, der Tochter des Kanzlers Johannes Heintzenberger in Marburg. Er starb 1623 und wurde ebenfalls in der Martinskirche der hessischen Residenzstadt beibeigesetzt. Bemerkt sei hier, daß nach den Ausführungen des Herrn Redners ein damaliger hessischer Kanzler eigentlich „alles zu tun" hatte und dafür eine Besoldung von 200 Gulden, die Verköstigung für einen Diener und Futter für zwei Pferde erhielt. Der Sohn des zuletzt genannten Kanzlers, Reinhard Scheffer der jüngste, 1590 zu Marburg geboren, wurde unter Wilhelm V. Kriegsrat und General-Kriegskommissarius. Bei Erneuerung der Universität Marburg 1653 übertrug der Landgraf ihm, dessen Urgroßvater mütterlicherseits die ersten Statuten der Universität verfaßt hatte, mit dem Geheimen Rat Dauber die Führung der Geschäfte. Er starb 1656. Von diesem dritten bedeutenden Mann aus der noch jetzt fortblühenden Familie Scheffer soll noch ein dritter Vortrag handeln.

Hochschulnachrichten. Die Privatdozenten an der philosophischen Fakultät der Universität Gießen, Germanisten Dr. Collin und Dr. Strack sind zu außerordentlichen Professoren ernannt worden. — Die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität hat dem als medizinischer Fachschriftsteller bekannten Geheimen Medizinalrat Dr. Weiß in Kassel anläßlich seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums am 24. März in ehrendsten Ausdrücken das Diplom erneuert. — Der seitherige Assistent der Universitäts-Bibliothek in Marburg Dr. phil. Born wurde zum Hilfsbibliothekar der Universitätsbibliothek in Göttingen ernannt.

Münzbezeichnungen. Unser Landsmann Herr Professor Edward Schröder in Göttingen bereitet eine Schrift über die deutschen Münznamen vor und bittet, ihm Mitteilungen über das Fortleben älterer Münzbezeichnungen sowie namentlich Bezeichnungen älteren und neueren Ursprungs zukommen zu lassen.

Kasseler Feuerwehr. Am 1. April d. Js. ist die seit 1818 bestehende Feuerlöschordnung der Stadt Kassel außer Kraft gesetzt und die dortige Bürgerfeuerwehr aufgelöst worden. Einige Tage vorher, am 28 März, fand noch ein letzter Appell sämtlicher Kompagnien vor dem Polizeipräsidenten Herrn Dr. Steinmeister, als seitherigem Chef des Feuerlöschkorps, und abends ein Kommers statt, welchen Herr Oberbürgermeister Müller leitete und wobei Herr Bürgermeister Jochmus einen Rückblick auf die Geschichte der Bürgerfeuerwehr gab. Den Feuerlöschdienst wird künftig die Berufsfeuerwehr, unterstützt von der Freiwilligen Feuerwehr, wahrnehmen. — Wir gedenken, über die Entwicklung des Feuerlöschwesens in Hessen, namentlich in Kassel, demnächst ausführlichere Mitteilungen zu bringen.

Todesfall. In New-York starb am 17. März der Opernsänger Alcuin Blum. Er war zu Salmünster als Sohn des dort noch im besten Andenken stehenden Amts-Wundarztes Dr. med. Hartmann Blum geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Fulda besucht, studierte er Musik und Gesangskunst und war als erster Bariton an verschiedenen größeren Bühnen erfolgreich tätig. Bevor er nach Amerika übersiedelte, wo er sich hauptsächlich dem Kirchengesang zuwandte und auch als Dirigent einiger deutscher Gesangsvereine wirkte, war er von 1887 bis 1893 an dem Königlichen Theater in Kassel engagiert. In der Erinnerung des dortigen Publikums lebt er besonders als „Hans Sachs" in Wagners „Meistersinger von Nürnberg" fort, eine Partie, in der sein biederes Wesen trefflich zum Ausdruck gelangte.



Hessische Bücherschau.

Wir sind die Sehnsucht. Liederlese moderner Sehnsucht. Ausgewählt von Karl Ernst Knodt. Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Stellt man die Frage, welche Gattung der deutschen Poesie gegenwärtig am meisten Physiognomie zeigt, so muß die Antwort lauten: die Lyrik. Sie ist führend in Erschließung neuer Gebiete und im Schaffen neuer Formen. Die Epik hat ihre Leier an die Wand gelehnt, das Drama ist teils von älteren deutschen, teils von ausländischen Vorbildern abhängig. Die Lyrik hat gegenwärtig auch in der Männerwelt mehr Freunde, und es ist zu hoffen, daß sie deren immer mehr gewinnt. Es ist unverkennbar, daß im letzten Jahrzehnt sich eine Vertiefung und Vergeistigung in unserer lyrischen Dichtung vollzogen hat. Der Materialismus als Weltanschauung ist längst überwunden, die Zeit der Ratlosigkeit ist vorbei, ein Sehnen nach Licht und Frieden geht durch die Herzen und findet in der subjektivsten Form der Dichtung, der Lyrik, oft ergreifenden Ausdruck. Es ist die herrliche deutsche Seele, die lichthungrige und flugfrohe, die sich jeder Fesselung und Demütigung widersetzt und sich immer wieder ihrer wahren Natur bewußt wird. Ist es von ungefähr, daß, während unsere wilder und wilder dahinkeuchende Zeit des Körpers Kräfte verzehrt in harter Frohn und der unheimlich anwachsenden Städte Hast die Sinne betäubt, die Seele hinausflieht in die unentweihte Stille des deutschen Waldes, nach stillen Inseln flüchtet, die Hände in dunklen Nächten sehnsüchtig emporstreckt nach den ewigen Sternen? Inseln und Sterne, sie sind nur Sinnbilder; das wahrhafte Endziel der Sehnsucht unserer Seele ist Gott. Ob dieses Ziel bewußt gefunden wird oder nicht, — das Streben nach dem Ewigen allein schon ist Frömmigkeit. Die Dichter, die diesem Sehnen Ausdruck geben, sprechen die Gefühle Tausender aus, aus ihnen ertönt der Heimwehschrei so vieler, denen kein Gott gegeben, auszusprechen, was sie fühlen. — — Daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen soll, dafür ist mir Knodts Liederlese ein neuer dringlicher Beweis. Diese Liederlese kann erscheinen in einer Zeit, wo Deutschland daran ist, sich als Weltmacht einzurichten. Während wir Kanonen gießen, Kriegsschiffe bauen und Fabriken über Fabriken gründen, überkommt uns die heilige Angst, unser Bestes könne im Rauch und Staub Schaden nehmen. Wir beweisen damit, daß der Deutsche immer noch „der reine Tor" in der Germanenfamilie ist, — und der bekommt im Märchen stets die Königstochter. — Der Herausgeber hat sich mit der Zusammenstellung der Dichterstimmen ein großes Verdienst erworben ums Volk. — Mit einziger Ausnahme L. Jakobowskys, der während der Herausgabe gestorben ist, sind nur lebende Autoren berücksichtigt. Eine stattliche Zahl, die indes keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Die Herausgabe setzt die genaue Kenntnis unserer zeitgenössischen Dichter voraus, wie sie Knodt eben besitzt. Dazu ist die Auswahl vorzüglich. War doch die Gefahr groß, daß die Variierung desselben Motivs zur Einförmigkeit führe. Knodts kundige Hand hat indes die Klippe glücklich vermieden. Allerdings will das Buch in Feierstunden zur Hand genommen sein. Dann wird es dem sinnigen Leser ein Führer sein aus dem Staube des Alltags zu lichten Höhen. Mir persönlich haben außer den Gaben des Herausgebers besonders gefallen einige Gedichte von Busse-Palma, Falke, Paquet (der mir hier zum erstenmal begegnete), H. Hesse, Rilke, Prinz zu Schönaich-Carolath, G. Schüler, L. von Strauß und Torney.

Der Türmer-Verlag hat das Buch, was Papier, Druck und Einband betrifft, vornehm und zugleich solid ausgestattet. Der Buchschmuck ist von dem Worpsweder H. Vogeler entworfen. Die stilisierten, oft abenteuerlich verrenkten Vogelkörper haben mich im ganzen komisch angemutet.

Allen Freunden der Dichtkunst, überhaupt allen Hungrigen im Geiste sei das Buch aufs wärmste empfohlen.

Darmstadt. **Philipp Daab.**

Litterscheid, Franz. Wenn der Tag verglüht. Dichtungen. 160 S. Marburg (N. G. Elwert) o. J.

In dem bekannten, um hessische Literatur und Geschichte hochverdienten Verlag von Elwert in Marburg ist ein kleiner, aber stattlich starker Band Gedichte erschienen, die alle mehr oder weniger Zeugnisse einer liebenswürdigen Begabung sind. Ein sicheres Formgefühl, eine wahre und warme Empfindung und eine im ganzen frische und begnügsame Anschauung der Dinge machen auf den Leser dieser Dichtungen einen erfreulichen Eindruck. Damit ist schon ausgesprochen, daß der Verfasser zu den „Modernen" nicht gehört. Im Gegenteil, der Ton scheint hier und da eher etwas altmodisch (im guten Sinn). Man befindet sich ungefähr in der geistigen Descendenz von Eichendorff. Aber auch Balladen, ernste und heitere, etwa im Charakter von Scheffel und Baumbach, sind nicht wenige vorhanden, und fast will es bedünken, als ob hier das eigentliche Element des Verfassers zu finden sei. Manches schöne Stimmungsgedicht setzt indessen auch die lyrische Befähigung des Dichters außer Zweifel; so z. B. S. 17 „Am Laacher See". Und doch, warum sollen hier „nur" die Sterne ahnen, wie tief der Laacher See sei? Weil sie so viel weiter entfernt sind? Zu den schönsten Gedichten der Sammlung wird man „Die herben Tränen" (S. 20), „Zwei Regenbogen" (S. 21), „Vom Himmel stieg hernieder" (S. 22) und die wiederum aufeinander folgenden „Die Mauerschwalbe" (S. 51), „Des Lenzes Einkehrfest" (S. 53) und „Lob der Bergarbeit" (S. 55) rechnen müssen. Derartiges ist allerdings stark in der Minderzahl, und es fragt sich auch hier, ob nicht durch größere Sichtung die Sammlung verlierend gewinnen würde. Am wenigsten einverstanden kann man mit den (ja auch nicht zahlreichen) Gedichten aus dem Gebiet der Reflexionspoesie sein. Überhaupt scheint der Verfasser im Gleichnis nicht immer glücklich, und so ist seine „Diamantenweisheit" (S 101—102) diesem kostbaren Material leider nur wenig entsprechend. Übrigens ist man höchst überrascht, nach einer Reihe im besten Sinne des Wortes harmloser Gedichte plötzlich auf eins zu stoßen, worin uns mitgeteilt wird, daß eigentlich in des Dichters Brust ein Vulkan „wogt" (S. 19). Mit Verlaub, dem ist, wenigstens nach diesen Gedichten zu urteilen, glücklicherweise entschieden nicht so. Nein, einen Vulkan birgt der Verfasser offenbar nicht in sich, allein er hat etwas viel Besseres: einen freundlichen, unbefangenen Blick, ein liebenswert kindliches Gemüt und — ein Talent, was alles ihm, wo er nötig sein sollte, Trost genug bieten kann. Sonst erfreut gerade in dieser Sammlung das konsequente Verbleiben des Dichters in seiner Sphäre. Nirgends versucht er, wie unsere modernen Künstler mit Vorliebe, darüber hinauszugehen. Können und Wollen bleibt hier schön im Gleichgewicht, und der Verfasser hat ein feines Gefühl für das seinem Talent Angemessene. Zuletzt noch eins: Warum dieser Titel? „Wenn der Tag verglüht"? „Nachtgedanken" berechtigen doch nicht hierzu. Abendlich ist die Stimmung

meist auch nicht. Und daß der Verfasser mit seinem Lebenswerk etwa fertig zu sein wähnt, beweisen wenigstens diese Gedichte nicht. Warum also? H. A.

Holzamer, Wilhelm. Der heilige Sebastian. Roman eines Priesters. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Ich gedenke noch im Laufe dieses Jahres an dieser Stelle in ausführlicher Weise die Bedeutung Wilhelm Holzamers für unser Schrifttum darzulegen. Ich beschränke mich heute deshalb darauf, den vorliegenden Roman kurz anzuzeigen. An und für sich genommen gibt er seinen geistesverwandten Vorgängern „Peter Nockler“ und „Der arme Lukas“ nichts nach. Mit diesen beiden aber zusammen betrachtet, läßt die Lektüre den Wunsch aufkommen, Holzamer möge jetzt bald etwas Abwechslung in seine Romanproduktion bringen. Man wird schließlich von der besten Kost übersättigt, wenn man nur sie zur Speise bekommt. Hoffentlich geben uns die zwei weiteren angekündigten Werke die erwünschte Abwechslung.

Alexander Burger.

Herbstblüten im Leben und Leiden eines Magisters. Von Fritz Schäfer. Berlin (E. Ebering) 1902.

In der Vorrede gibt der Verfasser den Kindern seiner Muse den Wunsch mit auf den Weg, daß sie die Liebe zu Gott, dem Nächsten und dem lieben deutschen Vaterlande laut predigen und in vielen Familien Einkehr halten und soviel Freude hervorzaubern möchten, als sie in schweren Tagen dem Dichter Erleichterung schufen. Dieser Wunsch wird hauptsächlich wohl in Westfalen und an der Lahn in Erfüllung gehen, denn an diese Gegenden wendet der Dichter sich besonders, obwohl er selbst Frankfurt a. M. seine Vaterstadt nennt. In vielen der Lieder, welche der Verfasser auf Wunsch seiner Freunde gesammelt hat, gelangt ein warmes Empfinden für Freundschaft und Heimat zum Ausdruck, dem auch der Humor sich zugesellt, sodaß sie in den fröhlichen Gesellschafts- und Familienkreisen, für die sie geschaffen wurden, sicher freudige Aufnahme gefunden haben. Einige sind nach bekannten Weisen zu singen, das schönste von allen aber, „Wanderlust zur Rosenzeit“, ist noch ohne Melodienangabe. B.

Dantons Tod. Ein Drama von Georg Büchner. Mit einer Vorbemerkung von Alexander Burger und dem Bild des Dichters. Verlag von Otto Hendel, Halle. Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes Nr. 1650.

Über Georg Büchner, den aus Goddelau bei Darmstadt gebürtigen und früh verstorbenen Dichter, hat Alexander Burger bereits in Nr. 9 des „Hessenland“ vom vorigen Jahr einen biographischen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er die von ihm veranstaltete Neuausgabe des oben genannten Dramas ankündigte. Nunmehr ist dieselbe erfolgt und macht das geniale Werk neuerdings dem Publikum zu einem sehr billigen Preis (25 Pfg.) zugänglich.

Personalien.

Verliehen: dem Kreisschulinspektor Schulrat Müller in Darmstadt bei seiner Versetzung in den Ruhestand die Krone zum Ritterkreuz 1. Kl. des Verdienstordens Philipps des Großmütigen; dem Bildhauer Brandt, dem Maurermeister Löser und dem Hofgraveur Schlemming zu Kassel der Königl. Kronenorden 4. Kl.; dem Königl. Oberbibliothekar Dr. Uhlworm in Berlin das Prädikat Professor.

Ernannt: Landgerichtsrat Westrum in Kassel zum Oberlandesgerichtsrat daselbst; Landgerichtsrat Fromm in Kassel zum Landgerichtsdirektor am Landgericht zu Essen; Oberlehrer Professor Dr. Schäfer in Worms zum Seminardirektor in Friedberg; Pfarrer Altmüller in Gudensberg zum Metropolitan daselbst; Pfarrer Groth zu Wingershausen zum Pfarrer in Romrod; Pfarrverweser Klappert zu Weidelbach zum Pfarrer daselbst; Pfarrer Maus zu Bottendorf zum Pfarrer in Großenwieden; Rechtsanwalt Reimherr in Steinbach-Hallenberg zum Notar; Gerichtsassessor Grau in Kassel zum Hilfsrichter beim Landgericht daselbst; Assessor Dr. Heldmann in Fulda zum Amtsrichter; Postinspektor Korff in Kassel zum Oberpostinspektor in Frankfurt a. M.; Stationskontroleur Steuerinspektor Glück in Chemnitz zum Oberzollinspektor in Thorn; Strafanstaltsinspektor Zimmermann in Kassel-Wehlheiden zum ersten Inspektor an der Strafanstalt in Ziegenhain; Rechtskandidat Reymann zum Referendar.

Überwiesen: Regierungsrat Hoche vom Königl. Polizeipräsidium in Berlin der Königl. Regierung zu Kassel; Regierungsassessor Droege in Kassel der Königl. Regierung in Schleswig; Regierungsassessor v. Lieres und Wilkau in Freienwalde a. O. dem Königl. Oberpräsidium in Kassel.

Versetzt: Regierungs- und Forstrat Mehrhardt in Gumbinnen an die Regierung zu Kassel; Kreisschulinspektor Kleinschmidt in Erbach nach Gießen; Kreisschulinspektor Professor Dr. Lucius in Gießen nach Darmstadt; Amtsrichter Schmidt in Eschwege als Landrichter nach Lüneburg; Amtsrichter Wagner aus Frankenberg an das Amtsgericht zu Fulda.

Zugelassen: die Gerichtsassessoren Brunner zu Arolsen und Otto Heldmann zu Kassel zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgericht in Kassel.

Entlassen: Realschullehrer Wilhelm Holzamer zu Heppenheim auf sein Nachsuchen.

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Justus Hoffmann und Frau Charlotte, geb. Banse (Kassel, 23. März); Oberlehrer Prätorius und Frau Helene, geb. Paulus (Kassel, 25. März).

Gestorben: Früherer Konsul Wilhelm Hoffmann, 68 Jahre alt (Brooklyn, 12. Februar); Apotheker Dr. med. Ernst Kampfmüller (Louisville, 8. März); Papierfabrikant Louis Staffel, 83 Jahre alt (Witzenhausen, 16. März); Guts- und Fabrikbesitzer Konrad Hohmann, 60 Jahre alt (Maden, 16. März); Hofbuchhändler Gustav Klaunig, 52 Jahre alt (Kassel, 18. März); Amtsgerichtsrat Georg Unverzagt, 45 Jahre alt (Bergen, 19. März); verwitwete Frau Oberappellationsgerichtsrat Marie Scheffer, geb. Barttlingk, 69 Jahre alt (Kassel, 22. März); Pfarrer August Haft, 79 Jahre alt (Widdershausen, 22. März); verwitwete Frau Bauinspektor Amalie Wolff, geb. Bödicker, 84 Jahre alt (Kassel, 23. März); Oberamtmann Eckart Koehler (Domäne Neuenberg bei Fulda, 23. März); Fräulein Natalie Baumgard, 58 Jahre alt (Kassel, 24. März); Frau Postmeister Bertha Schwalm, geb. Reißmann, 64 Jahre alt (Marburg, 26. März); Gymnasial-Professor Dr. Theodor Sänger, 49 Jahre alt (Hersfeld, 27. März); verwitwete Frau Dr. Bertha Scheck, geb. Hilger, 60 Jahre alt (Kassel, 30. März).

Briefkasten.

Amicus Hassorum. Brief folgt postlagernd. — A. R. in Laubach. Sie erhalten in einigen Tagen briefliche Mitteilung.

D. S. in F. Besten Dank. Das Gedicht wird in der nächsten Nummer gebracht werden.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 8. XVII. Jahrgang. Kassel, 16. April 1903.

Nach Jahren.

Dann stand ich wieder an der Stelle
Vor Deinem Haus in Dunkelheit.
Und siehe! von der lieben Schwelle
Hub sich verschollnes Herzeleid.

Ich kannt' es wohl! Zu diesen Stufen
Zog mich's durch Nacht und Regenwind.
Es schwieg. Es hat mich nur gerufen
Mit Augen, die gestorben sind.

Jugenheim. **D. Saul.**

Leidensweg.

Heut' ging ich gewohnten Pfad entlang;
Es kramte mein Herz in alten Sachen.
Wie hat es verlernt befreiendes Lachen! —
Je weiter, — je schwerer ward mein Gang
Und als der Steig sich bog bergan,
Da sah ich — war's Wirklichkeit, war's Wahn? —
Zur Rechten und Linken Gestalten stehen,
Die ich im Leben schon alle gesehen.

Die Augen sucht' ich zu wenden, — vergebens!
Alle Irrtümer meines Lebens
Schaudern mich an: in Fleisch und Blut
Geben sie mir Geleit und Hut.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Todesgang ist mein Lebenslauf.
Noch schlepp' ich mein Kreuz — unüberwunden;
Doch treulich pflanzen sich alle Stunden
Am Weg als Leidensstationen auf.

Darmstadt. **Philipp Daab.**

Erste Sonne.

Der junge Sonnenstrahl flutet
Herab auf belebte Gassen;
Die Menschen haben die Häuser
In Sonnensehnsucht verlassen.

Das zieht in lustigen Farben
Vorüber mit lachendem Blicke,
Es ist, als ob mit der Sonne
Gekommen ein neues Glücke.

Da, kalt in mir ersterben
Die goldenen Frühlingspsalter —
Grad trug ein Kindersärglein
Vorüber ein müder Alter.

Weimar. **W. Schäfer.**

Der gute Ort.*)

Du guter Ort — die Zeit, die draußen hastet,
Vor deiner Pforte faltet sie die Flügel
Und lauscht und schweigt, und nie wird hier ein Hügel
Von ihrem Spaten wieder angetastet.

In deinem Schoße unterm hohen Grase
Hältst ewig du die Wanderer geborgen,
Entrückt der Wüste banger Erdensorgen,
Du kleine, grüne Ewigkeits-Oase.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

*) Die althebräische Bezeichnung für Begräbnisstätte.



Hessische Medizinalverhältnisse im 18. Jahrhundert.

Eine heimatliche Studie von Dr. Hans Braun=Berlin.

Die Landgrafschaft Hessen=Kassel erhielt ihre ersten Medizinalgesetze im siebzehnten Jahrhundert. Als Landgraf Moritz 1592 die Zügel der Regierung aus den Händen seines Vaters, Wilhelms des Weisen, übernommen, war es sein ganzes Bestreben, den durch seinen Ahnherrn Philipp den Großmütigen begründeten Wohlstand des Landes zu erhalten und zu heben. Trotzdem er gezwungen war, seine ganze Aufmerksamkeit der äußeren Politik zu widmen, ordnete er den Staatshaushalt durch manches wohlüberlegte Gesetz und pflegte Kunst und Wissenschaft in seinem Fürstentum. Er ließ die ersten hessischen Medizinalgesetze ausarbeiten, welche 1610 in Kraft traten. Als aber 1618 die Kriegsfackel in die deutschen Lande geschleudert war und die Truppen der Liga unter der Führung Tillys im Herzen Deutschlands herumzogen, Städte und Dörfer ausraubten, Felder verwüsteten, da fanden die landgräflichen Behörden keine Muße, die innere Einrichtung des Staates zu vervollkommnen. Die Landgrafschaft hatte unter den Schrecken des dreißigjährigen Krieges ungemein viel zu leiden.

Bald nachdem Wilhelm V., seiner getreuen Gesinnung wegen der Beständige genannt, 1627 den Thron bestiegen, brach Hungersnot und Pest — der schwarze Tod — aus und raffte viel Volks hinweg. Die kaiserlichen und schwedischen Truppen schlugen ihre Standlager im Hessischen auf, und da im Kriege nur das Recht des Stärkeren gilt, wurden Gesetze nicht mehr geachtet. Erst einige Jahre nach dem westfälischen Frieden zog wieder Ordnung und Disziplin in die Landgrafschaft ein. Was nach Wilhelms Tode seine Witwe, die Landgräfin Amelie Elisabeth, begonnen, setzte der älteste Sohn, Wilhelm VI., nach seiner Großjährigkeit fort: die Wiederaufrichtung der Verwaltung. Sie wurde nach dem Muster Kurbrandenburgs und Kursachsens, beide erbverbrüdert mit Hessen, durchgeführt und nahm viele Jahre in Anspruch.

Als 1760 Friedrich II. die Landgrafenwürde zufiel, betrachtete er es als eine seiner ersten Aufgaben, eine Medizinalgesetzgebung für sein Land zu erlassen. Stein= und Bruchschneider, Harnärzte, Schachtelkrämer, kluge Frauen trieben im Lande ihr Unwesen und nützten die Dummheit des Volkes weidlich aus. Aber ungeachtet in der Medizinalordnung von 1768 auf diese Zustände Rücksicht genommen war, lehrte doch schon sehr bald die Erfahrung, daß der Landgraf seine heilsamen Absichten mit diesem Gesetze nicht erreichen würde. „Vielmehr haben Wir mit höchstem Misfallen wahrnehmen müssen, daß eine der Bevölkerung Unsrer Länder und dem Leben Unsrer getreuen Unterthanen höchstnachtheilige Pfuscherey und Charlatanerie durch allerley Misbräuche sich gegen alles Verboth wieder einzuschleichen vermocht und Unsre guten Absichten vereitelt haben."

Landgraf Friedrich entschloß sich also abermals zur „Regulierung" des Medizinalwesens. Um sein Volk gegen die Ausbeutung von Schwindlern, Kurpfuschern und „Afterärzten" zu schützen, erweiterte er zuerst das Collegium medicum zu Kassel. Zum Präsidenten dieser Behörde wurde ein „Geheimer Etatsminister" ernannt, welcher auch mit der Leitung der Sitzungen beauftragt war. Er unterstand unmittelbar den Befehlen Sr. Durchlaucht. Die Mitglieder des Collegii medici wählten aus ihrer Mitte einen Direktor und einen Vizedirektor, denen der schriftliche Verkehr mit anderen Behörden und den unterstellten Amtsphysikern oblag. Zu Mitgliedern wurden wieder ernannt die sämtlichen Leib= und Hofmedici, sowie die ordentlichen Professoren der Medizin des Carolinums zu Kassel, welche zusammen das frühere Collegium medicum gebildet hatten. Verstärkt wurde es durch die Ernennung der ordentlichen Professoren der Medizin der Universitäten Marburg und Rinteln (welche letztere indes 1810 während des kurzen Bestehens des Königreichs Westfalen mit der Universität Marburg vereinigt wurde). Erstere sollten im Oberfürstentum Hessen, die andern in der Grafschaft Schaumburg als selbständige Deputation die Entwickelung des Sanitätswesens verfolgen. Sie hatten die Prüfungen der Ärzte, Wundärzte, Apotheker, Hebeammen und Bader vorzunehmen und die „Patente und Erlaubnisscheine" vom Kollegium in Kassel bestätigen zu lassen. Letzteres sollte in allen „Regierungs=, Policey=, Cameral= und Justizsachen" bei Medizinalfragen Gelegenheit zu Begutachtungen, Verfügungen und Urteilen haben. „Alle Aerzte, Land= und Stadtphysici, alle Land=, Stadt=, Amts=,

Garnisons-, Regiments- und Compagnie-Chirurgi, wie auch alle andre gnädigst adprobirte Chirurgi und Apotheker, alle Geburtshelfer und Hebeammen, alle Oculisten, Stein- und Bruchschneider, desgleichen alle Operateurs, nicht weniger alle Bader, und alle andren Personen, die sich mit innerlichen und äußerlichen Curen, sie mögen Namen haben wie sie wollen, abgeben, sollen in Sachen, die ihre Kunst angehen, von nun an allein diesem Collegio unterworfen seyn." So heißt es in den Ausführungsurkunden.

Die erste Aufgabe der neuen Behörde bestand in der Ausarbeitung eines neuen Medizinalgesetzes. Man ging dabei von der Ansicht aus, daß die Verbesserung der alten Verordnungen nicht ausreichen würde. Vielmehr müsse man auch Umschau halten, wie und mit welchem Erfolge diese Frage in anderen Staaten erledigt sei. Unter den Medizinaledikten der benachbarten Länder wurde schließlich ein Gesetz des Bistums Münster — der Bischof war (seit 1719) der jeweilige Erzbischof von Köln — ausgewählt und als Grundlage für ein hessisches Gesetzbuch benutzt. Die Prinzipien waren mit wenigen Worten, daß nur der Arzt die innerlichen, der Wundarzt nur die äußerlichen Kuren vorzunehmen und nur der Apotheker die Arzneien anzufertigen habe. Bei dem Mangel „an der gehörigen Menge geschickter Leute" sah man bald ein, daß diese Theorie „ohne das Wohl der Unterthanen manchmal zu kränken" sich nicht in die Wirklichkeit übersetzen ließ. Das Kollegium erhielt also vom Landgrafen den Auftrag, einen Kommentar zu diesem Gesetz zu verfassen, welcher zur Aufklärung des Publikums dienen sollte.

Da wird vor allem die Gefahr besprochen, „welcher sich diejenigen aussetzen, die sich bey mancherley Krankheiten den Unwissenden und Quacksalbern anvertrauen". Die „Materie der Krankheiten" wird in diesem langen Kapitel in höchst interessanter Weise erläutert. Es ist bekannt, daß der Wein berauscht, der Mohnsaft betäubt, der Rhabarber abführt, das Quecksilber Speichelfluß hervorruft und die Gewürze anregen und erhitzen. So gebe es auch im menschlichen Körper „besondere schädliche Feuchtigkeiten", welche teils Pest, Pocken, Wechselfieber, Liebesseuche rc. verursachen. Spricht nun der Arzt von der Materie der Krankheit, so meint er damit diese Feuchtigkeit. Weil aber diese Pest- oder Pockenmaterien oftmals den Tod eines Menschen herbeiführen können, wurden sie auch „Gifte" genannt, ebenso wie gewisse „in den Apotheken befindliche Gifte" des Menschen Gesundheit gefährden und unter Umständen auch dessen Ableben bewirken können. Unter Heilmitteln werden ferner solche in Apotheken käufliche Substanzen verstanden, welche die Materie der Krankheiten zerstören und dadurch die Krankheit selbst heilen. Als Beispiele werden genannt, daß „die China" die Materie des Wechselfiebers, das Quecksilber die Materie der Liebesseuche zerstöre.

Den Titel eines Arztes zu führen war berechtigt, wer die Würde eines Doktors erlangt und gelernt hatte, „Kranken zu verordnen". Ergründete er die Ursachen der Krankheiten und richtete danach die Behandlung ein, so wurde er ein „gründlicher Arzt" genannt. Die „Empiriker" aber betrachteten nur die Ähnlichkeit der Fälle und verordneten „ohne weiter nachzudenken". Deshalb sei es auch eine Kleinigkeit, einen jungen Menschen, „wenn er schlau ist", in ganz kurzer Zeit zu einem Arzt heranzubilden.

Das Collegium medicum wußte aber aus Erfahrung, daß die meisten Ärzte Empiriker waren. Um das Volk vor diesen Männern der Wissenschaft möglichst zu schützen, mußten sich alle Ärzte, trotzdem sie bereits approbiert waren, melden und in Klausur eine schriftliche Arbeit anfertigen. Eine mündliche Prüfung wurde nicht abgehalten. Nach bestandenem Examen erhielt der Kandidat dann ein Patent folgenden Wortlautes: „Nachdem wir die Aufsätze des Herrn Dr. N. N. geprüft haben, so hat sich gefunden, daß er in (dieser und jener Krankheit, z. B. im Wechselfieber u. s. w.) mit Nutzen gebraucht werden kann und er soll seine Praxis nicht weiter, als auf diese Krankheiten, außer unter dem Beystande und dem Rathe eines andren Arztes von mehrerer Einsicht, ausdehnen dörfen." Wer Inhaber eines solchen Patentes war, gehörte der sechsten Klasse der Ärzte an. Die nächst bessere Kategorie, die fünfte Klasse, durfte alle Krankheiten heilen. Bei den Ärzten, „welche sich über die Empiriker emporgeschwungen haben, soll man ein Ehrenwort in dem Patente antreffen: daß er ein geschickter Arzt sey." Die dritte Klasse erhielt den Zusatz „sehr geschickt", die zweite das Attribut „fürtrefflich". Das beste Prädikat ist nicht angegeben, es wird aber gesagt, daß Ärzte der zweiten Klasse, „wenn sie das Wohl des Publici durch neue Entdeckungen befördern und selbige durch den Druck bekannt machen, fürtreffliche und ausgezeichnete" benannt werden sollen. Auffallend und bemerkenswert an dieser Bestimmung ist, daß approbierte, in der Praxis stehende Ärzte zu einem Examen gezwungen wurden. Wer bei der Aufforderung, zur Prüfung zu kommen, nicht erschien, mußte zehn Taler an den Fiskus zahlen; wer bei der Wiederholung der Vorladung ausblieb, verfiel einer Strafe von zwanzig Talern. Sollte jedoch jemand nach dem dritten Befehl,

vor das Kollegium zu treten, sich nicht melden und trotzdem fortfahren zu praktizieren, „so wird eine körperliche Strafe nicht ausbleiben".

Personen, welche die ärztliche Kunst ausübten, ohne die Befähigung dazu zu besitzen, wurden durch die Physici namhaft gemacht und das Publikum öffentlich vor ihnen gewarnt. Man hoffte mit diesen beiden Bestimmungen die Kurpfuscherei ganz zu beseitigen und die Kranken veranlassen zu können, sich das Patent des behandelnden Arztes zeigen zu lassen. Der Patient sollte in die Lage versetzt werden, sich selbst ein Urteil über jenen zu bilden.

Wie weit die Kurpfuscherei aber damals verbreitet war und auch von mehreren Regierungen als berechtigt anerkannt wurde, erhellt die Tatsache, daß der Kurfürst Maximilian III. Joseph von Bayern, mit dem 1777 die Wittelsbach-Bayrische Linie erlosch, von einem Nichtakademiker, einem Charlatan, aber trotzdem „Hofmedikus", zu Tode kuriert wurde.

Eine andere in das Leben der Ärzte tief eingreifende Verordnung war, daß alle die Doktorwürde besitzen mußten. Wenn man berücksichtigt, daß das Land arm war und immer noch an den Folgen der letzten großen Kriege zu leiden hatte (die hessischen Truppen hatten doch erst kürzlich unter den Fahnen Friedrichs des Großen im siebenjährigen Kriege mitgekämpft), so wird man die Schärfe dieses Erlasses wohl verstehen. Des öfteren soll es vorgekommen sein, daß die Gemeindeverwaltung die Kosten der Promotion ihrer Ärzte übernahm, um den Bürgern einen tüchtigen Arzt zu erhalten. Als Ausgleich jedoch ward für die hessischen Ärzte eine beschränkte Niederlassungsfreiheit eingeführt, fremdländischen aber wurde, wenn sie sich in der Landgrafschaft seßhaft machen wollten, vom Collegium medicum nach Prüfung ihrer Papiere ein Ort zum Praktizieren angewiesen. Bis dahin war die Ausübung ärztlicher Kunst wie bei vielen Gewerken von einem Privilegium abhängig.

In sanitärer Hinsicht wichtig wurde nun auch die neueingeführte Anmeldepflicht von ansteckenden Krankheiten, Seuchen und Epidemieen. Von juristischer Bedeutung ist der Paragraph betreffend die Verletzung fremder Geheimnisse, welche ein Arzt oder ein Apotheker kraft seines Amtes erfahren. Sie wurde mit zehn Talern geahndet, „wovon der Angeber die Hälfte beкömmt."

Den Chirurgis oder Wundärzten wurde ebenso wie den „medicinischen Aerzten" ein abermaliges Examen vorgeschrieben, nach dessen Bestehen sie ein Patent erhielten. Für diese wurden gleichfalls sechs Prädikate eingeführt. Die sechste Klasse durfte nur ganz bestimmte mit Namen benannte Operationen ausführen, z. B. nur „Staarstechen" oder Zähne „ausreißen", während der ersten Klasse die Behandlung aller chirurgischen Fälle freistand. Durch dieses Gesetz wurde natürlich den Pfuschern, welche aus dem Stande der Bader hervorgegangen waren, das Handwerk gelegt. Jungen Leuten unter sechzehn Jahren war es verboten, die Wundarzneikunst auszuüben. Waren sie aber gewillt, dieses „Gewerbe" zu erlernen, so mußten sie sich in der neubegründeten Schule in Anatomie, Physiologie und Pathologie ausbilden lassen. Von nun an wurde auch auf das strengste darauf geachtet, daß Wundärzte keine innerlichen Krankheiten behandelten, nur in Fällen, wo ein Menschenleben in Gefahr schwebte, war es ihnen gestattet, bis zur Ankunft eines Arztes Verordnungen und Ratschläge zu geben. Erst wenn sie ihre Kenntnisse „in der Medicin" vor dem Collegium medicum dargetan, konnten sie auch ein „Attest" zur Ausübung innerlicher Kuren empfangen.

Die unterste Klasse der Wundärzte unterschied sich von „dem Bader 2c. darinnen, daß dieser zugleich schröpfet, der Wundarzt aber nicht. Warum thut der Wundarzt dieses aber nicht, da es doch eine alte chirurgische Operation ist? Er spricht: Das Schröpfen ist eine die Ehre beleidigende, eine niederträchtige Sache. Was hat er für Gründe? Keine. Denn, worum soll das Schröpfen schimpflich sein, hingegen, ein Klistir zu setzen, bey der Geburt Hilfe zu leysten, stinkende und garstige Geschwüre zu behandeln, nicht niederträchtig seyn." Wundärzte und Bader waren damals allgemein in Zünften organisiert und wahrten auf das strengste ihre „Privilegia". Allein die „ersprießliche Einrichtung" wurde nur zu sehr diskreditiert durch den Mißbrauch, den diese Leute mit ihrer Macht ausübten. „Der junge Mensch, aus dem wohl etwas gutes werden könnte, er mag sich entweder bey einem zunftmäßigen Wundarzt oder Bader begeben, muß seinem Herrn die Schuhe putzen, seine Kinder warten, die Stuben kehren, im Garten arbeiten, für ihn das Geld mit Bartscheeren verdienen, und wenn er dieses drey Jahre lang beobachtet, so hat er zunftmäßig gelernt. Gehöret aber die Geschicklichkeit, Schuhe zu putzen, Kinder zu verwahren, Stuben zu kehren, im Garten das Land zu graben, und das Rasiren wol zur Wundarzney?"

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Besinger Eschebergs.

Von Paul Heidelbach.

Escheberg, dieser unweit Zierenberg gelegene hessische Edelsitz, verdankt seinen guten Klang in der deutschen Literaturgeschichte seinem einstigen Besitzer, dem Freiherrn Karl von der Malsburg, der hier in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einer ganzen Reihe von Dichtern Gastfreundschaft gewährte und deshalb mit vollem Recht von der Mitwelt als „hessischer Mäcenas" bezeichnet wurde. Wir wissen, um uns nur an wenige Namen zu erinnern, daß hier Geibel fast ein Jahr lang die glücklichste Zeit seines Lebens verbrachte und manches seiner besten Lieder schuf, daß Bodenstedt*) mehrmals längere Zeit als Escheberger Gast die dortige ungemein reichhaltige Bibliothek zu seinen Arbeiten benutzte, und auch unser Landsmann Rodenberg als junger Marburger Student hier freundliche Aufnahme fand. Seitdem ist manches Lied zum Preise Eschebergs erklungen. Als des Freiherrn Bruder, der Dichter Ernst von der Malsburg, noch lebte, waren es besonders Dichter der romantischen Schule, die oft und gern Escheberg aufsuchten. In dieser Zeit lebte hier, etwa 1813—38, als Pächter des Escheberger Gutes der 1778 zu Ronnenberg als Sohn eines Schulmeisters geborene von Malsburgische Rentmeister August Fricke, der als solcher vielfach mit den Gästen des Hauses in Berührung kam und auch selbst in bescheidenem Maße der Poesie huldigte. Später siedelte er nach Wolfhagen über, wo er als „Fürstlich Waldeckscher Landkommissair" 1851 starb. Diesen Titel erhielt er wegen seiner gemeinnützigen Tätigkeit, wie ihn denn auch die Stadt Volkmarsen aus demselben Grunde zu ihrem Ehrenbürger ernannte.

August Fricke gab 1833 bei J. H. Hampe in Kassel unter dem damals nicht ungewöhnlichen Titel „Versuche in der edlern Dichtkunst" ein nicht für den Buchhandel bestimmtes Bändchen Gedichte heraus, das hier nicht als lyrische Leistung gewertet werden soll, aber wegen seiner Beziehungen zu Escheberg einiges Interesse haben dürfte. Abgesehen von einer Ballade, einer „Apologie des Zeitgeistes" u. s. w. sind es meist bei bestimmten Anläßen an bestimmte Personen gerichtete Gedichte, die wir in diesem Bändchen finden, so wenn er dem Badearzt des Hofgeismarer Gesundbrunnens, dem Hofrat Sandrock, einen poetischen Glückwunsch sendet oder eine Epistel des Dichters B. Theodor von Sydow in launigen Versen erwidert; neben einer schmerzvollen Klage „An meinen Erstgeborenen" steht ein so scherzhaftes Gedicht wie „Meine Wahl", das mit der neckischen auf die Launen des April anspielenden Strophe anhebt:

> Ein Mägdlein im April geboren
> hab' ich zum Weibe mir erkoren;
> Doch glaub' ich nicht, daß eins vom May
> beständiger und treuer sey.

Neun der Gedichte beziehen sich auf Escheberg und seine Bewohner. Wenn man den Geschmack der Zeit berücksichtigt und liest, mit wie unbegrenzter Dankbarkeit alle, die je in Escheberg gastlich aufgenommen waren, dieser Zeit gedenken, wie selbst der etwas sarkastisch veranlagte Schauspieler Gabillon von der Kasseler Hofbühne, der einige angenehme Tage mit dem Freiherrn verbrachte, bekennt, er habe ihn geliebt wie wenig Menschen auf der Welt, so wird man auch die in diesen Gedichten sich ausdrückende Verehrung verstehn.

Bis zum Jahr 1821 war der Oheim der beiden Brüder, der ehemalige kurhessische Staatsminister Karl Otto von der Malsburg, Besitzer von Escheberg. Ihm gelten zwei Gedichte; in einem, „Traumgesicht", sieht der Dichter

> das theure Bildniß jenes Biedermannes,
> den jeder ehrt und liebt, der ihn nur kennt,
> des Seniors des ersten Ritterstammes,
> den man mit Recht den deutschen Nestor nennt,

und an dessen Grab findet er schöne und edle Worte über Tod und Jenseits:

> Geschieden ist er aus der Freunde Kreise,
> gesunken in des Grabes Nacht dahin,
> der unter uns gewirkt mit stillem Fleiße,
> der unter uns gelebt mit biederm Sinn.
> Und wir, die hier noch irren, wünschen, wählen,
> — wer weiß, wie bald von Dunkelheit umringt, —
> auch wir im Cirkelkreis der Kette fehlen,
> die noch in Liebe jetzt sich um uns schlingt!
> Wer weiß, wie bald auch unser Herzschlag feyert,
> wie bald auch uns des Schnitters Sense mäht!
> wie bald auch unser Name still umschleyert,
> auf steinerner Gedächtnißtafel steht.
> Doch du, o Hoffnung! Trösterin des Lebens,
> des Wiedersehens goldne Hoffnung du!
> Begleite uns im heißen Kampf des Strebens
> Und sende uns auch jetzt Erquickung zu.
> Umschwebe uns mit Auferstehungs-Winken,
> wenn wir an seiner Gruft vorübergehn,
> wenn wir ein theures Gut in Staub versinken,
> und ein geliebtes Auge brechen sehn.

Ferner wird dieses Oheims gedacht in einem Gedicht aus dem Jahr 1817, das trotz einigen metrischen Mängeln der Erwähnung wert ist, weil es die damals neu erstandenen Anlagen vorführt:

*) Siehe „Hessenland" 1901, Seite 231 f.

Das Guth Escheberg.

Am hohen Escheberg ragt über Tannenzweigen
im edlen Styl ein Tempel stolz hervor,
und zwei symmetrische Façaden steigen
aus Laubgehängen unter ihm empor.
Doch diese sieht man kaum in ein'ger Ferne,
Denn heimlich liegt das kleine schmale Thal
mit seinem Rittersitz, wo oft und gerne
den Freunden winkt der schäumende Pokal.
Schön ist es hier, wenn Storch und Schwalbe fliehen
und Boreas mit falben Blättern spielt;
doch schöner noch, wenn die Cyrenen blühen
und Veilchenduft die Atmosphäre füllt.
Wenn Nachtigallen=Lieder rings umher erschallen,
die Rose knospet, Gold vom Kleebaum strahlt,
wenn in den klaren See des Thaues Perlen fallen,
in dem am Ufer jeder Baum sich malt.

Dann wird geschildert, wie der Wanderer beim Eintritt in das freundlich stille Tal von Staunen über die plötzliche Veränderung erfaßt wird.

Des neu entstand'nen Sees schöne Spiegelfläche
und der Cascaden heller Silberschein,
das sanfte Murmeln dieser Wiesenbäche
scheint optischer Betrug ihm fast zu seyn.
Und unwillkührlich bleibt er sinnend stehen,
sein Auge irret zweifelnd her und hin, —
nie hatt' er hier noch eine Spur gesehen
von dem, was eine Zauberwelt ihm schien.
Als er vor Jahresfrist die Gegend überschaute,
da war des Sees Bett noch Sumpf und Moor,
die Becassine, die ihr Nest hier baute,
ergötzte spärlich nur sein Aug' und Ohr.
Statt dieser schönen breiten Pappelgänge
umgaben Sträuch' und Binsen seinen Rand,
der breite Wasserdamm war niedrig noch und enge,
als er ihm damals gegenüber stand.
Den hohen Gartensaal und seine beiden Flügel,
das neue Treibhaus, die Orangerie —
den neuen Inselteich mit seinem Felsenhügel,
Das Gartenhaus, die schöne Cererie,
den Sydows=Platz, so heimlich und im Schatten,
dem Wassersprudel gegenüber dort,
das Aquädukt, die zierlichen Rabatten —
sah er vorher noch nie an diesem Ort.
Da weckt ihn plötzlich auf aus seinen Träumen
mein Morgengruß, als ich vorüberschritt;
er bat mich, einen Augenblick zu säumen,
ihm zu enträthseln diesen Unterschied.
Gern, rief ich, Freund, will ich dir dies erklären:
der Herr von diesem Gau, ein edler Mann,
hat in der theuren Zeit, die Armen zu ernähren,
entworfen und vollführt den schönen Plan.
Von ihm empfingen viele hundert Hände
im Mangeljahre Unterhalt und Brod,
und überall, vom Anfang bis zum Ende,
litt auch nicht einer von den Vielen Noth.
Und jeder trocknete sich eine Zähre
des Dankes und der Rührung heimlich ab.
O, daß der edle Greis unsterblich wäre,
der hier so manchem Brod und Freuden gab!

Auch dem im September 1824 aus der Blüte seines Lebens fortgerafften, zur romantischen Schule gehörenden Dichter Ernst von der Malsburg, der uns Calderon und Lope übersetzte, widmet Fricke einen „Nachruf“:

O Sänger, treu und milde,
warum verließest Du
die irdischen Gefilde
und gingst so bald zur Ruh?

Warum zog Todesgrauen
mit schonungsloser Macht
Dich aus des Lichtes Auen
so plötzlich in die Nacht?

Du warst zu gut, zu theuer
Für diese Sinnen=Welt,
Drum tönet Deine Leyer
jetzt über'm Sternen=Zelt.

Dein Herz, voll Seelen=Adel,
schlug stets für's Gute nur;
Dein Leben ohne Tadel
trug seltner Gaben Spur.

Selbst in der letzten Stunde
und bei des Fiebers Gluth
entströmten Deinem Munde
noch Lieder fromm und gut.

Schlaf sanft, verklärter Sänger,
der niemand je gekränkt,
der's wohl verdient, daß länger
die Mitwelt sein gedenkt.

Die vorletzte Strophe bezieht sich auf die Verse

„Ja! mit diamantnen Kronen
Wird Dir dort die Liebe lohnen!“

über deren Entstehung in den letzten Fieberstunden des Dichters seine Freundin Philippine von Calenberg berichtet.*)

Als der Kammerherr Karl von der Malsburg, eben jener „hessische Mäcen“, den letzten Geburtstag vor seiner Vermählung begeht, stellt ihm Fricke in einer poetischen Epistel ein Prognostikon, in dem er sich am Schluß scherzend als Finanzminister aufspielt:

Nur Eins behalte ich mir dabey vor:
Daß Sie nur Mögliches begehren
und Ihres alten Hauses hohen Flor
durch weise Sparsamkeit vermehren.

Schließlich sei noch ein Gedicht aus dem Jahr 1826 erwähnt, das mit gutem Humor eine anschauliche Charakteristik eines Escheberger Gastes entwirft:

Warnung und Signalement,
einen ambulirenden Dichter und berühmten Redekünstler betreffend.

Ein Mann von ein und fünfzig Jahren,
dem stets zu enge war die Welt,
der Gut' und Schlimmes oft erfahren
vom Donaustrom bis übern Belt,

Saß jüngst auf hoher Burg gefangen
im Kreis der Freunde manchen Tag;
nun ist er plötzlich fortgegangen
wie Nachbars Hinz vom Taubenschlag.

---

*) Siehe E. F. G. O. von der Malsburg. Poetischer Nachlaß und Umrisse aus seinem inneren Leben. Von P. C. Kassel 1825. Seite LXXXIX und das hierzu gehörende Titelbild.

Gekleidet geht er nett und sauber,
er liebt vorzüglich schwarze Tracht;
in seinen Blicken liegt ein Zauber,
der Vielen ihn gefährlich macht.

An Wuchse glich er sonst der Ceder,
doch jetzt ist er ein wenig stark; —
den Fuß bedeckt, von Mammuthleder,
ein Kunstprodukt aus Dänemark.

Sein Gang ist rasch, und eine Brille
entdeckt ihm zeitig die Gefahr;
nachsinnend steht er oftmals stille
und ordnet schnell das Rabenhaar.

Er greift dann schmunzelnd in den Busen
und zieht hervor sein Taschenbuch,
giebt freundlich Audienz den Musen,
drauf eilt er wieder fort im Flug.

Er weilet gern auf steilen Höhen
und bei Ruinen alter Zeit;
nie kann er Thränen rinnen sehen,
trotz der ihm eignen Sparsamkeit

Gab er schon oft die volle Kasse
für die bedrängten Brüder hin,
und pilgerte zu Fuß die Gasse
mit leichten Taschen — leichtem Sinn.

Zu stolz, um seine Not zu klagen,
geht er bey Fürsten aus und ein,
wenn ihn nach solchen Prüfungstagen
oft Sorgen drücken, groß und klein.

Schon manches Herz hat er gestohlen,
so trieb er es auch dieses Mal;
ja männiglich sey's unverholen,
daß er auch mir das meine stahl.

Drum siehet man sich nothgedrungen,
Zu warnen vor dem losen Dieb,
dem's schon zu häufig ist gelungen,
daß er den Abschied schuldig blieb.

Unzweifelhaft ist der schon erwähnte, seiner Zeit sehr bekannte Dichter und Deklamator Theodor Baron von Sydow hier gemeint, dessen Hühneraugen, mit denen recht wohl das „Kunstprodukt aus Dänemark" in ursächlichem Zusammenhang stehen konnte, schon damals besungen wurden, der auch 1842 Escheberg noch einmal besuchte und nicht nur seiner alten Formen und Gewohnheiten, sondern auch seiner engen Stiefel wegen auffiel.

Einige andere Beziehungen der Gedichte Frickes, meines Urgroßvaters, lassen sich besser in einem größeren Aufsatz über „Deutsche Dichter und Künstler in Escheberg" darlegen.

Die Liebe.

Von Gustav Adolf Müller-München.

Die Göttin der Liebe stieg hernieder auf die Erde. Sie trug ein rotleuchtendes, wallendes Gewand nnd streute vollglühende Rosen auf ihre Bahn. — Sie wollte Umschau halten unter den Menschenkindern, ob sie irgendwo eine bleibende Stätte fände. Sie trug Verlangen nach einem glücklichen Paare, das in der Zeit seines Erdenwallens ihr eine wirkliche Heimat böte, das immerdar ganz von ihrem himmlischen, bezaubernden Wesen erfüllt sei. So war ihr sehnlichster Wunsch. —

Sie klopfte an die Tür eines vielbewohnten Hauses in der entlegenen Vorstadt. Ein einfacher, reinlicher Raum nahm sie auf, drinnen waltete geschäftig eine junge Frau, die erst seit kurzem ihrem Manne angetraut war. Er ging seinem Erwerb nach, draußen in der geräuschvollen Großstadt, von früh bis spät. — Aus Liebe hatten sie den Bund fürs Leben geschlossen, — aus Liebe. —

„Sei gegrüßt", sagte die Göltin mit ihrer melodisch tönenden, feinen Stimme zu dem einfachen Weibe, das über den seltsamen Besuch in sprachlose Verwunderung geraten war.

„Lebst Du glücklich mit Deinem Manne, der Dir am Altar die Hand gereicht hat, mit der er jetzt für Dich arbeitet und kämpft?" — Die Augen der Frau leuchteten auf bei dieser Frage, — das war die beste Antwort.

„Nun denn," und die Göttin reichte dem Weibe ihre zarte Hand, „gönne mir, daß ich oft Einkehr halte, wenn Ihr zusammen seid, um mich an Eurem Glück zu erfreuen." —

Mit einem Abschiedsgruße auf den feinen Lippen und einem milden Lächeln glitt der seltsame Gast fast schwebend zur Tür hinaus, hinter der kopfschüttelnd und erstaunt die junge Frau stand. — —

Und sie kam wieder die rotglühende Liebesgöttin und verweilte gern und glücklich in der Nähe der jungen Ehegatten, die den unbekannten, vornehmen Besuch stets freudestrahlend empfingen. —

Einmal aber trat sie ein, da lachten ihr keine frohen Augen entgegen; die Göttin nahm eine tiefe Traurigkeit wahr.

„Was habt Ihr?" fragte sie teilnahmsvoll. — Und sie hörte da Dinge, die ihr so fremd waren und die doch so oft in manches Menschenleben eingreifen und den Bestand des ehelichen Glückes gefährden. Es hatte bittere Vorwürfe und Selbstanklagen gegeben; der Verdienst des Mannes war schmäler geworden, — schlechte Zeiten und wenig Aussicht auf Besserung. Das erschien der Göttin

alles so neu und bejammernswert, — sie schied mit einer großen Verstimmung. — Und als sie dann wieder einmal an die Tür klopfte, da saß die graue Not in einer Ecke des dürftigen Raumes und reckte die dürren Arme hoch empor, — — wie schauderte, bei diesem Anblick, die Liebe zusammen. —

Stumm und traurig, mit einer Träne in der Wimper, schlich sie hinaus, und keine Rose lag auf ihrer Bahn. — — —

Die Göttin kam auf ihrem stillen Gange an ein prächtiges Haus im vornehmsten Viertel der Stadt. Aus den hohen Fenstern ergoß sich eine märchenhafte Lichterpracht. Musik und lauter Jubel tönte herab; dazwischen klangen die Gläser und erschallten die Hochrufe.

Es ward da oben eine glänzende Hochzeit gefeiert. Ein Reichsgraf hatte der jüngsten Tochter des steinreichen Kommerzienrates die Hand fürs Leben gereicht. Das Bündnis wurde nun mit aller Pracht besiegelt.

„Werde ich da zu Hause sein?" fragte sich die Himmlische und setzte ihren Fuß auf die Marmorschwellen der Pforte. Sie hatte sich völlig unsichtbar gemacht und stieg die teppichbelegten, buntfarbigen Stufen hinan zur Saaltür, wo eine Dienerschar in glänzender Livree ein- und ausging. Ein weiter Festraum mit goldverzierten Wänden und spiegelglattem Boden tat sich ihr auf. Hohe Marmorsäulen stützten die mit herrlichen Ornamenten verzierte Decke, von der kostbare Lüster herabhingen und aus unzähligen kleinen Glühlampen eine reiche Lichtfülle spendeten. Im Saale wogte ein bunter Menschenschwarm. Offiziere in glänzenden Uniformen, mit Ordenssternen auf der Brust und ein Damenflor in blendenden farbenprächtigen Gewändern mit blitzenden Edelsteinen gaben dem Fest ein überreiches, mannigfaltiges Gepräge. —

Das Hochzeitspaar hatte sich für kurze Zeit in eine der traulichen Wandnischen zurückgezogen, um sich einige Ruhe zu gönnen; dahin folgte ihm die Liebe und ließ sich dicht an seiner Seite nieder. — Die junge Frau, eine gewinnende, liebenswürdige Erscheinung, fein und zart, mit einem brillantenbesäten Gewand angetan, hielt ihre kleine, weiße Hand in der ihres Gemahls, aus dessen Augen längst das Feuer der Jugend gewichen war. Er redete im Flüstertone zu ihr; die Göttin verstand alles.

„Ach, ich bin so müde und abgespannt, Alice," sprach der Graf zu seiner jungen Gattin.

„Aber was sollen denn die Gäste denken, Arthur, wenn wir uns jetzt schon so reserviert verhalten", ließ sich die Auserwählte vernehmen.

„Wenn nur erst alles vorüber wäre, Kind," bemerkte er darauf, „weißt Du, es sind so viel Leute da im Saal, die mir durchaus nicht behagen." —

„Wie meinst Du das?" —

„Na ja, ich kann es gewiß Deinem Vater nicht verdenken, wenn er sie eingeladen hat, — geschäftliche Verbindungen 2c., aber sie sind doch nicht standesgemäß, — es ist mir wirklich eine Qual, darunter zu sein." —

„Aber Arthur, wie kannst Du so reden, das ist ja doch nur heute. Der Vorwurf, den Deine Worte gegen meine Familie enthalten, ist mir nicht entgangen; in Deinem Sinn ist mein Vater auch nicht — —"

„Standesgemäß, liebes Kind, das läßt sich nun leider nicht wegleugnen. Na, ja, die sonstigen Verhältnisse waren gewiß sehr annehmbar und ich bin auch soweit ganz zufrieden mit Dir und Deiner Familie —"

„Also doch zufrieden, Arthur?" — — eine kleine Pause trat dann ein.

„Weißt Du, Kind," begann der Graf von neuem, „es ist ein Glück, daß die Angelegenheit soweit gediehen ist, und morgen, nun dann geht es ja auf längere Zeit fort, und nach unserer Rückkehr werden wir unseren Verkehr ganz nach Wunsch wählen." —

„Reden so zwei Herzen, die sich zusammengefunden", sprach die Liebesgöttin betrübt zu sich selbst. „Kann ich da eine Heimat finden, wo man meiner nicht einmal gedenkt?! O, wie bemitleide ich Euch, Ihr armen Menschenkinder!" — Sie überließ das junge Paar seinem ferneren Schicksal und mischte sich unter den schillernden Schwarm der Hochzeitsgäste. Hier belauschte sie von ungefähr die Unterredung zweier Herren, grad wie der eine zum andern sagte: „Die junge Frau tut mir wirklich leid; er kann ihr nichts bieten als den Grafentitel und eine Unmenge Schulden." „Ja, ich hab' mir's gleich gedacht, — das unerfahrene Ding muß für die Millionen seines Vaters ein ganzes Leben lang an der Seite dieses verlebten Graukopfs büßen", bemerkte der zweite Herr. „Und der Herr Graf wird schon die richtige Verwendung für die Millionen haben und sich um die Familie seiner Gattin später blitzwenig kümmern; er scheint ein sehr abstoßendes, hochfahrendes Wesen zu haben, — ja, ja, die arme junge Frau!" meinte der erste wieder. —

Die Göttin hatte genug gehört. — Mit einem unsagbar bittern Gefühl im Herzen schwebte sie fort aus dem golddurchwirkten Raum, hinweg von der Stätte des glänzenden Elends.

Sie wandelte durch die einsam gewordenen nächtlichen Straßen. Am liebsten wäre sie wieder zurückgekehrt in ihre himmlischen Gefilde, für immer fort aus dem irdischen Jammertal, das so voll Enttäuschungen für sie gewesen war.

Da fiel ihr Auge auf den schwachen Lichtschimmer eines Erkerfensters in einem hohen, schmalen Hause. Die Pforte tat sich ihr auf, und bald stand sie an der Seite eines blassen Jünglings, der in einem kleinen Stübchen an seinem Tische saß und emsig schrieb. Es war ein Dichter. Er sprach laut vor sich hin, was die Feder aufs Papier brachte.

Andächtig lauschte die Liebe seinen glühenden Worten, — sie galten ihr. — Der kleine, ärmliche Raum schien in ein seltenes Licht getaucht und die Augen des Jünglings schimmerten verklärt, als er in wohlklingenden Worten die Herrlichkeit und unendliche Seligkeit der reinen, wahren Liebe besang, der Liebe, die keinen Rücksichten, keinen Standesvorurteilen und menschlichen Schwächen unterworfen ist; die treu bis zum Tod aushält und lange, lange noch übers Grab währt. — Und die Liebe vergoß Freudentränen. Sie küßte den Jüngling auf die Stirn und raunte ihm himmlische Töne ins Ohr und er schrieb und schrieb, was ihm die liebegeweihte Stunde eingab. — Die Göttin aber schwebte, den Dichter still segnend, hinaus, empor in andere Gefilde.

Eine Heimstätte hatte sie auf Erden nicht gefunden, — aber in Wort und Lied, beim Schaffen des Künstlers, bei der Pflege des Schönen und Guten, — da wird sie immer wieder und wieder ihren Segen spenden und die geheimnisvolle Triebkraft sein, — die Liebe, eine himmlische Sendbotin, die die Nüchternheit dieser verstaubten Welt mit einem verklärenden Schimmer überzieht.

Frühlingshoffen.

Nun gib mir fleißig auf Sträucher und Hecken acht,
Gib acht, gib acht, sonst wirst du es noch versäumen:
Bald küßt die schlummernde Erde heimlich und sacht
Der erste Duft von holden Blütenträumen!

Schon blühen die Kätzchen an Haselsträuchern und Weiden,
Schon haben die Wälder in Wonneschauern gebebt,
Und über die Wiesen sind heute, grauweiß und seiden
Dem Boden entsteigende, weiche Nebel geschwebt.

Doch still! noch schlummern in ihren verschwiegnen Palästen
Die Elfen der Blätter- und Blütenknospen im Traum,
Und reiben die Augen verwundert mit sehnenden Gesten
Und wollen erwachen und können erwarten es kaum.

Erwarten es kaum, ans Licht zu stürmen, ins Leben,
Bis König Frühling ihnen das Zeichen bringt.
Was wird es ein Jauchzen, Erlösungsjubel geben,
Wenn öffnend die Pforten den Stab der Zauberer schwingt.

Nun nahet die Zeit, wo in ew'ges Vergessen taucht
Das frostige Elend, das Weinen und Klagen,
Wo süßesten Duft die blaue Syringe haucht,
Und höher die Herzen der Mädchen und Dichter schlagen!

Drum gib mir fleißig auf Sträucher und Hecken acht,
Gib acht, du wirst es am Ende doch noch versäumen:
So heimlich küsset die schlummernde Erde, so sacht
Der erste Duft von holden Blütenträumen!

Marburg. **Alfred Scheel.**

Aus alter und neuer Zeit.

Christoph Ernst Graf zu Dietz. Das große Weltdrama, das uns die Geschichtswissenschaft vor Augen führt, ist reich an erschütternden Einzelheiten. Auch die Annalen hessischer Geschichte, insonderheit diejenigen des Fürstenhauses, sind des herben Leides voll. So ruft der bevorstehende 20. April die Erinnerung wach an den ruhmlosen Untergang des letzten Sohnes der vielgenannten Margarethe von der Saal, Christoph Ernst Grafen zu Dietz, der am vorgenannten Tage des Jahres 1603, also vor nunmehr 300 Jahren, als der letzte männliche Sprößling aus dem Hause Dietz, in der Festung Ziegenhain nach 33jähriger Gefangenschaft das müde Auge im Tode schloß.

Margarethe von der Saal, die Nebengemahlin Philipps des Großmütigen, die ihm am 3. März 1540 zu Rotenburg an der Fulda in Gegenwart Melanchthons zur linken Hand angetraut worden war, hatte sich eines reichen Kindersegens zu erfreuen gehabt; der Ehe entsprossen sieben Söhne und eine Tochter. Die Brüder blieben sämtlich unvermählt und wurden alle, außer dem Grafen Christoph, dem dritten Sohne Margarethens, in der Blüte der Jahre dahingerafft. Graf Philipp, der älteste Sohn des Hauses, machte seinen Namen den Hugenotten furchtbar, denn er führte dem französischen Könige Karl IX. ungefähr 1600 von ihm geworbene Reiter zu, er fiel jedoch schon am 3. Oktober 1569 in der Schlacht bei Montcontour. Sein Bruder Karl erlag im Februar des folgenden Jahres der Todeswunde, die er in derselben Schlacht erhalten hatte. Desgleichen endete auch Philipp Konrad sein Leben in diesem Kampfe gegen die eigenen Glaubensgenossen. Noch in demselben Jahre starb auf der hohen Schule zu Tübingen Graf Ernst. Die Reihe dieser Toten schloß bald nachher Graf Hermann, der in dänischen Diensten stand, nach einem Feldzuge gegen Schweden.

Nach dem Tode seines Bruders Philipp dankte der oben genannte Christoph Ernst die Truppen desselben ab, brachte dessen Forderung im Betrage von 434 600 Livres an sich und bezog nebst einigen Rittern, die wegen Straßenraubes vom Reich geächtet waren, die hohe Feste von Ulrichstein. Hier

verweigerte er die landesherrliche Obrigkeit in seinen Ämtern: Lisberg, Schotten und Bickenbach, und die Einlieferung der Reichssteuern, verbot das Kirchengebet für die Landgrafen und drohte Ludwig Testator wegen Grenzstreitigkeiten zu erschießen. Auf der Bergfeste führte er mit seinen Genossen ein höchst anstößiges Leben durch Entführungen und sonstige Attentate, die mit Todesstrafe bedroht waren, weshalb ihn auch verschiedene Universitäten, wie Marburg, Köln und Ingolstadt, des Todes würdig fanden. Bald ereilte ihn die wohlverdiente Strafe.

Als er nämlich im Begriff stand, zum Reichskammergericht nach Speyer zu reisen, nahten sich plötzlich 500 Reiter und 2000 Fußgänger unter Führung der Landgrafen Ludwig und Georg von Darmstadt. Es war mitten in der Nacht, als man den Grafen in seinem Schlafzimmer überfiel und ihn nebst allen Briefschaften und Kleinoden in einem bedeckten Wagen nach Ziegenhain schleppte und daselbst streng bewachte. Sein vertrautester Ratgeber, der Schultheiß von Lisberg, wanderte in das Gefängnis nach Kassel, und er selbst wurde für bürgerlich tot erklärt.

Unterdessen war sein Bruder Moritz bis nach Metz gekommen, um daselbst die Pensionsbeträge für seinen Bruder Philipp einzufordern, was ihm auch zum Teil gelang. Bei seiner Rückkehr wurde er am Rhein an der hessischen Grenze angehalten, auf zwei Einspännigen zunächst nach Kassel gebracht und dann vor das Hofgericht zu Marburg beschieden, um die Forderungen der Rittmeister seines Bruders Philipp zu befriedigen und eine ihm vorgelegte Kapitulation zu unterschreiben, die künftige Verwaltung der Dietzischen Ämter betreffend. Der 17jährige Jüngling reiste jedoch nach Speyer, vergewisserte sich der Unterstützung seines Schwagers, des Grafen von Eberstein, der die einzige Schwester Margarethe geheiratet hatte, und rief das Reichsgericht bezw. den Kaiser um Wiederaufhebung der Kapitulation an. In Friedberg verlangte er die Restitution seines Bruders, dem man nach Leib und Leben stünde, die Vollziehung des väterlichen Testaments oder eine Abfindungssumme von 600 000 Gulden. Die landgräflichen Gesandten erwiderten hierauf: fünf Söhne der Margaretha seien eines natürlichen Todes gestorben, der sechste bürgerlich tot, alle 7 Ämter brächten höchstens 7000 Gulden ein, folglich könne er höchstens 2000 Gulden beanspruchen. Man sei bereit, ihm 100 000 Gulden oder die Lehnschaft etlicher Ämter zu bewilligen. Ohne zu irgend einer Entscheidung zu gelangen, begab sich Moritz ins Ausland und starb bald darauf an einem hitzigen Fieber, das durch einen ihm von unvorsichtigen Ärzten gereichten allzustarken Wermutstrank diesen Ausgang genommen haben soll. Der Nachlaß und die Briefschaften von Moritz gelangten in den Besitz der damals schon verwitweten Schwester in Schwaben.

Auch Christoph Ernst klagte gegen seine Halbbrüder Ludwig und Georg beim Reichsgericht wegen Landfriedensbruch und verlangte nun das Gesamterbe des Hauses. Der Kaiser nahm Einsicht in die Akten, die eine ausführliche Schilderung seiner Freveltaten enthielten, und billigte die Milderung der Strafe, falls ein todeswürdiges Verbrechen vorliege, in lebenslängliche Haft, da der Schuldige ohnehin schon schwer genug gebüßt habe, vermochte ihm jedoch so wenig wie der König von Frankreich die Freiheit zu verschaffen.

Zunächst wurde er sogar noch sorgfältiger verwahrt, so daß man täglich die Wachen und alle Vierteljahre die Schlüssel seines Kerkers veränderte. Aber der Gefangene setzte allen Härten, die man gegen ihn anwendete, hartnäckigen Stolz entgegen und bemerkte auf alle Ermahnungen, daß er für seine Jugendsünden wohl genugsam gebüßet habe. Zwar betrieb er nun mit großem Eifer das Studium der heiligen Schrift und theologischer Bücher, ob jedoch eine gründliche Sinnesänderung mit ihm vorgegangen sei, ist schwer festzustellen. Die Schwester Margarethe, die nur mit Mühe Zutritt zu seinem Gelaß erhielt, vermochte ihn kaum zu bewegen, eine schriftliche Bitte um Verzeihung an seine Halbbrüder zu richten; doch später finden wir ihn williger, solche Gesuche um Befreiung aus der Haft abzufassen.

Die Verhandlungen zwischen ihm und den Brüdern kamen lebhafter in Gang, und man bot ihm eine Abfindungssumme an, nämlich eine jährliche Rente von 4—5000 Gulden oder eine Hauptsumme von 100 000 Gulden unter der Bedingung, daß er Urfehde schwören solle. Er begehrte für sich die Freiheit, wohnen zu dürfen, wo es ihm beliebe, und verlangte bei Erteilung der Lehen die Ausdehnung auch auf künftige Töchter. Da die Landgrafen bei solchen Zugeständnissen des Grafen Rache fürchteten, beschlossen sie nun die Fortdauer seines Gefängnisses.

Am meisten Mitgefühl hatte noch Landgraf Wilhelm mit dem bedauernswerten Gefangenen, der einst bei nachlässiger Verschließung des Gefängnisses nicht einmal diese günstige Gelegenheit zur Flucht benutzte und der sich bei einer gefährlichen Krankheit ohne alles Mißtrauen des Leibarztes des Bruders Wilhelm bediente. Der Landgraf konnte aber auf die Dauer dem Drängen der Brüder nicht widerstehen, und so wurden endlich die Dietzischen Ämter unter die vier Söhne aus erster Ehe verteilt. Graf Christoph vertiefte sich in

seiner letzten Lebenszeit mit großem Fleiße in die Wissenschaften. Seine Bibliothek wies zahlreiche Bücher aus allen Fächern der Literatur auf, die Landgraf Moritz später der Universität Marburg schenkte. Endlich wurde dem Ergreisten freie Bewegung zu Wagen und zu Pferde unter Begleitung eines Edelmanns gestattet, bis das Frühjahr des Jahres 1603 dem Leben und Leiden des Gefangenen ein Ziel setzte. Seine Schwester Margarethe, in zweiter Ehe mit einem andern Grafen von Eberstein in Pommern vermählt, kam auf die Nachricht seines Todes nach Ziegenhain. Sie wohnte der Beerdigung bei und empfing des Grafen Hinterlassenschaft an Gold, Silber, Ketten und Dolchen. Fünf Jahre später endete mit ihr der ganze Stamm der Nebenehe.

G.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. An dem wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des hessischen Geschichtsvereins in Kassel, der am 6. April stattfand, wurde durch Herrn Rechtsanwalt Martin ein Aufsatz des am Erscheinen verhinderten Herrn Dr. Losch verlesen. Die Arbeit handelte hauptsächlich von den Familienverhältnissen der auf dem alten Kasseler Friedhof beigesetzten Frau von Schönfeld, einer Hofdame der Landgräfin Philippine, sowie dem Verhältnis, in welchem die letztere zu dem Sohne der Frau von Schönfeld aus erster Ehe, Georg Ernst Levin von Wintzingerode, gestanden hat. Die im Laufe der Zeit verbreitete Annahme, daß die Landgräfin nach dem Tode Friedrichs II. mit Wintzingerode eine Ehe eingegangen sei, hält Herr Dr. Losch für sehr wenig begründet. Bei den Zeitgenossen, deren Memoiren mit Hof- und Klatschgeschichten doch so reichlich versehen sind, findet sich keine Andeutung davon, das Gerücht von dieser Ehe taucht erst nach dem Tode des Grafen von Wintzingerode auf. Das interessante Kapitel ist jedenfalls noch nicht abgeschlossen. — Herr Kanzleirat Neuber stellte sodann auf Grund der aus Zweibrücken eingetroffenen standesamtlichen Bescheinigungen fest, daß Karl Steinhöfer, der Erbauer der berühmten Wasserwerke auf der Wilhelmshöhe, nicht in Kassel geboren sei, sondern aus Zweibrücken stamme. Die an einem Hause in der Marktgasse zu Kassel angebrachte Gedenktafel muß demnach eine Änderung erfahren. — Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf verbreitete sich über die Gasthöfe des alten Kassel und schilderte in lebhafter Weise den damaligen Verkehr in denselben. Ferner ergriff Herr Oberlehrer Grebe das Wort und entwarf ein in die Einzelheiten gehendes Bild von der Werbung Jérôme Napoleons um Elisabeth Patterson, sowie von deren späteren Lebensschicksalen. Mit diesen Vorträgen fanden die wissenschaftlichen Unterhaltungsabende bis zur Wiedereröffnung im Herbst ihren Abschluß.

Ehrung. Dem Reichstags- und Landtagsabgeordneten Geheimen Sanitätsrat Dr. Endemann in Kassel ist anläßlich seines 70. Geburtstages am 10. April von dem dortigen Magistrat, dem er bis vor kurzem selbst angehörte, in Anerkennung der Verdienste, die er sich um Kassel erworben, das Ehrenbürgerrecht verliehen worden.

Hochschulnachrichten. Die Technische Hochschule in Darmstadt hat dem Staatsminister Dr. Rothe, sowie dem Finanzminister Dr. Gnauth die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber verliehen. — Der außerordentliche Professor der Philosophie Kühnemann an der Universität Marburg wurde in gleicher Eigenschaft vom 1. April an nach Bonn versetzt. Er geht also nicht nach Posen, wie vor einiger Zeit gemeldet worden war. — Den Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der Universität zu Marburg Dr. Diemar und Dr. Schaum ist das Prädikat Professor verliehen worden. — Dem Archivshilfsarbeiter Dr. Gundlach zu Marburg ist der Amtstitel „Archivassistent" verliehen worden.

Hohenrode. Im Jahresbericht über das Schuljahr 1902/1903 des Königlichen Gymnasiums zu Rinteln befindet sich an erster Stelle die am Geburtstage des Kaisers von Herrn Professor Dr. Hartmann gehaltene Festrede „Zur Geschichte der Schaumburg und der Burg Hohenrode." Die beiden Burgen standen, durch die Weser getrennt, einander gegenüber und gehörten zur Zeit Barbarossas zwei Dynastengeschlechtern, die Vasallen Heinrichs des Löwen waren. Ein unglücklicher Zwist aber veranlaßte den Grafen Adolf von Schaumburg zur kaiserlichen Partei überzutreten, und als der große Kampf zwischen dem Rotbart und dem Sachsenherzog sich bis an die Weser zog, zerstörte er die Burg seines Nachbars, des Grafen Konrad von Rode, der dem Herzog Heinrich treu geblieben, um das Jahr 1181, nachdem sie erst 1170 erbaut worden war. Der Vortrag beschäftigt sich hauptsächlich mit der Heldengestalt des Grafen Adolf IV. von Schaumburg und teilt über denselben bemerkenswerte Einzelheiten mit. Am Schluß

wird darauf hingewiesen, daß die Freilegung der noch vorhandenen Mauern der Burg Hohenrode eine dankbare Aufgabe für den Schaumburger Geschichtsverein sein würde, da die Burg bei der kurzen Zeit ihres Bestehens ihre ursprüngliche Anlage wenig verändert haben dürfte.

Todesfälle. Am 29. März starb zu Gießen die Volksdichterin Johannette Lein im Alter von 83 Jahren. Geboren wurde sie am 11. Juni 1820 als Tochter eines Zimmermanns, der etwa ein halbes Jahr vorher beim Niederreißen eines baufälligen Häuschens vor dem Selterstor in Gießen verunglückt war. Nach ihrer Konfirmation trat sie als Hausmädchen in Stellung und erwarb sich später ihren Lebensunterhalt als Nähterin. Ihr Bräutigam, der Maler Rühling aus Göttingen, starb 1854 an der Cholera in München. So blieb sie unverehelicht und führte die Nadel bis zum 78. Jahre. Ihre Gedichte hat Alfred Bock 1899 herausgegeben. (Vergl. „Hessenland“ 1901, S. 102). Zur Feier ihres 80. Geburtstages ließ ihr der Großherzog von Hessen seine Glückwünsche aussprechen und ihr eine ansehnliche Geldspende zuteil werden, von dem Großherzoglichen Ministerium des Innern aber waren der Dichterin aus dem Fonds für Kunst und Wissenschaft jährlich 300 Mark verwilligt worden. Mit Johannette Lein ist zwar keine große, aber eine in ihrer Bescheidenheit sehr sympathische Dichterin dahingeschieden, deren Büchlein ihren Namen noch längere Zeit erhalten wird.

Am 11. April starb zu Marburg nach längerer Krankheit der Oberlehrer am königlichen Wilhelmsgymnasium in Kassel Professor Karl Wagner im 57. Lebensjahre. Die ausgezeichneten Charaktereigenschaften, die der Verblichene besaß, lassen sein Dahinscheiden in den weitesten Kreisen seiner hessischen Heimat schmerzlich bedauern. Ein besonderes Verdienst um sein engeres Vaterland hat der Verewigte sich durch seinen „Abriß der hessischen Geschichte“ erworben, der mit zu dem Trefflichsten gehört, was auf diesem Gebiet veröffentlicht worden ist. Aus der Feder eines Freundes des Dahingeschiedenen werden wir später einen ausführlichen Nekrolog bringen.

Personalien.

Verliehen: dem Landesökonomierat Goethe zu Darmstadt der Kronenorden 3. Kl.; dem Rechnungsrat bei der Oberpostdirektion Bode zu Kassel, dem Forstmeister Aumann und dem Kreistierarzt Schmitt in Hersfeld, sowie dem Stationsvorsteher I. Kl. Schmelz in Kassel beim Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Lehrer und Kantor Kappe in Rinteln beim Übertritt in den Ruhestand der Kronenorden 4. Kl.; dem Königl. Hegemeister Kranz in Oberrosphe der Kronenorden 4. Kl. mit der Zahl 50; dem Lehrer und Kantor Schoof in Fischbeck beim Übertritt in den Ruhestand der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern.

Ernannt: Oberregierungsrat Dr. Mauve in Kassel zum Oberpräsidialrat beim Oberpräsidium der Provinz Hessen-Nassau; Gymnasialdirektor Dr. Wahle in Montabaur zum Direktor des Königl. Gymnasiums in Fulda; Gerichtsassessor Bennèche in Frankenberg zum Amtsrichter daselbst; Gerichtsassessor Dr. Dietrich in Kassel zum Landrichter in Hagen; Dr. Hoelscher aus Gotha zum Bibliothekar an der ständischen Landesbibliothek in Kassel; Referendar Fischer im Bezirk des Oberlandesgerichts Kassel zum Assessor.

Versetzt: Ober- und Geheimer Regierungsrat Dr. Mejer in Stralsund an die Königl. Regierung in Kassel; Medizinalrat Dr. Eichenberg von Witzenhausen als Kreisarzt nach Hanau; Amtsrichter Steinhauß in Wetter nach Eschwege; Amtsgerichtsrat Gülle in Kassel nach Aachen; Oberförster Cäsar zu Trappönen auf die Oberförsterstelle Wippershain (Amtssitz Hersfeld); wissenschaftlicher Hilfslehrer Schäfer vom Realprogymnasium in Eschwege an das Königl. Gymnasium in Rinteln.

Verlobt: Gymnasiallehrer Dr. Wilhelm Schoof in Detmold mit Fräulein Elsa Baldenecker, Tochter des Kammer- und Forstrats (Detmold, Ostern); Hans Coenning mit Fräulein Dora Kehm, Tochter des Fabrikanten (Kassel, Ostern).

Geboren: eine Tochter: Oberarzt Dr. Has und Frau, geb. Wagner (Fritzlar, 4. April); Oberlehrer Hartwig und Frau Klara, geb. Keyßer (Essen, 7. April).

Gestorben: Regierungs- und Baurat Schwedler, Vorstand der Eisenbahn-Betriebsinspektion zu Fulda (Frankfurt a. M., 27. März); Oberlehrer Professor Heinrich Veith (Worms, 31. März); verwitwete Frau Hermine Ringeling, geb. Böbicker (Schönberg in Mecklenburg, 4. April); Frau Emma du Fais, geb. Kersting, 66 Jahre alt (Kassel, 7. April); Frau Vermessungsdirektor Elise Hufnagel, geb. Lohrmann, 79 Jahre alt (Fulda, 8. April); Königlicher Forstmeister Adolf Bickel, 66 Jahre alt (Brotterode, 9. April); Fräulein Frieda Neuhof (Fulda, 9. April); Fräulein Charlotte Engelhardt, 82 Jahre alt (Kassel, 9. April); verwitwete Frau Landrichter Amalie Bücking, geb. Groos, 78 Jahre alt (Gießen, 10. April); Fräulein Louise Wille, 89 Jahre alt (Kassel, 10. April); Frau Postdirektor Aloise Wolff, geb. Rück, 72 Jahre alt (Kassel, 11. April); Gymnasial-Oberlehrer Professor Karl Wagner aus Kassel, 56 Jahre alt (Marburg, 11. April); Landgerichtsrat Adolf von Kleinsorgen, 68 Jahre alt (Fulda, 13. April); Justizrat Georg Krug, 67 Jahre alt (Marburg, 13. April); Ingenieur Hermann Kraushaar aus Kassel (Hannover, 14. April).

Anfrage.

Die ehemalige kurfürstliche Münze dahier besaß im Jahre 1866 eine reiche Sammlung hessischer Münzen und Medaillen; eine zweite befand und befindet sich im hiesigen Museum. Kann einer der verehrten Leser des „Hessenland“ Auskunft geben, wohin nach der Einverleibung die Sammlung der herrschaftlichen Münze gekommen ist? Es wird erzählt, dieselbe sei damals nach Berlin übergeführt worden. Dieses kann aber nicht der Fall gewesen sein, da bestimmte hervorragende Seltenheiten, welche fragliche Sammlung enthielt, nicht im königlichen Münzkabinet zu Berlin, wo solche alsdann doch sein müßten, vorhanden sind. Einer anderen Mitteilung nach soll die Sammlung nebst allen Stempeln, Platten u. s. w., sowie sämtliche Akten der damaligen kurfürstlichen Oberberg- und Salzwerks-Direktion an die königliche Oberbergdirektion zu Clausthal eingeliefert worden sein. Um Mitteilungen hierüber wird gebeten.

Kassel, Weinberg 15. Theodor Meyer.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 9. XVII. Jahrgang. Kassel, 1. Mai 1903.

Mein Kindheitsglück.

. . . Und um die Zeit der heil'gen Abendglut,
Wenn sanfter, zagender, die Lüfte wehen,
Wenn Märchen-Wunder, die am Tag geruht,
Ringsum erstehen,
Wenn jeder Strauch schon trägt sein Nachtgesicht,
Dann schaut mein Auge heimlich gern zurück — —
Ein traumhaft' Wesen tritt zu mir und spricht:
„Ich bin dein Kindheitsglück". —

. . . Und sein Geplauder klingt wie süß' Gesinge — —
Der Liebling rührt mich an mit überglänzter Schwinge
Und lacht — —
Ich weide mich an seiner wirren Locken Pracht
Und trink' den Duft, der seinem Schwanenkleide,
Wie seinem frischen Veilchenkranz-Geschmeide,
Entströmt — — —
Da plötzlich wird mein Blick so seher-klar:
Lebendig wird vor mir, was einstmals war —
Aus weichen Zwielicht-Schleiern heben sich
Sonn-holde Bilder und umschweben mich — —

Das macht mich stumm, und nimmt mir doch die Ruh —
Als wie mit Zungen ruft der letzten Sterne Schar mir zu:
„. . . Und wären Gold- und Silberberge dein —
So reich, wie damals, wirst du nie mehr sein!"

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

* * *

Heim fand ich wieder.

Heim fand ich wieder in der tiefen Nacht,
Da Raum und Zeit aus der Erinnrung sanken
Und frei vom Körper waren die Gedanken.
Da fand ich heim und stand wie einst im Grund,
Wo traumverloren stille Wälder hüten
Des Tales Ruh und seinen tiefen Frieden,
Und wanderte, wie ich als Kind getan,
Entlang den Fluß durch die smaragdenen Wiesen,
Wo stille Bäche silbern niederfließen
Vom Bergeshang, der sonnbeschienen liegt,
Wo eine sanfte Schönheit freundlich breitet
Die frommen Hände, wo die Herde weidet
Und wo der Rauch der Hütte friedlich steigt.
Um meine Stirne fühlt' ich wieder streichen
Die Hessenluft, und so wie einer weichen
Vertrauten Stimme traf mich da der Klang
Der Heimatglocken, die mich ewig rufen
Emporzuwandeln auf den Kirchenstufen,
Die meiner frommen Väter Fuß betrat.
Und: „Eine Fremde wirst du ewig sein
Im fernen Land", so sprachen diese Glocken:
„Dort wirst du alt sein in den greisen Locken,
Hier aber bleibst du ewiglich ein Kind!"

Und meine Hände faltend sprach ich leise:
Traut ist, o Heimat, deine süße Weise
Im Herzen tief bleib' ewig ich bei dir
Und bette mich in deinen kühlen Frieden.
Doch fern von dir ist mir mein Weg beschieden:
Die Erde ist ja überall des Herrn —.

Regensburg. **M. Herbert.**

* * *



Wappen der Landgrafschaft Hessen=Kassel
seit dem Anfalle von Hanau=Münzenberg (1736)
bis zur Erwerbung der Kurwürde (1803).

Hersfeld.	Ziegenhain.	
Katzenelnbogen.	Hessen.	Dietz.
Nidda.	Hanau.	Schaumburg.

Darum die Schnalle des Hosenbandordens.
Oben der Fürstenhut.
Zwei ungekrönte Löwen als Schildhalter.



Wappen des Kurfürstentums Hessen
bis zur Annahme der Königlichen Ehren (1815).

Hersfeld.	Hanau.	Fulda.	
Ziegen= hain.	Leeres Schildchen. Hessen.		Nidda.
Schaumburg.	Katzenelnbogen.	Dietz.	

Darum die Schnalle des Hosenbandordens.
Oben der Kurhut.
Zwei gekrönte Löwen als Schildhalter.

Die Erhebung der Landgrafschaft Hessen-Kassel zum Kurfürstentum.

Von Professor Dr. Paul Weinmeister, Leipzig.

Im Mai dieses Jahres werden hundert Jahre verflossen sein, seit Hessen=Kassel ein Kurfürstentum wurde, ein Ereignis von hinreichender Bedeutung, um seiner in dieser Zeitschrift zu gedenken. Der am 9. Februar 1801 zu Luneville abgeschlossene Friede führte zur Einsetzung einer achtgliederigen Reichsdeputation, die den weltlichen deutschen Fürsten als Ersatz für ihre aufgegebenen linksrheinischen Besitzungen rechtsrheinische Gebiete auf Kosten der geistlichen Fürsten, der freien Reichsstädte und der Reichsritterschaft überweisen sollte. Am 24. August 1802 begann diese Deputation, der auch Hessen=Kassel angehörte, ihre Tätigkeit zu Regensburg. Dabei sprach man Hessen=Kassel an Stelle von Rheinfels, St. Goar u. a. die bisher kurmainzischen Ämter Fritzlar, Naumburg, Amöneburg und Neustadt, die bisher freie Reichsstadt Gelnhausen und das bisherige Reichsdorf Holzhausen zu. Landgraf Wilhelm IX. ließ diese Gebiete alsbald am 14. September 1802 besetzen. Bald nachher erhielt der Landgraf durch den am 25. Februar 1803 vollzogenen Reichsdeputationshauptschluß*) die Würde eines Kurfürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, mit ihm der Herzog von Württemberg, der Markgraf von Baden und der Großherzog von Toskana, letzterer für das ihm zugesprochene Salzburgische Land. Noch war die feierliche Ernennung durch Kaiser und Reich nicht eingetroffen, da nahm der Landgraf nunmehr als Wilhelm I. die neue Würde unter Entfaltung großer Pracht an. Vom 15. bis zum 17. Mai 1803 wurde die Standeserhöhung des Landesherrn feierlich begangen und mit mittelalterlichem Zeremoniell Wilhelm I. als Kurfürst ausgerufen. Das Manifest über die Annahme der Kurwürde lautete:

„Nachdem bey den letzteren Reichs=Friedens=Unterhandlungen, unter andern, auf das Alter des Hessischen Fürsten=Hauses, sowie auf die von dessen Durchlauchtigsten Regenten — auch neuerlich noch — um das Reich sich erworbenen Verdienste gerechte Rücksicht genommen und deshalben: die seitherige Herren Landgrafen von Hessen=Cassel, zu Kurfürsten zu erheben, angemessen erachtet, solches auch von dem gesammten Reich beschlossen und von Seiner Römisch=Kaiserlichen Majestät dieser Schluß allergnädigst ratificirt; damit aber diese der Teutschen Reichs=Fürsten höchste, und der Königlichen am nächsten kommende Würde, dem hiesigen Hochfürstlichen Hause würklich beygelegt worden ist; so wird solche auch nunmehr, von des bisherigen Herrn Landgrafen Hochfürstlichen Durchlaucht feyerlich angenommen und dieses,

*) Näheres über den Reichsdeputationshauptschluß s. S. 53 f. des lfdn. Jahrgangs.

auf Befehl des nunmehrigen Kurfürsten Wilhelm des Iten jedermann hierdurch bekannt gemacht; in der gewissen Zuversicht: daß Sein braves Volk, welches durch musterhafte Anhänglichkeit an seine Regenten, sich von jeher rühmlich ausgezeichnet hat, ebenwohl an diesem — durch Ihn — Hessen erworbenen neuen Glanz, mit jenen Gesinnungen treuer Unterthanen Antheil nehmen, auch Dessen dem Wohl desselben gewidmet bleibende unermüdete landesväterliche Vorsorge und Kurfürstliche Gnade ferner zu verdienen suchen wird. Lange lebe unser gnädigster Kurfürst Wilhelm der I te und das ganze Kurfürstliche Haus!"

Dem Manifeste war ein Programm für die Feierlichkeiten beigegeben*), in dem auch angeordnet war, daß der Regierungssekretär Rat Rüppell als Herold auf sieben verschiedenen Plätzen Kassels obiges Manifest öffentlich verlesen werde. In altdeutsche Tracht gekleidet verkündete er denn so die Standeserhöhung des Fürsten am Morgen des 15. Mai, eines Sonntages, nachdem das Geläute aller Glocken und der Donner der Geschütze die Feier eröffnet hatte. Danach nahm der Kurfürst die Glückwünsche zahlreicher Behörden und Abordnungen entgegen und begab sich um 10 Uhr in feierlichem Zug in die Martinskirche. Wilhelm I. saß in einem mit 8 Schimmeln bespannten Wagen, der Erbmarschall Freiherr von Riedesel, umgeben von den übrigen Erbhofämtern, trug auf rotem Sammetkissen den Kurhut, und alle zur Beglückwünschung Erschienenen schlossen sich dem Zug an. An der Kirchtür empfingen ihn die Geistlichen und Glieder der Stifte Fritzlar und Amöneburg, und nachdem alle in der Kirche Platz genommen hatten, schickte sich Generalsuperintendent Rommel an, über den Text 1. Kön. 8, V. 62: „Und der König, samt dem ganzen Israel, opferten vor dem Herrn Opfer" zu predigen.**) Der erste Festtag endigte mit einer glänzenden Beleuchtung der Stadt, die der Kurfürst, die Straßen durchfahrend, besichtigte. Am 16. Mai wurden mehrere neu ernannte Ritter des Hausordens vom goldenen Löwen durch feierlichen Ritterschlag aufgenommen, und abends fand eine Festvorstellung im Theater statt; am 17. Mai beschlossen Ballfestlichkeiten die Feier.

Auch einige Denkmünzen erinnern an das für unser Land wichtige Ereignis, und unter ihnen ist besonders das Gepräge der Stadt Hanau zu nennen. Die 44 mm im Durchmesser große Münze zeigt vor einem mit Blumengewinden geschmückten Altare den auf Kränzen und Sinnbildern der Künste liegenden Kurhut, an dem Altare das hanauische Sparren-Wappen, neben dem Altar opfernd zwei weibliche Gestalten, den Frieden mit einem Ölzweig und die Freude mit einer Opferschale, oben die Umschrift Meritis additum decus (Die den Verdiensten hinzugefügte Würde), unten die Worte Data pace (Nachdem er Frieden geschaffen) und den Namen des Stempelschneiders Holtzemer.*) Auf der Rückseite steht: In memoriam diei XV. Maji MDCCCIII. Guilielmo S. R. I. Electori ab augusta Cattorum stirpe primo laeti grati utriusque Hanoviae magistratus et cives d. d. d. (Zur Erinnerung an den 15. Mai 1803 widmen und weihen diese Münze Wilhelm, dem ersten Kurfürsten des heiligen römischen Reiches vom erlauchten Stamme der Hessen, die beglückten und dankbaren Behörden und Bürger von Alt- und Neu-Hanau.) Die allegorische Zeichnung dieser Denkmünze soll der Maler Carteret aus Genf, damals zu Hanau, geliefert haben. Es wurden 26 Stück in Gold, 9 bis 10 Dukaten schwer, und etwa 700 Stück in fast feinem Silber, 2 Taler schwer, ausgeprägt. Dem Kurfürsten wurden 20 in Gold und 20 in Silber überreicht.

Außerdem wurde von dem Stempelschneider Johann Christian Reich zu Fürth eine Volksdenkmünze in Silber von 55 mm und in Zinn von 43 mm Durchmesser ausgegeben. Auf ihr sieht man Wilhelm in Uniform zu Pferde mit hochgehaltenem Kommandostab, im Hintergrunde das belagerte Frankfurt, zur Seite das dortige Hessen-Denkmal, und die Umschrift Wilhelmus IX. Hass. Landgr. imperii, patriae fultor (Wilhelm IX., Landgraf von Hessen, Stütze des Reiches und des Vaterlandes). Die andere Seite zeigt einen Löwen zwischen Kriegstrophäen, vor sich einen Schild mit den Buchstaben W. L. haltend, oben eine aus Wolken hervorragende Hand, die ihm den Kurhut aufsetzt, als Umschrift Quo labor est potior, gloria major erit (Je gewaltiger die Mühe ist, um so größer wird der Ruhm sein), endlich unten die Worte Elector. dignit. domo Hass. coll. MDCCCIII (Die Kurfürstliche Würde dem hessischen Haus übertragen 1803). Diese beiden Reichschen Denkmünzen weichen übrigens in allerhand Kleinigkeiten von einander ab.

Der Titel des hessischen Fürsten hatte durch die Standeserhöhung streng genommen keine Änderung, sondern einen Zusatz erfahren; Wilhelm blieb Landgraf von Hessen und war nur überdies Kurfürst des heiligen römischen Reiches deutscher

*) Ausführlicheres über die Feier findet sich in einem Aufsatz von Ferdinand Zwenger im Jahrgang 1893 des „Hessenland" Nr. 10 und Nr. 11.

**) Über die angeblich bei der Predigt vorgekommene Störung siehe „Hessenland" 1893, Seite 132.

*) Vgl. über ihn Nr. 16, 1902, S. 216.

Nation. Auf Münzen finden wir den erweiterten Titel zum ersten Mal im Jahr 1806: Wilhelmus I. D. G. S. R. I. Elector H. L. (Wilhelm I. von Gottes Gnaden des heiligen römischen Reiches Kurfürst, Landgraf von Hessen.) Mag demnach anfangs der eigentliche Titel immer noch Landgraf und das Land eine Landgrafschaft geblieben sein, so änderte sich dies jedenfalls tatsächlich, als im Jahr 1806 das deutsche Reich aufhörte zu sein. Sehen wir von den dann folgenden Jahren der Fremdherrschaft ab, so konnte nach Wiederherstellung der alten Verhältnisse der Titel Kurfürst, da er nun einmal beibehalten wurde, nur noch der alleinige Titel des Landesfürsten sein, der nun zum Kurfürsten von Hessen wurde, wie wir Späteren es nicht anders gekannt haben. Es könnte danach verwunderlich erscheinen, daß der erste Speziestaler, der 1813 probeweise geschlagen wurde, wiederum den Landesherrn als Landgrafen bezeichnet: Wilhelmus I. D. G. Elect., Landg. Hass., diese Bezeichnung findet sich sogar noch 1817, 18, 20 und bei Wilhelm II. 1821—31 vor, erst seit der Mitregentschaft von Friedrich Wilhelm findet sich der Titel Landgraf nicht mehr und 1851 zuerst der Titel Kurfürst von Hessen (bis dahin nur Kurfürst ohne Zusatz). Zur Erklärung dieser auffälligen Erscheinung mag gelten, daß Wilhelm I. nach seiner Rückkehr zunächst und vor dem Wiener Kongresse die Hoffnung hegte, das alte Reich werde nun wieder hergestellt werden; rechnete er doch sogar auf ein mit der Kurwürde gewöhnlich verbundenes Erzamt, wie daraus hervorgeht, daß er bis 1818 im hessischen Wappen ein leeres Mittelschildchen über dem Herzschilde führte, das offenbar die Zeichen des Erzamtes aufnehmen sollte. Später mag dann die Doppelbezeichnung Kurfürst und Landgraf gewohnheitsmäßig beibehalten worden sein. Das Erzamt blieb naturgemäß aus, aber dafür wurde dem Kurfürsten eine andere Erhöhung zuteil, die von der „Kurf. Hess. Regierung" am 5. Mai 1815 durch folgendes Ausschreiben bekannt gegeben wurde:

„Nachdem bei den veränderten Zeitumständen, Unser gnädigster Souverän zwar den Titel eines Kurfürsten, welcher durch sein Alter eben so sehr, als durch die davon abhängende Würde, ausgezeichnet ist, beizubehalten, jedoch damit das Prädicat „„Königliche Hoheit"" statt des bisher gebrauchten „„Kurfürstliche Durchlaucht"", so wie für des Kurprinzen Hochfürstliche Durchlaucht nunmehr das Prädicat „„Hoheit"" zu verbinden gnädigst beschlossen hat; so ist dieses durch die Justiz-Beamten zu Jedermanns Nachachtung und Befolgung öffentlich bekannt zu machen."

Seitdem wurde dann auch auf den kurhessischen Münzen wie überhaupt im Landeswappen, das 1818 neu zusammengestellt und so bis 1866 beibehalten wurde, der Kurhut durch die Königliche Krone ersetzt zum Zeichen der Königlichen Ehren, die der Deutsche Bund dem Hause Hessen-Kassel zugestanden hatte.



Kurfürstlich Hessisches Wappen seit Annahme der Königlichen Ehren (1815 bezw. 1818).

Fulda.	Hanau. Katzenelnbogen.	Hersfeld.
Ziegenhain.	Hessen.	Nidda.
Fritzlar.	Dietz. Schaumburg.	Isenburg.

Zwei gekrönte Löwen als Schildhalter.
Über dem Wappenmantel die Königliche Krone.

Justus von Liebig.

Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages.

Von Dr. Hans Braun-Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Am 13. Mai 1803 war es, da der Materialwarenhändler Georg Liebig zu Darmstadt seinen Freunden und Verwandten mitteilte, daß der Himmel ihm einen Knaben beschert habe. Große Freude muß der kleine Bursche seinen Eltern wohl nicht bereitet haben, auch seine Lehrer haben recht weidlich auf dem Jungen herumgeprügelt, dessen ganzer Ehrgeiz darin zu bestehen schien, den letzten Platz in der Klasse zu behaupten. Den Galgen hatte man ihm damals prophezeit, als er äußerte, Chemiker werden zu wollen. Galt es doch damals geradezu als unsinnig, das Studium der Scheidekunst als Lebensberuf zu wählen, denn Chemiker waren, wenigstens in der großen Masse des Volkes, noch unbekannt.

Justus, der sich lieber in dem kleinen Laboratorium seines Vaters, wo Farben und Lacke hergestellt wurden, herumtrieb und der auf dem Nachbargrundstück lieber dem Seifensieder zusah, hatte während der Schulzeit immer andere Gedanken im Kopf, und was er gar in seinen Taschen alles mit herumschleppte, war schier undenkbar. Als aus seinem Schulranzen während des Unterrichts eines Tages plötzlich eine riesige Flamme emporloderte, hatte die Geduld seiner Lehrer ein Ende, er mußte das Gymnasium verlassen. Der Vater schickte den Jungen nach Heppenheim, wo er die Apothekerkunst erlernen sollte. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, denn nach einer heftigen Explosion zu mitternächtlicher Stunde — Liebig hatte eine besondere Vorliebe für Knallsilber — mußte er Heppenheim verlassen. Er kam nach Darmstadt zurück. Der Fürsprache des Hofbibliothekars Heß, der den Knaben schon seit Jahren mit chemischer oder überhaupt naturwissenschaftlicher Lektüre versehen hatte, verdankte es Justus, daß der Vater endlich einwilligte, ihn nach Bonn ziehen zu lassen zum Studium für Chemie und Physik. Nach einem Jahr erhielt sein Lehrer Professor Kastner den Ruf nach Erlangen; Liebig folgte ihm. Aus seiner Erlanger Zeit stammt Liebigs Freundschaft mit dem Grafen Platen-Hallermünde.

Nach etwa zwei Jahren mußte er aber die schöne fränkische Universität plötzlich verlassen, weil Zwistigkeiten zwischen Bürgern und Studenten ihm sein Fortkommen erschwerten. Da es damals mit dem analytischen Unterricht in Deutschland recht traurig bestellt war, kann man Liebigs Sehnen verstehen, mit französischen Chemikern wie Gay-Lussac, Biot, Chereul, Dulong und Thenard Fühlung zu bekommen. Zu ihren Schülern zu zählen galt als höchst erstrebenswert.

Justus besaß noch sieben Geschwister, und der Vater hätte dieses teure Studium auf der Sorbonne nicht ermöglichen können, wenn nicht der hochherzige Großherzog Ludwig I. ihm durch Gewährung eines Stipendiums die Wege geebnet hätte. Professor Kastners und des Großherzoglichen Kabinetssekretärs Schleiermachers Fürsprache hatte Liebig dies zu verdanken. Alexander von Humboldt, der sich damals in Paris aufhielt, ist es dann gewesen, der seinem jungen deutschen Landsmann einen Platz im Laboratorium Gay-Lussacs erwirkte. Nach anderthalb Jahren kehrte Liebig, der sich inzwischen zu einem Meister in der Analyse herausgebildet hatte, in die Heimat zurück. In Gießen war damals gerade die außerordentliche Professur für Chemie frei geworden, um die sich Liebig bewarb. Alexander von Humboldt und Schleiermacher ebneten ihrem Schützling wieder den Weg und verstanden es durchzusetzen, daß das bayerische Doktordiplom in Hessen anerkannt wurde, und nach einem Examen vor der philosophischen Fakultät verzichtete man auch auf den Nachweis des bestandenen Abiturientenexamens. So ward Liebig außerordentlicher Professor der Chemie und 18 Monate später wurde er zum Ordinarius ernannt. Alle Professoren der Gießener Universität befürworteten seine Ernennung, nur der Professor des Hebräischen versagte seine Zustimmung.

Nachdem Liebig auf dem Seltersberg in der alten Kaserne ein Laboratorium eröffnet hatte, strömten auch schon von allen Seiten gelehrige Schüler herbei, um seinen Worten zu lauschen und die Kunst des Analysierens von ihm zu erlernen. Liebig hat also das Bedürfnis der Zeit erkannt, und ihm ist es zu danken, daß heute in Deutschland so viele derartige chemische Unterrichtsinstitute bestehen. Wenn auch schon damals einige andere Hochschullehrer in beschränktem Kreis Unterricht in der Analyse erteilten, so legte Liebig aber außerdem noch einen großen Wert auf die Darstellung chemischer Präparate, denn nur hierbei erfährt man, „welch ein wichtiges Scheidungsmittel in ihrer geschickten Handhabung die Krystallisation ist“. Das was Gay-Lussac und Alexander von Humboldt durch die Ergründung der Gesetze der physikalischen Chemie der Welt geschenkt hatten, das was Berzelius durch die Schaffung der Mineralanalyse erreicht und die Arbeiten Mitscherlichs über die Kry-

stallisation zu Tage gefördert hatten, sollte nun durch Liebig vereinigt werden, um die organische Analyse zu schaffen.

Liebig hatte das Glück, in diesen seinen Neigungen durch die Freundschaft eines Mannes gekräftigt zu werden, dessen Namen auf immer mit dem Liebigs verknüpft bleiben wird. Das was der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in der schöngeistigen Literatur bedeutet, ist der Liebig-Wöhler-Briefwechsel in der Chemie. Liebig und Wöhler waren in ganz eigenartiger Weise Freunde geworden. Zu derselben Zeit nämlich, als Liebig in Paris die Zusammensetzung des Knallsilbers zu erforschen suchte, arbeitete Wöhler über die Zusammensetzung des cyansauren Silbers. Liebig behauptete, daß beide Körper dieselbe Zusammensetzung besitzen, was von Wöhler heftig bestritten wurde. Der lange wissenschaftliche Streit endete mit einer herzlichen und innigen Freundschaft, in der sie bemüht waren, einander nach besten Kräften zu unterstützen und zu helfen.

Wöhler*) hatte 1830 eine Stellung als Lehrer der Chemie an der Gewerbeschule in Berlin übernommen, verließ aber die preußische Residenz beim Ausbruch der Cholera. Seine Frau brachte Wöhler zu ihren Eltern nach Kassel zurück, weil er in Berlin für die Gesundheit jener fürchtete. In Kassel sollte damals (1831) gerade die Höhere Gewerbeschule errichtet werden, wobei man häufig Wöhlers Rat in Anspruch nahm. Dies führte dazu, daß ihm schließlich die Professur der Chemie an der neu gegründeten Anstalt angetragen wurde, die er gleichzeitig mit Heinrich Buff antrat, welcher in Kassel Physik lehren sollte und der später auch zu Liebigs engstem Freundeskreise zählte. Die Briefe, die zwischen Gießen und Kassel hin und her gingen, enthielten all die herrlichen Gedanken, mit denen die Welt beglückt werden sollte. Als Wöhler seine junge Gattin durch den Tod verlor, forderte Liebig gebieterisch seine Übersiedelung nach Gießen. Nur an seiner Seite könne er bei gemeinsamer Arbeit seinen Schmerz vergessen. Die künstliche Darstellung (Synthese) des Bittermandelöls und die Untersuchungen über Benzoesäure waren die Früchte langer, gemeinsamer Arbeit.

„Lieber Freund," hatte Wöhler 1836 an Liebig geschrieben, „mir geht es wie einem Huhn, das ein Ei gelegt hat und darauf ein großes Gagsen beginnt; ich habe gefunden, wie man aus dem Amygdalin blausäurehaltiges Bittermandelöl machen kann, und wollte Dir die weitere Verfolgung dieser Sache zu einer gemeinschaftlichen Arbeit vorschlagen, da der Gegenstand innigst mit Deiner Benzoyl-Untersuchung im Zusammenhange steht."

Über die Innigkeit der Freundschaft zwischen Wöhler und Liebig muß man letzteren selbst reden hören: „Neidlos und ohne Eifersucht Hand in Hand verfolgten wir unseren Weg, wenn der eine Hilfe brauchte, war der andere bereit. Man wird eine Vorstellung von diesem Verhältnisse gewinnen, wenn ich erwähne, daß viele unserer kleineren Arbeiten, die unseren Namen tragen, von einem allein sind; es waren reizende kleine Geschenke, die einer dem andern machte."

Auch seine Schüler verstand Liebig wohl wie keiner an sich zu fesseln. Selbst wenn sie nicht mehr in seinem Laboratorium in Gießen arbeiteten, zog er sie in wissenschaftliche Arbeiten hinein, sofern er Interesse bei ihnen voraussetzen konnte. Als es sich um den Ausbau seiner Düngerlehre handelte, wurden nicht nur von Liebig unzählige Analysen ausgeführt, sondern er veranlaßte auch seine jungen Freunde, ihm die Ergebnisse der Untersuchungen von Ackerböden und der Asche von Pflanzen, die darauf gewachsen, zukommen zu lassen. Liebigs Düngerlehre hat zuerst viel Anfechtung erfahren müssen. Der Landwirt wollte nicht glauben, daß ein Mann, der nie praktisch in der Landwirtschaft tätig gewesen sei, ihm Lehren geben könne. Um aller Welt die Richtigkeit seiner Behauptungen zu beweisen, erwarb Liebig in der Nähe Gießens eine öde Stätte, wo für Pflanzen noch nicht einmal soviel Nahrung vorhanden war, daß dort ein Grashalm wachsen konnte. Unter seiner Anleitung wurde dieses Stückchen Erde mit Mineraldünger behandelt. Saftiges Grün entsproß bald dem fruchtbar gemachten Boden, und die herrliche „Liebigs-Höhe" wird heute noch jedem Besucher der Universitätsstadt an der Lahn mit Stolz gezeigt.

Diese chemisch-botanischen Arbeiten führten Liebig dazu, ähnliche Untersuchungen und Prüfungen auch in Bezug auf das Tierreich vorzunehmen. Unsere Kenntnisse von der chemischen Zusammensetzung des Fleisches, des Harns, der Galle, die Kenntnisse von den chemischen Vorgängen bei der Verdauung und bei der Atmung verdankt die heutige Wissenschaft dem großen hessischen Chemiker. Diese Kenntnisse blieben aber nicht nur in dem engen Rahmen der Wissenschaft, sondern sie sind sogar für einen großen Teil des Publikums Allgemeingut geworden. Seine

*) Dr. Friedrich Wöhler wurde als Sohn des Stallmeisters Wöhler am 31. Juli 1800 in Eschersheim bei Frankfurt a. M. geboren. Verheiratet war derselbe in erster Ehe mit einer Tochter des Staatsrats Wöhler in Kassel, seiner Cousine, die 1832 starb, in zweiter Ehe ebenfalls mit einer Kasselanerin, einer Tochter des Kommerzienrats Georg Pfeiffer, Mitbegründers des früheren weitbekannten Bankhauses „Gebrüder Pfeiffer" in Kassel. Im Jahre 1835 erhielt er einen Ruf als Professor der Chemie an die Universität Göttingen, an welcher er, inzwischen zum Geheimen Obermedizinalrat ernannt, bis zu seinem 1882 erfolgten Tode lehrte.

Arbeiten pflegte Liebig nicht nur in wissenschaftlichen Büchern und Zeitschriften zu veröffentlichen, sondern er teilte sie auch in seinen „Chemischen Briefen“ dem Volke mit. Diese Artikel erschienen zuerst in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, sie kamen dann in Buchform heraus und wurden in andere Sprachen übersetzt. „Wie aus dem Ärmel geschüttelt“ müssen sich solche Abhandlungen lesen, und man darf wohl sagen, daß Liebig die Anregung zu den heute so beliebten populär-wissenschaftlichen Aufsätzen gegeben.

(Schluß folgt.)

Chronik der Familie Gunkel zu Kassel.

Herausgegeben von Dr. Philipp Losch.

(Fortsetzung.)

A. 1729 d. 30. Augusty sind die gefangenen auß der Au[22]) von der Arbeit des Mittags gelauffen, nemblich 21, wo von 3 von der wacht, welche Bey Ihnen in Comando stunden, seind erschoßen worden zwischen Zweren, welche des andern Tages vom schinder auff Karn seindt unter den galgen begraben worden.

A. 1730 d. 23. Martij des Abends nach 6 Uhr ist Ihre hochfürstl. Durchlaucht Carl, unser aller seids gnäd. fürst u. h., gestorben u. So gleich umb 7 Uhr des Abends der h. von Einsiedel als Currir nacher schweden geschickt. Es haben auch des Andren Tages die Soldaten So gleich huldigen müßen, des Sonnabens als d. 25. dito haben wir bürger umb 11 Uhr auff der rentbahn[23]) müßen mit dem Rath erscheinen, alwo der Rath zum ersten, hernach die bürger, dem König in schweden huldigen u. schweren müßen, alwo Brintz Wilhelm[24]) in Beysein wahr, u. der Cantzler daß wort gethan nebst Vielen rähten wie auch der Ober-Marschall. Die bürger haben alle mit schwartzen Mänteln müßen erscheinen u. seindt 4 gilden hinder dem Rath mit einer schönen Brozeffion nach der rent Bahn gegangen, nemblich die Kauffgilde, hernach seind die Metzgergülde u. nach diesem die Wollenduchmacher nebst den schreinern gefolget, die übrigen aber seindt eintzel auff die Bahn gegangen. Es haben auch d. 24. dito alle Glocken im Lande anfangen zu leuden u. sol solches ein Virtel Jahr dauren, nemblich von 11 Uhr biß 12. Sie haben auch meinen gnäd. herrn auffs barraden Bette die leude gesehn u. Seindt alle gezehlet worden, daß Ihrer 22 dausendt sindt gezehlet worden u. ist unvergleichlich schön zu sehen gewest.

A. 1730 d. 10. Novembr. Biß nehr [?] hat es schon Eiß gefroren wie auch d. 15. dito des Nachts schon geschneiet.

A. 1731 Ist ein solcher langer winder geweßen, daß die bürger noch d. 10. Fb. auff Eiß müßen gehen, aber d. 19. dito ist daß Eiß auff gebrochen u. sich alle geschützt u. auff dem faut han durch gebrochen u. hat Vielen schaden gethan, es hat im h. Rißlers So genanten broh hob halb mitgenommen. Es haben auch die bürger wie auch dage löhner d. 24. dito dem Eiß sollen helffen u haben vom wehre biß bober die fulda brick müßen auff Eißen, weilen daß Eiß vor der bricke sich geschützt hate, Sie haben auch bommen inß Eiß geworffen, aber hat nichts geholffen u. ist darauff d. 12. Martij ohne große waßer flud des nachts vort gangen ohne Einige Mühe; also daß sich alle Menschen verwundert haben über die almacht gottes. Daß waßer hat Sieben tage vor dem schlag gestanden, daß man hat müßen mite 3 schiffen fahren.

A. 1731 d. 13. Aprilis nemblich auff ostern ist Mein Sohn Johan friederich zum ersten mahl zum hl. Abend mahl zu gelaßen worden.

A. 1731 d. 17. Maij Seindt 248 Personen auß Saltzburgschen verdriebene[25]), hir durch kommen. Die selben sindt mit Commisargen bej barweiße auff den Neuen Bau[26]) geführet u. alda gespeist worden,

[22]) Zu den Erdarbeiten in der Karlsaue wurden Gefangene verwandt. (Jonas.)

[23]) Befand sich vor dem Schlosse, wo jetzt der Garten der Kriegsschule ist.

[24]) Der Bruder des nunmehrigen Landgrafen und spätere Landgraf Wilhelm VIII.

[25]) Diese Salzburger Emigranten waren von ihrem Fürsten, dem Erzbischof von Salzburg, um ihres evangelischen Glaubens willen vertrieben. Über ihre Ankunft und Aufnahme in Münden, wo einige Familien sich dauernd niederließen, vergleiche die ausführlichen Angaben bei Lotze, Geschichte der Stadt Münden S. 127 ff.

[26]) den jetzigen Stadtbau.

Sie haben entfangen ½ halben ochsen u. 16 Kalbß braden, 8 Zober bier u. Brod. Nach dem Eßen seindt Sie wiedrum bej Baren auff die Rendt banne geführt u. hat alda der luttrische Pfar eine mächtige schöne Predig gethan u. haben auff Bau auch geschlaffen. Des Andern Dages mit mehr als 1000 Thlr. geschenck auff Münden geschickt u. so ferner fort Biß inß Preysische, alwo sie Bleiben Sollen.

A. 1731 d. 23. Junij Ist meine schwiegerin Anna Catharien Gunkelin gestorben.

A. 1731 d. 11. Augusty Ist Ihro Königl. Mayst. auß schweden alhir zu Caßel ankommen[27]) u. ist Ein Prechtiger einzug gewesen mit 2 Ehren Pforden. Es seindt auch alle glocken in Caßel wie auch in den 3 Amtern geleudet worden u. desselben Abendts eine Mechtige Elumbnation von den Bürgern gemacht geweßen u. der König ist in der stat rumb gefahren u. Solches angesehn. Es haben auch Bey Brinß Wilhelm Hauße 2 faßen wein gesprungen, auch die frantzosch stat hat proper Elumbniret.

A. 1731 d. 29. octobr. ist Ihro Königl. Mayst. auß schweden wieder von hir nach schweden weg gezogen u. des Mittags zu Münden gespeist u. von 2 Companj honorische Reuder Prächtig entfangen u. bedient worden; es haben auch die bürger zu Münden auffgezogen, wie auch 2 Regmenter Soldaten.

A. 1732 im Febr. ist Eine große waßer fluth geweßen, welche Bey meinen gedenken noch Niemahlen So groß geweßen, daß waßer ist beim weißen schwan nach der schinger gaß gelauffen, wie auch vorm Jägerhauß[28]) nach der mühlengaß zu, daß es hätte können Mühlen dreiben, auch ist es hir vor meinen hauß vor bey gelauffen nach der schinger gaß zu, es ist auch Kein garten vor der Neustat frey gebliben, es ist aller dings über den dohten hoff[29]) gelauffen u. hat etliche Todten auß den gräbern mit genommen. Einen Todten hat man beim Soldatendodenhoff mit der lade wieder gefunden.

A. 1732 d. 1. biß ferner Marty hat daß horn Vieh eine Plage bekommen, als nemblich sie haben blaßen auff die Zungen bekommen, aber sie seindt nicht daran gestorben. Man hat befehle von der obrigkeit bekommen etwaß zu brauchen, damit man hat sollen vorkommen, als nemblich Essig, schießbulfer, Knoblauch u. Kinruß, Saltz, osterlozi wie auch mit einem Silbern stück die Zunge rein gemacht, welchs wie ein rath halb zakkicht u. halb scharff, damit die blasen auff gemacht worden.[30])

A. 1732 d. 1. july ist daß Neustätter thor zugemacht u. Repariret u. ist daß thor Beim Armenhauß hin auß gangen u. hat gedauret 3 wochen.[31])

A. 1732 d. 27. septembr. Seindt 2 Arme Sünder hingerichtet, Einer mit Nahmen Heker [?], 1 Soldadt, ist geradebrecht worden, der ander ein schreiner, bürdig auß Kaufungen, demselben ist der Kopf abgeschlagen u. auffs rath gesteckt. Sie haben zu bettenhaußen Eine frau bestohlen u. Ermordet, Es ist Ihret halben auff forst ein schaffot gebauet worden, damit Es alle leudt haben recht sehen können.

---

[27]) Es war das einzige Mal, daß Friedrich I. seine hessischen Stammlande besuchte. Damals bewillkommte ihn u. a. auch ein „lahmer Hessen=Franzose der vom Wissener runger gekuppelt u. vorm Parnaß liggen geblewwen war" in zwei merkwürdigen mundartlichen Gedichten, die wohl die ältesten dieser Art in der hessischen Literatur sind. Die beiden Gedichte sind im Althessischen Volkskalender für 1881 und 1883 abgedruckt, verdienen aber ihres sprachlichen Interesses wegen wohl noch eine neuere Veröffentlichung. Der Name des Dichters ist mir unbekannt, nur seine Anfangsbuchstaben sind in dem Satze „Ich Hoffs Minnige" versteckt.

[28]) Jetzt Kastell. Schindergasse hieß der östliche Teil der heutigen Waisenhausstraße. Gunkels Haus lag am Holzmarkt zwischen der Mühlengasse und Lumpsgasse (Kreuzstraße).

[29]) Vergl. Anmerkung 19.

[30]) Dies Rezept kommt bereits in einem Edikt vom 15. August 1682 vor, wo auch das Instrument abgebildet war. Andere damals gebräuchliche Mittel gegen Viehseuchen muten uns noch sonderbarer an. So wird in einem Regierungsausschreiben vom 6. Oktober 1742 als Präservativ empfohlen dem Rindvieh, „in einem Säcklein 1 Loth Teufels=Dreck u. ½ Quint Campher an den Halß zu hencken". Auch ein „Schoppen laulichter Wein gewürzt mit vor 2 Heller Lorbeeren u. vor 6 Heller Saffran" regelmäßig alle 3 Tage gesoffen, soll ein gutes Schutzmittel für die Kühe sein. Überhaupt taucht in den Rezepten öfters ein guter Schoppen Wein oder eine halbe Maß Bier auf und es steht zu befürchten, daß die Viehknechte diese Ingredienzien manchmal in ihre eigne Gurgel geschüttet und dem Vieh den Theriak ꝛc. ohne den Alkohol gegeben haben.

[31]) Das Neustädter Tor stand da, wo jetzt die alte Leipziger Straße auf den Kirchplatz trifft. Das Armenhaus, 1690 von Landgraf Karl errichtet, ist der Teil des reformierten Waisenhauses, der dem Kirchplatz zunächst liegt. Das hier früher befindliche sog. Alte Tor wurde in der Regel geschlossen gehalten und nur dann geöffnet, wenn das neue Tor aus irgend einem Grunde nicht benutzt werden konnte. Dann mußte aber jedesmal erst über den Stadtgraben eine Notbrücke gebaut werden. (Jonas.)

A. 1735 d. 26. januarij Ist den Metzger anbefohlen, nichts im haußé al überal zu verkauffen [32]) wie auch keine beine u. Kopf u. füße wie auch gekröße bey braden zu geben; u. habens etliche gethan, die haben in 14 tagen nicht darffen schlachten u. ist ein jeder noch mit 5 gulden dar zu gestrafft worden; u. mein schwager Johan Adam Vogt hat mich auch angegeben, also habe müssen auch 5 gulden geben.

A. 1735 d. 8. junij Ist unßer 2. Präder nemblich H. Daur gestorben u. zwar schleynich am schlagfluß u. darauff d. 13. dießes begraben worden mit 5 Kutschen.

A. 1735 umb Michiäli Zeit hat unßer Prediger h. schobbach [33]) zum ersten mahl hir gebredigt.

[32]) Die Metzger sollten das Fleisch allein auf die Schirne bringen, damit Arm und Reich daselbst beim Kaufe gleiches Recht genössen. Es versteht sich von selbst, daß die Metzger dies bis Ende des 18. Jahrhunderts bestehende Gebot — für Kassel wurde es 1791 aufgehoben — zu Gunsten der besser zahlenden Kunden oft zu übertreten suchten. So wird ihnen schon 1622 der Vorwurf gemacht, „daß sie das beste Fleisch in den häußern etlicher schleckfreßer, welchen nichts zu theuer, und ehe es in die schirne getragen und von den beeydigten Schätzern geschetzt wird, verkauffen.“ Vergeblich hat die Obrigkeit sich gegen diese Schädigung der ärmeren Konsumenten gewandt, in der betreffenden Polizeiverordnung vom 25. Januar 1735 muß sie eingestehn, „daß die Metzger an die Policey und andere Ordnungen sich wenig kehren, sondern wann das Fleisch ihnen nicht nach Sinn taxiret, alsdann sich zusammen vereinigen und keins oder doch weniges und nicht hinlängliches Fleisch in die Schirn bringen.“ (Jonas.) Von einer solchen allerdings mißglückten Einigung aus dem Jahre 1719 haben wir oben schon gehört. Die große Schirne befand sich an der Ecke der Marktgasse gegenüber dem alten Rathause. Im Rathaus selbst, sowie am Stadtbau befanden sich noch zwei weitere Schirnen für das höher taxierte Fleisch.

[33]) Georg Wilh. Schoppach war vorher Pfarrer an der Oberneustadt gewesen, ging 1743 zur Freiheitergemeinde über (vergl. unten unter 5. Mai 1743) und starb 19. September 1761 als Metropolitan und Pfarrer der Brüdergemeinde. (Strieder 13, 195.)

(Fortsetzung folgt.)



Das alte Bauernhaus.

Ein Bild aus dem Dorf von **Heinrich Naumann**, Nanzhausen.

Da stehst du, du altes, ehrwürdiges Bauernhaus, Johann Senaldus' Erbe. Wie oft seit den Tagen meiner Kindheit habe ich dich angeschaut und bewundert. Achtung, Anhänglichkeit, Liebe und Begeisterung habe ich lebenslang für dich gehegt. Das Münster in Straßburg habe ich gesehen, vor dem Dom in Köln habe ich gestanden, manches Königsschloß habe ich bewundert — aber immer schritt ich vorüber. An dir aber, du altes, hessisches Bauernhaus, komme ich nimmer vorbei. Ob ich dich sehe oder nicht sehe, vor meiner Seele stehst du immerdar. Du bist nicht aus Stein gemeißelt und hast nicht Erker noch Türmchen, deine Schwellen und Pfosten, Träger und Balken sind mächtige Eichenstämme aus deutschem Walde —, alte Eichen, auf gutem Boden gewachsen und vom Sturme der Jahrhunderte erprobt. Alt und grau — und doch lächelt dein weißes Fachwerk mich so freundlich und so traulich an, als wollte es sagen: „Komm her zu mir, Geselle, hier findst du deine Ruh.“ Und wie gerne komme ich, bewundere dein Bild und lausche deiner großen Geschichte. Es ist meine Geschichte und die Geschichte meiner Väter, es ist die Geschichte des Dorfes und die Geschichte des teuren Vaterlandes. Im Jahre 1603 — genau vor 300 Jahren — hat der Zimmermann aus Kirchversa deine Balken ineinandergefügt und den gottseligen Spruch über dich getan: Vor Wassersnot, vor Feuersnot behüt dich der dreieinige Gott. Da haben die alten hessischen Bauern Johann Senaldus und Christian Gebhardus, Balthasar Caspari und Johannes Sinemus — die Arme übereinander gekreuzt — vor dir gestanden und deinen stolzen Bau bewundert. Und als dann die Fenster mit den runden Scheiben eingesetzt, die schön geschnitzte Doppeltüre in die mächtigen Angeln eingehängt gewesen sind, dazu das große schützende Strohdach gedeckt, da bist du gar wohnlich und traulich geworden. Da haben auch Johann Senaldus und Christine — des Gebhardus sittsame Tochter — als christliche Eheleute ihren Einzug in das schöne neue Heim gehalten, welches ist so nah gestanden bei dem Kirchlein und der Linde des Dorfes. Da ist auch selbigesmal der junge, diensteifrige und hochgelahrte Pfarrer Johannes Syboth eingetreten und hat die neue Wohnstätte mit Gebet und Gotteswort eingeweiht zu einem christlichen Hause.

Das war der Anfang deiner Geschichte und ist ein guter Anfang gewesen und nicht auf Sand gebaut. Dazu bist du auch ein freies Haus gewesen, ohne Balkon und ohne Hypothek, denn Johann Senaldus hat das nötige Geld gehabt und 60 Gulden dem Zimmermann, 20 Gulden dem Maurer und 20 Gulden dem Dachdecker und Schreiner — in

Summa 100 Gulden — bar ausbezahlt, welches ist vor 300 Jahren schon eine hohe Bausumme gewesen. Und dann haben Johann und Christine einen gar friedlichen Hausstand geführt und sind fleißige Bauersleute und des Pfarrers getreue Nachbarn gewesen. Da sind deine Fenster gar blank gewesen und hat die Sonne hineingeschaut, da haben auch freundliche Augen herausgeschaut und die Sonne dankbar gegrüßt. Und dann weißt du von dem ersten Sturm zu sagen. Der Himmel ist gar trüb und düster geworden und hat sich ein Unwetter erhoben mit Sturm, Blitz und Donner, daß deine Insassen vermeint haben, das Ende der Welt sei gekommen. Da hat die Linde geächzt und gestöhnt, als ob alle guten Geister aus dem Dorfe wollten Abschied nehmen. Und dann, welch' merkwürdiges Zeichen ist geschehen: die große Glocke im hohen Kirchturm hat — ohne Menschenhand — zu läuten angefangen und der wundersame Klang hat das Heulen des Sturmes übertönt. Als sich aber die Leute vor Schrecken und Furcht noch den Kopf gehalten, „ist ein fürchterliches Krachen und Dröhnen vernommen worden und ist der hohe Kirchturm mitsamt der Glocken auf den Friedhof niedergestürzt". Solches ist geschehen, da man schrieb das Jahr 1604, im ersten Jahre deines Daseins, du trautes Bauernhaus. Der treue Pfarrer Johannes Syboth aber hat gesagt, „daß dieser Sturm und Sturz des Kirchturms sei eine ernste Vorbedeutung von kommenden schlimmen Zeiten". Auch die schlimmen Zeiten sind gekommen. Es war ein bitteres Weinen in Johann Senaldens Haus, als 1605 der gute und getreue Nachbar, der treue Seelsorger Syboth, um seines treuen lutherischen Bekenntnisses willen aus dem Amte und Dorfe vertrieben wurde. Er hatte die „Verbesserungspunkte" des Landgrafen Moritz nicht angenommen und mußte nun seine Herde verlassen. Es war ein gar schönes Verhältnis gewesen, das Senaldens mit den lieben Pfarrersleuten gepflegt, und die Trennung verursachte gar bitteres Herzweh, zumeist aber bei der Frau Pfarrer und Christine, die gar weich von Gemüt waren.

Johann Senaldus und Christine haben vermeint, daß nun gar antichristliches Wesen würde überhand nehmen und es keine frommen und treuen Diener der Kirche mehr geben könnte, haben sich aber getäuscht und erfahren, daß der neue Pfarrer, Johannes Dauber, ist ebenfalls ein gar lieber, freundlicher Seelsorger und getreuer Nachbar gewesen. Und du altes, trautes Bauernhaus hattest ja auch solchen treuen Freund und Nachbar nötig. Da sind Freud und Leid, Lachen und Weinen abwechselnd auf Besuch bei dir eingekehrt. Lichte, schöne Engel sind es gewesen, die niederstiegen und an dem Wiegenbettchen Wache gestanden. Glückliches Lächeln spielte auf den Lippen der Eltern. Ein ernster, stiller Engel ist es gewesen, der einkehrte und den Palmzweig auf ein Särglein niedersenkte. Da sind viele Tränen geflossen in deinen trauten Räumen, und ein festes Band verbindet dich mit dem Friedhof neben der Linde, wo dein erstes Saatkorn gebettet ward. Und doch, es war nur das erste — wie viel Särge aber sind in 300 Jahren aus deiner Türe nach demselben Gottesacker hinüber getragen worden? O du altes, ehrwürdiges Bauernhaus, welche Stürme sind um dein Gebälk gerast? Noch standest du stolz und schmuck im Glanze deiner Jugend am 23. Mai 1618, dem Tage, an welchem aus einem Hause in Prag die beiden kaiserlichen Statthalter Martinitz und Slavata mitsamt ihrem Schreiber Fabricius, von böhmischen, protestantischen Bauern zum Fenster hinausgestürzt wurden. Keine Zeitung und kein Telegraph hat dir jene Tat gemeldet und doch hast du bald erfahren, welch ein Sturm sich über unser Vaterland erhoben. Der 30jährige Krieg war entfacht. Da sind „kaiserliche Reuter und viel Fußvolk", da sind die „wilden Kroaten" gekommen und haben deine Fenster eingeschlagen, dein Brot und Mehl und all dein Vieh geraubt. Da ist „große Not" gewesen und viel Weinens und Klagens in deinen Räumen. Und dann schrieb der treue Pfarrer Johannes Renkerus mit tiefem Herzweh die Jahreszahlen 1636—1640 ins Kirchenbuch und setzte dazu: „da ist ein großes Sterben gewesen." Die Pest ist gekommen und hat auch deine Bewohner dahingerafft, du trautes Bauernhaus. Die Linde hat geächzt und gestöhnt und der Gräber sind immer mehr geworden. Da ist in zwei Jahren nicht eine Hochzeit im Dorfe gehalten worden. Als aber auch der treue Seelsorger todesmatt sich zur Ruhe legte, da sind die Kroaten gekommen und haben in dem Pfarrhause die großen Sterberegister zerrissen und verbrannt, sodaß man die Sterbetage von deinen Bewohnern nicht hat finden können. O Senaldens Erbe, du Wohnstätte der Väter, wie haben die Stürme an deinen Grundmauern gerüttelt — und dich doch nicht gestürzt. Du hast als sturmerprobtes Haus die Friedensglocken wieder läuten hören. Du hast den Erben die Türen wieder geöffnet, und nun sind sie gekommen die Kinder und Enkel von Geschlecht zu Geschlecht, und alle haben sie in deinen Räumen ihre Lebensgeschichte ausgelebt. Da haben Schultheißen und Schöffen in dir gewohnt, und Rechte und Ordnungen haben von deinem eichenen Tisch den Weg in das Dorf genommen. Senaldens Haus ist die Stätte gewesen, wo die Väter des Dorfes zusammen gekommen, um über das Wohl des Dorfes zu beraten. Und als der Revolutionsgeist vor mehr als hundert Jahren das Volksleben zu vergiften

drohte, wie hat man da in deinen Räumen die Treue zum Landesherrn, die Heimat und Vaterlandsliebe gepflegt. Von Johann Senaldus' Erben ist keiner „unter den Aufrührer" gewesen. Und als gar der „Vernunftglauben" sich breit machte auf den Kanzeln, in den Schulen und auf den Gassen, da hielt man in deinen Räumen noch „Treue und Glauben". Da kamen hier die „Stillen im Lande" zusammen, um die heiligsten Güter zu hüten. Und als das Vaterland wieder in Not war, da zogen auch Söhne aus dir in die blutige Schlacht. Im Jahre 1812 schied einer mit Herzweh und Trauer — und kehrte nicht wieder. Die Geschichte des Dorfes und die Geschichte des Vaterlandes ist auch deine Geschichte. Mit welch tiefem Seelenweh saß ein Kind deiner Räume 1866 hinter dem eichenen Tisch, den Kopf in die schwielige Hand gestützt. Es war eine tiefe Trauer um den erloschenen Glanz des alten, teuren Vaterlandes Kurhessen. Sagt man von einer sechshundertjährigen „hessischen Geschichte" — du Haus meiner Väter, Senaldens Erbe, die Hälfte der Geschichte hast du in 300 Jahren mit erlebt. Du hast sie kommen sehen alle die Moden, Sitten und Gebräuche — und hast sie gehen sehen und deine Eckpfosten wanken nicht. Da haben Kinder in dir gespielt und gescherzt und geruht auf dem Mutterschoß — und sind ausgezogen in ferne Lande. Da sind auch Kinder aus der Fremde wieder heimgekehrt und haben in dir ihr Heimweh gestillt. Auf einem deutschen Gottesacker in Queensland in Australien steht ein großes Marmorkreuz. Die goldene Inschrift meldet von einem Sohn aus Senaldens Haus, der nach 30jähriger Abwesenheit den letzten Gruß nach dem hessischen Bauernhaus gesandt und am Heimweh entschlafen ist. Wohl brausen Meere zwischen dir und dem fernem Grab, aber ein inniges Band verknüpfet dich mit all den Gräbern in der Heimaterde und in der Fremde. Wohl trägst du nicht Wappen und Krone zur Schau und bist nicht nett und zierlich wie deine neumodischen Schwestern. Die Großen der Erde sind nicht bei dir eingekehrt, die Fürsten im Reiche der Geister streiften deine Räume nicht mit ihrem Gewand. Auch ist von deinen Insassen kein Name geschrieben auf den Ruhmestafeln und in der Geschichte der Völker. In deinem Wiegenbett hat kein „berühmter Mann" den Traum seiner Kindheit geträumt, und ist aus deinen Räumen kein Lichtstrahl in die Welt hinausgedrungen. Und dennoch bist du mir das „berühmteste" und „wichtigste" Haus auf Erden. Du liegst nicht an der Landstraße, und in dir hat nie jemand zur Miete gewohnet, du hast ein frei Geschlecht beherbergt. Deine Räume sind durchweht von Mutterliebe — von Geschlecht zu Geschlecht, und Vatertreue, fest wie deine Eckpfosten, so hat sie sich bewährt von den Ahnen auf die Enkel. So schau ich dich, du altes, hessisches Bauernhaus — umrauscht von den mächtigen Kronen der alten Obstbäume, umrauscht von den alten Eichen im Heimatwald. Auf gutem Grunde bist du erbaut, so bleibe auch fest wie deine Pfosten, allezeit ein Bild des Bauernstandes auf angeerbter Scholle. Gottesfurcht und Frömmigkeit, Königstreue und Heimatliebe, Zähigkeit und Bescheidenheit sei das Erbe deiner Kinder für und für! Der Segensspruch des Zimmermanns aber, der seit 300 Jahren über dir gewaltet, der sei auch mit dir im vierten Jahrhundert:

Vor Wassersnot, vor Feuersnot
Behüt' dich der dreieinige Gott!

Aus Heimat und Fremde.

Todesfälle. Am 23. April verschied in Kassel nach längerer Krankheit der Oberrealschuldirektor a. D. Dr. **Karl Ackermann**, im Alter von 62 Jahren. Wir betrauern in dem Verblichenen einen Mitbegründer und langjährigen Mitarbeiter unserer Zeitschrift und werden seinem Andenken noch in einem Nekrolog gerecht werden. — In Rom starb am 26. April **Malvida von Meysenbug** im 87. Lebensjahre. Sie war eine Tochter des kurhessischen Staatsministers Rivalier von Meysenbug und am 28. Oktober 1816 in Kassel geboren. Durch ihr Werk „Memoiren einer Idealistin" ist sie in der gebildeten Welt allgemein bekannt geworden. Gelegentlich ihres 85. Geburtstages brachte das „Hessenland" im Jahrgang 1901, Seite 272 ff. einen Aufsatz über die Dahingeschiedene von Theodor Stromberger, auf den wir unsere Leser verweisen.

Hessischer Geschichtsverein. Am 18. April unternahm der hessische Geschichtsverein in **Kassel** seinen ersten diesjährigen Ausflug, der in das beim Weißner gelegene „Höllental" führte. Der Besuch galt hauptsächlich dem **Bilstein**, für welchen das Interesse der Geschichtsfreunde wohl nie erlöschen wird. Auf der Höhe desselben gab Herr General **Eisentraut**, der erste Vorsitzende des Vereins, einen Abriß von der Geschichte des einst mächtigen Grafengeschlechts, das hier gehaust und das schon im 10. Jahrhundert genannt wird. Zu dem Besitz desselben scheinen auch die andern hier gelegenen Befestigungen, die **Schnepfenburg** und **die hohe Schanze**, sowie eine Wallburg, die keinen bestimmten Namen führt, gehört zu haben. Der Glanz der Bilsteiner, welche die alten Gaugrafen der Germarmark waren, begann schon im 12. Jahrhundert

zu erlöschen, und als die Grafen zu Anfang des 14. Jahrhunderts ausstarben, fiel Burg und Gericht Bilstein an die Landgrafen von Hessen, welche dieselben den Herrn von Treffurt in Pfandbesitz gaben. Nachdem 1372 die letzteren durch Heinrich II. abgefunden waren, fand ein fortwährender Wechsel der Pfandherren statt, bis die Burg um 1594 ganz abgebrochen wurde. — Von dem Bilstein wandte man sich nach dem Klein-Vacha gegenüberliegenden Weidschen Kopf mit der Römerschanze. Auf dem Hirschberg wurden sodann noch einige Hünengräber in Augenschein genommen. Das Endziel des lohnenden Ausflugs war das freundliche Sooden, von wo aus die Rückfahrt angetreten wurde.

Schenkungen. Prinz und Prinzessin Friedrich Karl von Hessen statteten am 21. April dem in Wiesbaden in Garnison liegenden Füsilier-Regiment von Gersdorff (Kurhessischem Nr. 80), dessen Chef die Prinzessin ist, einen Besuch ab. Bei dieser Gelegenheit überreichte die Prinzessin dem Regiment als Geschenk des Kaisers die Kopie des in der Schloßgalerie zu Wilhelmshöhe befindlichen Bildes des Landgrafen Friedrich II. in der Uniform seines preußischen Regimentes Hessen-Kassel, sowie das von dem Landgrafen Alexander Friedrich von Hessen gestiftete Porträt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welches von dem Kasseler Kunstmaler Theodor Matthei herrührt (vergl. darüber „Hessenland“ 1902, Seite 333).

Schriftsteller-Preis. Bei den von Dr. Fastenrath in Köln eingeführten „Blumenspielen“ hat diesmal die in Kassel wohnende Freiin Elisabeth Juncker von Ober-Conreuth einen Preis für die beste Novelle, sowie zwei weitere Auszeichnungen für lyrische Dichtungen erhalten.

Hessischer Städtetag. Die diesjährige Hauptversammlung des „Hessischen Städtetages“ wird am 5. und 6. Juni in Bad Orb abgehalten werden.

Preisermäßigung. Es dürfte unsere Leser interessieren, daß die J. Rickersche Buchhandlung in Gießen den Preis der von ihr verlegten Gedichte der kürzlich verstorbenen Volksdichterin Johannette Lein (vgl. vor. Heft) von 1,50 M. auf 60 Pf. ermäßigt hat, um die Kenntnis dieser teilweise sehr schönen Poesien weiteren Kreisen zu vermitteln.

Personalien.

Verliehen: dem Superintendenten Kreisschulinspektor Gleim in Ziegenhain, sowie dem Professor Piderit zu Philippsruhe-Kesselstadt der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Kassenrendanten a. D. Rechnungsrat Schwarze zu Obernkirchen, dem Sparkassenrendanten a. D. Laufer zu Hersfeld, dem Stadtobersekretär Talckenberg und dem Lehrer a. D. W. Bachmann zu Kassel, den Hegemeistern Lohfink zu Forsthaus Rodenbach und Tauber zu Stammen, sowie dem Baugehilfen Sezekorn zu Eschwege der Kronenorden 4. Kl.; dem Lehrer Hämmerling zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand und dem Lehrer Deisenroth zu Solz der Adler der Inhaber des Hohenzollernschen Hausordens; dem Fürstl. Konzert-Direktor Kramer-Bangert und dem Kammervirtuosen Hartdegen in Kassel der Orden der Lippeschen Rose für Kunst und Wissenschaft.

Ernannt: Gerichtsassessor Heß zu Idstein zum Amtsrichter in Saarlouis; Pfarrverweser Hütteroth zu Schrecksbach zum Pfarrer in Holzhausen; Pfarrverweser Schlott zu Oberzell zum Pfarrer daselbst; Bauinspektor Günther zu Morbach bei Trier zum Vorstand der Eisenbahnbetriebs-Inspektion 1 in Fulda; Referendar Dr. von Rosenberg zum Gerichtsassessor; die Baugewerkschullehrer Saliger, Nübel und Strigel in Kassel zu Königlichen Baugewerkschuloberlehrern daselbst; die Rechtskandidaten Kröner und Rohde zu Referendaren; Steuersupernumerar Wenderhold in Kassel zum Zollpraktikanten in Lindloh.

Übertragen: dem Regierungsassessor Dr. zur Nieden zu Kassel die kommissarische Verwaltung des Landratsamtes Gelsenkirchen; dem Major a. D. Rietzsch in Nenndorf kommissarisch die Verwaltung der Badeinspektor- und Rechnungsführerstelle beim Bade Nenndorf.

Versetzt: Regierungs- und Baurat Daunert von Fulda nach Wiesbaden; Landrichter Dr. Forstmann von Altona nach Kassel; Amtsrichter Dr. Köhler von Arolsen als Landrichter nach Kassel; Zollpraktikant Schorbach von Bentheim nach Frankfurt a. M.

Verlobt: prakt. Arzt Dr. med. Karl Handwerck in München mit Fräulein Nora Keller in London (9. April).

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Gustav Trost und Frau Dina, geb. Hördemann (Kassel, 10. April); Hauptmann Thilo von Trott und Frau Hedwig, geb. Freiin Schenk zu Schweinsberg (Fulda, 13. April); Hofspediteur Konrad Wenzel und Frau Ottilie, geb. Hamel (Kassel, 22. April); eine Tochter: Direktor Schoppmann und Frau (Fulda, 13. April); Rechtsanwalt Dr. Pfeiffer und Frau Margarethe, geb. Hoffmann (Fulda, 15. April); Kaufmann W. Dempewolf und Frau Charlotte, geb. Dingler (Kassel, 16. April); Gutsbesitzer August Beinhauer und Frau (Berge bei Homberg, 18. April).

Gestorben: Frau Amparo Jordan de Pimentel, geb. Jordan, 16 Jahre alt (Oajaca in Mexico, 24. März); Bürgermeister Johannes Krommes, Mitglied des Kommunallandtages und Provinziallandtages, 56 Jahre alt (Neukirchen bei Ziegenhain, 15. April); Privatmann Hermann Badenhausen, 59 Jahre alt (Kassel, 19. April); Frau Ottilie Kothe, geb. Strauß, Witwe des Kanzleirats (Nordhausen); Frau Pauline Schirmer, geb. Weiß, 64 Jahre alt (Kassel, 19. April); früherer Stadtverordneter Heinrich Vogt, 66 Jahre alt (Gießen, 21. April); Oberrealschuldirektor a. D. Dr. Karl Ackermann, 62 Jahre alt (Kassel, 23. April); Fräulein Emilie Heise, 80 Jahre alt (Kassel, 23. April); Eisenbahnbetriebssekretär Rudolph Gerber, 63 Jahre alt (Kassel, 25. April); Professor Dr. Joseph Koerber, Prorektor a. D. des Königl. Gymnasiums, 68 Jahre alt (Fulda, 26. April).

Briefkasten.

G. M. in Frankfurt a. M. Von den übersandten Gedichten werden einige gebracht werden.

C. G. in Frankenberg. Gedichte erhalten. Briefliche Mitteilung folgt.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 10. XVII. Jahrgang. Kassel, 16. Mai 1903.

Mairegen.

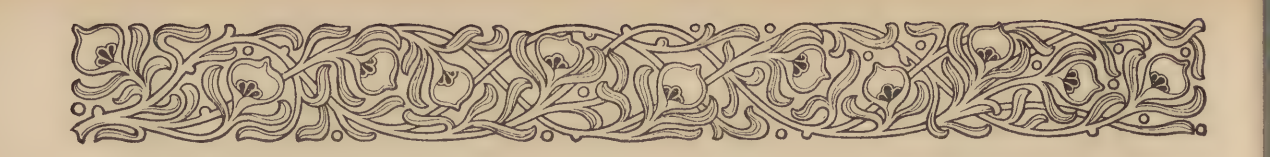
Der erste sonnige Tag seit Wochen.
Aus Straßen und Gassen kommt's gekrochen,
Und was sich gottweißwielang nicht gesehn,
Vergißt beim Geplauder das Weitergehn.
Das ist ein Grüßen, Drängen und Schieben,
Als wär' selbst der Kränkste nicht heimgeblieben.
Stolz schreitet die Jugend; das Alter schleicht
Bedächtigen Schritts, und es wird ihm nicht leicht,
Sich am Markt mit den kaum erst belaubten Linden
Durch Kinder und Mütter hindurchzuwinden.
Da, jählings, kommt in dies bunte Gewimmel
Vom just noch so blauen Frühlingshimmel
Ein starker Regen hineingeplatzt.
Und alles, was eben noch laut geschwatzt
Über Kleidermoden und Neuigkeiten,
Zerstiebt nun schimpfend nach allen Seiten
Und sucht in angstbeflügeltem Lauf
Die nächsten Tore und Türen auf.
Da tritt aus altem, verfallenem Haus,
Ihr Kind auf dem Arm, ein Weib heraus
Und stellt ihren kleinen blonden Schatz
Grad mitten hin auf den großen Platz
Und nimmt ihm das Hütchen von den Locken;
Und das Büblein tut anfangs gar sehr erschrocken,
Dann streckt es die Händchen, befühlt den Kopf
Und strähnt sich vergnügt den nassen Schopf
Und jubelt und springt die Kreuz und die Quer,
Als ob es ein Lamm auf der Wiese wär'.
So tollt es und läuft sich fast atemlos —
Und sperrt sich und fängt gar an zu schrein,
Als die Mutter es zieht zur Tür hinein.
Sie nimmt den Kleinen auf ihren Schoß
Und streichelt ihm sanft den Kopf, den feuchten,
Und sagt, indes ihre Augen leuchten:
„Du herziger Schelm, Mairegen macht groß!
Nun mußt Du den lieben Gott auch loben,
Denn der schickte von seinem Himmel droben
Den Regen, weil unser kleiner Mann
Das Wachsen noch tüchtig brauchen kann."
Und wie sie ihm Kleider auszieht und Schuh,
Da fallen ihm auch schon die Augen zu,
Er hört der Mutter Stimme nicht mehr
Und träumt von Säbel und Schießgewehr.

— — — — — — — — — — — —

Schlaf wohl, Du Kleiner! Und wachst Du auf
Und nahmst von heute mit in den Kauf
Gar Schnupfen und andere kleine Beschwerden:
— Darfst an Deiner Mutter nicht irre werden!
Und beweist Dir einmal unzweifelhaft
Eine dreimalhochweise Wissenschaft,
Daß Du groß geworden nach andren Gesetzen,
— Das alles könnte Dir nicht ersetzen
Die Mutterliebe, den Mutterglauben.
Und soll Deine Seele Dir nicht verstauben,
Dann glaub' auch als Mann an den Frühlingssegen,
Der auf Menschen fällt mit dem Maienregen.

Kassel.

Paul Heidelbach.



Hessische Medizinalverhältnisse im 18. Jahrhundert.

Eine heimatliche Studie von Dr. Hans Braun=Berlin.

(Fortsetzung.)

Der dreizehnte Abschnitt der Medizinalordnung, welcher ebenso wie die elf folgenden die Pharmazie betrifft, beginnt mit dem Satz: „Die Apothekerkunst erfordert nicht wenig.“ Daran anschließend definiert das Collegium medicum das Wort Apotheker und erklärt die Tätigkeit eines solchen. „Ein Mann, der alles hierher gehörige wissen will, muß nicht allein die Arzeneymittel selbst, sondern auch die Kennzeichen von ihrer Güte trefflich studiert haben. Das ist aber bei der Mannichfaltigkeit der Dinge, welche in die Apotheke gehören, keine Kleinigkeit. Hierneben muß er sich mit der Botanik und Naturlehre, in wie weit sie der geschickte Apotheker wissen muß, bekannt gemacht und in der Chemie festen Fuß gesetzt haben. Endlich muß er noch aus den zubereiteten Arznehen, nach dem Inhalte der Recepte, Pillen, Pulver, Latwergen; kurz, dasjenige verfertigen können, was der Arzt vorgeschrieben hat.“

Die Apotheker wurden ihrer Fähigkeit nach in drei Kategorien eingeteilt. Erstens solche, „die ihre Kenntniß weiter, als die Apothekerkunst geht, ausgedehnet haben und mit Recht einen erhabenen Platz unter den Gelehrten verdienen“. Von dieser Art sollen aber nur wenige existieren. Der andere Teil fülle seinen Beruf tüchtig und vollständig aus und müßte als „ordentliche Apotheker“ bezeichnet werden. Die übrigen, bei weitem aber die Mehrzahl, „wissen nicht viel mehr, als zum Receptiren und zu dem Handkaufe gehöret“. Trotzdem das hochwohlweise Kollegium oben gesagt, daß die „Apothekerkunst nicht wenig erfordert“, erklärt es aber hier, daß das Rezeptieren und Expedieren in den Apotheken eine „Sache ist, welche ein schlauer Bursch in wenig Tagen erlernen kann“. Zur Erläuterung des Wortes „Handkauf“ vergleicht das Gesetzbuch den Apotheker mit dem Gewürzhändler. „Wenn er aber diejenigen Arzeneyen, welche das Recept verlangt, in dem bestimmten Gewichte unter einander mischet, aus diesem Gemische sodann nach der Vorschrift Pulver, Latwergen u. s. w. macht, und den Gebrauch auf einem angehängten Zettel von dem Recepte abschreibt, so receptiret er.“ Die Rezeptur in der Apotheke zu besorgen, sei außerdem nicht schwer, denn wer lesen und schreiben könne, sei befähigt, in einem Lexikon ein Wort aufzufinden. Und wer letzteres verstehe, müsse auch in jeder Offizin Bescheid wissen. Wenn z. B. „China“ verlangt werde, suche man unter C nach und der Rhabarber sei bei R zu finden. „Ein schlauer Bursch kann also, wie gesagt, das, was zum Handkaufe und dem Receptiren gehöret, in wenig Tagen erlernen.“

In der Rezeptur nun kann ein Apotheker Geschicklichkeit oder gerade das Gegenteil beweisen. Schafft sich ein Apotheker aus Gewinnsucht schlechte Drogen an oder dispensiert er verdorbene Waren für gute oder substituiert er Arzneimittel, so wird er trotz seiner Geschicklichkeit ein „schädlicher Mann“ bleiben. Leicht kann er den Tod eines Kranken verschulden, und je mehr Verstand und Klugheit er besitzt, desto mehr wird er bemüht sein, seine strafbaren Handlungen zu verdecken und zu verbergen. „Wenn hingegen ein andrer Apotheker, der nicht viel mehr als das Receptiren und den Handkauf verstehet, sich die beßten Arzeneyen anschaffet u. s. w., so ist er für den Kranken tausendmal besser, als der Geschickteste.“

Daß von jedem Apotheker Sauberkeit, Akkuratesse und Gewissenhaftigkeit verlangt wird, ist ja wohl selbstverständlich. Doch versäumt das Gesetzbuch nicht, einige Fälle anzuführen, wo durch Leichtfertigkeit Menschenleben in Gefahr gebracht worden waren. Ein „Apothekergesell“ hatte anstatt „Apium“ „Opium“ gelesen, und ein „Apothekerbursch“ band die Fahne mit der Signatur „20 Tropfen auf einmal zu nehmen“ so an die Flasche, in welcher sich eine Unze Opiumtinktur befand, daß die Zahl 20 nicht zu sehen war. Der Kranke nahm die Tropfen auf einmal und verstarb. Auch die Folgen von Signaturenverwechselungen wurden dem Publikum klar gemacht.

Auch den Repetitionen der Rezepte wurde damals schon eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, wenngleich in anderer Richtung als nach hundert Jahren. So finde man zuweilen, daß eine Arznei, die des öfteren angefertigt sei, eine andere Farbe oder einen anderen Geschmack besitze. Einmal müsse sie doch gewiß nicht nach der Vorschrift des Arztes zubereitet sein. „Jedesmal, da sich ein

solcher Fall ereignet, soll der Apotheker zween Thaler Strafe zahlen, welche er demjenigen, der das Recept gemacht hat, am Lohne abziehen mag." Für das Fehlen des Namens des Rezeptors auf einem angefertigten Rezepte wurde ein Taler Strafe erhoben. Und wer Signaturen verwechselte oder eine fehlerhafte an einem Gefäße befestigte, wurde in zwei Taler Strafe genommen. Ebenso hoch war die Buße für denjenigen, der eine Verordnung abgab, auf welcher der Name des Arztes nicht vermerkt stand. „Wer aber ein Recept schreibt, und anstatt seines wahren Namens einen andren erdichteten darunter schreibt, soll zwanzig Thaler Strafe geben." Jetzt würde man diese Handlungsweise als Urkundenfälschung auffassen und der Übeltäter demgemäß einer Zuchthausstrafe verfallen.

Auch diese Bestimmungen sind hauptsächlich gegen die Kurpfuscherei, „Prahlerey und Windbeuteley" gerichtet, und die landgräflich hessische Regierung hoffte durch die Einführung eines „Apothekerbuches" diesem Treiben gänzlich den Boden zu entziehen. In dieses Buch mußten die Abschriften der Rezepte, die Gebrauchsanweisung, der Name des verordnenden Arztes sowie des Rezeptors eingetragen werden. Weil aber auch viele Apotheker die Befugnis „zu verordnen" hatten, mußten sie ebenfalls in das Apothekerbuch eintragen, was sie gegen „Sodbrennen und Laibweh" verschrieben hatten. Bei der Revision einer Kasseler Apotheke hatte man eines Tages gefunden, daß jenes Buch nicht fehlerfrei geführt war. Der „Gesell" hatte einem Mann Krebsaugen „verordnet", aber versäumt, seine Ordination einzuschreiben. Dies Versehen war mit „zween Thalern" geahndet worden. Als die Behörde nach einiger Zeit das Buch abermals „visitiren" ließ und alles „in gehöriger Ordnung" fand, da rief der Amtsphysikus aus: „Es ist nicht zu sagen, wie ein Paar Thaler Strafe die Apotheker so accurat machen."

Der „Gesell" hatte sich aber noch in anderer Weise strafbar gemacht, denn er hatte durch seine Verordnung „practicirt". Die ärztliche Kunst durfte der Apothekenbesitzer zwar teilweise ausüben, allerdings nur mit Genehmigung des Collegii medici; eine ärztliche Hilfeleistung seitens des „Provisors" oder des „Gesellen" wurde aber als Kurpfuscherei und „Windbeuteley" aufgefaßt. Zuwiderhandlungen wurden mit fünf Talern bestraft, welche jenen natürlich wieder am Gehalt gekürzt werden durften. Außerdem erhielt „der Herr der Apotheke" die Erlaubnis zu praktizieren nie an denjenigen Orten, wo „privilegirte Ärzte oder Wundärzte" ansässig waren. Mit anderen Worten, nur der Dorf- oder Landapotheker durfte, wenn er sich mit Erfolg einer Prüfung unterzogen hatte, ärztliche Hilfe leisten. Gern gesehen wurde es nicht, wenn ein Apotheker überhaupt die Anstalten machte, sich zu dieser Prüfung zu melden, in medizinischen Kreisen wurde er, und das mit Recht, trotz seines bestandenen Examens für einen Charlatan gehalten. Wenn aber ein Apotheker wegen Kurpfuscherei zur Rechenschaft gezogen wurde, entschuldigte er sich mit der Ausrede, seine Apotheke bringe ihm so wenig ein, daß er nicht von deren Umsatz bestehen könne. Die Not zwinge ihn dazu, noch Nebengeschäfte zu betreiben. Die Kranken, welche hilfesuchend die Apotheke betraten, erhielten auf ihre Leidensgeschichten die Antwort: „In jener großen Stadt stand ich als Provisor, als Gesell. In unsre Apotheke kamen die Rezepte der vornehmsten Doktoren an. Diese meine Hände haben sie gefertigt und abgeschrieben, und nun kann ich so gut, als mancher Doktor, kuriren, wenigstens viel besser, als ein Wundarzt." Oft ist es auch vorgekommen, daß der Apotheker „nicht allein pfuscherte", sondern auch Quacksalber ausbildete, „denn das erforderte der Vortheyl". So lebte zu Ende des vergangenen Jahrhunderts auf einem Dorfe in der Nähe Kassels ein „schlauer Bauer, der aus dem Urin trefflich wahrsagen" konnte. Er erfreute sich ähnlich wie heute der Schäfer Ast eines großen Zuspruches und war weit und breit berühmt. Dieser Mann soll das Geschöpf eines Apothekers gewesen sein.

All' diese Tatsachen wurden zugleich als Beweise aufgeführt, daß es nicht im Interesse des Volkswohles liege, in kleinen Orten, auf Dörfern „Apothekenprivilegs" auszugeben. Eine kleine Dorfapotheke könne unmöglich die Medikamente in der Güte liefern wie eine Apotheke mit großem Verbrauch an Rohstoffen, mit großem Umsatz. Denn das lange Lagern sei für die Drogen doch auch nicht gerade dienlich. Deshalb könne man es dem Besitzer einer kleinen Apotheke nicht verübeln, wenn er Nebengeschäfte betreibe.

Viele Ärzte und Wundärzte erhielten deshalb die Erlaubnis zur Führung einer Hausapotheke. Zum Rezeptieren mußten sie sich einen Apothekergehilfen annehmen, und die nötigen Arzneistoffe mußten aus der nächsten Apotheke bezogen sein. Auf diese Weise glaubte man die Kranken in kleinen Gemeinden stets mit frischen und guten Medikamenten versehen zu können. Diese Apotheken der Ärzte unterlagen ebenso wie die selbständigen der „Visitation" durch das Collegium medicum oder dessen Beamten, einen Arzt. Es wird bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß nicht

jeder Arzt die Fähigkeit und die Kenntnisse besitze, eine Apotheke zu revidieren. Denn es gehöre dazu ein „weitläuftiges Studium, daß die meisten Apotheker, ob sie sich gleich lebenslang damit beschäftigt haben, doch noch zu kurz schießen". Am allerwenigsten könne man von einem Mediziner verlangen, daß er die ausländischen Drogen nach ihrer Güte und Brauchbarkeit beurteilen könne. Von Verwechselungen und Verfälschungen verstehe er nun gar nichts. So ist eines Tages bei einer Revision die Sarsaparille „vermodert und verstaubt" gefunden worden. Als nach vierzehn Tagen der Amtsphysikus wegen des Monitums noch einmal „visitierte", fand er die Wurzel in guter Beschaffenheit. Der Apotheker hatte sie nur abgesiebt und etwas angefeuchtet, „und nun ist der Arzt, den der Apotheker heimlich auslacht, zufrieden. So gehet es mit hundert andren Sachen."

Wenn die Medizinalbehörde auch manchen Stein auf den Apothekerstand geworfen, so nimmt sie ihn andererseits wieder in Schutz. Die Schuld, daß man schlechte Arzneimittel antreffe, liege hauptsächlich an den Großkaufleuten. Von diesen gingen die meisten Verfälschungen aus, die Apotheker dürfe man nicht für die Handlungen jener verantwortlich machen. Um aber die Physiker in die Lage zu setzen, sich in der Drogenkunde auszubilden, wurde „ein großer Simplicienkasten" — eine Drogensammlung — angeschafft. Er enthielt außer den offizinellen Rohprodukten die verschiedenen Handelsmarken, die Verfälschungen und Verwechselungen derselben nebst Angabe der einschlägigen Literatur. Wenn der revidierende Arzt auch nach eifrigem Studium, besonders in diesem Simplicienkasten, die Pharmakognosie gut beherrsche, so wisse aber auch der Apotheker wiederum Mittel und Wege, ihn zu „betriegen". „Den gewöhnlichsten Kunstgriff der Apotheker wollen wir hier beschreiben. Dieser Mann ist bey dem Eintritt des Visitators in sein Haus sehr höflich. Des Morgens setzt er ihm eingemachte Sachen und Liqueurs, des Nachmittags aber ein Glas Wein vor. Sie, spricht er, sollen sich keine Mühe geben; der Lehrbursch soll ihnen alles hereinbringen, was sie fordern. Der Visitator fordert; es wird gebracht, und die Arzneyen sind trefflich. Trefflich sind diese kleinen Proben, welche der Lehrbursch, oder der Apotheker selbst, auf einem weißen Bogen Papier hereinbringt; dahingegen sein übriger Vorrath gar schlecht ist. Wenn ein Visitator nicht hintergangen seyn will, so muß er von den getrockneten Kräutern, Rinden und Wurtzeln, von allen Arzneyen den ganzen Vorrath nachsehen, und in großen Apotheken fürnehmlich die Materialkammer besuchen. Thut er dieses nicht, so läuft er Gefahr, garstig hintergangen zu werden. Wir reden aus der Erfahrung, denn diese hat uns klug gemacht. In kleinen Apotheken, wo man alle Arzeneyen in der Apotheke antrifft, ist es hinreichend, wenn sich der Visitator die Büchsen und Schubladen vorzeigen läßt. Dieses muß aber auch hier geschehen, weil mancher Apotheker in den Büchsen die beßten Gattungen aufzuheben pflegt, wovon er aber nicht dispensiret, und welche er nur für die Visitationen aufhebt."

Glaubte der Apotheker ungerechter Weise ein Monitum erhalten zu haben, so durfte er innerhalb vier Wochen Berufung beim Collegium medicum zu Kassel einlegen. Wurde er mit seiner Klage abgewiesen, so erhielt er eine doppelte Strafe. Wenn sich indes herausstellte, daß der revidierende Arzt oder Physiker einen Fehler begangen, mußte dieser die von ihm als verdorben bezeichnete und deshalb vernichtete Arznei nicht nur bezahlen, sondern er erhielt auch noch einen Verweis, der Apotheker aber ein „Zeugnis seiner Unschuld".

(Schluß folgt.)

Der Hülfensberg bei Geismar.

Von W. Kolbe-Arenshausen.

(Schluß.)

Daß der Zudrang zum Hülfensberge schon vor hundert und mehr Jahren außerordentlich stark war, das bezeugt ein protestantischer Schriftsteller in seinem Briefwechsel (1778), in dem er eine Wallfahrt nach dem Hülfensberge schildert. Wenn auch diese Beschreibung nicht völlig tendenzlos ist, so verdient sie es dennoch, wegen ihres kulturellen Werts einmal wieder an das Tageslicht gezogen zu werden. Der Verfasser läßt mehrere Protestanten, die am 14. Juni 1778 nach dem Hülfensberge oder Maria Hülf walleten, erzählen: „Die Menge der Wallenden nahm mit jedem Tritte der Pferde nach dem heiligen Orte zu. Mitten im Walde hatten sie Bier und Branntwein für die Wallenden feil, da ging es lustig her. Die unendlich vielen heiligen Stöcke

auf dem Wege, deren ich glaube alle 50 Schritt einer war, vor denen Menschen knieten. . . . Nun fielen uns eine Menge Betteljungen an, wie die Heuschrecken. Endlich hatten wir heilige Stöcke, Volk und Betteljungen hinter uns, wir befanden uns auf der Höhe bei einer Klause und sahen den Hülfensberg, freilich noch fern, doch schon das rote Ziegeldach. Auf dieser Höhe ist die Gegend reizend. Das Auge verliert sich und hat unzählige Berge, Bergschlösser, Klöster, Feld und und Waldung, nur freilich nicht viele Dörfer unter sich. Von dieser Höhe ging es in ein steiles fürchterliches Tal hinab, unten lag das Dorf Berndrode. Die Sonne ging hinter die Berge. Endlich um 10 Uhr kamen wir in dem Dorfe Töpfer an. Die ganze Nacht hindurch gingen die Glocken auf dem Berge. Diese und der andächtige vollstimmige Gesang der Wallenden auf dem Berge, die stille heitere Nacht und der hellscheinende Mond machten uns diese Nacht zu einer der feierlichsten. Früh nach 4 Uhr eilten wir zu unserer Wallfahrt und walleten unter einer Menge Bauern diesen sehr hohen, aber wegen abwechselnder Felder und Waldung angenehmen Berg hinauf. Jede 50 Schritt wurde uns unsere Mühe durch eine neue Aussicht vergolten. Auf dem Berge selbst waren mehr denn fünftausend Menschen in voller Andacht begriffen, ob es schon erst 5 Uhr war. Nun komme ich zur Hauptsache, dem Gottesdienste. In der Kapelle teilte man das Hochwürdige aus und sang Nachtmahlslieder. Nun kamen jede Minute ganze und große Gemeinden weit und breit her mit ihren Fahnen und Kerzen, auch singend angezogen und wallten singend dreimal um die Kirche herum. Andere, die es eben getan hatten, beteten in einem dreimaligen Umgange (um die Kirche) ebenfalls ihr „Gegrüßet seist Du, Maria." Je höher der Tag kam, desto mehr rückten die Gemeinden heran. Wir gingen in das Nonnenhaus, um von der Galerie die Prozessionen zu sehen. Wir wollten gern in die Kirche, aber das war auch für Geld nicht möglich, denn das Volk, das dort die Benediction bekömmt, wollte sich erdrücken. Das Abendmahl konnten wir geben sehen, weil die Kapelle, wo es gereicht wird, abhängig am Berge liegt und ein großes Tor bergauf offen steht. Die Priester wechseln immer ab, denn drei Tage dauert es, und fast jeder, der hierher wallfahrtet, kommuniziert hier." —

Manches hat sich im Laufe der Zeit geändert. Aber noch heute ist der Besuch des Hülfensberges ebenso mannigfach und bedeutend wie damals. Zwar wird der Berg gegenwärtig vorzugsweise von den Bewohnern seiner näheren Umgebung, Hessen, Eichsfeldern und Hannoveranern besucht, aber gleichwohl ist er noch heute weit über die Grenzen des Eichsfeldes, bei Katholiken und Protestanten bekannt, nicht nur als Wallfahrtsort.

Noch anderen Umständen dankt der Berg seine Berühmtheit: seine Kapelle soll von Bonifatius, nachdem er hier den Götzen Stuffo gestürzt, gegründet worden sein, und seinen jetzigen Namen soll der Berg von Karl dem Großen erhalten haben.

Die erste, allerdings cum grano salis zu nehmende Nachricht von dem Aufenthalte des Bonifatius auf dem Hülfensberge und der Gründung eines Gotteshauses dortselbst erhalten wir durch den hessischen Chronisten Wigand Gerstenberger. Nach ihm schreibt Bange in der 1599 herausgegebenen „Thüringschen Chronick" ebenfalls dem Bonifatius den Bau einer Kirche auf dem Hülfensberg zu.

Die erste Nachricht über den Sturz des Stuffo bringt Letzner 1602 in seiner in Hildesheim erschienenen „Historia S. Bonifacii, der Teutschen Apostel genandt," im 11. Kapitel. Ein Jahr später erzählt Spangenberg im 17. Kapitel seiner Kirchenhistoria eine ähnliche Geschichte.

Ohne kritisches Bedenken wurden diese Schilderungen von mehr als zwanzig Geschichtsschreibern angenommen. Erst Wolf unterwarf die den Hülfensberg betreffenden Nachrichten einer streng wissenschaftlichen Kritik. In seiner Abhandlung „Stuffo, kein thüringischer Abgott", Erfurt 1802*), zeigt er die Haltlosigkeit der Behauptung, daß Bonifatius einen Abgott namens Stuffo gestürzt habe; in der kritischen Abhandlung über den Hülfensberg (Göttingen 1808) weist er nach, daß der Apostel der Deutschen niemals eine Kapelle auf dem Hülfensberge erbaut habe. Er schreibt, nachdem er darauf hingewiesen hat, daß die Zeitgenossen des Bonifatius nichts von dem Hülfensberge, sondern nur die Kirchen zu Erfurt und Ohrdruf erwähnen, S. 16 ff.: „Die damaligen Umstände erlaubten auch dem h. Bonifatius nicht, noch anderswo in Thüringen Kirchen zu bauen. Denn schon vor seiner Ankunft in diesem Land hatten die Sachsen und Thüringer Krieg mit einander geführt, wodurch das Land erbärmlich verwüstet worden und die Einwohner ganz verarmt waren, und der leidige Krieg dauerte noch immer fort. Überdies war in dem an Nordthüringen grenzenden Teil von Südthüringen noch alles heidnisch. Es mußte erst eine beträchtliche Zahl Heiden zur christlichen Religion bekehret sein, ehe man an Kirchbauen denken konnte, sonst würden sie morgen

*) Enthalten in den Abhandlungen der Kurfürstlich Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. II. Band.

niedergerissen haben, was die Christen heute aufgebaut hätten. Unter den Bekehrten mußten einige Große des Landes sein, die nicht nur den Platz und die Baukosten, sondern auch den Unterhalt der Kirche und des Geistlichen hergaben, wie dieses der Fall zu Amöneberg und Ohrdruf war. Dann fehlte es dem heiligen Bonifatius an Priestern, die er bei den Kirchen hätte anstellen können. ... Ferner wollte Bonifatius durchaus keine Kirche in der Nähe der heidnischen Sachsen bauen lassen, aus Furcht, sie möchten ihm bald niedergerissen werden. Aus dieser Ursache verwarf er den vom h. Sturmius 741 zum Klosterbau ausgesuchten Platz bei Hersfeld, und dieser mußte in dem Buchenwald einen anderen Ort suchen, da, wo jetzt Fulda steht. Wenn ihm nun 741 Hersfeld den Sachsen zu nahe lag, wie können wir glauben, daß er schon 724 eine Kirche auf dem Stuffenberg gebaut habe, die ungleich näher, nur 3 Meilen von den sächsischen Grenzen stand und alle Tage geschleift werden konnte? Dieser Grund allein scheint mir wider die Bonifatiuskapelle entscheidend zu sein. Endlich wäre der Stufenberg, wenn Bonifatius doch eine Kirche in der hiesigen Gegend hätte wollen und können bauen, der allerunschicklichste Platz dazu gewesen. Er ist sehr hoch, ragt über alle seine Nachbarn hervor, er war damals noch ganz Wald, fast unzugänglich, wohin die neuen Christen im Winter gar nicht, und im Sommer nur mit großer Mühe kommen konnten, um Messe und Predigten zu hören und die heiligen Sakramente zu empfangen. Sollte hierauf der heilige Bonifatius keine Rücksicht genommen haben?"

Daß gegen diese nicht immer einwandsfreien Gegenargumente Wolfs Stimmen, besonders aus dem Klerus, der dem Wallfahrtsorte den alten Ruhm erhalten möchte, laut wurden, darf uns nicht Wunder nehmen. So veröffentlichte u. a. einer der eifrigsten Verteidiger des Bonifatiusglaubens, der bischöfliche Kommissar Dr. Zehrt, eine Abhandlung „Die Einführung des Christentums auf dem Eichsfeld durch den h. Bonifatius", Mainz 1847.

Über die zweite Frage, die Anwesenheit Karls des Großen und die Namensänderung des Stuffenbergs in Hülfensberg, ist dem Volke nichts bekannt. Die erste Nachricht über den Besuch Karls des Franken auf dem Hülfensberge finden wir in einer sächsischen Chronik aus dem 15. Jahrhundert. „Ich finde," berichtet der unbekannte Chronist, „in der schryfft, wu dat Konigh Karl myt einem here toch uppe de Sassen, und de Sassen hatten ock grot volk to hope, und togen Konigh Karl in de mote, und worden öme so starck, so dat Konigh Karl floche uppe eyne hoghen barch, dat nu sunte Hulpebarch het, so forde he alletyd ein crutz wan he ut toch in den stryd, und do he uppe düssen barch floch, do satte her da dat crutze dal, und reyp an de hulpe Goddes, so dat öme Hulpe geschach von Godde, so leyt Konigh Karl dat crutze dar upper dem barge, und dar na wart dar eyn Capelle gebuwet und wart genomet sunte Hulpenbarch."

Ähnlich berichtet auch der braunschweiger Chronist Heinrich Bünting 1586: „Danach zog König Karl selbs eigener Person mit dreyen Heeren auff die Sachsen und traffen beide Helden König Karl von Franckreich und König Wedekind zu Sachsen an S. Hulffenberge zusammen und geschahe da eine grosse Schlacht. König Karl rieff den HErrn Jhesum Christum umb hülffe an, und also wurden die Sachsen durch Gottes gnedige hülffe in die Flucht getrieben, daher der Berg den Namen bekommen hat, das er S. Hülffensberg ist genennet worden, und zu ewiger gedechtniß ist ein Creutz und Capelle darauff gebawet."

Am ausführlichsten wird der Zug Karls zum Hülfensberge von Letzner beschrieben. Trotz der epischen Ausführlichkeit des Berichtes, trotz der überzeugenden Anschaulichkeit, mit der Letzner den Sieg Karls beschreibt, beruht der ganze Bericht, wenn er überhaupt mehr als ein Phantasiegebilde ist, auf einem Irrtum. Es ist zur Genüge bekannt, daß Karl der Franke im Jahre 774 vollständig durch seine Kämpfe in Italien beschäftigt war, also unmöglich an der Werra gegen die Sachsen kämpfen konnte. Zudem erwähnt keiner von Karls Zeitgenossen und Geschichtsschreibern dieser Schlacht, während sie einstimmig berichten, daß Karl die Sachsen 883 bei Detmold besiegt habe und dort zur Ehre Gottes, um ihm für den Sieg zu danken, von den Christen eine Kapelle, Sanctum adjutorum, erbaut worden sei. Dieser Ort ist jedenfalls mit unserm Hülfensberge verwechselt worden; denn es liegt nichts näher, als daß die Schriftsteller, weniger Kritiker als Sammler, alle von einem mons adjutoris bekannt gewordenen Ereignisse auf den ihnen am nächsten gelegenen Hülfensberg bei Geismar übertragen haben.

Da Karl der Große den Berg nicht besucht hat, ist auch der zweite Teil der Streitfrage, Karl habe den Berg umgetauft, habe den Stuffenberg Hülfensberg genannt, von vornherein hinfällig. Gleichwohl hat schon früh der Berg eine Namensänderung erfahren. Tatsächlich war sein ursprünglicher Name Stuffenberg, gleichviel welcher Ableitung; wenigstens finden wir in den ältesten Urkunden über den Berg aus den Jahren 1357, 1363 und 1367 nur diesen Namen, auch Stouffen-

berg und Stoffenberg. Später, 1370 und 1381, wird er Sente Gehülffensberg, Gehülffinberg, der Berg zu Sent Gehülfen u. a. genannt, identisch der gleichzeitigen (1374 und 1443) lateinischen Bezeichnung mons sancti salvatoris.

Das lateinische Sanctus Salvator wurde durch das oberdeutsche Sente Hulfe oder Hülfe, Sent Gehulfe und durch das niederdeutsche sente Hulpe verdeutscht. Ein Christus am Kreuze befand sich auch, wie oben erwähnt, auf dem Hülfensberge, und nach diesem hat er jedenfalls seinen Namen erhalten.

Eine andere, rein etymologische Erklärung des Namens ist folgende: Der Wallfahrtsort heißt Hülfensberg, weil auf seinem Gipfel unzählig Vielen wunderbare Hülfe zuteil geworden ist. Das ist auch die Deutung, die das Volk dem Namen gibt. Für den frommen Landmann ist der Berg ein Ort, zu dem er seine Augen aufhebt als zu einem Berge, von welchem ihm Hülfe kommt.

Justus von Liebig.

Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages.

Von Dr. Hans Braun-Berlin.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Während Liebig mit der chemischen Erforschung des Fleisches beschäftigt war, machte er auf die Verschwendung des Fleisches in Süd-Amerika aufmerksam. Herdenweise wurden die Rinder dahingeschlachtet, die Haut wurde auf Leder verarbeitet, das Fleisch ließ man verderben. Liebig machte nun den Vorschlag den Saft dieses Fleisches von Eiweiß zu befreien und zu Extrakt eingedampft nach Europa zu bringen, wo es dazu dienen könne, vegetabilische Nahrung schmackhafter zu machen. Englische Kaufleute übersetzten diesen Gedanken in die Wirklichkeit und die neu gegründete Gesellschaft trägt heute noch Liebigs Namen. Das Wort „Fleischextrakt" muß es bewirkt haben, daß damals ebenso wie heute noch das große Publikum annimmt, Fleischextrakt enthalte alle wesentlichen Bestandteile des Fleisches, und man könne das Fleisch durch Fleischextrakt ersetzen. Schon Liebig hat darauf hingewiesen wie falsch diese Annahme ist, denn die Bedeutung des Fleischextraktes beruht in dessen Eigenschaft als Anregungsmittel, nach Art von starken Weinen oder Kaffee. Liebig konnte nicht genug hervorheben, daß diese Wirkung des Fleischextraktes zum Teil auf seinen Gehalt an Kalisalzen zurückzuführen sei, die die Herztätigkeit des Menschen stark, oft zu stark, beeinflussen. Fleischextrakt ist also nur ein recht teures Gewürz.

Auch in der technischen Chemie hat Liebig die Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen. Die moderne Spiegelfabrikation nennt ihn ihren Begründer. Auch heute noch wird in einigen Industriegegenden Glas in der Weise verspiegelt, daß man geschliffene Glasplatten mit Zinnfolie und Quecksilber behandelt. Liebig zeigte einen viel einfacheren Weg. Behandelt man ammoniakalische Silberlösungen mit reduzierenden Substanzen wie Traubenzucker oder Aldehyden, so schlägt sich metallisches Silber spiegelblank an den Glasflächen nieder. Da dieses Verfahren das Arbeiten mit dem giftigen Quecksilber ausschließt, kommt es mehr und mehr zur Einführung.

Seine Studien über die Essigbildung brachten Liebig in heftigen Gegensatz zu Pasteur. Mit der Entdeckung des Chloralhydrats hat Liebig der Medizin ein wichtiges Arzneimittel geschenkt. Man hört vielfach, Liebreich sei der Erfinder des Chlorals, ihm gebührt aber nur das Verdienst, die physiologische Wirkung erkannt und die Einführung des Chlorals in den Arzneischatz herbeigeführt zu haben. Chloroform wurde von Liebig dargestellt gleichzeitig mit Soubeiran.

Verschiedentlich hat man versucht, Liebig zum Verlassen Gießens zu bewegen, nach Petersburg hatte man ihn berufen, nach Wien und nach Heidelberg, stets hatte er die Aufforderung abgelehnt, in treuer Anhänglichkeit an die ihm lieb gewordene Stätte, in Dankbarkeit zu seinem Landesfürsten, dem er soviel verdankte. Als er 1850 von der badischen Regierung den Ruf an die Ruperto-Carola nach dem schönen Heidelberg erhielt, schrieb Liebig an den hessischen Ministerialrat Freiherrn von Rieffel, daß ihm von Baden der Bau eines neuen Laboratoriums mit einer Dienstwohnung ohne Beschränkung der Bausumme, eine jährliche Dotation des Laboratoriums mit 200 Gulden, ferner eine Besoldung von 4000 Gulden und anderes vorgeschlagen sei. „Die Besoldung beträgt 800 Gulden mehr, als ich in Gießen habe, und ich zweifle nicht daran, daß die badische Regierung mir 1200 Gulden mehr, wenn ich sie verlange, zusichern wird. Ich bitte Sie der höchsten Staatsbehörde mitzuteilen, daß meine Wünsche sich darauf beschränken, meinen Wirkungskreis in Gießen für die Zukunft gesichert zu sehen, und daß ich auf jede Erhöhung meiner Besoldung, oder der Dotation des Laboratoriums verzichte. Aber ich glaube diese 1200 Gulden in Anspruch nehmen zu dürfen für die Befestigung der Kräfte,

welche im Verein mit mir wirken und zwar in der Weise, daß unser trefflicher Mineraloge Professor Ettling, welcher seit Jahren uns seine besten Kräfte widmet und als Professor keinen Heller Besoldung hat, 400 Gulden, ferner Professor Knapp 400 Gulden und Professor Buff 200 Gulden, Professor Kopp 100 Gulden nebst seiner von dem Senat längst beantragten Promotion zum Ordinarius erhalten und daß zuletzt der Rest von 100 Gulden für einen Diener für das physikalische Kabinet, um welchen Professor Buff seit vielen Jahren suppliziert, bewilligt werde. Professor Knapp ist unzweifelhaft der erste Technologe Deutschlands und seine Besoldung mit 800 Gulden seinen Leistungen nicht entsprechend und unzureichend für seine Bedürfnisse. Professor Buff hat seit seiner Anstellung nicht die kleinste Anerkennung erhalten, während viele, die nach ihm angestellt wurden, weit höhere Besoldungen empfingen, er gehört anerkannt zu den berühmtesten Physikern Deutschlands."

Die hessische Regierung billigte Liebigs Vorschläge, er blieb, zwei Jahre später aber folgte er einem überaus ehrenvollen Ruf nach München, wo er die Leitung des chemischen Universitäts-Laboratoriums übernahm. 1853 finden wir ihn als den Vorstand des Kapitels des Maximilians-Ordens für Kunst und Wissenschaft und sieben Jahre später als Präsident der Akademie der Wissenschaften.

Zu Neujahr 1873 schrieb Liebig an Wöhler: „Ich kann das Jahr nicht ablaufen lassen, ohne Dir noch ein Zeichen meiner Forterxistenz zu geben und die herzlichsten Wünsche für Dein und der Deinigen Wohl im neuen Jahre auszusprechen. Lange werden wir uns Glückwünsche zum neuen Jahr nicht mehr senden können, aber auch wenn wir tot und längst verwest sind, werden die Bande, die uns im Leben vereinigten, uns beide in der Erinnerung der Menschen stets zusammenhalten, als ein nicht häufiges Beispiel von zwei Männern, die treu, ohne Neid und Mißgunst in demselben Gebiete rangen und stritten und stets in Freundschaft eng verbunden blieben."

Am 12. Mai 1873 hauchte der große Hesse seine Seele aus.

Als sein Andenken dann in der Akademie der Wissenschaften durch eine würdige Feier geehrt werden sollte, fand sich niemand bereit, die Gedächtnisrede zu übernehmen. Drei Mitglieder der Akademie mußten sich, weil der Umfang von Liebigs Wirken ein so großer war, in die Aufgabe teilen, das Andenken des Mannes zu feiern. „Diejenigen werden Liebig am meisten ehren", sagte bei dieser Gelegenheit August Vogel, „und sein Andenken am meisten feiern, welche fortfahren in Anleitung seines Geistes und in Nachahmung seines Eifers die Tiefen der Natur zu erschließen und ihre Kenntnisse zum Wohl der Menschheit zu verwerten." Aus der großen Reihe seiner Schüler, die in diesem Geiste wirkten, muß ich noch drei hessische Namen nennen: A. W. von Hofmann, den Begründer der Teerfarben-Industrie, geboren in Gießen, Hermann Kopp, den unermüdlichen Erforscher der Geschichte der Chemie, geboren in Hanau, und Wilhelm Fresenius, den Begründer des Wiesbadener Laboratoriums, geboren in Frankfurt a. M.

Chronik der Familie Gunkel zu Kassel.

Herausgegeben von Dr. Philipp Losch.

(Fortsetzung.)

A. 1735 d. 2. octobr. Ist unßer Printz friederich[34]) zum ersten Mahl offentlich in der schloß Kirch exsamaniret worden von dem damahligen Superintenten Ungewitter u. zum erstemahl zum h. Abendmahl zugelaßen worden, aber nicht in der Kirche gleich gebliben, sondern wider in daß gemach gegangen, aber wider her unter kommen u. daß h. Abend mahl entfangen.

A. 1736 d. 8. Febriarij ist die schirne wider durch schiden worden u. wieder Zu gemacht.

A. 1736 d. 4. Maij ist hier ein Mänsche gerichtet worden vom hobbe[35]), welche mit einem juden ein Kindt hatte, u. daß selbige umb gebracht, u. der scharff richter von göddingen daß selbige gerichtet, aber recht guth.

A. 1736 d. 8. Decembr. seindt die Kop u. halbe Kopstück auf 6 alb. u. 4 hl. gesetzt worden, halbe auff 3 alb. 2 hl., nemblich Darmstätter u. Pältzer, die andern gäntzlich verruffen, auch die pettermanchen 3 große auff 5 alb., badensche aber u. Dorlacher auff 1 ggr., Maxtoren auff 6 rth. 6 alb. 4 hl., bejersche u. wittenberger halbe gulden auff 8 alb. 8 hl.[36])

A. 1737 d. 22. juny ist Ein Dieb auff den forst gehenkt worden, u. hat sich wohl bekehrt.

[34]) Der spätere Landgraf Friedrich II. Bekanntlich wurde er später (1749) katholisch.

[35]) Hoof.

[36]) Münzedikt vom 1. Dezember 1736. Vergl. oben Anmerkung 15.

A. 1737 d. 5. Augusty ist die schirne durch meine große vor Bitte u. Viele Müh von dem h. Bollecey räthen wieder abgebrochen u. also wieder auffgemacht worden, weilen aber deselbe Mahl bin gülde Mstr. geweßen.

A. 1738 d. 22. january Ist Ein brau Knecht mit Nahmen Wagener in die brau Pfande ins Kochent bier gefallen u. gleich Todt geblieben.

A. 1738 d. 27. Aprilis ist die Neue lutherische kirche zum ersten in gebrädiget worden u. h schlosser[37]) Iher Erster Brädiger hat solche ingeweihet.

A. 1739 d. 17. january ist Eine waßerfluth geweßen, daß man in der gantzen Neustat hat mit großen schiffen gefahren. Es ist bey meinen hauß ein großer Bock vor bey gefahren mit mehr dan Zwantzig Persohnen. Es ist noch größer geweßen wie daß vor 7 Jahren.

A. 1739 d. 22. Febr. ist noch eine Waßerfluth geweßen, aber nicht aller dings wie die vorige, es ist doch aber Kein garde vor der Neustatt frey geblieben.

A. 1740 d. 9. january ist Eine große Kälde geweßen, daß fast alles in den Kellern ist Erfroren, aber sie hat nicht lange gestanden, ohne gefehr Kaum 4 dage, aber gleich wieder gefroren, daß der winder gethauert hat biß in den May. Deßen anfang ist geweßen im Novembr.

A. 1740 d. 11. january gaben sie die fürstin von schleysingen[38]) als unßer fürsten Wilhelm Mutter hir her gebracht u. ist auch gleich in die große Kirche bey gesetzt des Nachts umb 1 Uhr, haben auch in der Waldau müßen leiden mit den Glocken, biß sie hir seindt vor daß thor kommen.

A. 1740 haben die Bendersgesellen Ein groß faß gemacht u. daß zwar mitten auff der fulda auff dem Eiße, d. 15. Marty haben sies von Eiße weg in den Cammis[39]) gefahren, auch des Andern Tages in den schloß wie auch in der statt vor großer herren Thüren parrat gemacht, her nach Printz friedrich ver Ehret.[40])

Als Sie es vom Eiß d. 15. Martij weg genommen des andern Tages als d. 16. Martij ist daß Eiß weg gangen.

A. 1740 d. 9. Maij hat mir gott daß glück gegeben, auff Ihro Königl. Mayestät hohen geburths tag den besten u. Nächsten schuß zu thun, bey der auff gelegten schützen Compagni, u. zwar die freyheit zu gewinnen, aller bürgerlichen ohneribus auff ein Jahr, u. geht an inn Maij, freyheit zu genießen.[41])

A. 1740 d. 28. junij Ist Ihro durchl. brintz friederichs hohe Einzug geweßen[42]) u. daß zwar gar brächtig in dem Eine Compani frantzoßen zum Ersten wie auch eine Compani bürger zum zweiten u. Eine Compani Jäger zum dritten. Es seindt bey dem Einzug geweßen mehr dan 11 hundert Pfere, auch darauff d. 30. dießes Eine Prächtige Elumnation geweßen, wie auch den 4ten der Winder Kasten Elumnirt ist.

---

[37]) Friedr. Philipp Schlosser, geb. 1701 zu St. Goar, war vorher Rektor der Schule zu Klausthal gewesen. Als König Friedrich I., der in Schweden zum Luthertum übergetreten war, im Jahre 1731 den lutherischen Bewohnern Kassels freie Religionsübung gewährt hatte, wurde S. von der neugebildeten Gemeinde zum Pfarrer berufen und hielt am 29 Juli 1731 den ersten lutherischen Gottesdienst in Kassel ab. Seine Antrittspredigt ließ er unter dem Titel „Der erste Seufzer eines neuangehenden Lehrers in einem neuen Gotteshause" drucken. Der Gottesdienst der Lutheraner, die vor 1731 nach Landwehrhagen zum Abendmahl hatten gehen müssen, wurde anfangs in dem Schollehischen Hause am Graben gehalten, das dann von der Gemeinde angekauft wurde. An seiner Stelle wurde von 1734—38 die Lutherische Kirche erbaut. Pfarrer Schlosser starb am 17. November 1742.

[38]) Marie Amalie, Gemahlin des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, Schwiegermutter des späteren Landgrafen Wilhelm VIII. und Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Seit dem Tode ihres (2.) Gemahles lebte sie in Schleusingen und starb daselbst am 17. November 1739. Ihr Leichnam wurde nach Kassel gebracht.

[39]) „Commis" hieß das steinerne Gebäude neben dem „goldenen Engel", das senkrecht auf das nach der Fulda zu stehende ehemalige Salzhaus stößt, jetzt „vor der Schlagd 4". Landgraf Moritz tauschte dies ursprüngliche Privathaus 1615 gegen das gegenüberliegende heutige Füllgrabesche (ehemals L. Philipps Rüsthaus) ein und bestimmte es zum Speisehaus für seine Hofdienerschaft, die seit dieser Zeit mit Kostgeld abgefunden wurde, während sie vorher im Schlosse speiste. Damals (1740) war es von der Kriegs- und Domänenkammer verpachtet, seine Keller aber dienten zur Aufbewahrung des „herrschaftlichen Vorrathes von allerhand Brandtewein". (Jonas.)

[40]) 105 Jahre später, in dem langen Winter 1844/45, wiederholten die Kasseler Küfer dies Kunststück. Damals wurde das Faß, das sogar erst am 23. März auf dem Eise vollendet war, dem Kurprinz-Mitregenten zum Geschenk gemacht. Vergl. Grebe, Kurfürst Friedrich Wilhelm I. S. 79.

[41]) Die regelmäßigen Scheibenschießen der Kasseler Schützen fanden am Geburtstag des Landgrafen, am 3 Oster- und 3. Pfingsttag statt. Durch Verordnung vom 10. August 1711 war dem Schützenkönige neben äußerer Ehre die Befreiung von Kontribution, Geschoß und andern Lasten für ein Jahr zugesichert und die schon von Landgraf Wilhelm IV. bewilligte Geldprämie von 12 Gulden um 4 Taler erhöht worden. (Jonas.)

[42]) Zur Feier der Hochzeit des Prinzen, späteren Landgrafen Friedrich II. mit der Prinzessin Maria von Großbritannien, Tochter Georgs II. Der Einzug erfolgte von Amalienthal (Wilhelmsthal) aus, wo die Prinzessin von ihrem Schwiegervater und Gatten zuerst empfangen worden war. Meyer, Maria, Landgräfin von Hessen S. 61.

A. 1740 d. 6. wie auch d. 10. octobr. hat es geschneit und Eiß gefroren, daß alle öpfel und quetschen Erfroren, dan in demselben Jahr ist eine ungemeine Menge öpfel und quetschen worden.

A. 1740 d. 19. Novembr. ist ein Mensch gerichtet worden, welches ein Kindt umbgebracht, von lichtenau birtig, hat sich wohl bekehrt, ist auch von H. gebhart wohl gerichtet worden.

A. 1741 d. 9. May habe wiederum die freyheit gewonnen und zwar auß freyer handt, hätte es daß 3. Jahr auch gewonnen, aber von H. Klocken abgeschoßen worden.

A. 1741 d. 24. Novembr. hat sich ein Metzgersbursch von schmalkalden, der bei Mstr. Julius fuhrman gedienet, in seinen hauß uffgehangen, und der damalige oberschultze Berisch hat ihn laßen durch den schinder abschneiden, aber im Kunsthauße wieder Ehrlich gemacht[43]) und den dritten tag von den gefangenen hinauß getragen und begraben worden. Man hat geuhrdeilet, daß er geiret hat.

A. 1741 d. 26. Decembr. hat Jhro hoheit[44]) Einen Jungen Erbprintz zur welt gebohren und darauff, wie er 8 tage alt war, gedaufft, Printz Max[45]) hat ihn zur dauffe gehalten, aber doch Wilhelm genant worden [Zusatz] auch wieder gestorben.

A. 1742 d. 7. january ist vor Jhro Königl. Mayst. Königin[46]) die braure abgelaßen und auch gleich anfangen zu leiden im gantzen lande, nemblich von 11 Uhr an biß 12 uhr, und hat solchs getaurt biß d. 18. febr., in allem 6 wochen.

A. 1743 d. 17. Marty Jst Jhro durchl. h. Stadthalter Printz Wilhelm sein gemahl[47]) gestorben und darauff d. 27. dito Begraben worden ohne Eingen Pracht.

A. 1743 d. 5. May hat H. schobbach[48]) Seine valeth Prädig gethan und zum Text gehabt Prieff paulij 1. Corrinter 15. Cap. den letzten verß.

A. 1743 d. 12. May ist Meine Catterina Eliesabeth Verheyrath worden mit dem Mons. Johan henrich berger, Zingieser in der fulde gaß. Und darauff A. 1743 d. 24. septembr. in Meinem hauß hochzeit gehalten, welche hat bestanden in drey dischen ohne die umblauffer.

A. 1743 d. 26. May hat H. Ungewitter seine erste Prädig gehalten und auch sogleich ingesegnet worden.

A. 1743 d. 15. octobr. ist H. Eskuchen[49]) gestorben und darauff 18. dießes begraben worden und daß zwar mit schätzen.

A. 1744 d. 3. Marty ist wiedrum eine große waßer fluth geweßen, doch nicht allerdings wie die vorige, aber hat nicht lange gestanden, aber die Neustat ist alle bedeckt geweßen.

A. 1744 d. 26. April hat H. Rieppel seine Erste Prädig gehalten und zum Text gehabt auß der 1. Epistel petri am 5. Capp. d. 2. und 3. vers . . .

A. 1744 d. 19. Novembr. ist Jhro durchl. Printzes Maria[50]) h. statthalters Printzeßin gestorben und darauff d. 27. dießes begraben worden und daß zwar nicht Prächtig.

A. 1744 d. 23. Novembr. des Nach Mittags umb 3 Uhr ist Mein Catterlißgen ins Kinbet kommen u. daß zwar mit einer jungen tochter und darauff den 29. dießes gedaufft und sein gefatter geweßen Jch wie auch die schwieger Mutter, welche Jhm den Nahmen gegeben Maria Eliesabetha [Zusatz] wieder gestorben.

A. 1745 d. 25. januarij ist Jhro Keyserliche Mayestet gestorben, als Carolus d. 7. geweßener Churfürst von Beyren. Da ist in allen landen 14 tage geleutet worden mit allen Klocken, aber die landt braure soll 3 Monath werden.

A. 1747 d. 4. juny ist ein gewitter entstanden, daß auch schloßen gefallen wie ein dauben Ey. es ist auch in vielen dörffern daß gantze Korn zerschlagen, umb Caßel herum auch alles in den garden, aber in den garden etwaß wieder erhohlet, hat mir ebenfals 1 acker Korn zerschlagen beym obersten forst hauß.

---

[43]) Man bewilligte ihm ein ehrliches Begräbnis trotz des Selbstmordes, der durch sein „Irresein" entschuldigt wurde. Im Kunsthause (jetzigem Naturalien-Museum) befand sich das Collegium Carolinum mit seinem medizinisch-chirurgischen Seminar, in dem die gerichtlichen Sektionen stattfanden.

[44]) Die oben Anmerkung 42 erwähnte Prinzeß Maria, Gemahlin des Prinzen Friedrich. Der neugeborene Prinz Wilhelm starb bereits am 1. Juli 1742 wieder und teilte damit das Schicksal der meisten erstgebornen Prinzen des Hauses Hessen-Kassel, die alle nicht alt zu werden pflegten.

[45]) Der jüngere Bruder des Königs und Statthalters, der in dem jetzigen Theater residierte.

[46]) Ulrike Eleonore von Schweden, die Gemahlin des Königs-Landgrafen Friedrich I., war bereits am 5. Dezember des vorhergehenden Jahres gestorben.

[47]) Dorothea Wilhelmine von Sachsen-Zeitz, geboren 20. März 1691, seit 27. September 1717 Gemahlin des Prinzen Wilhelm.

[48]) Vergl. Anmerkung 33.

[49]) Ludwig Eskuche, Metropolitan, seit 1708 Pfarrer an der Unterneustadt. Nach Strieder 3, 479 starb er am 13. Oktober 1743.

[50]) Geboren 7. Juli 1721, war mit dem Markgrafen Karl Albrecht von Brandenburg-Schwedt verlobt gewesen.

A. 1747 d. 23. juny ist ein Kerl vorm Müllerthor bey der leinem Kul an Einen Pfahl gehenckt worden, welcher gestohlen, es hat auch daß baumbachsche Regiment müßen zusehen, welches eben weg Marschirt in hollandt.[51])

A. 1748 d. 17. Febriary Ist einen Soldaten auffen Marck mit einem glünigen Eißen durch die Zunge gestochen, weilen er Gott geläſtert.

A. 1748 d. 5. May ist mein Sohn [Joh. Friedr.] verheurath worden mit der Jungfer Bauern.

[51]) Das Baumbachsche Regiment (später 1. Bataillon des Regiments von Biesenrodt) gehörte zu den 3000 Mann hessischer Truppen, welche im Dienste der Generalstaaten am österreichischen Erbfolgekriege teilnahmen. (Vergl. Zeitschr. f. hess. Gesch. N. F. 10, 67.)

A. 1748* d. 16. Juny hat H. Krim[52]) seine Erste predige gethan und zum text gehabt aus dem geschichten der aposteln das 24. Capit. vers 16 und eine cospare predige gehalten, ist auch so gleich vom H. Supertenten Ungewitter eingesegnet worden.

* Von der Hand Joh. Friedr. Gunkels.

[52]) Joh. Martin Grimm, geb. 1709 zu Willingshausen, war ursprünglich Feldprediger im Grenadierregiment, dann Stabsprediger des Erbprinzen Friedrich bei dessen Korps in Holland im österreichischen Erbfolgekrieg. An der Unterneustädter Kirche predigte er von 1748—55, wo er zur Freiheitergemeinde überging. Er starb zu Kassel am 22. März 1762, von seiner Gemeinde geliebt und betrauert. Mit den Brüdern Grimm scheint er nicht verwandt zu sein. (Strieder 16, 469.)

(Fortsetzung folgt.)

Die verfall'ne Starenburg.

Auf der Pappel hoch da droben
Hängt ein altes Starenhaus,
Freilich sieht es arg verschroben
Und sehr mitgenommen aus

Durch die Ritzen mannigfaltig
Scheint die Sonne, pfeift der Wind,
Denn vom Zahn der Zeit gewaltig
Angenagt die Wände sind.

Früher war es rindverschalet,
Was bevorzugt jede „Sprie“,
Jetzt ist nur noch weiß bemalet
Unterm Flugloch die Partie!

Selbst das Stängelchen zerknickte, —
Doch am meisten hat verschnupft,
Daß ins „Bodenlose“ blickte
Jeder, der ins Loch gehupft.

Zwar im Lenz noch alle Staren,
Die dereinst darin geheckt,
Hatten, wie in frühern Jahren,
Ihren Kopf hineingesteckt.

Aber jeder, der's gesehen,
Dachte — nein, das geht zu weit!
Pfiff ein Liedchen vom Vergehen
Aller ird'schen Herrlichkeit.

Schließlich kam ein junges Pärchen,
Schaut hinein mit frohem Sinn;
„Sieh' 'mal,“ sagt er, „Mama Stärchen,
Hübsch, jedoch kein Boden drin!“

Doch die Starin spricht dagegen:
„Liebes Männchen, glaub', es geht.
Ich muß meine Eier legen,
Zög're nicht, sonst ist's zu spät!

Überall, wo so ein Kästchen,
War's besetzt — 's ist Wohnungsnot,
Und wir haben doch ein Nestchen
Nötig wie das liebe Brot!“

Und bei gut' und schlechtem Wetter
Trugen Halm' und Zweig' sie ein,
Stroh, Salat und Sell'rie-Blätter,
Spanisch Lauch und wilden Wein.

Aber meist fiel ohne Zaudern
Alles unten wieder raus,
Und die Starin sah's mit Schaudern
Und verwünschte schon das Haus.

Doch ein Faden, so ein weißer,
Hatte sich wo angehängt,
Und auch etwas Stroh und Reiser
Sich im Innern festgezwängt.

Die Frau Starin, sehr behende,
Ordnet alles Material,
Und sieh' da — zuletzt am Ende
Hielt es wirklich fest einmal.

Darauf legte sie denn Eier,
Vier bis fünf, wie es so Brauch,
Fühlte sich bedeutend freier
Und ihr Gatte — der wohl auch! —

Und so kamen dann die Jungen,
Wurden groß und dick und schwer,
Bis das Reis geplatzt, gesprungen —
Und der Boden — hielt nicht mehr!

Aus der Nachbarschaft die Katzen
Fraßen all' die Stärlein auf,
Und die Drosseln, Fink' und Spatzen
Schimpften ganz gewaltig drauf.

Ja, die ganze Spriengemeinde
Hatt' darüber große Not,
Und das Starenpaar es weinte
Ob der Kinder frühem Tod.

„Siehst Du, Deine neuen Moden,“
Sprach das Männchen, — „o ihr Frau'n! —
Ohne Grund und ohne Boden
Kann man doch nicht Nester bau'n!“ —

Wahlershausen.

Konrad Lampmann.

Professor Karl Wagner †.

Zu Marburg a. L. verstarb am 11. April 1903, noch nicht 57 Jahre alt, der Oberlehrer am Königlichen Wilhelmsgymnasium zu Kassel Professor Karl Wagner, drei Wochen nach seinem Eintritt in die Marburger Heilanstalt, vier Wochen, nachdem er seiner Lehrtätigkeit am Wilhelmsgymnasium vorläufig entsagt hatte. Am 15. April wurde der Entschlafene auf dem Friedhof zu Kassel beigesetzt.

Der Verstorbene hat 31 Jahre als Gymnasiallehrer in Wirkung gestanden. Vom Frühjahr 1872 bis Frühjahr 1873 war er Probekandidat und Hilfslehrer am Lyceum zu Kassel; von da bis Herbst 1874 gehörte er, und zwar seit Herbst 1873 in fester Anstellung, dem humanistischen Gymnasium zu Wiesbaden an. Herbst 1874 kehrte er an das Lyceum zu Kassel zurück und blieb daselbst bis zur Neugründung des Wilhelmsgymnasiums. Von Ostern 1886 bis zum 14. März d. J. wirkte Wagner an dieser von dem alten Lyceum abgezweigten Lehranstalt.

Der äußere Lebensgang des Verstorbenen zeigt somit nicht viel Abwechslung; in eintöniger Tagesarbeit flossen Wagner die Jahre hin. Reich aber war sein Leben an schönen Erfolgen, und reich die geistigen und gemütlichen Einwirkungen, die von dem Verstorbenen ausgestrahlt sind. Wagner hat während seiner langen Lehrtätigkeit überwiegend in den oberen Gymnasialklassen unterrichtet. Hunderte von jungen Leuten, heute schon zum großen Teile selbst im öffentlichen Leben wirkend, verdanken Wagner einen wesentlichen Teil ihrer Jugendbildung. Sein Bild ist bei ihnen mit der Erinnerung an die Jugendjahre unzertrennlich verknüpft, wenn sie ihre Gymnasial-Erinnerungen austauschen und dabei ihre einzelnen Lehrer mustern, steht ihnen Wagners Person als Lichtgestalt vor. Mit vielen seiner früheren Schüler und deren Eltern verband ihn Freundschaft bis zu seinem Lebensende. In den Kreisen seiner Amtsgenossen nahm Wagner von Anfang an eine hochangesehene Stellung ein. In seiner Heimatstadt Kassel, in dem ganzen Hessenlande und wo ihm Beziehungen außerhalb geworden waren, galt Wagner viel. Trat er auch in die weitere Öffentlichkeit nie hinaus, so war doch sein lautloses Wirken in den privaten Kreisen so vielseitig und bedeutsam, daß man Wagner mit Fug zu den Notabeln seiner engeren Heimat zählen darf.

Karl Wagner wurde am 29. November 1846 zu Ringenkuhl am Hirschberg als Sohn des v. Waitzschen Bergverwalters Valentin Wagner und dessen Gattin Amalie, geb. Rommel, geboren. Von 1857 bis 1866 besuchte er das kurfürstliche Lyceum zu Kassel. Ostern 1866 bezog er die Universität zu Marburg. Vom Herbst 1867 an genügte er in Marburg seiner Militärpflicht. Dem Korps „Teutonia“ gehörte er während seiner ganzen Studienzeit an; seinem Korps und seinen Korpsbrüdern hing er während seines ganzen Lebens an mit der Treue, die sein Wesen ausmachte. Im März 1872 bestand er die Prüfung für das höhere Lehramt in klassischer Philologie und Geschichte.

Im Jahre 1870 zog Wagner in dem hessischen Jägerbataillon gegen Frankreich zu Felde. Gegen Ende der Schlacht von Wörth erhielt er eine tiefe und breite Schußwunde am linken Oberschenkel. Während er sich um Verbindung seiner Wunde selbst bemühte, stach ihn ein Turko mit dem Bajonett in das Bein, und als nachher die Franzosen wiederum zurückweichen mußten, erhielt Wagner von einem der Vorbeiflutenden einen wuchtigen Kolbenschlag auf den Kopf, der ihm die Besinnung raubte. Beinahe zwei Tage hindurch mußte Wagner wegen Überfüllung der Wege auf dem Schlachtfelde liegen; in der Verlustliste zählte er als tot und wurde so zu Hause als verloren betrauert. Als man den Schwerverwundeten aufgefunden und geborgen hatte, schlug man ihm Amputation des verwundeten Beines vor: doch Wagner entschied sich lieber zu sterben, als verkrüppelt leben zu sollen. Gottes Gnade erhielt ihm für damals das Leben und schenkte ihm die Gesundheit wieder; im Februar 1871 kehrte Wagner, noch nicht völlig genesen, auf eigenen Wunsch zu seinem in der Nähe von Paris stehenden Regimente zurück. Am 19. April erkrankte Wagner am Typhus; im Mai wurde er mit dem Führungsattest „sehr gut“ in die Heimat beurlaubt und dort am 25. Mai als „dauernd dienstunbrauchbar“ ausgemustert. Während der Typhuskrankheit verlor Wagner die Kopfhaare: die Beinwunde bereitete ihm Beschwerden bis in sein letztes Lebensjahr, und die Verletzung am Kopfe, vielleicht auch eine andere, vor dem Kriege auf der Schlägermensur erhaltene Kopfverletzung, die damals zu Kopfrose führte, hat nach sachverständiger Meinung neben der Jahrzehnte lang anhaltenden Überanspannung der Arbeitskraft mutmaßlich wesentlichen Anteil an dem Hirnleiden, dem der an und für sich rüstige und gesunde Mann in frühen Jahren zum Opfer fiel.

Wagner starb unverehelicht; das Sorgen um Weib und Kinder lernte er nicht kennen. Dafür wandte sich seine selbstlose Seele mit desto größerer Liebe den Sorgen um die Angehörigen des elterlichen Hauses zu, mit denen der im Kriege anfänglich für tot geglaubte Sohn seit Herbst 1876 zu Kassel ein selten einträchtiges Familienleben führte. Sein von ihm innig geliebter Vater ging ihm im Tode zehn Jahre voraus; seinen jüngeren Bruder, an dem er Vaterstelle vertrat, verlor er vor zwei Jahren; seine hochbetagte, von dem Sohne auf den Händen getragene Mutter und zwei Schwestern verloren an dem Sohne und Bruder ihren treuen, zu Aufopferung stets bereiten, ja sich drängenden Beschützer.

Selbstlos und neidlos, wie sich Wagner in allen Lebensbeziehungen erwies, so stellte er Zeit und Arbeitskraft auch den zahlreichen Freunden aus alter und neuer Zeit stets bereitwilligst zur Verfügung. Von überall her wandten sich seine Korpsbrüder und andere Bekannte an ihn, man rechnete auf seine Hilfe, seinen verständigen Rat, seine Fürsprache. Für Andere versagte sich Wagner nie, und wenn die germanische Leidenschaft des Zornes aufloderte in dem empfindsamen Manne, so geschah es meistens, wenn man einen der ihm Nahestehenden angegriffen hatte. Auch Kränkung der eigenen Person ließ Wagner nicht zu. Wie überall, so hielt er auf Ordnung, ganz besonders peinlich da, wo die Ehre in Betracht kam. Nachtragen des Zornes, verborgen gehaltene Feindschaft kannte Wagner dagegen nicht.

Bei so sympathischer Persönlichkeit ist das Bedauern begreiflich, das Wagners Geschick, schon damals, als seine Krankheit bekannt wurde, in weitesten Kreisen erregte. Die Lehrerschaft des Wilhelmsgymnasiums verlor in Wagner einen Amtsgenossen, dessen Gewicht jedenfalls so leicht nicht ersetzt ist. Wagner war an den beiden Kasseler Gymnasien der Vertrauensmann aller, der Berater jüngerer Lehrer, der Vermittler bei Streitigkeiten, mit einem großen Teile der Lehrer und ihren Familien verband ihn langjährige und innige Freundschaft. Auch zu den ihm amtlich vorgesetzten Personen waren die Beziehungen Wagners jederzeit gut.

Der Beruf eines Lehrers an einer höheren Schule ist mühsam und gefahrvoll. Wo der Lehrer menschlich fehlt, wird ihm keine Nachsicht; wo er im Rechte ist, muß er sich selbst durchkämpfen; er kann im einzelnen Falle die Unterstützung eines wackeren Vaters oder eines rechtschaffenen Amtsgenossen finden; im allgemeinen darf er nur auf

unberechenbar nuanciertes Wohlwollen rechnen. Wer sich auf solch stürmischer Warte Jahrzehnte lang mit Ehren behauptet, hat sich als wetterfester Mann erwiesen. Wagners Lebensschicksal war seine Berufstätigkeit; an ihr ging er zu Grunde und in ihr fand er sein Glück. Darf man es für einen Menschen als ein Glück ansehen, wenn ihm vergönnt wird, die starken Seiten seiner Persönlichkeit dem Dienste der Allgemeinheit nutzbar zu machen, so müssen wir es für Wagner als ein Glück bezeichnen, — wenigstens für die Jahre seiner ungeschwächten Gesundheit —, daß er den Lehrerberuf gewählt hat. In keiner anderen Sphäre hätte der Reichtum seiner geistigen und gemütlichen Gaben in gleichem Maße zur Wirkung gelangen können. Ohne zu glänzen oder glänzen zu wollen, nur vermöge der Schlichtheit und ungeschminkten Gradheit seines Wesens erfreute sich Wagner in dem seltensten Maße der Achtung und Liebe seiner Schüler, und seit seinem Wirken an der Jahnschen Töchterschule auch seiner Schülerinnen. „Sie gehen für ihn durch das Feuer", so hörte man allgemein urteilen.

Mit Geistesgaben wohl ausgestattet, mit gutem Verstande begabt, mit gesundem Urteile und vortrefflichem Gedächtnisse, wissenschaftlich gründlich gebildet, fleißig, gewissenhaft und ordnungsliebend, so wirkte Wagner in gleichem Sinne auch auf die seiner Erziehung anvertraute Jugend. Sein männlich ernstes Auftreten, seine strenge Gerechtigkeit verschafften ihm Geltung; seine Herzensgüte, die weibliche Zartheit seines Empfindens, seine Aufrichtigkeit und Lauterkeit, das persönliche Interesse, das er für jeden Einzelnen an den Tag legte, gewannen ihm die Herzen im Fluge. Er gewann, ohne nach Gunst oder Autorität suchen zu müssen, und er hatte nichts an sich, weder der Jugend gegenüber noch in den Kreisen der Gesellschaft, von Pedanterie und Sauertöpfigkeit oder von der Amtsmienenhaftigkeit solcher, die des Aufputzes bedürfen. Wagner kannte nicht Stellungshochmut und auch nicht Stellungsdemut; er war nur Mensch und Mann, voll Arbeitsdrang, aber auch der Lust des Lebens nicht abgeneigt, tief ernst, aber auch voll Humor.

Wagner erscheint mir in allen Eigentümlichkeiten seiner Person — auch seinem Äußeren nach — als der Typus eines Germanen und auch als ein echter Sohn seiner chattischen Heimat. Durchaus national-deutsch gerichtet, bewahrte er seiner engeren Heimat besondere Vorliebe. Seinem hessischen Lokalpatriotismus entsprang sein „Abriß einer Geschichte des Hessenlandes", zuerst 1889, dann in zweiter Auflage 1896 erschienen, zunächst für den Schulgebrauch geschrieben, aber auch für weitere Zwecke durchaus verwendbar. Sorgfältig gearbeitet und erschöpfend legt das Büchlein auf jeder Seite Zeugnis ab von dem Geiste seines Verfassers. Mit Wärme hebt Wagner die Verdienste der hessischen Regenten hervor und verteidigt sie eifrigst gegen die Vorwürfe der außerhessischen Geschichtsschreibung.

Wagner war eine religiös angelegte Natur; voll Achtung vor dem Heiligen, voll Abscheu gegen Lug, voll Duldsamkeit, voll christlicher Bescheidenheit und Menschenliebe ohne Hoffart und ohne Anspruch auf Entlohnung. Wagner hat zeitlebens nie einem Menschen geflucht, wohl aber bis in seine letzte Lebenszeit auch solche gesegnet, die ihm nur in ihrer Weise wohlwollten. Aber auf dem Gebiete des Glaubens bekannte er sich persönlich zu selbstgefundenen Anschauungen. Als echter Germane nahm er ein gewisses Maß freier Bewegung als gebührendes Recht des einzelnen für sich in Anspruch. So widerstrebte er auch der Bevormundung auf dem Gebiete des Lehrens; er haßte die bindende Vorschrift, die Einschnürung des Lehrers in Instruktionen. Den Schülern und ihren Eltern hat Wagner manche Stunde gern geopfert, und wo es berechtigtem Interesse galt, fragte er nicht nach den Grenzen seiner Pflicht.

Bei Wagner war der Lehrer wie der Mensch: gediegen, zu jeder Arbeit bereit, aber abgeneigt allem unnützen, nur auf den Schein berechneten Kram. Die ursprüngliche Frische seiner Natur, die Echtheit seines Wesens, die unverfälschte Menschlichkeit seines Fühlens, Redens und Handelns trug ihm reicheren Lohn ein, als Anderen berechnetes Streben bringen konnte. Wagner war ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes. Das Bild des Mannes, der allzu treu, allzu aufopfernd in aufreibender Tagesarbeit langsam verblutete, wird allen, die ihn kannten, unvergeßlich bleiben und unvergänglich auch der Schmerz über den frühzeitigen Heimgang des Trefflichen und über die Tragik seiner letzten Monate. Friede seiner Asche!

—i.

Kindheitstraum und Lebensernst.

Du hast geträumt, mein Kind, bis heut' so schön —
Auf gold'nen Fluren glaubtest du zu geh'n,
Du schwebtest sachte durch den Perlentau
Und schautest fröhlich auf zur Himmelsau.

Ein Jüngling kam des Wegs daher geschritten,
Laut jauchztest du ihm zu, um gleich zu bitten:
„Spiel' doch mit mir, ich bin so ganz allein,
Und tummeln kann man besser sich zu zwein!"

Der Jüngling sprach mit ernstem Angesicht:
„„Ich will nicht spielen, ich hab' höh're Pflicht!""
Auf dieses Wort sahst du verwundert schier
Den Jüngling an: „Das sagt' noch Keiner mir."

Doch der entgegnet' drauf: „„Du wirst's fortan erleben,
Das heit're Spielen nicht, nur ernstes Streben
Darf künftig deines Daseins Inhalt sein,
Dem Geist des Schaffens, mir, mußt du dich weih'n.""

Fort eilt' er dann, erschrocken bliebst du stehen,
Und um dein Spielen ist's seitdem geschehen,
Der Kindheit holder Traum dir jäh zerrann —
In heißem, emſ'gen Schaffen wird der Knabe Mann.

Kassel. M. C.

Aus Heimat und Fremde.

Historische Kommission. Die 6. Jahresversammlung der historischen Kommission für Hessen und Waldeck fand am 9. Mai im Senatssaale der Universität zu Marburg statt. Der Vorsitzende, Herr Professor von der Ropp gedachte des im verflossenen Berichtsjahr verstorbenen Mitgliedes der Kommission, des Direktors Dr. Ackermann in Kassel, dessen Andenken die Versammlung durch Erheben von den Sitzen ehrte. Sodann teilte er mit, daß Herr Prof. Schröder infolge seiner Übersiedelung nach Göttingen aus dem Vorstande der Kommission ausgeschieden sei. Zu Mitgliedern der Kommission wählte die Versammlung darauf die Herren Superintendent Wissemann in Hofgeismar, Professoren Dr. Haller, Dr. Troelsch, Dr. Vogt und Dr. Wiegand in Marburg, sowie Archivassistent Dr. Knetsch in Wiesbaden. — Als neuen Patron hat die Kommission Herrn Freiherrn Kleinschmit von Lengefeld gewonnen. Die Rechnung des Schatzmeisters, Herrn Geh. Archivrat Dr. Könnecke, dem die Versammlung die Entlastung für seine Rechnungsführung erteilte, wies eine Jahreseinnahme von 6509 M. auf gegenüber einer Ausgabe von 1849 M. Der Überschuß von 4660 M. zusammen mit dem Übertrag der Rechnung von 1901/02 ergab einen Kassenbestand von 17 480 M., doch wird sich dieser durch die Unkosten der im laufenden Jahre bevorstehenden Veröffentlichungen alsbald wesentlich verringern. Denn das Erscheinen der dritten Lieferung des hessischen Trachtenbuches von Geheimrat Professor Dr. Justi steht unmittelbar bevor, und der erste Band des Friedberger Urkundenbuches wird im Herbst ausgegeben werden, ebenso eine Bearbeitung des am 17. Juli 1902 zu Seega am Kyffhäuser gehobenen äußerst wichtigen Münzfundes, zu dessen Herausgabe sich die historischen Kommissionen von Sachsen und Anhalt und Hessen und Waldeck vereinigt haben. Der Bearbeiter, Herr Dr. Buchenau von Weimar, machte der Versammlung unter Vorlage von bereits fertiggestellten Probetafeln nähere Mitteilungen über den Fund und dessen Umfang und Bedeutung. Der Druck des Fuldaer Urkundenbuches wird fortgesetzt und der je eines Bandes der hessischen und waldeckschen Chroniken im laufenden Jahr erst begonnen werden. Die übrigen Arbeiten, über deren Stand der demnächst erscheinende Jahresbericht nähere Auskunft erteilen wird, sind zumeist rührig gefördert worden. Im Anschluß an Erörterungen über neugeplante Unternehmungen berichtete Herr Direktor Dr. Knabe über die Tätigkeit der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und forderte zur Mitarbeit an einem demnächst erscheinenden Gruppenheft der „Mitteilungen“ auf, welches speziell der Provinz Hessen-Nassau gewidmet sein soll.

Geschichtsverein. In der in Schmalkalden am 4. Mai stattgefundenen Sitzung des Hennebergischen Geschichtsvereins hielt Herr Regierungsassessor Spannagel einen Vortrag über den „Friedensschluß zu Münster und Osnabrück im Jahre 1648“. Die mit dem westfälischen Frieden verbundenen Verhandlungen, die sieben Jahre in Anspruch nahmen, gaben reichlich Gelegenheit, die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse nach den verschiedensten Richtungen hin zu erörtern. Als hauptsächliche Quelle nannte der Herr Redner das 1736 zu Hannover von dem Hof- und Kanzleirat Joh. Gottfried von Mairan über den genannten Friedensschluß herausgegebene Werk.

Geographentag. Während der Pfingstwoche findet in Köln der Deutsche Geographentag statt, auf welchem u. a. unser Landsmann Herr Professor Dr. Georg Gerland von der Universität Straßburg einen Vortrag über „Die Erdbebenforschung und das Deutsche Reich“ halten wird.

Hochschulnachrichten. Der außerordentliche Professor Dr. Georg Wentzel an der Universität Marburg ist an die philosophische Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin versetzt worden. — Der Archivhilfsarbeiter Dr. phil. Max Foltz in Marburg ist an das Staatsarchiv in Danzig versetzt worden. — Dem Dr. W. Schlink in Darmstadt wurde die venia legendi für Mechanik an der Darmstädter Technischen Hochschule erteilt. — Der Mineraloge Georg Friedrich Kunz in Newyork wurde seitens der Universität Marburg zum Doktor honoris causa ernannt. — Gelegentlich ihres 75. Stiftungsfestes verlieh die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin Herrn Professor Dr. Th. Fischer in Marburg die silberne Nachtigalmedaille für seine Forschungsreisen in Marokko und die ausgezeichnete Darstellung ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse.

Erzabt Krug. Der infolge des Kaiserbesuchs in dem Kloster Monte Cassino gegenwärtig mehrfach genannte Erzabt Krug stammt aus Kurhessen. Den Lesern des „Hessenlandes“ dürfte dies vielleicht durch eine Mitteilung in dem Jahrgang 1897 (S. 119) in Erinnerung sein. Dieselbe lautete: „Der erste hessische Abt von Monte Cassino. Am 25. März wurde als Abt der von Alters her durch

die Gelehrsamkeit ihrer geistlichen Bewohner berühmten Benediktinerabtei von Monte Cassino ein hessischer Landsmann inthronisiert. Der neugeschaffene kirchliche Würdenträger stammt aus der hessischen Familie Krug von der Pelzmühle bei Homberg a. d. Efze." Wir fügen dem jetzt noch hinzu, daß der Vater des Erzabts Obergensdarm in Hünfeld war, wo der nunmehrige hochgestellte Geistliche 1837 geboren wurde. Seine Erziehung erhielt der Knabe in Amerika, wohin seine Mutter ausgewandert war. Sein Vater starb vor der Überfahrt in Bremen. 1859 trat er in St. Vincent in Pennsylvanien in den Orden der Benediktiner. Zu Anfang der 60er Jahre ging er nach Italien und kam in das Kloster Monte Cassino. Eine Schwester des Erzabtes Krug ist Oberin der Benediktinerinnen in Chicago.

Amparo Jordan de Pimentel †. Unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin Frau Henriette Keller-Jordan in München, die im vorigen Jahre ihren genialen Sohn, Richard Jordan, von welchem im „Hessenland" zahlreiche tief empfundene Gedichte erschienen sind, verloren hat, betrauert nunmehr auch den Tod ihrer Enkelin, Amparo Jordan de Pimentel, der Tochter Richard Jordans. Dieselbe war seit einigen Monaten mit dem Gouverneur des Staates Oaxaca vermählt und starb am 24. März. Am 8. Mai würde sie ihr 17. Lebensjahr vollendet haben. Die mexikanischen Zeitungen widmen ihr lange ergreifende Nachrufe. Einem derselben, der im „Foro Oaxaqueño" erschien, entnehmen wir das Folgende:

„Das Dahinscheiden der Sennora Amparo Jordan de Pimentel, welche soeben beerdigt wurde, rief in ganz Oaxaca die tiefste Trauer hervor. Sie wird als das Muster einer Tochter verehrt und trotz ihrer großen Jugend auch als das einer vorzüglichen Gattin. Durch sichern Takt verstand sie es, den Pflichten der Familie und der Gesellschaft gerecht zu werden, ohne das Reizvolle ihrer Jugend zu verlieren. Der Tod der ausgezeichneten Sennora de Pimentel erfolgte ganz unerwartet. Nachdem sie mit ihrem Gemahl einige Höflichkeitsbesuche gemacht, zog sie sich mit ihm in ihre Privatgemächer im Palast des Gouvernements zurück. Dort wurde sie von einem leichten Unwohlsein befallen, das durch den Hausarzt gehoben wurde. Etwas später, nachdem die Sennora gut geschlafen, mußte der Arzt wieder geholt werden, sie befand sich in einem schrecklichen Zustand und die Katastrophe trat rasch ein. Nachdem der Arzt ein Mittel in der Apotheke geholt, fand er bereits eine Leiche. Sie war an Eklampsie verschieden."

Der Entschlafenen wurden Ehren wie einer Fürstin zu teil. Drei Tage lang waren alle Läden geschlossen und die Häuser bis zu den ärmsten schwarz behangen. Die vornehmsten Herren aus den dortigen Gesellschaftskreisen hoben den Sarg vom Wagen und trugen ihn in das mit Kerzen erleuchtete Pantheon der Kirche. — Noch im Tode hatte die Dahingeschiedene ihres Vaters gedacht, denn wenige Minuten vor ihrem Sterben, sagte sie, wie man uns mitteilt, einen deutschen Vers ihres Vaters laut vor sich hin.

August von Wille. Im Aprilheft der in vornehmer Ausstattung erscheinenden Monatsschrift für deutsche Kunst „Die Rheinlande"*) befindet sich das Porträt unseres dahingeschiedenen Landsmannes August von Wille**), sowie eine Anzahl trefflich wiedergegebener Zeichnungen und Bilder desselben, die wie folgt gewürdigt werden: „Ganz ohne Vorbedacht ist dieses Heft zum großen Teil eine Erinnerung an A. v. Wille geworden. Indem wir nach künstlerischen Darstellungen der Rheinlandschaften suchten, kamen wir immer wieder zu seinen Bildern und noch mehr zu seinen Zeichnungen, die zwar weniger Landschaft als Architektur bieten: aber diese in einer Art der Zeichnung, die den Einzelheiten mit einer heute selten gewordenen Liebe und einem solchen Verständnis nachgeht, daß man die einzelnen Striche mit dem Vergnügen abliest, wie es die Sätze einer köstlichen alten Erzählung gewähren. Das gilt von den Architekturen, und mag an den wenigen Proben dieses Heftes nachgeprüft werden, während man den reinen Landschaften darüber hinaus zugestehen muß, daß sie das Einzelne versäumen, um das Wesentliche sprechen zu lassen: so in der Rheinlandschaft bei Rüdesheim, die nicht nur breit und malerisch ist, sondern auch den Charakter des Rheins im Rheingau gut vermittelt. Der Blick auf das Siebengebirge mit seiner delikaten Andeutung der Berghänge wirkt vielleicht auf unsere *photographiemüden Augen besonders wohltätig*, während die Studie vom Kloster Notgottes selbst in dieser farblosen Darstellung eine malerische Kraft zeigt, die für die Zeit ihrer Entstehung erstaunlich ist. Unter allen Rheinmalern seiner Zeit ist er der männlichste. Seine „Romantik des Rheins und der Mosel" †) verdient den ersten Platz unter allen Publikationen vom Rhein."

*) Herausgegeben im Auftrag rheinischer Kunstfreunde durch Wilhelm Schäfer. Redaktion und Verlag in Düsseldorf.
**) Geboren 1829 in Kassel, von 1847—53 Schüler der Düsseldorfer Akademie, war später in Weimar und darauf wieder in Düsseldorf tätig. Einige seiner Hauptwerke sind „Die Einbringung Luthers in die Wartburg" im Museum zu Hannover, „Beratung eines Klosteraufbaus" in der Kunsthalle zu Hamburg und „Der Sängereinzug in die Wartburg". Er starb am 31. März 1887 in Köln.
†) Verlag von W. Otto, Düsseldorf.

Todesfälle. In Marburg, wo er sich großen Ansehens erfreute, verschied am 1. Mai Kanzleirat Adolf Eckhardt, 87 Jahre alt. Zu Eschwege als Sohn des Prokurators und kurhessischen Land-

tagsabgeordneten Karl Eckhardt geboren, besuchte er das Gymnasium zu Meiningen und studierte sodann in Marburg und Göttingen die Rechte. Er gehörte den Korps „Hassia“ und „Marcomannia“ an. 1847 angestellt, war er zuerst Amtsaktuar in Spangenberg, dann in Herrenbreitungen und von 1855 an in Hanau. 1868 wurde er als erster Sekretär an das Kreisgericht, spätere Landgericht nach Marburg versetzt und erhielt 1883 den Titel Kanzleirat. Anläßlich seines 50jährigen Dienstjubiläums 1889 erhielt er den Roten Adlerorden 4. Kl. und 1894, in welchem Jahre sein Übertritt in den Ruhestand erfolgte, den Kronenorden 3. Kl. Verheiratet war er seit 1847 in erster Ehe mit Bernhardine Schüler, Tochter des Superintendenten Schüler zu Allendorf a. Werra, und seit 1866 in zweiter Ehe mit Sophie Kulenkamp, Tochter des Justizamtmanns Kulenkamp zu Allendorf a. Werra, später zu Jesberg und Wittwe des Apothekers Theodor Wigand zu Neustadt.

Am 11. Mai starb zu Kassel ein verdienter althessischer Offizier, der Generalmajor z. D. Adolf von und zu Schachten im 65. Lebensjahre. Sein Geburtsort ist Paris, wo sein Vater kurhessischer Gesandter war. Nachdem er in Kassel als Kadett seine militärische Ausbildung erhalten hatte, trat er 1858 in das 2. Kurhessische Husaren-Regiment, Herzog von Sachsen-Meiningen, ein und nahm als Sekondleutnant 1866 an dem Gefecht bei Aschaffenburg teil. Später gehörte er dem Königl. 1. Leib-Husaren-Regiment in Danzig an, bei welchem er 1867 zum Premierleutnant befördert wurde. 1869 in das Ulanen-Regiment Nr. 8 versetzt, wurde er 1870 zum Rittmeister ernannt und als Adjutant zur 14. Kavallerie-Brigade kommandiert. Ein Jahr später wurde er Adjutant der 30. Division. Den deutsch-französischen Krieg machte er als Adjutant des Generals von Manteuffel mit. Nachdem er 1872 in den Generalstab versetzt worden war, wurde er 1873 Eskadronchef im Husaren-Regiment Nr. 8. 1877 erhielt er den Charakter als Major. 1880 als etatsmäßiger Stabsoffizier in das Husaren-Regiment Nr. 6, 1883 in gleicher Eigenschaft in das 1. Garde-Dragoner-Regiment versetzt, wurde er 1885 mit der Führung dieses Regiments beauftragt, im selben Jahre zum Oberstleutnant, 1888 zum Oberst befördert. 1889 erhielt er das Kommando der 19. Kavallerie-Brigade. 1892 wurde er mit dem Charakter als Generalmajor zur Disposition gestellt und nahm seinen Wohnsitz in Kassel.

Personalien.

Verliehen: dem Badeinspektor Oberstleutnant a. D. Burghard zu Bad Nenndorf der Kronenorden 3. Kl.; dem Oberlehrer a. D. Pfaff zu Hofgeismar der Rote Adlerorden 4. Kl.; den emeritierten Lehrern Schmitt zu Allendorf, Kreis Kirchhain, und Trischler zu Dipperz, der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern; dem Arzt Dr. Zeh in Hanau der Charakter als Sanitätsrat.

Ernannt: Landrat von Baumbach, seither in Gelnhausen, zum Geheimen Finanzrat und vortragenden Rat im Finanzministerium; Gerichtsassessor Kropp aus Rodenberg zum Amtsrichter in Lehe; 2. Pfarrer an der Unterneustädter Gemeinde Stentzel zu Kassel zum 1. Pfarrer an derselben Gemeinde; Pfarrer Schenkheld zu Kleinschmalkalden zum 1. Pfarrer in Neukirchen bei Ziegenhain; Pfarrgehülfe Gonnermann zu Wichmannshausen zum Pfarrer daselbst; Pfarramtskandidat Böhling aus Rodenberg zum Pfarrer in Kirchvers; Pfarrer extr. Vial und Itter zu Hülfspfarrern in Rommershausen bezw. Langenselbold; Pfarrer extr. Junghans zum Hülfspfarrer in Großalmerode; Rechtskandidaten von Lettow-Vorbeck und Vilmar zu Referendaren.

Versetzt: Amtsrichter Reul in Nentershausen nach Rotenburg a. F. und Amtsrichter vom Hof in Bramstedt nach Frankenberg; Oberförster Bockemühl zu Rauschenberg auf die Oberförsterstelle Neubrück a. d. Spree.

Geboren: ein Sohn: Oberbibliothekar Dr. Alfred Schulze und Frau (Marburg); Regierungsassessor Tuercke und Frau (Rinteln, 11. Mai); eine Tochter: Kaufmann Ludwig Elmendorff und Frau, geb. le Goullon (Kassel, 5. Mai); Oberlehrer Lic. theol. H. Vollmer und Frau, geb. Ahlfeld (Hamburg, 12. Mai); Dr. E. Grandefeld und Frau Emma, geb. Bättenhausen (Hamburg, 12. Mai).

Gestorben: Frau Elise Spindler, geb. vom Baur (Hilden, Rheinl., 29. April); Geh. Obermedizinalrat Dr. Kraußer, 53 Jahre alt (Darmstadt, 29. April); Frau Dr. Mathilde Henke, geb. Weber (Marburg, 29. April); Kgl. Forstmeister a. D. Heinrich Klemme, 72 Jahre alt (Kassel, 30. April); Metropolitan von Starck, 76 Jahre alt (Bergen, 30. April); Pfarrer Ernst Schönhals, 68 Jahre alt (Großen-Linden, 30. April); verwitwete Frau Landesgerichtsrat Mathilde Vogel, geb. Raabe, 79 Jahre alt (Kassel, 1. Mai); Kanzleirat Adolph Eckhardt, 87 Jahre alt (Marburg, 1. Mai); Eisenbahnbetriebssekretär a. D. August Dohme, 68 Jahre alt (Kassel, 5. Mai); Rentier Gustav Wendel, 51 Jahre alt (Kassel, 6. Mai); Mittelschullehrer Wilhelm Martin, 61 Jahre alt (Kassel, 6. Mai); Freiherr Franz von Uslar-Gleichen, 49 Jahre alt (Fulda, 8. Mai); Pfarrer Wilhelm Brehm, 67 Jahre alt (Eberschütz, 9. Mai); Frau Oberamtmann Ulrichs, geb. Wittmer, 84 Jahre alt (Niederelsungen, 9. Mai); Rentier Nicolai Hebsacker, 70 Jahre alt (Kassel, 10. Mai); Fräulein Frieda Ruckert, 28 Jahre alt (Kassel, 10. Mai); Kapitän Heinrich Schmidt, 76 Jahre alt (Rinteln, 10. Mai); Amtsgerichtsrat a. D. Justus Thomas, 83 Jahre alt (Kassel, 11. Mai); Generalmajor z. D. Adolf von und zu Schachten, 64 Jahre alt (Kassel, 11. Mai); Geheimer Justizrat Oberlandesgerichtsrat a. D. August Büstorff, 74 Jahre alt (Freiburg i. B., 13. Mai).

Berichtigung.

In Nr. 9 ist unter dem kurfürstlichen Wappen auf Seite 114 statt Fulda „Fritzlar“ zu lesen.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 11. XVIII. Jahrgang. Kassel, 1. Juni 1904.

Gedichte aus dem Nachlass von Daniel Saul.

Frühling.

Frühlingstag! In Blütenkerzen
Leuchtest du von Baum und Strauch
Und es öffnen sich die Herzen
Deinem warmen Lebenshauch.
Jugendlust und Maienwonnen
Wandern selig Hand in Hand,
Und es springen frische Bronnen,
Und es grünt und klingt das Land.

Gilt's des Maien Ruhm zu künden?
Manch ein Herold geht im Zug.
Blüten stehn in allen Gründen,
Lerchen schmettern laut genug.
Bäche, die dem Fels entstammen,
Stürzen ab in jähem Sprung.
Alle jungen Herzen flammen
Und die alten werden jung.

Platz gemacht! Ein frohes Leben
Drängt jetzt durch den grünen Hag.
Sieh' es wallen, wogen, schweben,
Fühle seinen Wellenschlag!
Bis die Füße müde stocken,
Die so rasch und leicht beschwingt:
Wenn der Ruf der Abendglocken
Fern vom Turm herüberklingt.

Quisisana.

O Tannenwald, daß noch einmal
Ich deine dunklen Hügel sehe!
Ich grüße jedes stille Tal
Und atme zitternd deine Nähe.

Dem Häusermeer bin ich entrafft,
In grüne Freiheit mich zu retten;
Des Krankenlagers dumpfe Haft
Liegt hinter mir mit ihren Ketten.

Wie jauchzen deine Sänger hell!
Wie blüht und duftet es im Grunde!
Vorüber flattert Quell um Quell
Und bringt mir leise Trosteskunde.

Und alles lockt den müden Gast
Und ladet freundlich mich zu wohnen —
Verheißung weht von Ast zu Ast
Und Hoffnung rauscht in allen Kronen.

O Tannenwald, wie breitest du
Die dunklen Arme mir entgegen!
Als wolltest du zu linder Ruh
An dein verborgnes Herz mich legen,

Als wollte mich gebeugten Mann,
Mich Lazarus, der Gruft entstiegen
Zurück dein tiefer Wunderbann
In Jugend und Genesung wiegen.



Aus den Briefen eines Offiziers über Kurhessen in den Jahren 1829—1836.

Der Redaktion dieser Zeitschrift ist von befreundeter Seite eine Anzahl Briefe zur Verfügung gestellt worden, die der damalige Hauptmann beim Leibgarderegiment, spätere Oberst Theodor Weiß, der in den Märztagen des Jahres 1848 die schwierige Stellung als Kriegsminister übernahm, an den nach Mexiko ausgewanderten Dr. med. Wilhelm Schiede, einen hessischen Landsmann, geschrieben hat. In diesen Mitteilungen spiegeln sich die kurhessischen Verhältnisse jener interessanten Zeit, in der die Verfassung entstand und zuerst in Anwendung kam, in den Anschauungen eines liberal denkenden Offiziers so lebhaft wieder, daß sie als willkommener Beitrag zur Geschichte jener Periode erscheinen.

Die rein persönlichen Stellen, die hauptsächlich auf ein sehr glückliches Familienleben Bezug nehmen, sind ausgeschaltet worden, obwohl sie den Verfasser der Briefe als einen ebenso liebenswürdigen als trefflichen Menschen charakterisiert haben würden.

Vor Veröffentlichung der Briefe sei jedoch der Beginn der militärischen Laufbahn des Verfassers, sein Eintritt in die westfälische Armee als Garde-Chasseur, nach seiner eigenen Niederschrift wiedergegeben. Dieselbe lautet:

Ich bin geboren am 10. September 1796 zu Hofgeismar als dritter Sohn des Pfarrers daselbst. Da mein ältester Bruder die Universität bezogen hatte, um Theologie zu studieren, und die Zeit herannahte, wo er militärpflichtig wurde, ich aber wußte, daß er befreit werde, wenn ich eintrat, so gab ich meinen Wunsch zu erkennen, auf die mir zu dreiviertel Pension gestattete Aufnahme in die Militärschule zu Braunschweig zu verzichten und bei einem Regiment als Freiwilliger mich annehmen zu lassen. Es war dies im Jahre 1811.

Mein Vater gab gern seine Einwilligung, die Mutter war nicht dagegen, wenn es ihr auch manche Träne kostete. In diesem Jahre standen während des Sommers und Herbstes mehrere Infanterie-Regimenter in einem Übungslager bei Wilhelmstal. Ein Hauptmann von Dalwigk, welcher für das 4. Regiment in Hofgeismar Empfänge von Fleisch und Brot zu besorgen hatte, riet meinem Vater, mich in dieses Regiment eintreten zu lassen, und so wurde denn beschlossen, andern Tages dem Kommandeur desselben mich vorzustellen. Das Los war nun gefallen, ich konnte nicht mehr zurück, und nun überfiel mich eine namenlose Angst; ich ging in meine Schlafkammer und erleichterte mich durch einen Strom von Tränen, dann machte ich die Vorbereitungen zum Gang ins Lager, den ich mit meinem Vater morgens um 4 Uhr antrat. Ich war nach Möglichkeit herausgeputzt; bis an die Waden reichende Stiefeln, weiße baumwollene Strümpfe als Übergang zu den kurzen napoleonsfarbigen Kniehosen, bunte seidene Weste, ein dunkelgrüner Frack, rotes geblümtes Halstuch mit gesticktem Kragen und ein runder Filzhut bildeten den Anzug; als Nachweis meiner Ausbildung führte ich eine kleine Zeichnung bei mir, hatte im übrigen gute Kenntnisse im Lateinischen und Französischen, in Arithmetik, Geometrie und schrieb eine gute Handschrift.

„Nun, haben wir denn auch gelernt, was dem Soldaten nützlich ist: Geometrie, Astronomie?“ sagte ein Major Gautier, dem mich bei der Ankunft im Lager mein Vater vorstellte. „Geometrie habe ich gelernt, aber nur theoretisch“, antwortete ich, dachte aber, da ich weder auf der Erde noch am Himmel Messungen vorzunehmen imstande war, daß es mit der Annahme nichts sein würde. Als wir uns sodann zum Oberst von Laßberg begaben, einem freundlichen Herrn, welcher unlängst aus dem spanischen Kriege zurückgekehrt war, und dieser einige Fragen über den Stand meiner Kenntnisse an mich gerichtet hatte, ward mir der Bescheid, daß meine Einstellung erst im nächsten Frühjahr erfolgen sollte, weil dann der Dienst, das Exerzieren 2c. weniger beschwerlich sei. Im Herbst wurde Oberst v. L. zum Chasseur-Garde-Bataillon als Kommandeur versetzt, er benachrichtigte meinen Vater hiervon und erklärte sich bereit, mich als Freiwilligen bei diesem Bataillon anzunehmen, wenn der Kapitängeneral der Garden (der Maison militaire du Roi) General Chabert seine Einwilligung dazu geben wolle, zu welchem Ende ich ihm persönlich meine Bitte vortragen müsse. Da der Palastpräfekt General von Benneville, der früher Kapitän bei dem in Hofgeismar garnisonierenden Dragoner-Regiment gewesen, ein Freund meines Vaters war, so gab dieser mir

ein Empfehlungsschreiben an denselben, und ich wanderte im Dezember nach Kassel, kehrte bei Freund Schiede ein und ging mit diesem zu dem General v. B., der mich alsbald dem General Chabert vorstellte und ihm meine Bitte vortrug. Er sah das kleine Bürschchen lächelnd an, richtete einige französische Worte an mich, auf die ich ihm ganz kecke Antworten gab, und mit der Äußerung: „il est gentil“ bewilligte er meine Bitte. Nun ging's zum Schneider, um mir die Uniform anmessen zu lassen, und da dieser ein Franzose war, so teilte ich ihm mein Verlangen im geläufigen Französisch mit, das ich einem auswendig gelernten Gesprächsbuch entnommen hatte, und setzte ihn dadurch in nicht geringes Erstaunen, dem er durch die Worte Ausdruck gab: „Ma fois, Monsieur, vous parlez français si couramment, croyez-moi, vous ferez votre chemin“. Nun, wenn's der sagt, dachte ich, so wird's ja wohl wahr sein und ahnte nicht, daß mir später auf meiner Laufbahn Halt! zugerufen werden sollte, als sie sich gerade am glänzendsten zu gestalten schien.

Ich brachte nun den Rest des Winters im elterlichen Hause zu, beschäftigte mich hauptsächlich mit Mathematik und Zeichnen, und am 18. März 1812 trat ich bei dem Depot des Chasseur-Garde-Bataillons, welches einige Tage vorher nach Rußland abmarschiert war, als Chasseur ein und nach vier Wochen war meine soldatische Ausbildung soweit gediehen, daß ich aus der Rekrutenklasse entlassen wurde. Ich wohnte in der Kaserne in einer kleinen Stube mit drei zweischläfrigen Betten (nur Unteroffiziere schliefen allein in einem Bett), jeden dritten Tag hatte ich Stube, Gang und Treppe zu kehren und in Ordnung zu halten, auch Feuer anzumachen, was mir im Anfang sehr schwer fiel. Vormittags um 10 Uhr wurde eine gute Bouillon mit ½ Pfund Rindfleisch in einem irdenen Topf serviert. Die Fleischportion nahm sich jeder heraus und in regelmäßiger Folge langten die Mitglieder der Korporalschaft mit ihren blechernen Löffeln zu; das Fleisch wurde bis nachmittags 4 Uhr aufgehoben, wo ein Napf mit Kartoffelgemüse in gleicher Weise verzehrt wurde. Ohne einigen Zank ging es selten ab, wenn Leute die Reihenfolge beim Zulangen nicht einhielten oder etwa mit perfider Geschicklichkeit die Zwetschen sich herausfischten, welche mehrmals in der Woche die sehr beliebte Zutat zu den Kartoffeln waren. Täglich kaufte ich mir für 6 Heller Butter, wovon die Hälfte zum Brote gegessen, die andere aber dazu benutzt wurde, um das Fleisch in einer Pfanne zu braten, was als große Delikatesse galt. Ich fand mich recht gut in die Lebensweise, doch gedachte ich oft, besonders des Abends, sehnsüchtig des elterlichen Tisches. Eine mir neue Beschäftigung war auch das Waschen der leinenen Hosen und Gamaschen, welche, um ihnen größere Weiße zu geben, mit weißer Farbe angestrichen und nach dem Trocknen ausgerieben wurden.

Einen wahrhaft väterlichen Freund hatte ich in dem Waisenhauskassierer Schiede, welchen ich oft abends besuchte und als denjenigen betrachte, der den größten Einfluß auf meine ganze Denk- und Sinnesweise gehabt hat. Er war Tuchmacher von Profession, hatte sich zur Zeit der französischen Revolution lange in der Schweiz aufgehalten und dort jenen Geist der religiösen und politischen Freiheit eingesogen, der die Welt in neue Bahnen trieb. Mit Eifer hatte er die Schriften der Enzyklopädisten, dieser Vorläufer der Neuzeit, sowie die alten Philosophen und Geschichtsschreiber in Übersetzungen gelesen, war in der deutschen Literatur wohl bewandert, und als er in Kassel sich als Tuchmacher niedergelassen hatte, suchte er seinen Wissensdurst in jeder Weise zu befriedigen, wie ich mich denn erinnere, ihn an seinem Webestuhl arbeitend gesehen zu haben, während er zugleich in einem aufgeschlagenen Buche Schillers „Wilhelm Tell“ las. Er war Freimaurer und bekleidete eine hohe Stelle in der Loge, wodurch er mit Männern aller Kreise in Verbindung trat, durch deren Vermittelung er die Stelle als Waisenhauskassierer erhielt, als er im Jahre 1806 durch die französische Okkupation Kurhessens an Tuchlieferungen für die kurhessischen Offiziere bedeutende Verluste erlitt. Er hatte sieben Kinder, welche alle vor ihm starben, unter ihnen zwei treffliche Söhne, von denen der älteste praktischer Arzt in Kassel, der jüngere als Naturforscher und Arzt in Mexiko war. Der schwergeprüfte Mann trug sein Unglück mit wunderbarer Fassung und gab mir selbst noch ein Beispiel, wie man sterben soll. Sein Hinscheiden war das eines Philosophen, aber eines Christen würdig.

Im Sommer wurde mein Eifer im Dienst aufs glänzendste dadurch anerkannt, daß ich zum Vizekorporal ernannt wurde, und mein hierdurch gesteigertes Selbstgefühl erhöhte sich noch, als kurz nachher der Generalkapitän Chabert die Kaserne visitierte und, wie er mich gewahrte, mir befahl, die Fragen niederzuschreiben und zu beantworten, welche er mir diktieren würde. Die erste war: Quel est le prémier devoir du soldat, und als ich diese mit: C'est d'être fidèle à son roi beantwortete, lächelte er beifällig und sagte: Très bien, mon enfant, je te ferai caporal. Und er hielt Wort; am 15. August, dem Geburtstag des Kaisers, ward ich zu dieser Würde, der Stufe zum General, erhoben und ich dachte der prophetischen Worte des Schneiders: vous ferez votre chemin. Am

15. November, dem Geburtstag des Königs, ward ich zum Fourier, den 15. Mai 1813 zum Sergeantmajor (Feldwebel) ernannt, eine Stelle, in der es mir gelang, mir die väterliche Zuneigung meines Kapitäns von Hugo zu erwerben, eines äußerst strengen Mannes, dem der Dienst alles war.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Stände.

Von Heinrich Keßler.

(Schluß.)

Wie energisch die Rodungen in Hessen namentlich im 12. und 13. Jahrhundert betrieben wurden, das ergibt sich wohl auch aus den 400 Wüstungen, wo in vielen Fällen Flächen, die sich als zum landwirtschaftlichen Betriebe ungeeignet erwiesen, doch dazu infolge der Rodungen verwendet wurden und dann später, da sie keinen Gewinn abwarfen, wüste gelassen werden mußten.

Das ist wohl nicht bei allen Wüstungen der Fall gewesen, aber doch bei einem großen Teil derselben. Oft geschah es wohl auch, daß in den unruhigen Zeiten die Bauern ihre Länder deshalb verließen, um gegen die Verwüstungen und Räubereien, denen sie in solchen Zeiten so sehr ausgesetzt waren, in den Städten Schutz zu finden.

Die Klöster wurden infolge ihres Reichtums an beweglichem Vermögen (Gold- und Silbergerät und barem Geld) vielfach in die Lage versetzt, weltlichen Grundbesitzern Darlehn gegen Realverpfändung zu geben, welche dann zu einem definitiven Übergang des verpfändeten Gutes in die geistliche Hand mitunter führten.

Für die Zeit vom Abgang der Karolinger bis zum Ende des 12. und zu den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts ist vielleicht keine Tatsache des wirtschaftlichen Lebens von größerem Belange als die trotz der fortschreitenden Ausdehnung des großen Grundbesitzes zunehmende ökonomische Schwäche desselben und der Übergang der führenden Rolle in der nationalen Produktion von der großen Grundherrschaft auf die zahlreiche Klasse ihrer Ministerialen und Lehnsleute. Der große sozialökonomische Prozeß des Verfalls der großen Grundherrschaft blieb aber nicht bei dieser Wirkung stehen; auch die Emanzipation des Bauernstandes aus den Fesseln der persönlichen Unfreiheit und wirtschaftlichen Gebundenheit, zum Teil durch gewaltsame, beinahe revolutionäre Bewegungen hervorgerufen, ist eine mittelbare Wirkung derselben Tatsache; beide treten noch im Laufe des 12. Jahrhunderts mit voller Kraft in die Erscheinung und bestimmten nachhaltig die Geschicke des deutschen Volkes.

Die Grundherrschaften lagen oft nicht zusammen, sondern in den verschiedensten Gebietsteilen zerstreut. Die kleineren Grundherrschaften hatten 12—20 bäuerliche Grundbesitzungen, während die der Klöster sich in die Tausende beliefen. Immer näher rückten die Grenzen der einzelnen Grundherrschaften zusammen, immer mehr machten sie sich die Herrschaft über die Massen des Volkes und über die unbebauten Gebiete streitig. Bald war nur noch eine Vergrößerung der Herrschaft auf Kosten einer anderen möglich.

Das Bedürfnis, sich mit einem ritterlichen Dienstgefolge auszurüsten, führte immer mehr zu der unfruchtbaren Kapitalsanlage in Form lehnsrechtlicher Verleihung an Ministeriale. Da der Militärdienst mehr und mehr zum Reiterdienst wurde und gute Ausrüstung viele freie Zeit erforderte, mußten die Güter der reisigen Dienstleute größer sein als die der gewöhnlichen Bauernhufen. Die Grundherren verarmten durch den Aufwand, der ihnen durch ihre Ministerialen entstand, und durch ihr Streben nach Landeshoheit und die dadurch bedingte Vernachlässigung der Eigenwirtschaft größtenteils.

Andererseits kamen für die bäuerliche Leihe freiere Formen, namentlich die Zeitpacht, in Gebrauch. Aus dem Boden der alten Grundherrschaft wuchs die politisch, sozial und ökonomisch bedeutsame Ministerialität zu einem großen Einfluß hervor und zerstückte die alten Domänen mit ihren Gebieten, indem sie die Erblichkeit ihrer Benefizien und Lehen erlangte. Ohne Ministerialität aber konnte sich kein Grundherr politisch zur Geltung bringen, und eben das war nicht nur das nahe liegende Ziel alles Ehrgeizes, sondern auch die unerläßliche Voraussetzung zur Erlangung eines Anteils an den territorialen Hoheitsrechten, deren Inhalt wichtiger erschien als die Pflege wirtschaftlicher Nutzungen des Grundbesitzes.

Mit Verstärkung der allgemeinen Lage der hörigen Leute wurde auch den Arbeitern der Herrenhöfe Landbesitz zugänglich und damit ihr Übergang zu dem eigentlichen Bauernstand vorbereitet.

Die Selbstverwaltung der Güter, wie sie namentlich bei den alten Klöstern überall üblich war, hörte allmählich auf und machte auch bei den Herrenhöfen der Leihe Platz.

Schröder sagt in seinem „Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte" (4. verb. Aufl., 1902, S. 430/31): „Seit dem 12. Jahrhundert trat die Eigenwirtschaft der Grundherren, auch des Fiskus, mehr und mehr in den Hintergrund, im Laufe des 13. Jahrhunderts hörte sie vollständig auf, selbst auf den Niederlassungen des Zisterzienserordens, dem bis dahin der eigene Wirtschaftsbetrieb als Ordenspflicht gegolten hatte. Schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts war es vielfach üblich geworden, die Villikationen zu vermeiern, d. h. ihre Erträge ganz oder großenteils dem Meier gegen einen festen Pachtzins zu überlassen.

In der militärischen Entwickelung beinahe jeden Volkes wiederholt sich eine Stufe, wo die nötige Beweglichkeit nur in der Reiterei, die nötige Festigkeit nur in der schweren Rüstung und in den Mauern einer Burg zu finden ist. Wer die Rüstkammern aus dem Mittelalter durchmustert, wird selten eine Rüstung unter 90 Pfund Gewicht finden, die meisten wiegen 100—200 Pfund. Um mit einer solchen Last fechten zu können, mußte man von Jugend auf in ritterlicher Muße geübt sein, daher die vielen Kinderrüstungen. Durch die Ritterburgen wurde das platte Land eben so sehr beherrscht wie geschützt. In einer städtearmen Zeit mußten sie gewaltig hervorragen. Schon ins 11., größtenteils aber ins 12. Jahrhundert fällt der Burgenbau in Hessen und hängt mit der Immunität und der Bildung der Ämter zusammen. Er bezeichnet die vorgeschrittene Auflösung der Gauverfassung. Die Burgen erleichterten die Ausübung der Vogteirechte. Der Freie und später auch der kleine grundherrliche Dienstmann wurde zum Krieger herangezogen, sie zogen aus dem Dorfe auf das nächste Bergeshaupt, bauten eine Burg, starben dem agrarischen Interesse ab und lebten nur dem Schildesamt. Die ersten Burgen des niedern Adels sind nach einer Mitteilung von Landau zur Zeit Heinrich des Kinds erbaut.*) Die Ausübung der Vogteirechte wurde dadurch erleichtert, daß die Ritter als Vögte die in der Nähe ihrer Dörfer befindlichen Besitzungen der Herren verwalteten und hierdurch der so erschwerenden Verwaltung zerstreut liegenden Grundbesitzes gesteuert wurde. Landau sagt in seinen „Territorien" S. 359: Nachdem die Beamten Herren und die Amtsbezirke Herrschaften geworden, beginnen diese Herren auch Sorge zu tragen, ihre Besitzungen zu sichern, und dies geschah durch das Bauen von Städten und Burgen.

*) Burgsitze besaßen zuweilen auch Bürgerliche, in Felsberg z. B. Otto Gleim, Kammerschreiber, und eines Pfarrers Witwe, nach dem Felsberger Saalbuch von 1588.

Der Burgenbau hatte in Hessen zahlreiche Dorfgründungen im Gefolge, die größtenteils auf Rodeland, also in kolonisatorischem Anbau, zu erreichen waren. Ein nicht ganz unbedeutender Teil des Vermögens der Ritter bestand in Zinsen, Abgaben, Zehnten und Diensten, die ihnen die Bauern zu entrichten hatten. Teilweise ist auch schon hier des Geldes zu erwähnen, welches die Juden den Rittern dafür zu geben hatten, daß diese sie schützten und ihnen den Aufenthalt in ihren Besitzungen gestatteten.

Fast wichtiger war für den Adel der Besitz der Burg als der des Landguts. Sie stellte ein wertvolles Vermögensobjekt dar, insofern benachbarte Herren sich das Recht der Öffnung der Burg für den Fall eines Krieges oder einer Fehde um Geld oder andere Vorteile erkauften. Wie hoch die Burg geschätzt wurde, ergibt sich schon daraus, daß an ihrem Besitz die Landtagsfähigkeit mit allen ihren Vorteilen haftete. So war es auch in Hessen.

Große Ausgaben entstanden den Rittern durch die Kreuzzüge. Ein Zug nach Palästina war ohne Kosten für Reisebedürfnisse und Bewaffnung, für Unterhalt und Transport nicht ausführbar. Das Reich, Kaiser und Fürsten waren nicht imstande, diese Kosten sämtlich zu tragen, ein großer Teil derselben fiel den Kreuzrittern zur Last. Es sind ebenso Anleihe bei Lombarden und Juden, wie eine übliche Art von Wettvertrag bekannt, nach welchem der Pilger das Reisegeld unter der Bedingung erhielt, daß seine Erbschaft oder doch gewisse Güter, falls er nicht zurückkehrte, dem, der die Zahlungen geleistet hatte, zufielen.

Die karolingische Regierung hatte Recht und Ordnung im Reiche immer leidlich aufrecht zu erhalten vermocht. Auch der kleine Freie konnte sich auf seinem Erbe sicher fühlen. Im 10. und 11. Jahrhundert und auch darüber hinaus gab es Zeiten großer allgemeiner Unsicherheit; Erbe und Eigentum hatten nur innerhalb des grundherrlichen Verbandes Sicherung. Das Reich gewährte keinen Schutz. Eigene Gewalten mußten geschaffen werden, wenn die überhand nehmende Auflösung der alten gesellschaftlichen Ordnung nicht zu einem Zustand des permanenten kleinen Kriegs ausarten sollte. Unter solchen Verhältnissen war ganz besonders die wirtschaftliche Existenz der kleineren freien Herren gefährdet. Die großen Grundherren schützten mit ihren Dienstmannen sich selbst und ihre Hufen. Die geistlichen Anstalten speziell standen unter dem Schutz der Kirchenvögte. Wer aber keine Macht und keinen Vogt hatte, der mußte die Schwere solcher Zeiten wohl am meisten empfinden. Der Sicherung ökonomischer und sozialer Interessen der Freien hat sich die Vogtei keineswegs günstig

erwiesen. Nicht nur die Kirche, sondern auch die schwächeren Elemente des freien Laienstandes wurden der Vogtei in die Arme getrieben, einzeln oder in ganzen Verbänden. Jeder Eintritt in die Vogtei war schon von selbst eine Minderung der Freiheit. Bestimmte Abgaben und Leistungen mußten als Lohn der vogteilichen Vertretung entrichtet werden. Dies aber hatte nach der herrschenden Anschauung ohne weiteres eine Minderung der Standesverhältnisse im Gefolge. Der Eintritt in die Vogtei bewirkte, da die Vögte ganz überwiegend dem Stande der großen Grundherren angehörten, eine weitergehende soziale Differenzierung zwischen den großen und kleinen Freien zu Ungunsten der letzteren. Die seit dem 10. Jahrhundert während des ganzen Mittelalters laut gewordenen unaufhörlichen Klagen über die Mißbräuche und Bedrückungen der Vögte sind nach v. Inama-Sternegg zum guten Teile nur dem Haß der Kirche gegen die weltliche Gewalt entsprungen und zu dem Zwecke verbreitet, um mit der Vogteigewalt auch eine Reihe von Lasten abzuschütteln. Die Vogtei war ein Surrogat dafür, daß das Reich nicht imstande war, seine Untertanen gegen die immer mehr zunehmende Unsicherheit zu schützen. Daß das Reich hierzu nicht imstande, war im höchsten Grade zu bedauern und als eine charakteristische Äußerung des Verfalls geordneter Zustände im Reiche auf das tiefste zu beklagen.

Den Saal-, Lager- 2c. Büchern verdanken wir den geordneten Besitzstand der Klöster und die sorgfältige Verwaltung und Bewirtschaftung ihrer Güter, diese sowie sonstige Urkunden geben uns Nachrichten über die Vogteien. Aus den Saalbüchern — dieselben wurden durch Verordnungen Philipps des Großmütigen und seines Sohnes Wilhelms IV., wie sie in den Landesordnungen enthalten sind, den Beamten zur Benutzung empfohlen, beziehungsweise deren Anlegung angeordnet — ersehen wir, daß in Friedewald, Landeck, der Stadt Fritzlar, in allen herrschaftlichen Gemeinden im Amt Homberg, Neukirchen und Marburg vogteiliche Abgaben erhoben wurden.

Die Landgrafen bezogen als Schirmvögte von Kaufungen Einkünfte, welche sie dem Kloster gegen Abtretung des Zehntens von Mühlhausen bei Kassel im Jahre 1308 überließen. Es sollten hier nur einige Fälle von vogteilichen Abgaben erwähnt werden, um zu zeigen, daß in Hessen derartige Abgaben gebräuchlich waren. Die Vogtzinsen sind überall geringer als die Grundzinsen, auch finden sie sich in der Regel nicht bei adeligen und Pfarrgütern.

Das Bedürfnis der Verwaltung erzeugte eine Menge von Ämtern, die mit Unfreien besetzt, Veranlassung zur Gewinnung von Einfluß, Reichtum und Ansehen boten. Die Verwalter der Hofgüter, die Vorsteher der Handwerke und der einzelnen Zweige des Hofhalts und der Kanzlei machten höheres gesellschaftliches Ansehen auf Grund ihres Geburtsstandes geltend. Nicht selten erfolgte aus der bäuerlichen Bevölkerung der Eintritt in die Ministerialität.

In alle diese Zustände kommt mit der Mitte des 12. Jahrhunderts eine steigende Gährung, sie werden gesprengt und heraus wächst eine neue freiere Gestaltung mittelalterlichen Kulturlebens. Die treibende Kraft lag in den ersten losen Anfängen der Geldwirtschaft zunächst in den Städten. Es war dabei namentlich in den höher kultivierten Gegenden des Reiches schließlich zu einer Steigerung der Bevölkerung gekommen, für deren Ernährung die wirtschaftliche Tätigkeit bloßer Ackerbauer nicht mehr ausreichte. Das Land war völlig besiedelt, nicht mehr in der weiten extensiven Kultivierung jungfräulichen Bodens konnte eine Steigerung der Einnahmen erblickt werden, sondern nur in der intensiveren Bearbeitung des einmal aufgewonnenen Landes und in einer besseren Organisation des Betriebes. Die hierdurch steigenden Erträge fanden Absatz in der unendlich rasch wachsenden Bevölkerung der Städte, deren Aufgabe es damals war, dem platten Lande hierfür Ackergerät sowie überhaupt die Voraussetzung einer höheren Lebenshaltung zu geben. Durch die Kreuzzüge wurde der Geldwirtschaft Vorschub geleistet. Indessen auch für alle, welche in der Heimat blieben, entstanden ungewohnte Geldbedürfnisse, denn der neue sich steigernde Luxus war nicht durch Naturalien zu decken. Die städtischen Handwerker und Kunstschmiede und der Handel mit auswärtigen Stoffen, Schmucksachen forderten Geldzahlungen. Von allen Städten und Märkten aus verbreitete sich die Geldwirtschaft und brachte denen besondere Vorteile, welche bar statt in Landesprodukten einzukaufen vermochten.

Wenn Gierke sagt, daß die zur Zeit der mittelalterlichen Städtefreiheit blühenden Zünfte eine großartige Gesamtorganisation der gewerblichen Arbeit, wie die Welt sie weder vorher noch nachher gesehen, erzeugten, welche zum erstenmale in der Geschichte das Recht und die Ehre der Arbeit zur Anerkennung brachten, so darf man nicht vergessen, daß die gewaltigen Arbeiten, welche die freien und hörigen Bauern in den den Zünften vorangegangenen Jahrhunderten verrichteten, zu dem großen Ergebnis geführt haben, dem Bauernstand eine freiere Stellung in der deutschen Gesellschaft zu verschaffen. Die Bauern waren wohl größtenteils die Vorfahren der Bürger. Aus dem Bauernstand ging ein Martin Luther hervor.

Emilie von der Embde.

Nekrolog.

Am 14. Mai endigte der Tod ein Leben, dessen reicher Inhalt zumeist eine Verherrlichung des Hessenlandes gewesen war, dessen zu gedenken somit die Zeitschrift, die diesen Namen trägt, ganz besondere Ursache hat; am Nachmittage dieses Tages starb die Malerin Emilie von der Embde. Sie war am 12. Dezember 1816 als dritte Tochter des Malers August von der Embde geboren, ihre Mutter war die Schwester des Bildhauers Werner und des Oberbergrats Anton Henschel, und so hatte sie den Vorzug, ihre Jugend in den Kreisen des damaligen Kassels zu verleben, die mit allem, was ihre Vaterstadt geistig anregte, in enger Fühlung standen. Einfach war das Leben jener Zeit, wo fast jeder Einwohner der Stadt seinen Garten vor dem Tore hatte, in dem der der Ruhe gewidmete Teil seines Lebens behaglich verlief, anspruchslos die Genüsse, denen man sich hingab, Spaziergänge in Kassels herrliche Umgebung waren einer der größten und gesuchtesten darunter. So bequem wie jetzt freilich erreichte man ihn in jener noch bahnlosen Zeit nicht und eine Partie nach dem Hohen Gras oder dem Hirzstein nahm leicht einen ganzen Tag in Anspruch. Da mußte denn der Maler, der Studien in der Natur machen wollte, gut zu Fuße sein, und so sah man August von der Embde oft genug unterwegs, anfangs begleitet von seiner ältesten Tochter Karoline, späteren Frau Klauhold, die der Bequemlichkeit halber zu solchen Touren wohl auch Knabenkleidung anlegte, später nahm auch Emilie daran Teil. Aber während Karoline sich bald selbständig machte, blieb Emilie lange die treue Gehülfin des Vaters und in seinem Atelier machte sie den bei weitem größten Teil ihrer Studien. Manchem ferner Stehenden mochten solche nicht ernsthaft genug scheinen, freilich sehr mit Unrecht; denn streng wurden die Töchter zur Arbeit angehalten, Untätigkeit kannte man im Embdeschen Hause nicht, aber der Fleiß war nicht wahllos in seinen Zielen, systematisch wurden die Töchter ausgebildet. Der Besucher freilich merkte davon wenig. Heiterkeit und Fröhlichkeit empfingen ihn, das Atelier aber war ein Heiligtum, zu welchem nur wenigen der Zutritt offen stand. Dort war jede Störung ausgeschlossen, wie wäre es auch sonst möglich gewesen, eine solche Fülle so sorgfältig ausgewählter Werke zu schaffen. Bei August von der Embde artete diese Gewohnheit sich abzuschließen im Alter bei zunehmender Kränklichkeit fast in Menschenscheu aus, seine Töchter aber unterhielten den Verkehr mit der Außenwelt nur um so reger.

So war die Jugend Emiliens von der Embde für die Ausbildung einer Malerin der schönen Natur und des menschlichen Antlitzes die denkbar glücklichste. Gesundheit an Leib und Seele hat sie ihr zu danken gehabt. Aber nun sollte sie auch den Blick erweitern, sollte Kunstreisen unternehmen. Sie ist in Dresden und München gewesen, lange hat sie es freilich dort nicht ausgehalten, Heimweh trieb sie immer bald nach Hause zurück, wo sie ihrem Vater immer unentbehrlicher wurde. Sie war bald dessen treuer Schüler und Gehülfe, der dem älter werdenden Künstler die mechanischen Teile der Arbeit mehr und mehr abnahm und seine Entwürfe nach seinen Angaben untermalte, sodaß er nur die letzte Hand an das Werk zu legen brauchte, um es zum Kunstwerk zu machen. Aber auch selbständig zu arbeiten hatte Emilie frühe begonnen und zeigte gern und mit Stolz ihr erstes Ölbild vor, ein kleines, eine Gans am Bache vorstellendes Gemälde. Sie versuchte sich in Genrebildern, die wie die ihres Vaters das Naive des Kindes und des Landvolkes in glücklicher Weise darstellten. Während es ihre Schwester Karoline mehr zur Bearbeitung von Problemen zog, die an die Historienmalerei streiften, blieb sie der väterlichen Art getreu, beide aber bevorzugten für die Studien der landschaftlichen Umgebung ihrer Darstellungen das Fuldatal unterhalb Wolfsanger, zu welchem Zweck sie u. a. viele Wochen in dem damals so einsamen Kragenhofe zubrachten.

Wie die ihres Vaters war aber die Haupttätigkeit Emiliens der Porträtmalerei gewidmet. Hunderte von Bildnissen sind aus ihrem Atelier hervorgegangen und die dauernde Freude ihrer Besitzer geworden. Auch auf diesem Gebiete zeigte sich ihre besondere Gabe für die Darstellung des Naiven, und das Publikum wußte dies wohl zu würdigen, groß ist insbesondere die Zahl der Kinderbildnisse, die ihrem Pinsel ihr Dasein verdanken. Mit welcher Liebenswürdigkeit aber wußte sie auch die Kleinen ruhig und munter zu halten und dabei doch keinen für ihre Zwecke brauchbaren Augenblick zu verlieren. Als es ihr dann gelang, nach Zeichnungen und Photographieen das Bild eines Verstorbenen zur Zufriedenheit der Angehörigen in lebensfrischer Darstellung zu liefern, erhielt sie auch mehrere Aufträge dieser Art. Indessen arbeitete sie auf diesem immerhin etwas bedenklichen Gebiete nicht lange, ihre Kunst wandte sich nun auch der Darstellung der Blumen zu, die sie in ihrem Habitus an der Stelle, wo sie wuchsen, aber auch gepflückt und wohl auch zu Sträußen

vereinigt, in einzig schöner Weise wiederzugeben wußte. Für solche Zwecke bediente sie sich des Aquarells und hat so für alle Jahreszeiten die hessischen Pflanzen und Blumen zur Abbildung gebracht. Sie bilden den Inhalt eines dicken Bandes, dessen Herstellung ihre Lebensfreude war, der bald auf der Murhardschen Bibliothek zur Betrachtung seitens des Publikums vorliegen wird. Diese Arbeiten aber waren nur ihre Erholung, die strengere Porträtmalerei behielt deshalb ihr volles Recht.

Solcher Fleiß mußte seine Früchte tragen. Mit wenigen Mitteln hatten die von der Embdeschen Eltern ihren Hausstand gegründet, nun waren sie zu solchem Wohlstand gekommen, daß sie sich ein eigenes Haus in Gartenumgebung bauen konnten, in der sie glückliche Jahre verlebt haben. August von der Embdes Gattin, die liebenswürdigste, immer opferbereite Frau, hat es freilich nicht mehr gesehen, sie war kurz vorher gestorben, er selbst konnte noch das in ihm waltende Behagen genießen. Nach seinem Tode bewohnten es die drei jüngeren Schwestern, Klauholds waren nach Hamburg gezogen, bis eine nach der anderen und als letzte auch Emilie abberufen wurde. In ihrem Hause aber schufen sie auch ein Heim für die Sammlung der Originalgipsabgüsse von den Werken Werner Henschels, die der in Rom verstorbene Künstler seinen Nichten vermacht hatte. Sie bilden den Inhalt eines Gartensaals, und wie oft haben die Schwestern und ihre Gäste in dieser einzigen Umgebung Kaffee getrunken. Auch den 100jährigen Geburtstag des Bildhauers haben sie dort in größerer Gesellschaft als wohlgelungenes Fest gefeiert.

Der Charakter Emiliens spiegelt sich in ihren Bildern wieder. So objektiv wie möglich sucht sie ihre Gegenstände zu behandeln, von vordringlicher Manier, die ein besonderes Können hervorheben möchte, ist nicht die Rede. Sie will malen, wie die Natur die gewählten Vorwürfe zeigt, nur in der Farbengebung verschmäht sie Beschränkung, die Farbe liebt sie, und es ist ein liebenswürdiger Zug ihrer Bilder, namentlich ihrer Porträts, daß sie in dieser Hinsicht manchmal etwas über die Natur hinausgeht. Mag man dies hier und da tadelnswert finden, missen möchte man diesen Zug nicht, dem ja doch nur eine rührende Freude am Schönen, Leuchtenden zugrunde liegt. Sie bleibt auch stets in den Schranken künstlerischen Maßhaltens. So hat sie auch ihr Leben gestaltet, das ja auch ihr, wie jedem manches Trübe, manche Enttäuschung gebracht hat. Aber sie hat sich nie entmutigen, nie verbittern lassen, heiter blieb ihr Sinn, sich gleich die begeisterte Freude an allem Schönen.

Da dürfen wir denn auch nicht ihre große Liebe für die Musik zu erwähnen vergessen. Mit einer klangvollen Altstimme begabt, übte sie auch diese Kunst aus und hat in den Konzerten, die während ihrer Jugendzeit unter Spohrs Leitung die Musikvereine gaben, häufig auch als Solosängerin mitgewirkt. Geistige und körperliche Frische blieb ihr bis ins höchste Alter, erst als sie weit in die achtzig vorgeschritten war, fingen das Augenlicht und das Gehör ihr an zu versagen. Sie ist sanft eingeschlafen, nachdem sie unermüdlich gewirkt hat, solange es Tag war, bis auch auf sie die Nacht sich senkte, wo niemand mehr wirken kann.

E. G.

Glockentöne.

Es schneiden die Glockenklänge mir tief ins Herz;
Schon dacht' ich, es wäre so hart wie das Glockenerz —
Und doch und doch,
Ich höre die alten, die lieben Glocken noch. —

Ich zog fürbaß meine Straße von Jahr zu Jahr,
Hielt neue Lehren und Worte für klar und wahr —
Und mehr und mehr
Trieb ruhe- und trostlos ich in der Irre umher.

Das Wunder des alten Glaubens verschwand schon lang
Mit seinem Beten und Singen und Glockenklang, —
Und weit und weit
Liegt die wunderbeglückte, tiefinnige Kinderzeit. —

Was zuckt es in meinem Herzen mit einemmal?
Wie kommt's, daß sich heimlich ins Aug' eine Träne stahl,
Und sacht und sacht
Eine seltsame, brennende Sehnsucht in mir erwacht? — —

Es schneiden die Glockenklänge mir tief ins Herz;
Das schwingt sich und klingt wie das tönende Glockenerz —
Und lang und lang
Wirkt wundertätig der alte, der liebe Klang.

Abendfeier.

Nun floh des Tags geschäft'ge Hast
Von dannen in dem ersten Dämmer;
Ich leg' beiseite meine Last, —
Und ruhiger gehn die Herzenshämmer. —

Wie hat der Tag so rauh und wild
Begonnen mit dem Sonnensteigen;
Und nun dies friedevolle Bild,
Bestrahlt vom ersten Sternenreigen.

Die Hände falt' ich zum Gebet;
Mein Auge blickt in dunkle Weiten —
Und eine große Sehnsucht geht
Nach lieben, lang entschwund'nen Zeiten.

München. **Gustav Adolf Müller.**

Wilhelm Specks „Zwei Seelen“.

Wieder einmal seit den Tagen „Jörn Uhls“ ist ein Buch erschienen, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen außerhalb seiner Heimat bisher noch ziemlich unbekannten Dichter lenkte. Die angesehensten Zeitschriften und die Tageszeitungen der Großstädte erheben, eine nach der andern, ihre Stimme, um mit bewundernder Anerkennung auf diese neue literarische Erscheinung, Wilhelm Specks „Zwei Seelen“, hinzuweisen. Diese Anerkennung muß uns in Hessen um so freudiger berühren, als Wilhelm Speck, der Verfasser des Romans, unser Landsmann ist und es nicht allzu häufig vorkommt, daß ein hessischer Dichter auch über die Grenzen seines engeren Heimatlandes hinaus einen derartigen Erfolg zu verzeichnen hat.

In Großalmerode geboren, besuchte Speck das Kasseler Gymnasium, studierte in Leipzig und Marburg, war dann als Pfarrer in Kirchditmold tätig und wirkte seitdem in verschiedenen Städten als Strafanstaltsgeistlicher, in welcher Eigenschaft er vor kurzem von Halle nach Berlin übersiedelte. Von seinen literarischen Werken sind bekannt die beiden im gleichen Jahr (1894) erschienenen Erzählungen „Ursula“*) und „Die Flüchtlinge“. Dann ruhte seine Feder ein volles Jahrzehnt, um uns nun die „Zwei Seelen“ zu schenken, die der Verfasser allzu bescheiden als „Erzählung“ vorführt, wenngleich ihr in jedem Betracht die Bezeichnung Roman zukommt.

Es gibt Bücher, die uns noch wochenlang nach der Lektüre in ihrem Bann halten, deren Gestalten nicht aus unserm geistigen Auge schwinden wollen, so daß wir schließlich mit zwingender Notwendigkeit ein zweitesmal nach ihnen greifen, um dann noch tiefer und nachhaltiger all die Geschehnisse auf uns wirken zu lassen. Zu diesen wenigen Büchern gehört Specks Roman „Zwei Seelen“. Es ist nicht nur das stoffliche Interesse, das wir an dem Roman nehmen, sondern nicht zuletzt auch die gradezu meisterhafte Darstellungskunst des Verfassers, durch die dieser Eindruck bedingt ist. Es ist die formvollendete abgeklärte Sprache der Klassiker der Erzählungskunst, die in ihrer edlen Einfalt und doch auch wieder in ihrem Reichtum an Gleichnissen und Bildern ihresgleichen sucht. Und der Stoff? Es ist der Roman eines Zuchthäuslers, der als Dreißigjähriger aus freier Wahl zwischen sich und die Welt, mit der er für immer abgeschlossen hat, die eisernen Fenstergitter seiner Zelle gebracht hat. Ihm, dem vom Tode Gezeichneten, hat man die eintönige schwere Arbeit genommen, hat ihm Feder und Papier und damit die Möglichkeit gegeben, mit dieser Feder in der Hand sein verfehltes und doch nicht glück- und liebearmes Leben zurückzudenken. Und während er dies tut, schwinden mählich auch die schreckenvollen Erinnerungen, die wie ein Alp auf seiner geängsteten Seele hockten.

Schon in früher Jugend lernte er im Elternhause die Not des Lebens kennen. Dem Vater, einem im Dienst verunglückten Bahnarbeiter, wird es redlich sauer, der zahlreichen Familie des Leibes Notdurft und Nahrung zu beschaffen; die Mutter, im ewig gleichen, mühevollen Kampf gegen Kummer und Hunger mürbe geworden, bleibt stumm gegenüber dem unerwarteten Segen, den ihres Sohnes Heinrich Obst- und Felddiebstähle ins Haus bringen. Dreizehnjährig kommt dieser zu Verwandten, die ihn als Hausierer auf die Landstraße schicken und so bald in schlechte Gesellschaft hineinzwingen. Kurz nach seiner Konfirmation, an der er nicht den geringsten inneren Anteil nimmt, bringen ihn die mit seinen Genossen verübten Diebstähle auf 4 Wochen ins Gefängnis. Dann folgt eine Zeit fleißiger Arbeit bei einem Schneider und steten Aufwärtsstrebens, bis ein unglückliches Liebeserlebnis mit rauhem Fuß die junge Saat dieser paar Jahre zertritt; die Folgen seines Jähzornes führen ihn, den schwer Gereizten, zum zweitenmal ins Gefängnis. Hier macht er eine Bekanntschaft, die für sein ganzes späteres Leben verhängnisvoll sein soll. Trotzdem läßt er nach verbüßter Strafe mit den besten Vorsätzen die Gefängnispforten hinter sich. Aber bei dem Bemühen, Arbeit zu finden, wird er als entlassener Sträfling schroff abgewiesen. Nach planlosem Umherwandern sucht und findet er unter dem Dache seines Vaterhauses Ruhe und in der Arbeit Vergessenheit. Doch schon nach wenigen Jahren unterliegt in dem steten Widerstreit der beiden Seelen, die in ihm wohnen, die eine, die ihn nach den Höhen schauen läßt, und die andre, die ihn hinabzieht in den Kot, gewinnt unter dem unheilvollen Einfluß seines ehemaligen Mitgefangenen die Oberhand. Von neuem ist der Strick zerrissen, der ihn vor dem Hinabgleiten in den Abgrund bewahrte. Heimlich schleicht er sich bei Nacht aus dem Vaterhause fort, einem Leben entgegen, das schließlich vor keinem Verbrechen mehr zurückschreckt, bis ihn der Arm der Justiz auf fünf Jahre ins Gefängnis führt. Ein Zellennachbar weiß ihn zur Flucht zu bestimmen. Diese gelingt, aber nach entbehrungsvollen gemeinsamen Irrfahrten erscheint ihm, dem Verzweifelten, nur ein Weg der Rettung: er wird an seinem Fluchtgenossen zum Mörder. Nun hat er

*) Im „Hessenland“ 1892, Nr. 9—17.

keine Vergangenheit mehr und die Hoffnung, doch noch einmal den abgerissenen Faden anknüpfen zu können. Mit falschen Papieren, die einem auf der Landstraße verdorbenen und gestorbenen Schneidergesellen abgenommen sind, findet er Beschäftigung, zuletzt in einem bayrischen Alpendorf, wo er durch seine geschickte und rastlose Arbeit bei einem dahinsiechenden Schneider der Ernährer und Erhalter der Familie wird. Hier in diesem stillen, weltvergessenen Dorf, inmitten der gewaltigen Natur, kommt dem Schuldbeladenen fast das Vergessen all der Schrecken, die hinter ihm liegen. Der Verkehr mit den schlichten, freundlichen Leuten tut seiner wunden Seele wohl, und als ihm schließlich auch in der Tochter eines wohlhabenden Bauern eine edle Frauengestalt in den Weg tritt, breitet sich ein tiefer Feiertagsfrieden über sein Leben. Aber außerhalb des Pfades, wo glückliche Menschen wandern, geht sein Weg, und das Verhängnis schreitet weiter. Mit qualvoller Angst liest er in den Augen des Mädchens die deutliche Sprache der Liebe und kann sich doch nicht verhehlen, daß er, dessen ganzes Leben eine Fälschung ist, die gleichen Gefühle für die Jungfrau empfindet. „Schuft, der du bist", schreit er sich an, „nimm deinen Stab und wandre." Aber er darf nicht, muß er doch der inzwischen verwitweten Schneidersfrau und deren Kindern das tägliche Brot erwerben. Er meidet den Hof des Bauern. Umsonst. Droben auf der Alm, beim Schein der majestätisch hinter den Bergen aufsteigenden Sonne, finden sich ihre Lippen und sie sinken einander in die Arme. Die schönste Stunde seines Lebens wird zugleich seine schwerste. „Heute abend, liebe Maria. Behüt dich Gott, du geliebtes Herz." Mit diesen Worten reißt er sich los. Übervoll des Glückes jauchzt ihm das Mädchen nach. Er will antworten, aber die Stimme versagt ihm. Nur seinen Hut kann er schwenken, bis ihm die hervorquellenden Tränen ihr Bild verschleiern. Im Wald wirft er sich nieder und ist mit seinem Gott allein. Noch am selben Tage zerreißt er seine Papiere und damit die Lüge seines Lebens. Dann macht er sich auf, das jüngste Kind der Schneiderswitwe gibt ihm eine Strecke weit das Geleit, und ein Hauch von diesen unschuldigen Kinderlippen ist das letzte, was er noch mitnimmt. Auf der Bahn reist er Tag und Nacht, bis er am Ziel ist. Hier geht er hin und stellt sich dem Gericht.

Daß uns neben der Sprachschönheit des Buches auch sein Inhalt so stark gefangen nimmt, kann freilich durch eine dürre Angabe der Geschehnisse, die noch dazu auf Vollständigkeit verzichten muß, nicht nahe gebracht werden. Es ist eine rein menschliche Anteilnahme, die diese bis ins feinste zergliedernde psychologische Charakterschilderung in uns erweckt. Eignen uns doch allen zwei Seelen, von denen uns die eine emporhebt zu den lichten Höhen unserer Ideale und guten Vorsätze, während die andre uns immer wieder in den trüben Schlamm hinabzieht, in dem uns unsere niederen Gedanken und Taten wie Schlinggewächse zu halten suchen. Jeder, der nicht in pharisäischem Hochmut stolz ist auf sein korrekt dahinfahrendes Lebensschiff, das nicht er allein, sondern zuvörderst ein gütiges Geschick ihm zimmerte, wird wärmstes Mitleid fühlen für diesen Heinrich. Wahrlich, dieser unglückliche Mensch ist ein Verbrecher, wie er denn auch dem strafenden Arm der Gerechtigkeit verfällt. Aber dieser Verbrecher hat sein Leben gesühnt, ehe er hingeht, um sich für immer den Mauern des Zuchthauses zu überantworten. Das eben ist die große Kunst Wilhelm Specks, daß er uns diesen Menschen nicht nur glaubhaft macht, dessen wechselvolles Leben von den Spielen der liebesarmen Kindheit an bis in die Einsamkeit des Kerkers er fast lückenlos an uns vorübergleiten läßt, sondern daß auch der Leser, mit gewollter oder ungewollter Anteilnahme, bebt vor jedem Schritt, der diesen Menschen weiter seinem Verhängnis entgegenführt; ja noch mehr, daß dieser Heinrich, trotzdem er hinabsteigt in die schmutzigsten Tiefen der menschlichen Gesellschaft und trotzdem er sein Gewissen besudelt mit dem Blut eines Nebenmenschen, uns ans Herz wächst und wir mit wärmstem Mitleid alles miterleben, was ihm auf seinem rauhen Wege nicht erspart bleibt. Nicht alles verzeihen, aber alles verstehen.

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Eine Frage nur bleibt diesem wunderbaren Buch gegenüber offen, das sich als Ichroman darbietet. Wie kommt dieser einfache Schneidergeselle, der doch nicht die Bildung eines Rosegger hatte, zu einem solchen Stil, der an Treffsicherheit und Wohllaut kaum zu überbieten ist? Darüber komme ich nicht ganz hinweg. Aber es muß gesagt werden, daß der Verfasser zu wiederholten Malen und wohl nicht ohne Absicht versucht, diesem Bedenken seine Spitze zu nehmen, daß er an verschiedenen Stellen nicht nur die erfolgreiche Art zeigt, mit der Heinrich die Lücken seiner Erziehung auszugleichen sucht, sondern auch seine literarischen Interessen und Studien hervorhebt. Es führt zu weit, dies näher darzulegen; ebensowenig können wir hier den an sich höchst interessanten Vergleich mit Frenssens „Jörn Uhl" ausführen, den Specks Buch an Straffheit der Komposition weit überragt, vor dessen lautem Erfolg wir es aber gern bewahrt wissen möchten. Uns soll es hier genug sein, in Wilhelm Speck unseren Lands-

mann begrüßen zu dürfen, der sich, nebenbei sei es gesagt, als solcher auch in einigen unserem Ohr recht heimatlich klingenden Redewendungen bekundet. Mag er uns mit einem neuen Werk noch ein weiteres Jahrzehnt warten lassen — wir sind voll der besten Hoffnung und haben ein Recht dazu.

Paul Heidelbach.

Der letzte Treuhardt.

Eine Geschichte aus dem Pfarrgarten von H. Bertelmann.

I.

Was aus dem Pfarrhause kommt, soll tröstlich klingen wie eine Friedensbotschaft. Darum liebt es die Stille und steht nicht gern an der großen Straße, wo die Sorgenwagen der Menschen vorbeirollen. Im traulichsten Winkel des Dorfes, am Hügel, der die Kirche trägt, das ist der rechte Ort, da es heimlich sinnet und sorgt, was dem Dörflein frommt.

So stand auch das Pfarrhaus zu Lindorf da als freundliche Nachbarstätte der hochragenden Kirche, umhegt von blühendem Garten.

Menschen, die etwas auf sich halten, zeigen der Welt stets ein anständiges Äußere. Doch ihr Bestes verwahren sie im verborgenen Winkel des Herzens, das plaudern sie nicht aus. So auch unser Pfarrhaus. Zu beiden Seiten der hohen Steintreppe vor dem Eingange wölbten sich zwei wohlgepflegte Kugelakazien unter der langen Fensterreihe des zweiten Stockwerkes. Von den weißen Kalkwänden hoben sich frisch und freundlich die hellgrünen Schaltern, die nie geschlossen wurden. Aber nach dem Garten zu, da wohnte die Gemütlichkeit.

Und die lag gar verborgen vor den Dorfleuten. Über die hohe Mauer wucherten Flieder, Jasmin und Holunder jahraus, jahrein. Die hielten stets gute Freundschaft, wie sich das in einem Pfarrgarten von selbst versteht. Drum hatten sie untereinander die Vereinbarung getroffen, sich nicht gegenseitig in das Blühen zu pfuschen. Zuerst kam der Flieder. Der streute am Maiabend seinen Duft über den Weg wie einer, der nicht weiß, wie reich er ist. Und wer noch einen Gang ins Dorf machen mußte, nahm seinethalben den Umweg am Pfarrgarten vorbei. Wenn aber erst verblühte Trauben die blassen Blutstropfen niederfallen ließen, dann saßen kleine Mädchen an der Mauer und fingen den duftigen Tod jubelnd auf. Sie steckten die niedlichen Röhren zu einem Kränzlein ineinander. Das legten sie heimlich in das Gesangbuch der Großmutter. Und wem es um Weihnachten in die Hände fiel, der dachte an den blühenden Mai auf dem Kirchpfade und lächelte. — Nach dem Flieder kam der Jasmin. Er überschattete laubenartig den Weg. Wenn er in vollem Schmucke stand, brütete die Nachtigall darin. Ihr Lied bezauberte manch Pärchen, das so gern hier ausharrte bis um Mitternacht. Denn dem neugierigen Mondenschein gelang es nie, die Liebesgeheimnisse des Jasminstrauches zu beleuchten. Und was die Nachtigall gesungen und was sich die Liebenden ins Ohr gesagt, der Jasminstrauch bewahrt es in der Tiefe seines Herzens und sprichts nicht weiter.

Der Holunder hatte es nicht sonderlich eilig. Erst wenn die blinkenden Sensen vorbeiwanderten, hinaus ins Getreidefeld, dann meinte er: „Nun wird's wohl Zeit!“ Kaum daß die Duftdolden das satte Grün seines Gewandes mit einem gelbweißen Spitzenüberwurf zu zieren begannen, da kam auch schon der Kirchenjunge geklettert und rupfte und zupfte, bis ein gut Teil des Schmuckes in der Schürze der Totenfrau lag. Die sammelte ihn zu schweißtreibendem Tee für die Bauern im Winter. Und der Holunderbaum war stolz darauf und ließ es sich gern gefallen. Wer mit ihm ein Gespräch anknüpfte, der bekam es auch jedesmal zu hören: „Ja, das hab' ich immer gesagt und dabei bleibe ich: einen Pastor und einen Holunderbaum können die Bauern am wenigsten entbehren“.

Hinter dem Flieder, Jasmin und Holunder da lag ein Plätzchen, nach dem alle Kinderaugen Lindorfs sich sehnten und es doch nie recht erreichten. Wenn der Kirchenjunge von den Aurikeln-, Krokus- und Tulpenbeeten erzählte und damit prahlte, daß er sie gießen müsse und gar anfasse, dann pufften ihn die Jungen neidisch mit der Faust und die Mädchen staunten ihn mit offenem Munde an. Denn die Kinder meinten nicht anders, wie der Pfarrgarten so müsse das Paradies aussehen.

An der entgegengesetzten Gartenseite stand das alte Waschhaus. Über und über mit Efeu bewachsen, trug es im Giebel eine üppige Krone, die allemal gegen den Winter hin ihre Blüten trieb. Und wer zu der Zeit vorüberging und sie mit rechten Augen ansah, dem wurde warm ums Herz und mutig dazu. Der verstand wohl auch, was das Grünen und Blühen unter dem Eis sagen wollte.

Nichts anderes, als: Wer dem Winter Trotz bieten kann, der hat den Frühling. — Freches Spatzenvolk hausierte in der grünen Efeuwand. Das frißt und stiehlt und streitet und brütet und

weiß nicht, daß ein ewiges, frohes Hoffen sein Nestlein beschützt. Und die Efeuranken trösten sich mit den Sonnenstrahlen, die müssen doch auch so manches sehen, was ihnen nicht lieb ist. Aber keiner läßt sich's merken und macht immer dasselbe herzensfrohe Gesicht.

Es war in der Woche nach Pfingsten am späten Nachmittag. Der Zeiger der Kirchenuhr war schon über die Fünf hinaus. Vom schwach bewölkten Himmel zitterte heiße Glut des ersten Sommertages über dem grünbemoosten Steindache der Kirche. Die alte Linde schien immer noch nicht aus ihrem Mittagsschläfchen aufgewacht zu sein. In ihren gewaltigen Wölbungen regte sich kein Blatt.

Da öffnete sich die Hintertür des Pfarrhauses und heraus trat der Pfarrer von Lindorf. Eine hohe, schlanke Gestalt mit glattrasiertem Gesicht. Über den Augen lag ein schwermütiger Zug. Die Hände auf dem Rücken, schritt der Herr gesenkten Hauptes durch die Tulpenbeete. Plötzlich kehrt er um, tritt auf den freien Raum vor der Efeuwand, wo ein einfacher runder Gartentisch und eine Lattenbank nebst einigen Stühlen aufgestellt waren, und starrt in das Grüne. Nach einer Weile knirscht sein Fuß durch den Kiesweg. Mehrere Stufen geht es hinab. Auf einem breiten Stege, der die beiden Teile des Pfarrgartens verbindet, bleibt er stehen, stützt sich auf das Geländer und lugt in den geschwätzigen Bach.

Die alte Haushälterin, das Trinemariechen, hatte längst den Kaffee auf den Gartentisch gestellt und die frische Serviette darunter gebreitet. Ärgerlich erschien sie jeden Augenblick oben am Küchenfenster und schüttelte den Kopf: „Er wird ja ganz kalt, du lieber Gott!" —

Endlich schien ihre Geduld zu Ende. Sie riß geräuschvoll die beiden Flügel auf. Da schellte es. Sofort war sie verschwunden.

„Ei, guten Tag, Herr Pfarr! Der Herr Pfarr ist im Garten. Wollen Se sich bitte runter bemühn! Er hat noch keinen Kaffee getrunken, denken Se sich! Und steht schon eine halbe Stunde parat! War Leiche heute. — Tiehöfers Frau. Im Kindbett ist se gestorben. War ein gutes Wesen. Die Besten müssen immer zuerst weg."

Damit begleitete das Trinemariechen den unverhofften Gast, den Pfarrer von Friedungen, einen wohlbeleibten älteren Herrn, der noch ganz unter dem Einfluß des heißen Weges stehend, sich fortwährend den Schweiß wischte, die Treppe hinab durch den Hausflur zum Garten.

Nur ein gedehntes „So, so" — klang zwischen den Wortschwall der Haushälterin durch den geräumigen Hausgang.

„Besuch, Herr Pfarr!"

Der Ruf ließ ihn emporschnellen.

„Schön willkommen, Herr Kollege! — Trinemariechen, noch eine Tasse!"

„Gleich, gleich, — das Wasser kocht noch."

„Aber bitte, machen Sie es sich bequem!"

Der Pfarrer von Friedungen setzte sich auf die Bank. Im anderen Eckchen nahm der Hausherr Platz.

„Ist das heiß heut', puh —! Hat mich die Sonne gebraten!"

„Das ist das Ungewohnte des ersten Sommertages. Mit der Zeit wird auch die Hitze erträglich."

„Sie hatten heute Beerdigung? Auch nichts Angenehmes an solchen Tagen."

Der Angeredete nickte und tat einen tiefen Seufzer.

Darauf eine lange Pause.

Der alte Herr sah verwundert zu seinem jüngeren Kollegen hinüber. Nach einer Weile griff er dessen Hand und meinte:

„Nichts für ungut, mein Lieber, es fällt mir schon lange auf, diese Schwermut sollte bei Ihnen nicht zu finden sein. Was kann Sie denn nur bedrücken? Inhaber der fettesten Stelle in der Umgegend! Dazu dürfen Sie am Orte wirken, da drei ihrer Vorfahren das Amt der Seelsorge in Treuen geführt. Mich deucht, Ihnen fehlt nur eins — und Ihre Schwermut wäre gebannt: ein treues Weib!"

In väterlicher Wärme klang die Rede an das Ohr des bleich gewordenen Mannes. Vor sich blickte er wie das Kind, dessen Geheimnis die Mutter erraten.

Der Friedunger lehnte sich behaglich zurück, schlug mit der Hand klatschend auf das Knie und fuhr mit Überzeugung fort: „Habe ich nicht recht?"

Es war, als sänke der Lindorfer immer tiefer in sich zusammen.

„Sie sind es auch Ihrer Gemeinde schuldig, daß Sie endlich einen Hausstand gründen. Das Trinemariechen" — —

Da kam sie eben aus der Tür und brachte den Kaffee. Der Friedunger hüstelte.

„Lassen Se sich 'n gut schmecken!" — Dann ging sie.

„Das Trinemariechen wird alt, wollte ich sagen. Und dann höre ich noch immer Ihren Vater, meinen lieben, alten Freund, sprechen: „Wenn mir nur der Junge nicht ledig bleibt!" — Sie haben mal so eine Jugendliebschaft gehabt. Na, das hat wohl jeder mit durchgemacht. Aber nachher muß doch die Vernunft siegen. Was kann das alles helfen? — Sehn Sie mal, Sie sind der vierte Treuhardt als Diener am Wort zu Lindorf. Fühlen Sie nicht die heilige Verpflichtung in sich, dieses Geschlecht der Gemeinde zu erhalten und so den Strom des Segens weiter zu leiten nach Gottes Willen?"

Da reckte sich endlich der Lindorfer empor. Seine Brust rang nach Atem. Die zitternde Linke fuhr über die Serviette, als wolle sie etwas wegwischen und war doch nichts da.

„Ich bin Ihnen Antwort schuldig. — Gerade heute. — Es ist eine Geschichte, die draußen am frisch gewölbten Grabeshügel ihren Abschluß gefunden.“ —

II.

Der Friedunger horchte auf, als der Lindorfer begann:

„Wir waren gute Spielkameraden, Kantors Marte und ich. Hier dieses Plätzchen war uns der liebste Ort. Der alte Efeu hat unserm Jubel gelauscht und glückstrahlende Kinderaugen gesehn. Der weiß alles.

Einmal — es war wohl um diese Zeit — rupften wir Efeublätter und wanden Kränze daraus. Damit geschmückt, nahm jedes eine rote Tulpe in die Hand. So gingen wir Arm in Arm hinunter über den Steg, würdevoll und mit Andacht der Laube zu. Wie wir hineintreten, sitzt der Vater drin. Der lächelt und schüttelt den Kopf. Wir liefen beschämt davon.

Ein andermal war's an einem Spätherbstnachmittag unter der Linde. Golden rauschte das Laub nieder. Wir Jungen spielten Verstecken. Das war ein Jauchzen und Jubeln über der halb zerbröckelten Mauer und den eingefallenen Gräbern. Auf der breiten Steintreppe saßen die Mädchen und fügten Lindenblätter zu langen Guirlanden zusammen.

Plötzlich stockte das Spiel. Alle stürzten auf die Mauer. Im Kreise der Mädchen stand Kantors Marte steif und still. Von ihrem Haupte hingen zwei Goldbänder schleppend herab. Hals und Brust und Saum des Kleides bedeckte derselbe Zierrat.

„Eine Braut, eine Braut“, riefen alle erstaunt.

„Da feiern wir Hochzeit,“ meinte ein Junge.

„Und wer ist Bräutigam?“ warf ich dazwischen.

„Tiehöfers Frieder“, kam's wie aus einem Munde. Denn er war der Größte.

„Dann bist du der Pastor, du mußt uns zusammentun“, erwiderte der und stieß mir mit dem Finger auf die Brust.

„Meinetwegen,“ gab ich zurück. „Und wo?“

Drauf der Frieder: „In der Kirche! Du holst uns den Schlüssel.“

Ein Jubelruf klang aus aller Munde. Es war ein Durcheinander wie im Bienenschwarm.

„Hochzeit, Hochzeit!“ riefen alle außer sich und tanzten um Marte herum.

Ich besann mich einen Augenblick, dann sprang ich davon.

Vor der Turmpforte unter dem Holunderbaum stellte sich der Hochzeitszug auf. Ich setzte mich im Pfarrstande in Positur. Voller Unruhe wartete ich eine Weile. Da knarrte die Tür. Durch das Gestühle kam's getrippelt und getrappelt. Lauter nickende, bekränzte Kinderköpfe. Hier und da unterdrücktes Kichern. Jetzt bog es um den Altar. Frieder führte Marte an der Hand. Nun standen sie geordnet wie die Alten.

Geräuschvoll trat ich aus dem Gittertürlein, schritt hüstelnd mit wichtiger Miene zum Altar, ein Buch in der Hand. Das hielt ich dicht vor mein Gesicht und fing an, auf irgend einer Seite den Text gedankenlos herunter zu lesen. Auf einmal hallte eine Donnerstimme durch den Raum. Aller Augen flogen nach der Pforte.

Der Herr Kantor. — Wie festgebannt standen alle. Nur Marte verließ ihren Standort. Hilfesuchend duckte sie sich an meiner Seite auf die Stufen des Altars.

Den Brautschmuck mit hastiger Hand aus den Haaren lösend, barg sie ihr Haupt in den dichten Falten des Altartuches.

Näher und näher rückte der gestrenge Mann erstaunten Blickes. Das Buch war meinen Händen entglitten. „Was treibt ihr hier? — Ihr miserablen Kinder! — Seit wann ist das Gotteshaus euer Spielplatz? Wer ließ euch ein?“

Keine Antwort. Doch blickten alle auf mich. Das war deutlich genug geredet.

„Du also — das wirst du deinem Vater melden!“

Bei diesen Worten war er in den Kreis der Kinder getreten. Jetzt erst nahm er Marte wahr.

„Du auch — warte nur!“ — Er zog das Kind hervor. Das hatte sich ganz in die Lindenguirlanden verwickelt. Zitternd und weinend wollte es alles abstreifen, aber es gelang nicht.

Die Ärmste tat mir so leid. „Herr Kantor,“ stammelte ich, „die Marte hat keine Schuld, ich — ich —“

Mir schien, als zöge ein heimlich Lächeln über die Züge des ernsten Mannes, der die Gruppe einen Augenblick mit stummen Blicken musterte.

In merklich milderem Tone fuhr er fort: „Jetzt hinaus mit euch! Das Andere findet sich.“

Und es fand sich. Für mich noch denselben Abend.

Die Nacht darauf träumte mir, ich stände auf der Kanzel. Zur Seite im vergitterten Stande saß die Frau Pfarrer. Die hatte das Gesicht von Kantors Marte. Über bekannte Köpfe hinweg sah ich drüben auf der Orgel dem Kantor ins Gesicht. Der nickte. Aus der Knabenschar zu seiner Seite bemerkte ich Frieder, der mich auslachte.

Seit jenem Traume zog es mich inniger zu Marte, ich gewann sie lieb wie eine Schwester.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Aus dem Nachlaß Daniel Sauls. Frau Elly Saul, die Witwe des im vorigen Jahre dahingeschiedenen Dr. Daniel Saul, des Mitbegründers und Redakteurs des „Hessenland", hat uns aus dem Nachlaß ihres Gatten gütigst zwei bisher ungedruckte Gedichte übersandt, die am Eingang der heutigen Nummer zum Abdruck gelangt sind. Das eine von ihnen ist älteren Datums, das andere rührt aus der letzten Leidenszeit des Dichters her.

Vermählung. Am 26. Mai fand die Trauung Seiner Hoheit des Prinzen Chlodwig von Hessen-Philippsthal-Barchfeld mit Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Karoline zu Solms-Hohensolms-Lich im Schlosse zu Lich statt.

Jubiläen. Am 26. Mai konnten folgende frühere kurhessische Offiziere den Gedenktag ihres vor 50 Jahren erfolgten Eintritts in die Armee begehen: Generalleutnant Harnickell, Oberst v. Bardeleben (Kassel), Oberstleutnant v. Trott (Oberurff), Major v. Lengerke (Marburg), Major von Löwenstein zu Löwenstein (Kassel), Major v. d. Malsburg (Eichenberg), Major v. Stockhausen (Eisenach).

Ernennung. Der ordentliche öffentliche Professor der kosmischen Physik an der Universität Innsbruck, Dr. Wilhelm Trabert, Sohn unseres langjährigen hochgeschätzten Mitarbeiters Adam Trabert, ist von dem österreichischen Minister für Kultus und Unterricht zum Korrespondenten der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik ernannt worden.

Geschichtsverein. Am 13. Mai hielt der Geschichtsverein zu Hanau seine Jahresversammlung ab, in welcher der bisherige Gesamtvorstand durch Zuruf wiedergewählt wurde. Nach den geschäftlichen Erörterungen hielt Herr Gymnasialdirektor Dr. Braun einen durch Lichtbilder unterstützten Vortrag über „Troja" und Herr Oberlehrer Dr. Küster erstattete einen Bericht über die prähistorischen Funde im Kreise Hanau, die teils der neolithischen, teils der Hallstatt- und La-Tène-Periode angehören.

Vortrag. Dem „Göttinger Boten", deutsche Wochenschrift für Stadt und Land, herausgegeben von Hermann Ruprecht, entnehmen wir, daß unser Landsmann Herr Professor Dr. Edward Schröder am 13. Mai in Göttingen einen Vortrag über dortige Familiennamen gehalten hat. Vorwiegend sind diejenigen, die eine sichere Deutung zulassen, von in der Nähe befindlichen Ortschaften, von Völkernamen, von der Lage der Gehöfte, von Handwerks- und Gewerbe-Bezeichnungen, von Befehlsformen abgeleitet worden. Etwa 25—30 Prozent der Namen im Göttinger Adreßbuch sind jedoch nicht mit Sicherheit zu deuten. — Ähnliche Namens-Untersuchungen haben u. a. Hoffmann von Fallersleben und neuerdings Dr. L. Armbrust angestellt. (Vgl. Hessenland: „Melsunger Familiennamen bis 1626" Jahrg. 1900, Nr. 20—24, Jahrg. 1901, Nr. 1 u. 2, und „Hessische Studentennamen vor 1600", lfd. Jahrg. Nr. 7 u. 8.)

Hessischer Städtetag. Am 27. Mai wurde in Rinteln der 15. hessische Städtetag von Herrn Oberbürgermeister Müller aus Kassel eröffnet. Als Vertreter der Staatsregierung waren Seine Exzellenz der Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau Herr von Windheim, Herr Regierungspräsident von Trott zu Solz und Herr Regierungsrat Hoche zugegen. Die geschäftlichen Mitteilungen, wonach 53 hessische und 2 waldeckische Städte dem Verband angehören, gab Herr Stadtrat Bödicker-Kassel. Den Kassenbericht erstattete Herr Bürgermeister Schöffer-Gelnhausen. Im Laufe der Verhandlungen wurden von der Versammlung zwei Resolutionen angenommen. Die erste von Herrn Oberbürgermeister Müller vorgeschlagene betraf die Einrichtung von Ausbildungskursen für Polizei-Exekutivbeamten-Anwärter, die andere die Heranziehung der Beamten, Geistlichen und Lehrer zur Gemeindeeinkommensteuer. Ferner sei noch erwähnt, daß Herr Geheimer Regierungsrat Dr. Knorz-Kassel die Existenzfähigkeit der neugegründeten Ruhegehaltskasse und der Witwen- und Waisenkasse für die Kommunalbeamten des Regierungsbezirks Kassel nachwies. Als Ort für die nächste Jahresversammlung wurde Karlshafen gewählt. Nachdem die Tagesordnung erledigt war, besichtigte die Versammlung unter Führung des Herrn Oberstleutnants a. D. Bürgermeister Gaertner die Sehenswürdigkeiten Rintelns. Darauf begann im großen Rathaussaale das Festessen. Am folgenden Tage hielt Herr Metropolitan Braunhof-Rinteln einen Vortrag über die Rintelner Hexenprozesse, worauf die Verhandlungen ihr Ende erreichten.

Gedenktafel. Der Reichenbacher Schloßturm hat nunmehr eine aus schwarz poliertem Granit von den Herren Bildhauern Lohmann und Wolf in Kassel hergestellte Gedenktafel erhalten, die einen von zwei romanischen Säulen getragenen Rundbogen zeigt, in dessen Füllung die Wappen der einstigen Burgherren, der Grafen von Reichenbach (Adler

mit Ziegenkopf), der Deutschritter (schwarzes Kreuz) und der Landgrafen von Hessen (der hessische Löwe) dargestellt sind. Zwischen den Säulen kündet eine Inschrift die Hauptereignisse aus der Geschichte des Schlosses. Die an einigen Stellen der Inschrift angewandte altertümelnde Fassung hätte wohl vermieden werden können.

Beethoven-Briefe. In der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt sind von Herrn Hofbibliothekar Dr. Schmidt drei Briefe Ludwig van Beethovens aufgefunden worden, die wahrscheinlich aus dem Besitz Ludwigs I. stammen. Sie beziehen sich auf die „Missa Solemnis", auf welche der Großherzog subskribiert hatte und enthalten einige interessante Einzelheiten. So läßt er sich am 2. August 1823 an den großherzoglichen Privatsekretär Schleiermacher u. a. über den damaligen Darmstädter Hofkapellmeister André dahin aus, André habe sich so gegen ihn benommen, daß er (Beethoven) verweigert habe, jenen zu empfangen. „Ich hätte dies nicht getan," schreibt Beethoven, „wenn ich damals gewußt hätte, daß er in Seiner königlichen Hoheit Diensten stand."

Olbrich-Pavillon. Auf der Weltausstellung in St. Louis hat der vom Professor Olbrich in Darmstadt entworfene Pavillon großes Aufsehen erregt. Er wird vielfach „das Juwel der ganzen Ausstellung" genannt. Über ihn schreibt der amtliche deutsche Ausstellungs-Katalog: Die zu beiden Seiten liegenden Flügel enthalten die Räume von Baden, Württemberg und Elsaß-Lothringen. Diesen schließt sich im Mittelbau des Pavillons ein Komplex von sechs zusammenhängenden Räumen an. Diese durchweg von hessischen Firmen nach Entwürfen von Prof. J. M. Olbrich ausgeführten Interieurs (ein großes Wohnzimmer, ein Teesalon, ein Bibliotheksaal, ein Speisezimmer, ein Musik- und ein Rauchzimmer) bilden in ihrer Gesamtheit die hessische Abteilung. An der Ausschmückung derselben sind neben anderen Künstlern auch die übrigen Mitglieder der Künstlerkolonie: Prof. Habich, Cissarz, Haustein und Dr. Greiner beteiligt.

Todesfall. Der in Darmstadt am 23. Mai verstorbene Journalist Rudolf Ramspeck gehörte seit 1868 bis vor wenigen Jahren der Redaktion des „Neuen Hessischen Volksblätter" an. Mit besonderem Geschick wirkte er für die Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller und war auch bei der Gründung des Darmstädter Journalisten- und Schriftsteller-Vereins in hervorragender Weise beteiligt.

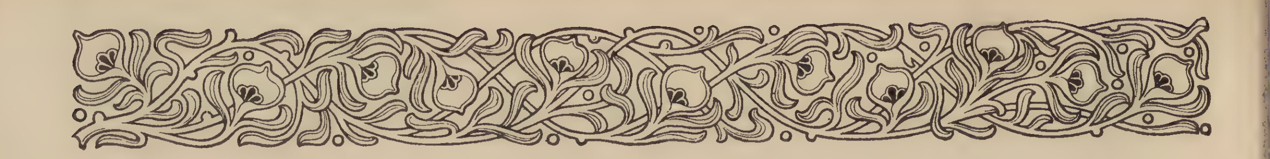
Hessische Bücherschau.

I. Roeschen, Prof. Dr. A. — Vogelsberg und Wetterau nebst den schönsten Teilen der Rhön. Unter Mitwirkung des Vogelsberger Höhenklubs bearbeitet. Mit über 100 Illustrationen, 4 Plänen und 3 Karten. Gießen (Verlag von Emil Roth) 1904. Preis M. 2.—

Dieses in dem rühmlichst bekannten Hassiaca-Verlag von Emil Roth in Gießen soeben erschienene Buch kommt gerade recht zur beginnenden Reisezeit. Die Stadtpläne von Gießen, Schotten, Gelnhausen und Fulda sowie die Karten, namentlich die mit den Farbenzeichen des Vogelsberger Höhenklubs von 1904, sind gut und die Landschafts-, Trachten- und Städtebilder, selbst in kleinsten Größen, deutlich erkennbar, so daß viele Worte zur Beschreibung von sehenswerten Bauwerken usw. erspart werden können. Am eingehendsten ist natürlich das Gebiet des Vogelsberges behandelt auf 169 Seiten, denen sich „Wanderungen durch die Wetterau" auf 43 Seiten anschließen, während für die Rhön nur 27 Seiten übrig bleiben. Aber auch das knappe Bild der Rhön wird gerade vielen Reisenden durch energisches Hervorheben eben des Wichtigsten willkommen sein. Man kann Roeschens neuem Führer durch das östliche Mittelgebiet der hessischen Lande, auf den ich noch eingehender zurückzukommen hoffe, nur angelegentlichst empfehlen, zumal ein gutes Orts- und Sachregister das Auffinden auch des weiter Abliegenden sehr erleichtert.

II. Statuta majoris ecclesiae Fuldensis. Ungedruckte Quellen zur kirchlichen Rechts- und Verfassungsgeschichte der Benediktinerabtei Fulda. Herausgegeben und erläutert von Dr. G(regor) Richter. Fulda (Druck der Fuldaer Aktiendruckerei) 1904. [A. u. d. T.:] Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Abtei und der Diözese Fulda. Im Auftrage des Historischen Vereins der Diözese Fulda herausgegeben von Gregor Richter. I. 8°. XLVIII, 118 S. Preis M. 3.—

Kurz nach Pfingsten erst hat diese wichtige Quellen-Publikation zur Fuldischen Geschichte die Presse verlassen, so daß ein ausführlicheres Eingehen auf den überreichen Stoff, nach seiner kritischen Verwertung durch Herrn Professor D. Dr. Richter vom Fuldaer Priesterseminar und auf die gründlichst eindringende Erklärung der oft schwierigen und unklaren Verhältnisse einem späteren Aufsatze vorbehalten bleibt. Für diesmal nur soviel, daß auf viele Zustände des ehemaligen Fürstbistums ganz neues Licht geworfen wird und gar manche Unsicherheit in unseren Kenntnissen dadurch beseitigt erscheint. Deshalb können wir diesen vielverheißenden Anfang der „Quellen und Abhandlungen des Historischen Vereins der Diözese Fulda" (nicht zu verwechseln mit dem Fuldaer Geschichtsverein!)



Landgraf Hermann zu Hessen, erwählter Bischof zu Hildesheim,

und die Hildesheimer Bischofsfehde 1471—1472.

Von Otto Gerland.

Quellen:

Haenselmann: Henning Brandis Diarium und Hildesheimsche Geschichten aus den Jahren 1471—1526. (Hildesheim 1896.)

Doebner: Urkundenbuch der Stadt Hildesheim. Teil 7. (Hildesheim 1899.)

Bertram: Geschichte des Bistums Hildesheim. Bd. I. (Hildesheim 1899.)

Lüntzel: Geschichte der Diözese und Stadt Hildesheim. 2. Teil. (Hildesheim 1858.)

Rommel: Geschichte von Hessen. Bd. 1 (Kassel 1823), Bd. 3 (das. 1827).

Im nachfolgenden gestatte ich mir, den Lesern dieser Blätter die Darstellung eines Ereignisses darzulegen, das die Geschichte von Hessen und Hildesheim auf einige Zeit vereinigte, wenn es auch für Hessen keine dauernden Ergebnisse zur Folge hatte. Soweit die Erzählung auch über eigentlich hessische Angelegenheiten hinaus geht, geben uns doch die genauen Erzählungen der Augenzeugen, die wir darüber besitzen, ein so genaues Bild damaliger Zustände, daß ihre Wiedergabe wohl allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen darf.

Landgraf Ludwig I. der Friedsame (1413—1458) hatte als dritten Sohn Hermann, geboren 1442, hinterlassen, der „der einzige Erbe aller Tugenden" seines vortrefflichen Vaters war. Früh zum geistlichen Stande bestimmt, wurde er in den Stiftskapiteln zu Fritzlar, Mainz, Worms und Köln erzogen und bekleidete 1471 bereits die Würden eines Domherrn zu Köln und eines Propstes zu Aachen. Nach dem am 6. November 1471 erfolgten Tode seines Bruders Ludwig II. hatte er auf allen Anteil an der Landgrafschaft verzichtet und sich nur die Einkünfte von Biedenkopf, Homberg, Melsungen, Zierenberg und Schartenberg auf Lebenszeit vorbehalten, aber zugleich versprochen, alle diese Städte und Schlösser bis auf eines zurückzugeben, sobald ihm ein Bistum zu Teil geworden sei; es lag deshalb im wesentlichen Interesse seines noch einzigen Bruders Heinrich III., der Oberhessen für sich und das Land diesseits des Spießes als Vormund der Söhne Ludwigs II. regierte, zu einem solchen Erwerb für Hermann mitzuwirken. Eine Gelegenheit dazu schien sich in Hildesheim zu bieten.

Dort war am 22. Juli 1471 Bischof Ernst I., ein geborener Graf von Schaumburg, gestorben, man wird sich daselbst für Hermann bemüht haben, und so wählten ihn denn in der gesetzlichen Frist von 27 Mitgliedern 18, die „meisten, würdigsten, weisesten und reichsten", darunter der Dompropst, zum Bischof, während 9 den Domdechanten Henning von Haus, wählten, ein Versuch, Henning zu bewegen, „abzustehen zu des Landgrafen Hand", mißlang. Hermann und seine Partei müssen die Sache für vollkommen sicher gehalten haben, deshalb schickten sie nur einen Boten mit dem Antrag auf die päpstliche Bestätigung der Wahl nach Rom, Henning aber begab sich persönlich dorthin, erklärte den Landgrafen für säumig und erlangte auch am 1. Februar 1472 die päpstliche Bestätigung, die auszulösen er allerdings bei einer Bank gegen Bürgschaft eine Summe aufnehmen mußte. Das Domkapitel zu Hildesheim, hinter dem die Stiftsritterschaft stand, hatte aber inzwischen, nämlich bereits am 21. Januar, Hermann die Schlösser Hundsrück und Dassel (im Solling) eingeräumt, wogegen dieser unter seinem Siegel die Erklärung abgegeben hatte, daß er gegenüber jedem, der ein besseres Recht als er selbst habe, zurücktreten wolle. Auch war Hermann am 27. Januar mit 300 Pferden in das Bistum gekommen, das Domkapitel, der Rat der Stadt Hildesheim und die Stiftsritterschaft waren ihm mit 89 Pferden bis hinter Salzditfurt entgegen geritten, hatten ihn im freien Felde begrüßt und durch die Stadt nach dem dicht unterhalb der Stadt an der Innerste gelegenen, oft zur bischöflichen Residenz benutzten festen Schlosse, dem Steuerwald, geleitet und ihm einen schönen Hengst mit Sattel und Zaum verehrt. Am 1. Februar, demselben Tage, an dem Henning die päpstliche Bestätigung erhielt, und Papst Sixtus IV. an den Rat ein Schreiben erließ, in dem er ihm von der Bestätigung Hennings Kenntnis gab

und ihn aufforderte, diesem als Bischof zu huldigen, ritt Hermann zur Abhaltung eines Landtages auf den Berg zu Hoheneggelsen (östlich von Hildesheim), wo ihm die dort versammelten Stiftsritter und Vertreter der kleinen Städte des Stifts zusagten, falls er sie bei ihren löblichen Gewohnheiten belassen wolle, dann wollten sie für ihn Leib und Gut einsetzen. Der Rat von Hildesheim war auch zu dieser Versammlung eingeladen, scheint aber nicht daran Teil genommen zu haben, weshalb ihn der Landgraf bitten ließ, falls jemand von Rom oder sonst woher das Stift in Besitz nehmen wolle, möchte der Rat dem nicht beistehen.

Während der Fasten wurde dann nochmals ein Versuch zu gütlicher Beilegung des Streites gemacht. In Wulhusen (?) wurde ein Tag abgehalten, an dem die Stiftsritterschaft, der Rat von Hildesheim auch Teil nahmen. Auch Hermann ritt dahin und von da, nachdem die Verhandlungen erfolglos geblieben waren, „ins Land zu Hessen" zurück, ein neuer Beleg für die Annahme, daß er die Angelegenheit mehr kühl behandelt habe und namentlich alle Gewalttätigkeiten verabscheute. Sein Gegner handelte eifriger.

Um die weiteren Ereignisse besser verstehen zu können, muß man sich folgendes klar machen, was deshalb hier vorausgeschickt werden mag.

Die jetzige Stadt (Gesamtstadt) Hildesheim bestand damals aus vier mehr oder weniger selbständig einander gegenüberstehenden Bestandteilen, der Domfreiheit, d. h. der alten Bischofsburg und deren nächster Umgebung als dem Mittelpunkt des bischöflichen, landesherrlichen Regiments, der hier nicht weiter in Betracht kommenden Kreuzfreiheit, einem analog der Domfreiheit entwickelten Gebiete um das Kreuzstift herum, sich unmittelbar östlich an die Domfreiheit anschließend, der eigentlichen Stadt (Altstadt) Hildesheim, die sich aus dem ursprünglichen Dorfe Hildesheim westlich, nördlich und östlich längs der genannten beiden Freiheiten entwickelt und gegenüber dem bischöflichen Landesherrn große Selbständigkeit erlangt hatte, zum Hansabund gehörte und mit auswärtigen Fürsten und Städten Verträge und Bündnisse abschloß, sowie endlich aus der südöstlich über der Altstadt angelegten, dem Dompropst lehnbaren Neustadt, die keine erhebliche städtische Selbständigkeit genoß. Es leuchtet ein, daß solche verwickelte Verhältnisse nur zu mancherlei Schwierigkeiten Veranlassung bieten konnten, während es andererseits auf der Hand liegt, daß bei den Nachteilen, die eine Fehde in damaliger Zeit, wie wir bald sehen werden, für die Stadt und deren Verkehr haben mußte, die Verwaltung der Altstadt Hildesheim sich alle Mühe gab, mit Unterstützung von Verbündeten die im Anzuge begriffene Fehde im Keime zu ersticken oder doch möglichst zu beschränken. Ein wesentliches Mittel hierzu hatte sie dadurch in der Hand, daß fast jeder, der in die Bischofsburg wollte, hierzu des freien städtischen Geleites bedurfte; doch war Henning in dieser Richtung gegen Hermann im Vorteile, weil er in der Altstadt ein Haus besaß, dadurch deren Bürger war und deshalb den Schutz eines solchen genoß.

Nehmen wir nunmehr den Faden der Erzählung wieder auf.

Am 12. April, dem Sonntage nach Ostern — man hatte die Fasten- und österliche Zeit erst vorüber gehen lassen — begehrte Henning vom Rat der Stadt freies Geleit; der Bürgermeister ritt ihm mit 30 Pferden „aufs Bruch" entgegen, da aber die „Hessen", d. h. Hermanns Anhänger, auf dem Bruche die Brücken abgebrochen hatten, so mußte man eine Meile weit umreiten. Henning kam in Begleitung des Bischofs Bartold von Verden, aus der Familie von Landsberg, der für ihn lebhaft Partei ergriffen hatte, und mit 300 Pferden. Der Rat empfing die Herren, und man zog abends um 7 Uhr „fürstlich" in Hildesheim ein. Am andern Tage ritten der Bischof Bartold nnd Henning in langen schwarzen, mit Marderfell gefütterten Sammetröcken, also in weltlicher, nicht in geistlicher Kleidung, aufs Rathaus unter Vorantritt einiger vom Adel und derjenigen neun Domherren, welche Henning zum Bischof gekoren hatten. Auf dem Rathause begehrte Henning vom Rat, daß dieser anderentags mit ihm vor das Domkapitel gehe, um den dortigen Verhandlungen beizuwohnen, erinnerte auch daran, daß der Dompropst im Namen des Kapitels früher dem Rat gesagt habe, wer da käme und brächte die päpstliche Bestätigung, den wollten sie für ihren Herrn halten. Als dann Henning vom Rathause wegritt, begab er sich absichtlich nicht in seinen eigenen Hof in der Stadt, sondern in den Bischofshof auf der Domfreiheit, den bisher Landgraf Hermann inne gehabt hatte, und nahm den Hof in Besitz, obwohl der Rat dem Landgrafen zugesagt hatte, innerhalb Hildesheim solle in der Angelegenheit keine Gewalt geschehen, der Landgraf aber dafür einstehen, daß außen im Lande keine Gewalt geschehe. Mit dieser Besitzergreifung hatte Henning zuerst den Weg der Gewalt beschritten, und damit war die sogenannte Hildesheimer Bischofsfehde, nicht zu verwechseln mit der berühmten Stiftsfehde von 1519, eröffnet.

Tags darauf begab sich dann Henning zum Domkapitel, konnte dort aber nicht die Urschrift

der päpstlichen Bestätigungsurkunde, die sich angeblich in Lübeck befand, sondern nur eine Abschrift davon vorlegen, worauf ihm das Domkapitel erklärte, man werde sich über die Frage seiner Anerkennung schlüssig machen, sobald er die Urschrift vorgewiesen haben werde. Da Henning so beim Domkapitel keinen Erfolg hatte, so begab er sich mit seinen Anhängern in den Dom, um sich krönen zu lassen, wurde auch von seinen Leuten altem Herkommen gemäß auf den Hochaltar gesetzt, aber die vorgeschriebenen Feierlichkeiten wurden nicht gewahrt. Er traute auch selbst seinem Recht noch nicht ganz, denn er begab sich nach dieser Scheinkrönung nicht in den Bischofshof, sondern unter Vorantritt von einem Trompeter und zehn Adligen in seinen eigenen Hof innerhalb der Altstadt, blieb aber auf dem Wege mehrfach stehen und rief die Bürger an: „Liebe Bürger, verteidiget mich in meinen Rechten, ich will euch lassen bei euren löblichen Gewohnheiten, für euch Leben und Gut einsetzen und gegen euch verfahren als ein guter Herr." Diesem wenig fürstlichen Auftreten gegenüber ließ das Kapitel an allen Kirchen anschlagen, daß alles dies nicht in Ermächtigung des Kapitels geschehen sei. Auch wurden die Chorschüler, die bei der Feier im Dome mitgewirkt hatten, wenige Tage darauf aus ihrer Stellung entlassen.

Der Landgraf hatte, wie wir sahen, dem Rate eine Botschaft zugehen lassen, worauf ihm der Rat am 13. April folgendes erwiderte:

„An Hermann, von Gottes Gnaden Landgraf zu Hessen, Graf zu Ziegenhain u. s. w., postulierten Bischof von Hildesheim. — Unsern frundlichen, willigen, bereiten Dienst zuvor. Hochgeborner Fürst, gnädiger lieber Herr von Hessen. Was Eure Gnaden uns geschrieben haben wegen des Streites zwischen Euer Herrlichkeit und Herrn Henning von Haus, Gnädiger lieber Herr, dieser Streit ist uns gänzlich und gründlich leid, was uns Euere Gnaden wohl glauben mögen. Könnten wir etwas gutes dazu tun, daß er beigelegt werden möchte, so sollte es nicht an unserer Arbeit dazu ermangeln. Da nun letzthin Eure fürstliche Gnaden uns ihre Ritter geschickt haben, die neben anderem erklärten, Euer Gnaden wollten in der Sache nicht anders handeln und tun, als Sie mit Recht tun möchten, so sind wir Euer Gnaden dafür sehr dankbar und behalten uns auch das Versprechen Euer Gnaden im Gedächtnis, daß Eure Herrlichkeit unsere Stadt so lange meiden wollen, bis die Sache rechtlich ausgetragen worden sei, wobei Sie von uns begehrten, daß wir dem oben genannten Herrn Henning auch nicht vergönnen oder verstatten wollten, in unsere Stadt zu kommen. Darauf haben wir erwidert, daß wir eine freie Stadt sind, in der wir jedermann vergönnen und verstatten aus und ein zu reiten und den Aufenthalt darin niemanden verbieten, insbesondere aber hätte derselbe Herr Henning Haus und Hof in unserer Stadt und sei auch ein Mitglied der Kirche zu Hildesheim, deshalb sei es uns unmöglich, ihm unsere Stadt zu verbieten. Wenn nun Eure Gnaden dann weiter berühren, daß der genannte Dechant mancherlei mit uns verhandeln wollte und unter unserm Geleite in unsere Stadt zu bringen u. s. w., so bitten wir Euer Gnaden zu bedenken, daß der eben genannte Herr Henning an uns geschrieben und uns gebeten habe, er wolle zu uns reiten, er hätte etwas mit uns zu reden, was er nicht durch einen Boten übermitteln könnte. Dem haben wir willfahrt, weil wir es ungern verweigern, mit jemandem eine Verhandlung zu führen, weil wir das immer tun können. Worin wir Euer Gnaden zu Willen oder zu Diensten sein könnten, das täten wir gern. Geschrieben unter unser Stadt Sekretsiegel am Sonntage nach Misericordias domini im Jahre ꝛc. LXXII.

Der Rat zu Hildesheim."

An Hermanns Bruder, den Landgrafen Heinrich, erließ der Rat ein gleichlautendes Schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Morgen-Andacht.

In hehren Weltendomes Hallen,
Wo alles Heil'ge sich erschließt,
Wo himmlische Gebilde wallen
Und Friede sich ins Herz ergießt,

Wo Berge gleich Altären stehen
Und Gottes Odem schwebt dahin,
Wo mächtig über Häuptern thronet
Der blaue Himmelsbaldachin,

Da pilg're ich am Sonntag-Morgen,
Wenn fern im Ost die Sonne steht,
Und sende andachtsvollen Herzens
Zu Gott ein innig Dankgebet.

Frankfurt a. M. **George Münz.**

Chronik der Familie Gunkel zu Kassel.

Herausgegeben von Dr. Philipp Losch.

(Fortsetzung.)

A. 1758 d. 21. Mardy haben die franzosen die Stat u. landt zum Ersten mahl wieder verlaßen, haben sich aber in selbigen Jahr so gleich wieder zusamen gezogen Bey gießen, alwo der princ Yßenburg mit 5 tausent man ihnen entgegen gestanten, er hat sich zwar lang genug mit ihnen herum geschlagen, Jedennoch der über macht weichen müssen, u. hat von Marburg bis hir an den Sangershäußer Berg Reteriert, al wo er d. [23. Juli] eine padalie gelieffert, es sind von fransöscher seyde viel Volck geblieben u. noch viel mehr plasierte, überhaupt Dote u. plasierte 4521 Man fransosen, darauff haben sie wieder alles eingenommen so wohl unsere landt als auch das hanöversche.

A. 1758 d. 6. Maij ist unsere landgraff als Wilhelm der 8te zum Ersten mahl wieder von Hamburg hir her kommen, es ist ein prächtiger ein Zug geweßen als folget Erstlich d. 4. dito kam Ihre Hoheit[69]) welche mit den Hanoverschen Jägern zwischen lutterberg u. landwernhagen entfangen und bekleidet bis in den schloß, bey sangershaußen haben die hiesigen schützen Ihre Hoh. entfangen aber ohne etwas zu rüeren, darauff d. 6. dito Ihre Durchl. unsern landgraff u. zwar auff solche art

1) Der hiesige post halder Engelhardt mit 30 Blasenden postillionen.
2) Die Sämptlichen greben u. dorff Schultzen aus den 3 Cassell ämpter unter anführung ihrer landt Bereiter u. Begleidung Ihrer gerichts Beampten.
3) Das ansehnliche förster Corp: mit einer gantz Neuen Stantar u. paucken in Voller Jäger Musick. Die förster mit silbern dreßen die gleidung Besetzt, was aber oberförster u. oberforst Mstr. waren mit gold, welches über aus schön war.
4) Drey herschafftliche paschen.
5) Vier Reidt Knechte.
6) Ein Stal Mstr. u. 2 Bereiter.
7) Ihro hochfürstl. Durchl. in einem offnen wagen, Begleidet von H. geheimpten Rath Hardenberg wie auch dem H. ober Jäger Mstr. von Einsidel benebst dem H. geheimpten Raths presitenten von Witorff.
8) Das hiesige hanöversche Jäger Corp.
9) 2 Companie Kauffgilde mit 2 Stantaren wie auch paucken u. trompeten, alle mit Blauen Röcken, Carmisinen Weßten, die Kleider der officier waren mit goldt Besatzt wie auch die Hüte benebst schaberacken.
10) Die hiesigen schützen u. das zwar zu pferde mit 2 fahnen, ein par paucken, 4 trompeten, 8 Hobiesten, alle Blau gekleidet einer wie der ander u. Hüte mit silbern treßen, die schützen alle Blau gekleidet[70]), rote schaberacken mit gold Besetzt. Ihre anführer war der Burg Mstr. Okerman[71]) von Wanfriedt u. alle sampt so wohl förster, Jäger, Kauffleüte u. schützen mit Blosen tegen, zu sangershaußen waren etliche Ehrenporten Erbauet, wo Bey die Mätgen mit Blosen zurechtgemachten Köpffen Befinden, welches dem landgraff über aus wohl gefallen. Zwischen Bettenhaußen u. sangershaußen waren auch einge Ehrenporden erbauet von den Bettenhaüßer Bauren, worbey sich ebenfalls Music hören liß, hir in Cassell sindt 30 stück Canonen zu 3 Mahlen abgefeuret worden wie auch alle glocken wurden geleut so wohl auff den törffern als in der Stat. Zu Cassell paradierte das padalion landgranadier mit 2 fahnen. Ihre führer war der general Plum.[72]) Zwischen den Rewelin[73]) u. dem ersten Stat thore hatten sich Versamlet der hiesige Magisterat mit den zugezogenen Stawines (!) benebst Stat Secretarius u. sämptlichen Rathen, welche Ihre Durchl.

[69]) Die Erbprinzessin Maria.

[70]) Die Uniformierung der Kasseler Schützen bestand seit 1752, bis dahin hatten nur die Offiziere Uniform getragen. Vergl. v. Kropff, Die Kasseler Schützen, „Hessenland", 1896, 188.

[71]) Uckermann.

[72]) Generalmajor Karl Jos. v. Blome, Kommandeur der Landmiliz, † 1762.

[73]) Am Neustädter Tore.

mit einer wohl abgefaßten Rede wohl entfangen, welches auch dem H. landgraff so wol gefallen, das er stil gehalten u. die tränen über die Wangen gefloßen sindt für Wehmuth u. Freuden.

A. 1760 d. 26. January ist das eis von der fulde weg gegangen, u. ist auch eine große waßerfluth geweßen, das man hat müßen mit schiffen fahren. d. 30. dito ist es ebenfals wieder groß worden, also das man hat auch müßen zum thor hinaus nach dem siechen hoff mit schiffen fahren.

A. 1760 d. 1. Febr. ist Ihro Durchl. unser aller gnedigster fürst u. Herr gestorben als Nehmlich Wilhelm der 8te dießes Nahmens und das zwar zu Rindeln u. darauff d. 6. auff einem Wagen hir nach Cassell gebracht worden, sie haben auch d. 28. dito den H. landgraff auff das paraden Bette gelegt, die traure ist eben so, als die mit dem Konig in schweden.[74])

A. 1761 d. 13. Febr. ist der graff von der Bückeburg[75]) vor Cassell kommen u. hat selbige belagert, d. 26. dito haben die Canonen angefangen u. hat getauret bis d. 28. Mardij da sie dann sindt wieder abgezogen u. haben die stat nicht ein Nehmen konnen, es ist aber von Beyden seyden viel Volck geblieben, es sind alle Baüme so wohl für den Dotenthor als Müllerthor u. annaberger abgehauen, wie auch alle gebäue in einer Nacht angesteckt worden.

A. 1761 d. 20. octobr. ist ein franzose auffs Marckt an den galgen[76]) gehenckt worden, des Morgens um 5 Uhr aber wieder abgenommen u. auf eine schleife gelegt u. durch den schinderssknecht hin ausgeschleift worden u. wieder auff den forst auffgehenckt worden.

A. 1761 d. 24. Novembr. ist ein schweitzer[77]) unter oficiere auff den forst gehenckt worden. Hernach aber am galgen alles ausgezogen worden u. hat also im Hempt so hangen müßen, wer ihn aber so ausgezogen ist nicht auskommen.

A. 1761 haben die Hamel felle das hundert 80 auch 90 bis 100 rth. gegulden, ich selbst habe 85 rth. bekommen.

A. 1762 d. 24. January ist ein frantzoscher Husar auff den forst an den galgen gehenckt worden, weilen er auff die straßen gegriffen, die paders haben ihn aus geführt, haben ihm hardt an gelegen die Religion zu schanschieren, er hat aber nicht gewolt, er ist ein lutteraner geweßen.[78])

A. 1762 d. 2. Febr. ist ein Kerl gantz Nackt ausgezogen worden u. so Nackt an den schinder Karen gebunden worden u. in der gantzen Stat herum durch 6 Haschier u. 2 schinders Knecht wie auch eine Soldaten wacht geführet worden u. an allen Eckgaßen mit ruten gestrichen worden u. zuletz dieße Buchstaben auff den rücken gebrent worden als G. U. R. u. hernach des landes verwießen, weilen er im Francösch Hoppital gestohlen, es sindt einige große mitbegriffen geweßen, es ist aber verdebbelt worden.

A. 1762 d. 17. Febr. ist eine große Waßerfluth hir geweßen, das es auch gestanten hat bis d. 22. dito also das man hat müßen mit schiffen fahren bis auff den siechen hoff.

A. 1762. Im Mardy bis April hat daß Korn das Virtel 23—24 rthl. bis 25 rthl. gekostet, in Monath Junij über 30 rthl., der Ct. Weißen Mehl ist verkaufft worden in Monath Juny um 7 große thaler, der Ct. Rücken Mehl um 5 große thaler, der große thaler hat im Wehrt gestanten $3^1/_2$ rthl.[79])

A. 1762 d. 21. May sindt 4 Soldaten vom Regiment belsase auff gehenckt worden bey Wehlheiten, weilen sie Desertiert vom Regiment sindt.

A. 1762 d. 24. May ist ein frantzöscher Soldat gehenckt worden, weilen er einen Bauren auff der straße erschoßen, welcher etwas leinen Zeug gehabt.

A. 1762 d. 17. Augusty ist die gestande große arme von frantzoscher seyde, welche im lager gestanden bey Grumbach alwo prince Soviese sein Haupt quartier hatte, schleynig auffgebrochen, u. Marchiert über

[74]) Vergl. Anm. 56. Die feierliche Beisetzung der fürstlichen Leiche geschah erst am 17. April.

[75]) Graf Wilhelm v. Schaumburg, der Befehlshaber des Belagerungskorps der Alliierten.

[76]) Dieser Galgen war am 6. März während der Belagerung zur Verwarnung für die widersetzlichen Bürger von den Franzosen errichtet worden.

[77]) Von einem der in französischen Diensten stehenden Schweizerregimenter.

[78]) Vielleicht wär es einer von den berüchtigten Fischerschen Husaren, deren Führer der Parteigänger Fischer, ein geborener Württemberger, selbst von Haus aus lutherischer Theologe war.

[79]) In der Graßmederschen Chronik wird es schon als eine „unerhörte Theuerung“ bezeichnet, als im Jahre 1761 das Viertel Korn 12 Taler kostete. Vergl. die billigen Preise von 1770.

Lichtenau, d. 18. ditó findt schon Braunschweigische Jager u. Husaren für dem thor herum geritten, darauff haben sie ein lager bezogen bei Ehringshaußen bis nach Nortshaußen u. ist alßo die stat wieder belagert worden, u. hat das Commanto gehabt über die Belagerung prince Friederich zu Braunschweyg, u. ist alßo die stat 11 wochen belagert worden, es ist eine große Hungers Noth so wohl über Brodt als auch über andere lebens Mittel erstanten[80]) das auch Nach 5 wöchiger Belagerung auff anhalten, des H. geheimten rath Weitz von princ findt pässe gegeben worden, u. sind alßo über 6000 personen aus Noth heraus gegangen, Bis entlich d. 1. Novembr. die stat mit Capilation über gegangen an die algierten. Sind auch d. 4. dito auch würcklich aus Marshiert u. das zwar mit fliegenter fahn u. klingenten Spiel auch benebst allen Regimens Canonen, noch 4 große, haben auch alle Marcatenter mit fort geführet, ohne das Jemandt etwas leids ist an gethan worden, worauff auch so gleich die stat von Hanoverschen u. Braunschweiger ist besetzt worden, bis nach eingen wochen unsere soldaten haben müßen die Stat wieder besetzen. Hirauff ist unsere landgraff Ihro Durchl. Friederich der 2te von rindlen den 2. January 1763 wieder in Cassell kommen, es ist auch gleich hirauff zwischen der Crone franckreich u. Engelandt friede gemacht worden, d. 9. Febr. ist auch würcklich durch das gantze Heßen Land gefeyret worden über den geschloßnen frieden.

Bey dießer Belagerung haben mir die Braunschweiger Dürcken Corps 65 stück Hämel weg genommen[81]) u. ich u. mein eltester Sohn u. mein Knecht sind hinter her gegangen bis Lutterberg, alwo princ Friederich das Hauptquartier hatte. Ich habe sie aber nicht wieder bekommen u. habe noch müßen 3 tage in arest sitzen zu landwernhagen. Die Hämel kosten mich nach schlechten gelde 624 rthl.

[80]) Teuerungspreise während der Belagerung von 1762 nach Graßmeder:
Ein Commißleib französ. Brod wog 3 Pfund u. wurde zu 1 Taler 16 Albus gekauft.
Ein Pfund Fleisch kostete 21 Albus 4 Heller.
Ein Pfund Baumöl zum Schmelzen 21 Albus 4 Heller.
Ein Maß ordin. Branntwein 2 Taler 21 Albus 4 Heller.
Ein Viertel Korn hat der Oberkammerrat Stirn für 107 Taler verkauft.
Die Bürger haben Brot aus Hafer, Malz, Eicheln Rosinen und Mandeln (die billiger waren wie Mehl) gegessen.
Eine Steige Eier kostete 3 Taler 10 Albus 8 Heller.
Ein Pfund Butter kostete 1 Taler.
Eine Gans kostete 3 Taler 10 Albus 8 Heller.

[81]) Das geschah am 23. August 1762, wo die Husaren der Alliierten den Kasseler Metzgern insgesamt nicht weniger als 1200 Hämmel von der Weide bei Bettenhausen wegnahmen, nachdem sie bereits einige Tage zuvor 100 Kühe weggeführt hatten. Dafür trieben auch die Franzosen ihrerseits aus den umliegenden Dörfern alles Vieh, dessen sie habhaft werden konnten, in die belagerte Stadt. So am 11. September aus Dörnhagen und Umgegend 100 Ochsen und Kühe, ebensoviel Schweine und 1200 Schafe. (Brunner a. a. O., 153, 159.) Trotzdem mußten die Belagerten später ihre Pferde schlachten, um Fleischnahrung zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Die Jubelmedaillen der Universität Rinteln vom Jahre 1721.

Von Theodor Meyer-Kassel.

In Nr. 6 des lfdn. Jahrgangs dieser Zeitschrift sind in dem interessanten Aufsatz „Qui nobis haec otia fecit“ die vier Stempel beschrieben worden, welche zur Herstellung obiger Medaillen vom damaligen Professor Schmincke in Rinteln entworfen wurden. Der in dem Artikel enthaltenen Anregung Folge gebend, habe ich mich mit diesen Medaillen eingehender beschäftigt und sie mit der Schminckeschen Aufstellung verglichen.

Zu Nr. I derselben sind im Museum zu Kassel zwei verschiedene Stücke enthalten, welche von Hoffmeister unter den Nummern 1740 und 1741 seines Münzwerkes, in dem er aber leider gerade diese Rintelner Münzen nicht erschöpfend genug behandelt hat, beschrieben sind. Diese zeigen zwei gänzlich verschiedene Porträtstempel, mithin bestehen die beiden Nummern in Wirklichkeit; der Reversstempel ist bei beiden ganz gleich. Nun ist mir aber bei dem Stück, welches der Beschreibung nach die Nummer 1740 ist, aufgefallen, daß dieses eine ganz andere Umschrift enthält, als sie Hoffmeister angibt, während das Bildnis des Landgrafen Karl bis in das Kleinste mit der Beschreibung übereinstimmt. Entweder hat sich nun Hoffmeister hier bei der Wiedergabe der Umschrift versehen, oder es müßte noch ein dritter Stempel vorhanden

sein, was ich aber bezweifle, da die Medaille im übrigen zu sehr mit der Beschreibung stimmt. Die Umschrift auf der Medaille, enthaltend Name und Titel des Landgrafen, ist gegen die Beschreibung Hoffmeisters eine viel gekürztere. Außerdem habe ich aber hier bei dem Bildnisse Karls noch eine Beobachtung gemacht, welche Hoffmeister auch entgangen sein muß. Sowohl das Bildnis wie auch die Umschrift, überhaupt der ganze Aversstempel, ist nämlich genau derselbe, welchen die sechs Jahre später geprägte Medaille auf das Universitätsjubiläum zu Marburg im Jahre 1727 trägt. Das Stück ist auch bestimmt Altschlag und nicht an die Möglichkeit zu denken, daß dasselbe erst später mit dem Bildstempel der Marburger und dem Rückstempel der Rintelner Medaille neu geschlagen worden wäre, wie solches mit andern Medaillen in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in hiesiger Münze für einen fürstlichen Sammler, den Prinzen Alexander von Hessen, geschehen ist, wobei man die Stempel gegenseitig bei verschiedenen Stücken verwechselt hat.

Ich habe für das Dasein dieser Medaille nur folgende Erklärung. Wie wir durch eine Bemerkung Duysings in den Marburger Nachrichten von 1764 wissen, war der Stempel (bei Hoffmeister Nr. 1741) gleich nach dem Ausprägen der ersten Stücke schadhaft geworden, worüber seitens der Universität große Klage bei Le Clerc, dem Stempelschneider dieser Medaille, geführt wurde. Hierdurch dürfte sich dieser veranlaßt gefühlt haben, einen neuen und zwar diesen zweifelhaften Stempel (Hoffmeister 1740) als Ersatz anzufertigen. Nun steht auch diesem wieder entgegen, daß Le Clerc für die Anfertigung dieses Stempels als solchen zu der Marburger Medaille Zahlung empfangen hat. Da von der Marburger Medaille nur dieser eine Porträtstempel bekannt ist und ein zweiter bisher nirgends auch nur angedeutet vorkommt, so kann es sich nur so erklären lassen, daß Le Clerc diesen Ersatzstempel zu der Marburger Medaille wieder benutzte und hier erst in Rechnung brachte. Landgraf Karl, der ja in diesem Punkte sehr nachgiebig und vornehm gegen seine Hofkünstler war, wird dieses nachträglich wohl genehmigt und Zahlung angewiesen haben. Le Clerc hatte 100 Taler für diesen Porträtstempel in Anschlag gebracht. Der unter Nr. 1741 bei Hoffmeister beschriebene Porträtstempel ist jedenfalls der zuerst von Le Clerc für diese Medaille angefertigte, später schadhaft gewordene Stempel. Das im Kasseler Museum befindliche Exemplar desselben ist ein prachtvoll erhaltenes Stück, ohne den Fehler unten an der Brust, mithin einer der ersten Abschläge. Hoffmeister sagt in seiner Beschreibung: „Vorwärtsschauendes Brustbild", — dieses ist jedoch sehr unklar. Ist dasselbe von der rechten oder linken Profilseite dargestellt? Solches bleibt immer zweifelhaft, Hoffmeister hatte diese Medaille nicht selbst gesehen, trotzdem sie zu dem alten Bestande des Museums gehört, auch später als er dieselbe zu Gesicht bekam (in der Priorschen, jetzigen „Sammlung Gläßner" im Besitz der Stadt Kassel), berichtigte er in dem von Herrn Professor v. Drach in Marburg verfaßten Katalog dieser Sammlung nicht die zweifelhafte Stellung des Brustbildes in seinen Anmerkungen zu diesem Katalog. Diese Medaille zeigt in Wirklichkeit das Brustbild Karls von der rechten Seite, während der oben beschriebene, auch zu der Marburger Medaille benutzte Stempel dasselbe von der linken Seite darstellt. Beide Stempel sind sehr selten, Nr. 1740 jedoch wohl noch mehr wie Nr. 1741, und kommen nur in wenigen Sammlungen vor.

Die Nr. II bei Schmincke entspricht fast in allem der Nr. 1742 bei Hoffmeister und ist hiervon nur ein Stempel bekannt. Derselbe zeigt das Bildnis des Prinzen von Nassau-Oranien, eines Enkels Landgraf Karls, als Rector Magnificus der Universität. Auch diese Medaille ist sehr selten, wahrscheinlich noch seltener wie die vorhergehenden. Alle diese Medaillen besitzt das Kasseler Museum, sowie Herr Bankier Fiorino in Kassel bis auf die Nr. 1740, während die Sammlung Gläßner nur die Nr. 1741 der Hoffmeisterschen Beschreibung enthält. Das bedeutende Münzkabinett des Prinzen Alexander von Hessen enthält gar keine derselben, was als Beweis für die große Seltenheit dienen mag.

Die Nr. III bei Schmincke, von Gold 3 Dukaten schwer, ist ein recht zweifelhaftes Stück. Ich habe dieselbe noch nirgends gesehen, auf Versteigerungen der letzten zwei Jahrzehnte ist sie auch nicht vorgekommen, so daß man annehmen darf, daß diese Medaille in Gold höchst wahrscheinlich nie ausgeprägt worden ist. Schwer zu vereinigen ist auch diese Medaille, wie der Herr Verfasser des erwähnten Aufsatzes ganz richtig bemerkt, mit der Nr. 1745 bei Hoffmeister, welche allein hierfür in Betracht kommen könnte. Es ist zwar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Schmincke seinen Entwurf geändert haben könnte und die von Hoffmeister unter Nr. 1745 beschriebene Medaille ein Silberabschlag dieses in Gold vorgesehenen Stückes wäre. Nach der Beschreibung, welche Wiegand in seinem Beitrag zur Schaumburger Münzgeschichte in dem „Rintelnschen Anzeiger" von 1766 gibt, weicht auch die Größe von dem Schminckeschen Entwurfe ab. Wiegand gibt die Größe dieses Silberabschlages als diejenige eines hessischen Achtalbusstücks an, diese beträgt nach Hoffmeisters Münzmesser 16, während die Größe der Medaille in Gold bei

Schmincke 30 sein soll, wie der Herr Verfasser im fraglichen Aufsatz anführt. Diese Größe entspricht einem Durchmesser von 47 mm, worin aber ein Goldstück, welches nur 3 Dukaten schwer sein soll, gar nicht ausgeführt werden kann. Die Größe 16 (= 25 mm Durchmesser) würde für ein 3 Dukaten schweres Goldstück die richtige sein. Ich glaube hiernach bestimmt annehmen zu dürfen, daß Schmincke seinen Entwurf später geändert und die Nr. 1745 bei Hoffmeister nur ein Silberabschlag von dem noch zu findenden Goldstück ist. Dafür spricht die große Seltenheit. Keine der vorher angeführten Sammlungen besitzt das Stück, und es ist auch sonst in der Münzliteratur nirgends weiter besprochen.

Wir kommen nunmehr zu der letzten Nummer, der Nr. IV der Schminckeschen Reihenfolge, beschrieben von Hoffmeister unter den Nr. 1743 und 1744. Hier decken sich sämtliche Um- und Inschriften mit dem Schminckeschen Entwurf. Es ist dieses diejenige Medaille, welche am häufigsten von allen Rintelnern vorkommt und in allen hessischen Medaillensammlungen wie den vorgenannten und auch oft auf Versteigerungen vertreten ist. Es scheint, daß diese für das große Publikum bestimmt war, während die vorhergehenden vielleicht nur fürstlichen und wenigen bevorzugten Persönlichkeiten zuteil wurden, wofür ihre große Seltenheit spricht. Die beiden Stempel der Nr. 1743 und 1744 sind einander ganz gleich, auch in der Größe, und diese Stücke unterscheiden sich nur im Gewicht. Die meisten wiegen 30 Gramm, andere haben eine viel dünnere Platte und wiegen gerade die Hälfte. Es würden mithin in Wirklichkeit vorhanden sein: zu Nr. I der Schminckeschen Aufstellung zwei verschiedene Stempel, zu Nr. II nur einer, zu Nr. III ebenfalls nur einer und zu Nr. IV einer, aber auf gleich großen Platten in zwei verschiedenen Stärken ausgeprägt.

An der Fulda.*)

Von Bergingenieur Rosenthal in Kassel.

Es ist früh am Tage. Noch ist die Sonne nicht herauf und wohlige Kühle erfüllt die Straßen, durch die wir raschen Schrittes dahineilen. Wie seltsam still die große Stadt daliegt. Unsere Schritte hallen ordentlich von den hohen Häuserwänden wieder, so ruhig und einsam ist es noch.

Bald liegt das Auetor hinter uns, wir durchschreiten den ausgedehnten Park und erreichen nun das Ufer des Flusses, über dessen Spiegel ein leichter Nebel dampft. Wolkenlos blaut der Himmel herab, und es bedarf des *genäßten aufgehobenen Fingers, um zu erfahren, von* woher der kaum bemerkbare Luftzug kommt. Wir konstatieren mit Vergnügen, daß dies Südwest ist. Weiter wandern wir den Leinpfad längs des Wassers hinauf und erreichen nunmehr die ersten Schilfeinfassungen. Hier beginnen unsere Jagdgründe. Wir machen Halt und froher Erwartungen voll beeilen wir uns, unser Angelzeug herzurichten. Rasch ist die leichte Gerte aus gespließtem Bambus zusammengesteckt, die Rolle befestigt, die Schnur durch die Ringe gezogen und das um den Hut geschlungen gewesene Vorfach mit dem künstlichen „Palmer" an dem am Ende der Schnur angebrachten Karabinerhaken befestigt.

Nun stehen wir dicht am Schilf, welches einen breiten Schattenstreifen auf das völlig dunkel erscheinende Wasser wirft. Das ist günstig, denn wenn der Gutfaden im Sonnenschein glänzt, verscheucht er leicht die Fische. Durch die erste beste Lücke im Schilf stecken wir die den trockenen Stengeln fast gleichsehende Angelgerte, verkürzen mittelst der Rolle das Vorfach auf etwa anderthalb Meter und tippen drei-, viermal auf die unbewegliche Wasserfläche, ganz so als ob ein Insekt darüber hinspielen würde. Es bilden sich konzentrische Wasserringe und Kreise und — richtig, da schießt auch schon ein Fischlein her, die willkommene Morgenbeute zu erhaschen. Ein zweites, ein drittes folgt und in weniger als einer Minute wimmelt es nur so um die Fliege herum. Wir heben dieselbe etwas über die Oberfläche des Wassers empor, denn auf diese harmlosen kleinen Dinger ist es ja nicht abgesehen, aber dadurch, daß der Köder nun in der Luft schwebt, wird der Wettbewerb der Kleinen nur um so eifriger und toller. Weit über ein Dutzend derselben tummeln sich schon um die auf- und niederschwebende Fliege, für sie ein „Angelpunkt" in der veritabelsten Bedeutung des Wortes. Mit dem halben Leibe heben sie sich aus dem bewegten Wasser, springen über dasselbe empor und versuchen alles Mögliche, das ersehnte Insekt zu erhaschen. Da — plötzlich schießen sie mit Gedankenschnelle nach allen Seiten auseinander. Der erfahrene Tippangler weiß, was das zu bedeuten hat. Ein größerer Fisch, der irgendwo in der Nähe stand, ist aufmerksam geworden, daß da was zu holen ist, und sein Erscheinen jagt die Schar der Kleinen in die wildeste Flucht. All' unsere Sinne spannen sich und schneller klopft das Herz, als wir jetzt in der klaren Flut den starken, dunkelrückigen Räuber gewahren. Zwei-, dreimal umkreist er die Fliege, die wir ihn nun mundgerecht aber immer tippend auf das Wasser hinablassen, dann ergreift er sie und — i s t g e f a n g e n, denn in demselben Moment haben wir ihn mit kurzer, aber kräftiger Handbewegung angehauen. Der ganze Vorgang hat sich viel rascher abgespielt, als wir zu schildern imstande sind.

Welches Leben in die Rute gefahren ist! Mit Gewalt schnellt sie auf und nieder und biegt sich jetzt beängstigend tief hinunter, indem der Gehakte seine Rettung nach dem Grunde des Stromes zu sucht. Kaum, daß noch der weiße, mächtige Bauch zuweilen heraufleuchtet. Die Hand leicht gegen die Schnur gepreßt, lassen wir dem Fisch einstweilen ein wenig den Willen, nachdem er aber mühesam ein Stück derselben abgewickelt hat, tut die Rolle das Ihrige und Freund Squalius cephalus (Döbel) wird mählich wieder herangezogen, auch mit dem dummglotzenden Kopf ein wenig über das Wasser gehalten, damit er Luft schnappt und gefügiger wird. Mehrmals wiederholen wir dieses „Drillen", dann ergibt sich gewöhnlich der Gefangene, und

*) Mit Erlaubnis des Herrn Verfassers entnehmen wir die obige ansprechende Skizze aus dem Anglerleben einer früher von demselben in einem Fachblatt veröffentlichten ausführlicheren Schilderung über denselben Gegenstand.

wir können ihn, wenn er nicht gar zu schwer ist, vorsichtig herausheben oder ans Ufer schleifen. Bei zu großen Exemplaren muß der Kescher oder das Unterfangnetz benutzt werden.

Nachdem der prächtige „Schuppert" glücklich gelandet, durch einen kräftigen Schlag auf den Kopf getötet und ins Netz getan ist, zünden wir uns mit Behagen eine Zigarre aus dem wohlgefüllten Etui an und wandern der nächsten geeigneten Angelstelle zu.

Nachdem wir in der vorbeschriebenen Weise innerhalb weniger Stunden unser Fischnetz mit so viel Gefangenen angefüllt haben, daß das Tragen desselben lästig zu werden anfängt, lagern wir uns in den Schatten einer Erlengruppe und verzehren mit gutem Appetit unseren mitgeführten Proviant. Auch eine Stunde müßiger Ruhe gönnen wir uns darnach, denn jetzt in dem Sonnenbrande ist doch nicht viel zu wollen. Ganz aber ruht das Angelgeschäft doch nicht. Den Vorschlag mit der Fliege haben wir abgenommen und dafür einen mit einfachem Haken eingehängt, der mit zwei Tauwürmern beködert wurde. Die Rute ist über einen Weidenbusch gelegt und wie ein feiner, gerader dunkler Strich hängt die Schnur unbeweglich in das stille Wasser einer alten Buhne hinab. Lange rührt sich nichts, trotzdem haftet unser Auge beständig an ihr. Da — mit einemmale zieht die gerade Schnurlinie langsam fort, wir springen rasch auf, fassen mit festem Griff die Rute oberhalb der Rolle mitsamt der Schnur und hauen an. Wieder ein strammer Geselle, ein farbenprächtiger Barsch, der, weil bei dem zu kräftigen Anhieb übers Wasser gebracht, nun auch gleich ohne Weiteres über den Busch herüber gehoben wird. Einige Sekunden Angst stehen wir dabei allerdings noch aus, denn die Rute wird unter dem Gewichte des Fisches so krumm wie ein Fragezeichen, aber „Petri Heil!" der gespließte Bambus hält, und zappelnd liegt jetzt Perga fluviatilis im sicheren Ufergrase. Den Wurm hat der gierige gedrungene Raubfisch dabei so tief geschluckt, daß es einer förmlichen Operation bedarf, ehe wir den Haken aus seinem Schlunde herausbringen können.

Ein wunderliches Abenteuer passiert uns an der nächsten Angelstelle. Wir haben die bewährte Palmerfliege wieder angemacht, da sie aber von einem gehakten Fisch in die Tiefe gezogen und naß geworden ist, wirbeln wir sie hoch in der Luft herum, um sie zu trocknen. Plötzlich schießt etwas Dunkles über uns hin — wir fühlen einen leichten Widerstand und gewahren nun mit Staunen, daß sich eine Schwalbe gefangen hat, die bona fide unser künstliches Insekt für ein echtes angesehen hat. Vorsichtig ziehen wir das arme Tierchen herunter, und nach einigem Bemühen gelingt es uns auch, den kleinen Haken aus seinem Schnabel zu entfernen. Wir setzen es auf den Boden, aber es fliegt nicht gleich fort, sondern bleibt noch einige Augenblicke ruhig hocken. Der Schreck war doch zu groß. Dann aber schwirrt es davon, und an seinem kräftigen Flug sehen wir mit Vergnügen, daß es durchaus mobil geblieben ist. Im höchsten Grade muß man sich aber über die Geschicklichkeit wundern, mit welcher die Schwalbe das blitzschnell in der Luft kreisende Insekt zu erhaschen imstande war.

Auch sonst sieht und erlebt der Angler allerlei am Wasser. Da ist in erster Linie das Tierleben, welches der versteckt oder unbeweglich Dastehende oft in unmittelbarer Nähe zu beobachten Gelegenheit hat. Es ist uns selbst vorgekommen, daß ein buntschimmernder Eisvogel sich auf unsere, aus dem Schilf hervorragende Angelrute setzte, so daß wir den sonst so Scheuen aufs genaueste betrachten konnten. Aber der Schreck, als wir ihn ansprachen! Wie der Blitz sauste er davon.

Weniger angenehm sind die „verhängnisvollen" Erlebnisse, wenn man mit der Schnur sich verfangen hat oder sonstwie festsitzt. Unzählige Haken und Vorfächer haben wir schon im Grunde des Flusses, unter Steinen, in versunkenem Holzwerke, in starkrankigen Wasserpflanzen u. s. w. sitzen lassen, ja selbst über uns im Geäst von Bäumen blieben Fisch und Vorfach hängen, weil bei dem vergeblichen Zerren letzteres schließlich abriß.

Es ist eigentümlich, wie rasch dem passionierten Angler am Wasser die Zeit vergeht. Von der Stadt herüber hören wir gedämpft den Ton der „Großen Glocke". Wir denken, sie schlägt die vierte Stunde, sind aber unangenehm überrascht, als wir zur Kontrolle die Taschenuhr hervorziehen und konstatieren müssen, daß es bereits 6 Uhr ist. Wir packen daher eilig unser Angelzeug zusammen, beladen uns mit dem schweren Netz, nota bene, nachdem erst das Rauchkraut nochmals angebrannt ist, und wandern wohlgemut den heimischen Penaten wieder zu.

Aus Heimat und Fremde.

Der Tod des Fürsten zu Ysenburg in Wächtersbach. In dem alten fürstlichen Schlosse zu Wächtersbach hat sich in der Nacht vom 4. auf den 5. d. M. ein schrecklicher Fall ereignet, indem der greise Fürst Ferdinand Maximilian zu Ysenburg und Büdingen in seinem, durch Feuer ergriffenen Schlafzimmer einen jähen Tod fand. Es ist kaum anders denkbar, als daß der alte Herr in der Nacht nach dem Gebrauche eines Zündholzes dies von sich warf und dadurch ein Glimmen an der betreffenden Stelle verursacht wurde, welches nach und nach weiter um sich griff und das Zimmer mit undurchdringlichem Rauch erfüllte. Dies wurde erst in der Morgendämmerung entdeckt und als dann die Zimmertür geöffnet wurde, fand man dieselbe, ebenso wie das Bett, eine Nachtkommode und sonstige Holzgegenstände, verkohlt, während die Leiche des Fürsten, ohne Brandwunden zu zeigen, dicht vor dem Bette lag. Offenbar war der Verstorbene, nach Luft ringend, aufgestanden, kam dadurch erst recht in die dichtesten Rauchwolken und ist dann sofort zusammengebrochen und zwar entweder infolge eingetretener Erstickung oder infolge eines Herzschlags. Es ist wenigstens nicht anzunehmen, daß bei den friedlichen Gesichtszügen der Leiche der Hingeschiedene vor seinem Ende noch von einem schweren Todeskampfe heimgesucht worden wäre. — Der Fürst war am 24. Oktober 1824 geboren, sukzedierte seinem erkrankten Vater am 9. Oktober 1847 und vermählte sich am 17. Juli 1849 mit Prinzessin Auguste von Hanau, Gräfin von Schaumburg, der ältesten Tochter des letzten Kurfürsten, die im September 1887 zu Halle a. S. verstarb. Der wächtersbacher Stamm des reichsständischen Hauses Ysenburg war gräflich bis zum Jahre 1865, in welchem durch den Kurfürsten, mit

Urkunde vom 17. August, die Erhebung in den Fürstenstand erfolgte. Was den Namen des Verstorbenen wohl unvergeßlich machen wird, das ist die von ihm gegründete und unter ihm zu einem besonderen Rufe gekommene Steingutfabrik zu Schlierbach, die mit ihren hervorragenden Wohlfahrts-Einrichtungen von den Arbeitern „unsere Mutter“ genannt wird. Wenn jedoch von mancher Zeitung des Verstorbenen Name immer noch mit einem Vorgange verknüpft erscheint, der sich vor langen Jahren zwischen ihm und dem Staatsminister Hassenpflug abspielte, so muß bemerkt werden, daß dabei falsche Unterstellungen gemacht werden. Die tätliche Zurechtweisung, die der Minister damals von dem jungen Grafen erfuhr, hatte durchaus keine politischen Gründe. — Dem auf so tragische Weise aus dem Leben geschiedenen Fürsten, der die ansehnliche Reihe von 56 Jahren seinem Hause vorstand, sukzedierte sein ältester Sohn, der bisherige Erbprinz, jetzt Fürst Friedrich Wilhelm, der mit einer Gräfin Dobrzensky vermählt ist und dessen einziger Sohn, Erbprinz Ferdinand, als Leutnant im Leibdragoner-Regiment in Darmstadt steht. P.

Jubiläum. Der Präsident der Justizprüfungskommission Herr Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Adolf Stölzel, Excellenz, feierte am 13. Juni sein 50jähriges Dienstjubiläum. In welchem Maße der Herr Jubilar an seiner hessischen Heimat Anteil nimmt, geht daraus hervor, daß er aus Anlaß der Feier dem Kasseler Lyceum Fridericianum, dessen Schüler er gewesen ist, die Summe von 1000 Mark überwiesen hat, deren Zinsen der Schülerbibliothek zu gute kommen sollen. Herr Wirkl. Geheimrat Stölzel ist bei seinem Jubiläum durch die Verleihung der Brillanten zum Kronenorden 1. Klasse ausgezeichnet worden.

Hochschulnachrichten. Der außerordentliche Professor Dr. Elster, der kürzlich einen ehrenvollen Ruf nach London ablehnte, ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät und der bisherige außerordentliche Professor Dr. Waldemar Engelmann in Leipzig zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität Marburg ernannt worden. — Der Hilfsbibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Marburg Dr. Philipp Losch wurde zum Bibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Halle ernannt. An seiner Stelle ist der Assistent an der Universitätsbibliothek zu Marburg Dr. phil. O. Froehde zum Hilfsbibliothekar befördert worden. — Vom König von Italien ist dem ordentlichen Professor der Geographie an der Universität Marburg Dr. Theobald Fischer das Offizierkreuz des St. Mauritius- und Lazarusordens verliehen worden.

Ehejubiläum. Julius Rodenberg, unser berühmter hessischer Landsmann, feierte am 9. Juni in Berlin mit seiner Gattin Justine, geb. Schiff, das 40jährige Ehejubiläum. Das Jubelpaar erhielt zu diesem Gedenktage von seinen Freunden eine Bronzeplakette überreicht, ein Kunstwerk, das auf den Dichter und die Dichtkunst Bezug nimmt und von dem in Rom lebenden Berliner Bildhauer Berwald geschaffen wurde. Um den unter den Figuren liegenden Myrtenkranz steht der Ausspruch Rodenbergs: „Daß unser Zaubereiland sei: die Poesie am eignen Herde“.

Das Bonifatiusdenkmal. Am 7. Juni erfolgte in Fulda durch den Bischof Adalbert die Einweihung der vier neuen Reliefs an dem Bonifatiusdenkmal, mit deren Herstellung das Werk Werner Henschels erst vollendet worden ist.*) Dieselben rühren von dem in Rom lebenden Schüler Henschels Professor Gerhardt her. In der am Denkmal gehaltenen Festrede stattete der Herr Oberbürgermeister von Fulda Dr. Antoni der Frau Geheimen Kommerzienrat Henschel in Kassel, die in bereitwilligster Weise die pietätvoll aufbewahrten Modelle der Reliefs dem Komitee zur Verfügung gestellt und eine reiche Spende hinzugefügt habe, seinen Dank ab. Durch diese Gabe, sowie die Mithülfe der Staatsregierung, des Bischofs von Fulda, des Majors von Eltester und der Mitglieder des Denkmalkomitees sei die Ausführung ermöglicht worden.

*) Vergl. die biographische Skizze „Johann Werner Henschel“ von F. Zwenger. „Hessenland“ 1892, S. 284.

„Alte Hausmittel.“ Bei der Hauptversammlung des Hessen-Nassauischen Zweigvereins für höheres Mädchenschulwesen, die im vorigen Monat zu Marburg stattfand, erntete ein Theaterstück von Frau Elisabeth Mentzel in Frankfurt reichen Beifall. Das einaktige „Alte Hausmittel“ betitelte Charakterbild unserer hochgeschätzten Mitarbeiterin liegt schon in 2. Auflage (Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1901) vor und wurde gelegentlich des Frankfurter Frauentages 1896 zum ersten Male gegeben. Das liebenswürdige, von echtem Humor erfüllte Stückchen spielt 1790 im Goetheschen Haus, und im Mittelpunkte der Handlung steht die resolute „Frau Rat“, bei welcher die Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz (die spätere Königin von Preußen) und ihre jüngere Schwester von Darmstadt aus mit ihrer Erzieherin zu Besuch sind. Zum Teil ist das Stück in Frankfurter Mundart geschrieben, welche auch beim Lesen von außerordentlich drastischer Wirkung ist.

In dem „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine", Nr. 5 des laufenden Jahrgangs, macht Freiherr F. von und zu Gilsa darauf aufmerksam, daß die Inschrift auf dem bei Krefeld zur Erinnerung an die dortige Schlacht (1758) errichteten Denkmal ihrem Wortlaut nach den historischen Tatsachen nicht entspreche. Durch die Angabe: Herzog Ferdinand von Braunschweig schlug hier mit seinen aus Preußen, Hannoveranern, Braunschweigern und Hessen bestehenden Heere die Franzosen — könne der Eindruck hervorgerufen werden, daß hier ein preußisches Heer mit Hilfe von einigen hannoverschen ꝛc. Truppenteilen die französische Armee geschlagen habe. Tatsächlich seien an der eigentlichen Schlacht aber nur zwei preußische Dragonerregimenter nebst einigen Husarenschwadronen beteiligt gewesen, während der Löwenanteil an dem Sieg bei Krefeld Hannoveranern und Hessen zukomme.

Todesfall. In Kassel starb am 7. Juni der Maler Reinhard Hochapfel. Geboren zu Kassel am 28. April 1823 als Sohn des Hofschlossermeisters Heinrich Hochapfel, erhielt er seine künstlerische Ausbildung auf der Kasseler Akademie unter Henschel, Aubel, Ruhl und später unter Friedrich Müller. Nach mehrjährigem Aufenthalte in München und London ließ er sich 1849 in seiner Vaterstadt als Dekorationsmaler nieder und verheiratete sich 1852 mit der Schwester seines Freundes Adolf Northen aus Münden, des bekannten und früh dahingeschiedenen Schlachtenmalers. Abgesehen von seinem eigentlichen Fach galt auch seine Ansicht und sein Rat viel in künstlerischen sowie gemeinnützigen Angelegenheiten. 1861 wurde er in die städtischen Behörden gewählt, denen er abwechselnd als Ausschußmitglied und Stadtrat angehörte. Sein blühendes Geschäft übergab er erst 1895 seinem Sohne, Hofmalermeister Karl Hochapfel, und lebte seitdem seinen Liebhabereien, der Poesie und der Malerkunst. Im vorigen Jahre war es ihm noch vergönnt, im Kreise seiner Kinder und Enkel geistig und körperlich frisch das goldene Hochzeitsfest zu feiern. Im Laufe des Winters nahmen jedoch seine Körperkräfte zusehends ab und am 27. Januar d. J. überfiel ihn ein leichter Schlaganfall, von dessen Folgen er sich nicht wieder erholte. Als Mensch stand der Dahingeschiedene seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften wegen in hohem Ansehen, und als Künstler hat er besonders die malerischen Schönheiten des Alt-Kassel auf der Leinwand wiedergegeben. Ehre seinem Andenken.

Personalien.

Verliehen: dem Regierungs- und Geheimen Medizinalrat Dr. Siedamgrotzky in Kassel bei seiner Versetzung in den Ruhestand der Kronen-Orden III. Kl.

Ernannt: Senatspräsident Dr. Coing beim Kammergericht in Berlin (früher in Marburg) zum Geheimen Oberjustizrat mit Verleihung des Ranges der Räte zweiter Klasse; Provinzial-Schulrat Lic. Dr. Leimbach in Hannover zum Geheimen Regierungsrat; Landgerichtspräsident Bernhardi in Marburg zum Reichsgerichtsrat in Leipzig; Kreisarzt Dr. med. Rockwitz in Kassel zum Regierungs- und Medizinalrat; Landrichter Weizsäcker in Marburg zum Landgerichtsrat; Landesassessor Stoehr zum Landesrat bei der Verwaltung des Provinzialverbandes der Provinz Hessen-Nassau; Pfarrer Werner in Hessisch-Oldendorf zum Metropolitan der Pfarreiklasse Rinteln; Gerichtsassesior Dr. Neff in Biedenkopf zum Amtsrichter in Nentershausen; Regierungsbaumeister Fritsch in Pforta bei Naumburg a. S. zum Kreisbauinspektor in Hersfeld; die Referendare Schmidt, Krebs, Kunisch und Heintze zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Kreisbauinspektor Trimborn von Hersfeld nach Kassel; Assessor Schenck in Marburg an die Staatsanwaltschaft in Essen.

Geboren: zwei Söhne (Zwillinge): Dr. med. Fritz Mühlhausen und Frau Hedwig, geb. Herbst (Braunschweig, 11. Juni); — ein Sohn: Leutnant Engelhardt und Frau Beatrix, geb. Lantzius-Beninga (Kassel, 1. Juni); Rechtsanwalt Dr. Ernst Arnthal und Frau Olga, geb. Wallach (Kassel, 4. Juni); Gerichtsassessor Karl Kaiser und Frau Anna, geb. Bähr (Rodenberg bei Bad Nenndorf, 8. Juni); Rechtsanwalt Poppelbaum und Frau Ilse, geb. Heiliger (Hannover, 9. Juni); Oberlehrer Dr. Erzgraeber und Frau Marie, geb. Zöckler (Stettin, 12. Juni); Hilfspfarrer Schmidt und Frau Linde, geb. Clarner (Marburg, 13 Juni); — eine Tochter: Dr. med. Heinrich Wagner und Frau Minna, geb. Balzer (Hungen, 1. Juni); Buchdruckereibesitzer Albert Weidemeyer und Frau Dora, geb. Moeller (Kassel, 14. Juni).

Gestorben: Frau Bertha Kurz, 49 Jahre alt (Marburg, 28. Mai); Frau Baurat Sophie Blanckenhorn, geb. Budach, 74 Jahre alt (Kassel, 30. Mai); Königl. Stationsvorsteher Friedrich Lucan, 75 Jahre alt (Kassel, 30. Mai); Frau Minna Albonesy, geb. Schippel, 46 Jahre alt (Marburg, 30. Mai); Königl. Eisenbahn-Bau- und Betriebsinspektor Otto Donnerberg (Wahlershausen, 31. Mai); verw. Frau Postverwalter Anna Marie Gössel, geb. Haines (Marburg, 2. Juni); Bezirksvorsteher August Jung, 67 Jahre alt (Kassel, 2. Juni); Amtsrichter Franz Beckmann, 41 Jahre alt (Hilders, 3. Juni); Privatmann Reinhard Hochapfel, 80 Jahre alt (Kassel, 7. Juni); Frau Klara Prutz, geb. Langermann (Gießen, 8. Juni); Kaufmann Alexander Wachenfeld, 41 Jahre alt (Kassel, 10. Juni); Bürgermeister a. D. Christian Sopp, 77 Jahre alt (Bebra, 10. Juni); Bürgermeister a. D. Johannes Krug, 81 Jahre alt (Besse, 11. Juni); Frau Julie Büding, geb. Goldschmidt, 69 Jahre alt (Kassel, 13. Juni); Königl. Forstmeister August Müller, 67 Jahre alt (Wildeck, 13. Juni).

Briefkasten.

Ph. D. in Darmstadt, G. A. M. in München, A. S. in Marburg. Besten Dank für die übersandten Gedichte, die demnächst zum Abdruck gelangen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.

☛ **Hierzu eine Beilage der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg.**



№ 13. XVII. Jahrgang. Kassel, 1. Juli 1903.

In der Stille.

In der Stille wächst
Wie das Korn in der Nacht,
Die Seele und steigt
In die Sterne mit Macht.

Kommt dann der Tag,
So bin ich gefeit . . .
Noch stets hat Stille
Die Starken geweiht.

Ober-Klingen. **Karl Ernst Knodt.**

* * *

Waldplätzchen.

Ich weiß ein Plätzchen still im Wald,
So recht ein Liebesaufenthalt.

Gezweige kühl es überdeckt,
Mit Strauch- und Krautwerk ist's umsteckt.

Moosteppich deckt es sammetweich,
Durchstickt, durchflochten blütenreich.

Wildröslein haucht verschwiegsam, stumm
Wie Liebgedanken ringsherum.

Die Waldfrau hat dies Bett gemacht,
Drin schläft der Liebesgott zur Nacht.

Liebesliedchen.

Ich habe die Nacht, die Nacht so gern,
Mit ihren Sternenlichtern,
Die lächeln herab so erdenfern
Mit ihren gold'nen Gesichtern.

Ich habe die Nacht, die Nacht so gern,
Die Dir im Auge dunkelt,
Draus auch ein Stern, der Liebesstern,
Mit holdem Leuchten funkelt! —

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

* * *

Mein Weggeleite.

Wo ich auch geh' und wo ich steh':
Du, Sonnenkind, bist stets bei mir;
Und führt mein Weg mich noch so weit,
Fühl' ich Dein heimliches Geleit
Und in die Augen schau' ich Dir,
Wo ich auch geh' und wo ich steh'.

Neigt weltverloren sich der Tag
Und zieht die tiefe Nacht herauf,
Dann fühl' ich, wie dein Atem geht. — —
Du bist mein stilles Nachtgebet, —
Und seltne Träume wachen auf,
Neigt weltverloren sich der Tag.

Dich und die Träume trag' ich fort,
Wohin mich auch die Straße führt, —
Ich weiß an Deiner treuen Hand
Mich nirgends fremd und unbekannt
Und niemals sich mein Fuß verliert, —
Dich und die Träume trag' ich fort. — —

München. **Gustav Adolf Müller.**





Landgraf Hermann zu Hessen, erwählter Bischof zu Hildesheim,

und die Hildesheimer Bischofsfehde 1471—1472.

Von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

Trotz der bekundeten friedlichen Gesinnungen des Landgrafen regte sich unter den Stiftsrittern die mittelalterliche Fehdelust; sie lagerten sich um die Stadt und wollten den Bischof von Verden „niederlegen", wenn dieser nach Hause reisen würde. Deshalb wurden die Stadttore zwei Tage lang geschlossen gehalten. Der Rat kam mit den Rittern in der jetzt abgebrochenen St. Johanniskirche vor Hildesheim zwecks Beilegung der Wirren zusammen. Die Ritter erklärten, Henning habe sich mit dem Herzoge von Braunschweig verständigt, daß dieser über die Ritter herrschen solle, ehe sie das aber litten, wollten sie sich lieber das Fell abziehen lassen wie einem Fuchs. Darauf erklärte der Rat wiederholt, daß derjenige, welcher Herr des Stifts wäre, mit Hülfe des Kapitels, der Ritterschaft und des Rates zu Hildesheim über das Land herrschen solle. Die Ritter hätten die Fehde eingeleitet, sie möchten nun sehen, wie sie sie wieder beilegen könnten. Vorsichtshalber geleitete der Rat auch den Bischof Bartold, als dieser am 16. April abreiste, bis an den Hagendorn, wohl die Gemarkungsgrenze.

Andererseits ging aber nun auch Henning wieder gewaltsam vor, er nahm abermals den bischöflichen Hof ein, ließ sich daselbst von seinen Leuten fürstliche Ehren antun und nahm am Gottesdienste im Dom im bischöflichen Stande Teil.

Eine Woche später kam Hermann wieder nach Hildesheim in Begleitung eines Grafen von Waldeck und ritt mit 250 Pferden durch die nach der Äußerung des Rats ja jedermann offene Stadt nach Steuerwald, wo die Räte des mit dem Landgrafen verbündeten Herzogs von Sachsen — ein vornehmer Herr und ein Rechtsgelehrter — bereits eine Nacht zugebracht hatten. Diese Räte waren schon vor der Ankunft Hermanns auf das Rathaus geritten und hatten sich darüber beschwert, daß der Dechant sich mit gewappneter Hand habe auf den Altar setzen lassen und gewaltsam den Bischofshof, den die Räte des Landgrafen Hof nannten, in Besitz genommen hätte, ohne daß der Rat, der Erwartung Hermanns gemäß, dagegen hindernd eingeschritten wäre. Der Rat wich wieder mit dem Hinweis aus, daß alle diese Handlungen auf der Domfreiheit vorgenommen seien, wo er nichts zu sagen habe.

Alsbald nach seiner Ankunft begab sich der Landgraf mit dem Grafen von Waldeck und den sächsischen Räten zur Stadt und hielt im umgebauten Saale im Dom (dem Rittersaal) mit den ihm zugetanen Domherren eine Beratung, nach deren Beendigung er nach Steuerwald zurück ritt. Zwei Tage darauf ritt er mit den Seinen aufs Rathaus zu Hildesheim und bat den Rat, er möge ihm bei seiner Appellation, d. h. seiner Erklärung gegen Henning und dessen Auftreten zur Seite stehen. Der Rat erklärte jedoch, er werde sich auf die Seite keines der beiden Bewerber stellen, sondern sich ganz unparteiisch verhalten, eine Erklärung, die dem Landgrafen vollständig genügte, worauf er unter Begleitung des Rates wieder nach Steuerwald ritt, während der in seiner Begleitung befindliche Graf von Schaumburg in der Stadt blieb und mit den Stiftsrittern und den kleinen Städten verhandelte, die ihm erklärten, sie würden alle fest zum Landgrafen halten. Der Rat machte aber folgenden Tags der Bürgerschaft bekannt, er halte sich neutral und es solle sich die gesamte Bürgerschaft ebenfalls neutral verhalten. Folgenden Tags begab sich der Landgraf zur Wahrung des Besitzstandes in den bischöflichen Hof, wo Henning also wohl nicht anwesend war, und hörte in der dortigen Hauskapelle, ohne mit einem Chorhemd (einem Ruggelin) angetan zu sein, also nur in seiner Eigenschaft als Landesfürst die Messe und ritt dann wieder nach Steuerwald zurück. Da hieraus in Hennings Lager die Besorgnis entstand, es könne landgräflicherseits der bischöfliche Hof Henning gewaltsam entrissen und diesem an Leib und Leben Schaden zugefügt werden, so wahrte der Rat seine Neutralität wieder derart, daß er an allen Toren bekannt machen ließ, kein Bürger

der Altstadt dürfe gelegentlich des gerade stattfindenden Kirchweihfestes der dompropsteilichen Neustadt länger als bis zwei Uhr bleiben. Der Landgraf aber begab sich am selben Nachmittag „auf den Berg“, wo er mit den Stiftsrittern und den ihm zugetanen Geistlichen zusammenkam; der von ihm verfaßten Appellation gegen Henning wollten jedoch auch diese nicht beistimmen. Trotzdem ließ er sie dann acht Tage später (5. Mai) durch Notar und Zeugen seinem Gegner zustellen. In dieser Appellation wurden auch die Herzöge von Braunschweig angegriffen, weil sie sich auf Hennings Seite gestellt hatten, und dabei ausgeführt, daß die Herzöge bisher stets feindlich gegen das Stift aufgetreten seien und deshalb ihr jetziges Eintreten für Henning auch nur von diesem Gesichtspunkt aus aufgefaßt werden könne. Daneben verwahrte sich diese vom Landgrafen, vom Dompropst Eckhard von Wenden, vom Ritter Otto von Bothmer u. a. verfaßte Schrift gegen die Anerkennung Hennings. Diese „Appellation“ gab dann wieder den Herzögen von Braunschweig Veranlassung, sich in einer an die Gilden und Ämter der Stadt gerichteten Gegenschrift zu verteidigen. Der Landgraf aber, jeder Gewalttätigkeit abhold, ließ dem Rat am Abend vor Himmelfahrt mitteilen, er müsse selbst auf einige Zeit aus dem Lande reiten, und ersuche deshalb den Rat, den gegenwärtigen Zustand einstweilen aufrecht zu erhalten. Hierauf erhielt er die Antwort, der Bürgermeister würde alles, was er erfahre, dem Gesamtrat mitteilen, der dann beschließen werde, was zu geschehen habe.

Infolge der Abreise des Landgrafen hatte Henning wieder Oberwasser; er ritt nach einigen Wochen mit 19 Pferden aufs Rathaus und erklärte daselbst dem Rat, falls die Räte des Herzogs von Sachsen und des Landgrafen kommen wollten, um mit ihm zu verhandeln, so könne er nicht darauf eingehen, so lange nicht der Bischof von Verden dabei wäre; er bitte daher, daß der Rat dem Bischofe freies Geleit aus der Stadt und in die Stadt gewähre; dies sagte der Rat nach Beschluß des schleunigst zusammen gerufenen gesamten Stadtregimentes auch zu. Tags darauf kam der auf Hermanns Seite stehende Graf Erich von Schaumburg mit 60 Pferden nach Steuerwald, und weil man dort nicht Lebensmittel genug besaß, so ließen „die Steuerwaldschen“ am folgenden Tage, einem Sonnabend, von den nach der Stadt zum Wochenmarkt ziehenden Landleuten Butter und Käse „gegen viel Geld“ aufkaufen. Um nicht in Verlegenheit zu kommen, ließ dann der Rat niemanden mit Lebensmitteln aus der Stadt, der nicht geschworen hatte, er wolle die Sachen nicht nach Steuerwald oder in eine sonstige Stiftsburg bringen. Noch am selben Abend kam der Bischof von Verden mit dem Grafen von Oldenburg in Hildesheim an und nunmehr setzte Henning vor allen Dingen seine Krönung ins Werk. Er bat das Kapitel, ihm die Stiftskrone und alles sonst dazu gehörige zu leihen, die ihm mit der Bemerkung: Ja gerne, bis sie es einem andern tun müßten, ausgehändigt wurde; er ließ dann im Dome mit Dielen Stände für die Geistlichen herstellen, damit diese im Gedränge einen sichern Platz hätten, und am folgenden Sonntage ließ er sich mit allen vorgeschriebenen Feierlichkeiten, Messen und Gesängen durch den Bischof von Verden und unter Beistand der Weihbischöfe von Verden und Hildesheim die Bischofsweihe erteilen. Seiner Einladung zufolge nahmen der Rat und die sonstige Gemeindevertretung (die 24 Mann) an der Krönungsfeier und dem in Verbindung damit veranstalteten Festmahl teil, sie schenkten ihm auch eine Ohm Wein und ein Faß Einbecker Bier. War die Stadt auch damit nicht aus der Neutralität herausgetreten, da die Krönung und das Festmahl auf der Domfreiheit stattfanden, und da man dem Landgrafen bei seiner ersten Ankunft einen Hengst geschenkt hatte, so war doch nun die Sache zu Gunsten Hennings entschieden, der jetzt neben der päpstlichen Bestätigung die in den vorgeschriebenen Formen erfolgte Krönung und Weihe erhalten hatte, und es fanden sich die zwecks weiterer Verhandlungen am Nachmittage nach der Krönung eintreffenden hessischen Räte einer vollendeten Tatsache gegenüber. Henning begab sich am andern Tage mit seinem Anhange in das Domkapitel, das er aber nur schwach besetzt fand, weil seine Gegner Gewalttätigkeiten von ihm fürchteten und zumeist abgereist waren; selbst der Dompropst hatte es für notwendig angesehen, sich des Geleites der Stadt zu versichern, was, wie sich alsbald zeigen wird, sehr verständig gehandelt war. Henning verlangte nun als Landesbischof die Ausantwortung des Schlosses Steuerwald, womit, da Hermann hier seinen einzigen Stützpunkt in der Nähe der Stadt hatte, die ganze Angelegenheit auch tatsächlich erledigt gewesen wäre. Die anwesenden Kapitulare verweigerten aber die Herausgabe und verwiesen Henning auf den Rechtsweg, die Verhandlungen zogen sich bis ½12 Uhr mittags hin, blieben aber ohne jedes Ergebnis, weshalb Henning einen Gewaltstreich versuchte. Er sagte zum Dompropst, dem Haupte seiner Gegner: „Herr Dompropst, ich bitte euch, daß ihr mit mir essen wollet.“ Dieser jedoch erwiderte, unter Vermeidung der Bezeichnung Hennings als Bischof: „Nein, Herr

Domdechant, das will ich nicht tun." Da sagte Henning: „Du sollst das tun," und faßte ihn an seinem Chorhemd, doch schlug der Propst die Hand ab. Als jedoch der Bischof von Verden sagte: „Herr Dompropst, ihr müßt mitgehen", ging er zwischen den zwei Bischöfen mit und in des Bischofs Hof. Dort bestellte Henning für ihn eine Mahlzeit und ließ ihn überwachen, er nahm aber weder Speise noch Trank. Seine Diener fürchteten ein gewaltsames Festhalten, gingen deshalb sofort zum Bürgermeister und setzten diesen von allem Vorgefallenen in Kenntnis. Der Bürgermeister ließ sofort alle Tore und alle Kirchen, mit deren Glocken man Sturm zu läuten pflegte, schließen und versammelte das gesamte Stadtregiment auf dem Rathaus. Infolgedessen ritten beide Bischöfe ebendorthin und erklärten, sie würden alles vertreten, was sie getan hätten; der Rat aber, wohl wissend, was der Bruch des bewilligten Geleites nach sich ziehen könne, verlangte, daß Henning den Dompropst los geben solle. Die Bischöfe brachten alles vor, was sie nur konnten, um den Dompropst in Haft zu behalten; der Rat jedoch erklärte, sie hätten für sich Geleite vom Dompropst und dessen Partei geworben gehabt, da sei ihr Verfahren nicht redlich. Der Bischof erklärte, er habe dem Dompropst kein Geleite gegeben, er habe ihn eigenhändig als Landesherr gegriffen und darüber habe der Rat nicht zu richten und vieles dergleichen mehr. Der Rat aber blieb dabei, der Bischof solle den Dompropst los lassen, ehe er oder die Seinen vom Rathause gingen. Man redete weiter auf den Bischof ein, und die Ratmannen gingen mit ihm in den Bischofshof, damit Henning den Dompropst ohne irgend welche Verwahrung oder Urfehde los ließe, und die Tore der Stadt blieben geschlossen. Dies kräftige Auftreten hatte Erfolg, schon um 2 Uhr war der Dompropst wieder in seinem eigenen Hofe. Um 4 Uhr begaben sich dann der Bischof, der Dompropst, der Rat und die 24 Mann aufs Kapitel, dorthin kam auch Henning von Reden, der Vogt von Steuerwald, und zwar im Geleite des Rates. Ihn forderte der Dompropst im Namen des Kapitels auf, die ihm vom Kapitel anvertraute Feste zu übergeben, Reden erklärte jedoch, er habe schriftliche Anweisungen, nach denen richte er sich.

(Schluß folgt.)

Chronik der Familie Gunkel zu Kassel.

Herausgegeben von Dr. Philipp Losch.

(Schluß.)

A. 1763 hat das Korn daß Malter gekostet 32 rthl., ist aber Nach und Nach wieder gefallen bis auff 18 rthl.

A. 1763 d. 7. Junij des Abends um 7 uhr ist meine Seel. frau die fromme u. liebe gestorben u. darauff d. 10. dito begraben mit Kutschen, 4 phar seynd mit zum Begrabniß gefahren, gelebt u. alt wordten 36 Jahr 3 Monath.

A. 1763 d. 31. Decembr. ist eine große waßerfluth geweßen, ist größer geweßen als die Anno 1732 wie auch Anno 1739, man hat müßen mit schiffen fahren vor der Neüstat bis vor Bettenhaußen, es hat auch viel schaden gethan. Der Not graben ist auch über gestiegen, das es ist zum thor herein gefloßen als ein strohm; in meiner stuben hat es 3 schuh hoch gestanten, des Nachts bis zum 1. Januarij des 1764 Jahr um Zwolff uhr ist es wieder gefallen, das also des abens des 1. nichts mehr in der Neüstat ist da geweßen.

A. 1765 d. 7. Mardy habe ich mich zum 2t. Copulieren laßen mit H. Johann george Schindens stieff tochter geborne Lohmännen.

A. 1765 d. 14. Augusty hat mir Gott das glück gegeben, auff ihre Hochfürstl. Durchlaucht als friederich der 2te hohen geburtstag die freyheit zum 2ten mahl zu gewinnen u. das zwar wieder aus freyer handt.[82])

A. 1767 d. 7. Januarij ist eine solche große Kälte geweßen, das sie auch Noch 2 gerad ist großer geweßen als Anno 1740. Den 13. dito bis d. 20. ist es wieder so kalt geworden, das auch bey Menschen gedencken so Kalt nicht geweßen ist, man hat sich fast nicht verbergen können, es findt auch Viel Menschen todt gefrohren, welche gefunden findt worden, es ist auch in dießem Jahr das waßer so klein geweßen, das Niemandt weis, so alt er auch ist, die letzte Zeit über in der Kalte hat nur noch 1 gang

[82]) Vergl. Nr. 11, Seite 147.

in der Mühl gegangen u. zu Bewundern ist geweßen, das doch noch immer Brod u. wecke ist zu bekomen geweßen, welches der almacht gottes ist zu zu schreiben geweßen.

A. 1767 d. 12. April des Nachts um 12 uhr ist hir ein erdBeben geweßen, so starck, das sich alle Häußer erbebet haben, es ist auch um 3 Uhr wieder geweßen, aber nicht so starck, es ist auch noch an Vielen orten mehr gespüret worden.

A. 1767 d. 13. [od. 14.?] Augusty sind 2 Weibs personen gerichtet worden, welche Kinder umgebracht, u. zwar vor der alte Neustat auf dem so genannten Kranckenplatz, der scharfrichter von lauter Bach hat die execution gethan, hat sie aber alle Beyde in einer Virtel stunte die Kopffe abgehauen, aber auch recht gut, sind auch so gleich von den schinders knechten auf selbigen so genanten Kranckenplatz begraben worden.[82])

A. 1769 den 18. Novembr. ist hir ein schul Mstr.[83]) der Kopff abgeschlagen worden u. der Körpffer u. Kopff auf das Rath gelegt worden, weilen er ein Mensch im walde um gebracht, die execution ist geschehen auf dem so genannten Kranckenplatz.

A. 1770 hat das Virtel Körn gegolden 2½ rth. u. hat es Niemandt ein mahl zu kauffen lust gehabt, Kaum 6 Mohnath hernach ist es auf 5 rth. u. entlich 6 rth. kommen

A. 1771 hat die theurung continuiret u. ist theur geblieben. Anno 1772 ist es gestiegen, das es hir in Cassel gegolden hat 8 rth. das Virtel Korn, der Weitz 9½ rth. hiesiges gemäß, an sonsten hat es in Humburger gemäß gekostet 11 rth., auch 12 rth., es ist Viel frucht von Bremen komen, die frucht ist theuer geweßen, aber nicht gut, sehr riechent, das man es hat kaum aus großem Hunger eßen können.

A. 1771 d. 13. Mardy ist hier in der großen Kirchen die Suppertenten Wahl gehalten worden u. findt 14 Mittelpolitan von draußen, wie auch alle phare von hier zu gegen geweßen, sie haben alles schriefftlich an den H. von Derrosi[84]) als ober Marschalck wie auch an den H. von Cangieser u. dem H. Vitz Cantzler übergeben, u. ist zum H. Suppertenten erwählet worden H. Ungewitter[85]), welcher in der großen Kirchen dazumahl Mittelpolitan war, auch darauff d. 15. dito von dem H. Suppertenten von allendorff H. Vilmar[86]) ein gesegnet worden in gegen wardt der vor benahmten pharren u. einer großen Menge leute, die zugegen.

A. 1771 d. 25. Mardy hat es gewaltig starck angefangen zu schneyen, das es auch 3 gantze tage u. Nachte geschneyet, es ist auch so tieff der schne gefallen, das by Menschen gedencken nicht so Viel u. so tieff gelegen. D. 28. dito ist so eine Kälte geweßen, das man es kaum hat ausstehen können u. ist so beständig ohne die geringste Veränderung Krimmig Kalt geblieben bis d. 4. April, es findt auch Viel leute umkommen in dießer Zeit so wohl wegen des tiefen schnes als auch der großen Kälte.

A. 1773 ist das Korn auf die vom Jahr 1772 große theurung herunter kommen bis auf 3 rth., etwas noch wolfeiler als 4 fl., u. die Haber 1 rth. 2 ggr., welche im verwichenem Jahr gekostet 2 rth. 21 alb. 4 hlr.

A. 1773 d. [10.] Febr. ist unsere H. landgraff als friederich der 2te mit seiner fr. gemahlin von Berlin hir in Cassell kommen[87]), es sind 12 Canon zu 3 Mahlen ab gefeyret worden, u. gantz ohn großen stat ein zu den schloß geführet worden.

A. 1773 d. 24. Novembr. Ist ein gefangner alhier auf dem Kranckenplatz gerichtet worden, weilen er großer Morthaten ist beschuldiget worden, zu erst alles geleugnet, aber zu letzt alles u. noch ein Mehres bekant. H. Vilmar[88]) u. H. Kersting haben

---

[82]) Nach der Graßmederschen Chronik war dies die erste Exekution unter dem Landgrafen Friedrich II.

[83]) Es war der Schulmeister von Todenhausen. (Graßmeder.)

[84]) Alex. Eugen du Rosey (starb am 2. März 1779 als hessischer Staatsminister). Strieder 7. 24.

[85]) Reinhard Christoph Ungewitter, geb. 1715, starb am 31. Dezember 1754 als Superintendent und Konsistorialrat zu Kassel.

[86]) Vergl. oben Anm. 57.

[87]) Landgraf Friedrich vermählte sich nach dem Tode seiner ersten Gattin Marie (gest. 14. Januar 1772 zu Hanau), von der er getrennt gelebt hatte, zum zweitenmale mit Philippine von Brandenburg-Schwedt, die ihn um 15 Jahre überlebte. Nach seinem Tode soll sie, nach einer allerdings unbewiesenen Familientradition, eine zweite geheim gehaltene Ehe mit ihrem Oberhofmeister dem Grafen Levin Wintzingerode eingegangen sein. Sie starb am 1. Mai 1800 zu Berlin. Der oben erwähnte Einzug war die Ankunft des neuvermählten Paares nach der Hochzeit, die am 10. Januar 1773 zu Berlin stattgefunden hatte.

[88]) Friedr. Karl Leopold Vilmar, geb. 1744 als Sohn des oben Anm. 57 erwähnten späteren Superintendenten von Allendorf, war seit 1772 erster Garnisonspfarrer zu Kassel, wo er als Oberhofprediger, Superintendent und Konsistorialrat am 20. Mai 1795 starb. (Übers. d. Familie Vilmar S. 12.)

Ihm zum gericht geführet, wie auch eine anzahl schüler für Ihm her gesungen bis auf den gerichtsplatz.

A. 1775 [89]) d. 16. Mertz Abends kurtz vor 11 Uhr ist Mein Seelicher Vatter gestorben u. d. 20. begraben worden u. eine schöne leiche gehabt 4 Pfarre, 3 Obermäner, 4 Kutschen zum begräbniß. Wir verlohren dazumahl eine rechte stütze, den 6 Kinder gingen noch in die schuhle, der Kleinste der war 1 Jahr 3 mohnate alt; hat gelebt u. ist alt worden 57 Jahr.

A. 1776 d. 11. Abrill habe ich mich Cobuliren laßen mit Junfer Anna Elisabet Engelhartin, des Herrn Johann Justus Engelhart seine dochter, die hochzeit ist geweßen in meines schwager Sänger seinem hauße in der lange straße, es ist auch der Herr Andreas Rimenschneider mit seiner frau von Gottingen hier geweßen.

A. 1785 Ist ein solches schlechtes Frühjahr geweßen, als niemand hat dencken können, u. ein auserortentlicher schne, das fast niemandt hat durch können u. ist gantz späte weg gangen, das niemand nichts mehr hat zu Futtern gehabt, u. der Sommer noch schlechter, immer kalt u. geregnet, das heü ist fast das mehrste verdorben u. schlecht ein kommen u. die Korn ernte ist so schlecht geweßen, das kein mensch hat dencken konnen, das es so geweßen, das Korn war fast alle geschniten außer einige orte, da fing es an zu regenen u. immer fort, das nichts konte eingebracht werden u. war alle ausgewacksen, das man es kaum konte auseinander reißen, es war so grüne, als wenn es den herbst aufgeht wie saat, das viele nicht konte zum backen gebraucht werden, die sommer früchte waren gewaltig geraten, aber wegen beständigen regen nicht ein geerntet worden u. sind viele verdorben, das sommer stroh haben sie das mehrste nicht brauchen können u. d. 26. Sept. ist das waßer überall so groß geweßen, das es das Grumt überschwemt hat u. vieles verdorben u. das schlimste war, das es noch wegen vielen regnen nicht konte ein gebracht werden, sondern das Mehrste ist verdorben, die fulte ist so groß geweßen, das die Mehrsten garten vor der Alte Neustatt sind überschwemt worden, viele Kartofelln sind verdorben in der erde u. gantz nicht zu gebrauchen, es hat auch die gantze schiffbrücke [90]) mit genommen u. auf dem Tielenhauße auf 8 flößen Tannen gantz mit fort, in Summa es hat das gantze Jahr immer schaden gethan. Die fetten hämell sind so rar u. theur geweßen, das keiner auf der gilte hat dencken können u. sind das gantze Jahr nicht fett worden, es ist hir von der gilte gar viele gelt verspielt worden an hämel schlachten.

A. 1785 d. 31. Octob. Ist Ihro Durchl. H. Landgraf Friederich der 2te gestorben u. das zwar plötzlich an einen schlagfluß auf den Weißenstein an der Mittages Tafell, er ist zwar vor her kranck geweßen, er hat sich aber wieder gebeßert, es sind so gleich alle Dohre zu gemacht u. das zwar von Montag 4 uhr bis Donnerstag 12 uhr. Da ist der Erbprintz [91]) von Hanau kommen. Er ist auch 3 tage auf den paraden Bette zu sehen geweßen u. d. 13. Novemb. ist die Traure von den Cantzelen verleßen worden wie folget: Es soll in einem Jahre Keine Musicanten mit keinem Instrument zu irgent einer lustbarkeit, es sey hochzeit oder sonst es mag namen haben wie es will, spielen, auch in keinen ¼ Jahr keine Cobulation geschehen u. gar keine Hochzeit gehalten werden, ¼ Jahr alle Glocken im gantzen lande geläutet alle Tage 1 stunde des Mittags von 11 uhr bis 12. D. 14. Novemb. ist er begraben u. zwar wie folget auf Milliters art, nicht wie die andre Fürsten, sonder an dage des Mittags um 1 uhr. Den anfang haben die Cavaleri von jeden 1 Conbani, darauf der leichen Wagen mit 8 Pferden u. die höchsten Minester haben gegen den sarg gangen u. den zibfell von leichen Tuch angefast, darauf sind gefolget die 3 garten regimender u. da die gantzen Minester u. Rähte u. Ofezier hinder her u. er ist in die Catolische Kirche begraben u. 12 Canonen u. die 3 benahmte Regimender haben 3 Salben gethan u. die Canonen haben 3 mahl gefeurt. Der Erbprintz ist selbst mit gangen, er ist begraben als Generahl Felt Marschschalck über die gantze Truben von König von Preußen.

[89]) Hier beginnen die Aufzeichnungen des Enkels Joh. Henr. Gunkel.

[90]) War in der Gegend der jetzigen Drahtbrücke.

[91]) Der nunmehrige Landgraf Wilhelm IX., der bisher als selbständiger Regent die Grafschaft Hanau regiert hatte.

D. 15. Novemb. haben des Morgens die Soltaden hultigen müßen u. von 10 bis 12 uhr haben im schloße die samtliche gerichte schwören müßen u. um 11 uhr haben alle gilten müßen auf dem Bau erscheinen u. sind alle barschweiße auf die Rendt Bahne gegangen, alta war der Burgemeister u. der sämtliche rath u. haben einen greiß geschloßen u. der H. Von Wittorf u. noch 1 Herr u. haben alle müßen hultigen; Es hat aber nicht langer als 6 wochen geläut, da sind wieder die soltaden mit Mosick auf die wacht gezogen u. die Orgelen wieder gespielt u. alles wieder lustig außer das Tanzen.

A. 1803 d. 29ten Mertz Ist Meine gute u. rechtschaffne frau gestorben, an den folgen der Auszehrung, wo zu sie noch die zehrente Gicht bekommen hatte, sie war beynah 7 wochen kranck, hatte einen Todt, wo sie am Ende von keinen schmerzen wuste u. so gantz ruhig einschlief, unßer Verlust ist gar zu groß geweßen, denn sie war recht gut vor uns, sie war beynah 49 Jahr alt.

A. 1807[92]) d. 30. september starb unßer Johannes an einem Schlagfluß u. erstickung in zeit von 1 Tage Todt.

A. 1807 d. 16. October Ist unßer liebe Vatter gestorben an einer Entkräftung u. zuletzs auch Nerrvenvieber, er war ohngefehr 6 Tage kranck, jedoch ohne schmerz u. er gantzs ruhig einschlief.

[92]) Hier beginnt die Niederschrift des Urenkels Justus Gunkel.

A. 1807 d. 17. October unßer Alte Magt an einer Nerven Fieber, sie war kranck 9 tage, also 3 in zeit von 14 Tagen.

A. 1812 d. 19. Mertz Ist mein Bruter George gestorben an einer Nerfenkrankheit, seine Kranckheit war ohne Schmertzen, er hatte einen sehr sanften Tot u. ist alt geweßen 31 Jahr 9 Monate.

A. 1812 nemlich d. 12. Julius habe ich mich mit Anna marta Feuringen Kobelieren laßen. Justus Gunckell.

A. 1815 nehmlich d. 30. Juni hat mier Meine frau einen Sohn gebohren u. mein Schwager Wohringer hat mier ihnen gehoben u. ihm den Namen geben Crestof u. ist gung worten des Abens um 8 uhre u. ist getauft worten d. 9. Julius.

A. 1817 d. 6. Febuar hat mier meine Frau einen Sohn gebohren um 10 Uhr des Abents u. mein Schwager Feuring hat in den Namen gegeben Ludewig.

A. 1819 d. 17. August Ist meine Frau in Kinbet gekommen mit einen Gungen u. mein Fetter [Unckell Friedrich Gunckel] hat in den Namen gegben Frieterich.

Anno 1831 d. 8. Mai des Nachmittags um 1 Uhr ist unßer Vater an der Brustwaßersucht gestorben, er ist alt worten 54 Jahr weniger 13 Tage. die hinten blibene

C. Gunkel.
Ludwig Gunkel.
Friedrich Gunkel.

Aus dem Briefwechsel des Marburger Volksdichters Dietrich Weintraut.

Mitgeteilt von Dr. Wilhelm Schoof (Detmold).

Studien über den Marburger Volksdichter Dietrich Weintraut führten mich kürzlich darauf, dem Briefwechsel dieses originellen Poeten nachzuspüren. Nachforschungen bei dem Sohne und bei sonstigen Verwandten des Verstorbenen blieben nicht erfolglos. Es fanden sich im ganzen 18 Briefe an Weintraut aus den Jahren 1846—1867, darunter einer von Friedrich Wilhelm, dem letzten Kurfürsten, einer von Ernst Moritz Arndt, vier von Louis Spohr, einer von Marianne Spohr, geb. Pfeiffer, einer von Karl Wilhelm Justi, je einer von Karl Freiherrn von der Malsburg, Freiherrn von Dörnberg, Herrn von Dehn-Rotfelser, F. Schenck, Frau Baronin Karoline v. d. Malsburg geb. v. Dubuy, Frau Professor Wilhelmine Uloth, den Professoren E. Henke, Dr. Wenderoth und zwei von Dr. Enyriem. Inhaltlich von Interesse ist nur die Minderzahl, da es meistens Dankesschreiben für von Weintraut angefertigte Gelegenheitsgedichte sind.

Dietrich Weintraut war am 27. August 1798 in Weidenhausen bei Marburg geboren*) und hatte eine so mangelhafte Schulbildung genossen, daß es ihm schwer wurde, orthographisch richtig zu schreiben.

*) Vergl. Elisabeth Mentzel: „Erinnerungen an den Marburger Volksdichter Dietrich Weintraut" („Hessenland" 1890, S. 125 ff.), denen ich für den vorliegenden Aufsatz manche wertvolle Notiz verdanke.

Er mußte auf eine höhere Ausbildung verzichten, weil die Verhältnisse ihn zwangen, das Lohgerbergeschäft eines unverheirateten Oheims, dessen Erbe er war, zu übernehmen. Dies Geschäft betrieb er, bis er in reiferen Jahren zum Quartiervorsteher und Verwalter der Marburger Armenhäuser ernannt wurde. Daneben leitete er mit großem Geschick eine von ihm begründete öffentliche Schwimm- und Badeanstalt. Trotz der lückenhaften Schulbildung suchte er sich mit eiserner Energie eine Fülle von Wissen anzueignen. Ernstes, tiefgehendes Streben spricht aus allen seinen Poesien, und was unter glücklicheren Umständen aus dem schlichten Gerbermeister, der mit Recht ein hessischer Hans Sachs genannt zu werden verdient, hätte werden können, beweisen seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte, Fastnachtsscherze und Schwänke und namentlich seine tiefempfundenen poetischen Beschreibungen von Marburg und Umgebung, die mit zum Besten gehören, was wir an Marburger Lokalpoesie aufzuweisen haben.*) Wie sehr seine poetische Begabung von geistig hochstehenden Personen anerkannt und gewürdigt wurde, beweist, daß sie in geistigen Verkehr mit dem schlichten Gerbermeister traten, und der hier mitgeteilte Briefwechsel ist ohne Zweifel ein ehrendes Zeugnis für die zeitgenössische Beurteilung dieses Marburger Volksdichters.

Namentlich gibt der Briefwechsel mit Louis Spohr interessanten Aufschluß über die Bestrebungen dieser beiden so verschiedenen Männer und ihre Beziehungen zu einander. Angebahnt mag das Verhältnis durch Gelegenheitsgedichte worden sein, die Weintraut zu den Sängerfesten hessischer Städte lieferte. Spohr, der seit 1822 Hofkapellmeister in Kassel war, war trotz seines Weltruhmes ein einfacher, schlichter Mann geblieben, der ohne Zweifel ein tiefes Verständnis für die Poesie des Volksdichters besaß.**) Der erste stammt aus dem Jahre 1847, die drei andern aus den Jahren 1856 und 1857. Sie folgen hier im Wortlaut.

Kassel, den 6. Februar 1847.

Hochgeehrter Herr!

Von allen den zahlreichen Zuschriften, womit ich auf Veranlassung meines Dienstjubiläums beehrt wurde, hat mich keine mehr erfreut, als die Ihrige, da ich sie gar nicht erwarten durfte und um so mehr von ihr überrascht wurde. Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre freundliche Teilnahme! Höchlich erfreut und überrascht war ich aber auch von dem poetischen Erguß, in welchem sie sich ausspricht, und nicht nur ich, sondern auch alle meine hiesigen Freunde bewundern Ihr schönes Talent, welches um so mehr überrascht, da es einem Manne angehört, der doch nur seine Erholungsstunden der Ausbildung desselben widmen konnte. Ich freue mich nun sehr darauf, auch Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen und werde bei der ersten Reise, die mich über Marburg führt, die Gelegenheit dazu aufsuchen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Louis Spohr.

Kassel, den 14. April 1856.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre gefällige Mitteilung Ihrer wohlgeratenen und recht poesiereichen Elegie auf den scheidenden Professor, sowie für die freundlichen Worte, die Sie an mich selbst zu richten die Güte haben. Es wird mir in der That eine rechte Freude gewähren, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen und gern würde ich Ihnen dann auch meine Kunst vorführen und Ihnen ein Quartett meiner Komposition zu hören geben. Nur verlegen Sie Ihre Reise hierher nicht etwa in die Zeit unserer Theaterferien, die von Mitte Juni bis Ende Juli dauern, weil ich dann in der Regel abwesend, auf Reisen bin. Zu jeder andern Zeit des Jahres werden Sie mich aber stets hier anwesend finden.

Mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebener

Louis Spohr.

Kassel, den 10. Oktober 1856.

Hochgeehrter Herr!

Mit Vergnügen ersehe ich aus Ihrem geehrten Schreiben, daß Sie endlich einmal Kassel besuchen werden und mir dadurch Gelegenheit gegeben wird, meine Zusage zu erfüllen. Ich habe für die Mitte der nächsten Woche, auf nächsten Donnerstag den 16ten dieses, Vormittags 10 Uhr, eine Quartettpartie bei mir arrangiert, in welcher ich Ihnen einige Quartetten zu hören geben werde. Jeder oder jede, die dabey in Ihrer Gesellschaft erscheinen wird, soll mir herzlich willkommen seyn. Ich habe den Donnerstag gewählt, weil Sie dann Abends eine Oper in unserm Hoftheater hören können.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Louis Spohr.

Kassel, den 13. Juni 1857.

Hochgeehrter Herr!

Für die freundliche Übersendung Ihrer „Erinnerungen an Marburg“ sowie für mehrere schon früher freundlichst zugesandte poetische Zuschriften sage ich meinen besten Dank. Es ist ein Cyklus sehr gelungener Dichtungen, die ich mit großem Interesse gelesen habe.

Wenn Sie im Herbst mit Ihrem Freunde nach Kassel kommen, wird es mich sehr freuen, Sie beyde bey mir zu einer Quartettpartie zu sehen, nur bitte ich, mir kurz vorher den Tag Ihres Eintreffens noch gefälligst bestimmen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Louis Spohr.

---

*) Näheres über ihn findet sich in meinem Buch „Die deutsche Dichtung in Hessen“ S. 166 ff.

**) Weintraut war auch sehr befreundet mit dem Marburger Musikdirektor Deichert, den Spohr öfters besuchte. Vielleicht war Deichert der Vermittler der Beziehungen zwischen Spohr und Weintraut.

Zwei Jahre später, am 22. Oktober 1859, starb Louis Spohr und Weintraut widmete ihm einen poetischen Nachruf, wie aus dem nachfolgenden Dankschreiben der Gattin Spohrs hervorgeht.

Kassel, den 1. Dezember 1860.

Geehrter Herr!

Sie haben durch Ihre freundliche Sendung, durch Ihre poetische Gabe wie durch die herzlichen Worte Ihres Briefes mir eine wehmütige Freude bereitet, und ich danke Ihnen mit gerührtem Herzen, daß Sie meiner in meiner Trübsal noch gedachten und mich auf diese Weise freundlich überraschten! Mein Herz ist zerrissen und gebrochen, und ich kenne kein anderes Lebensinteresse mehr als das, meines herrlichen Spohrs Angedenken heilig zu halten, und dann und wann in Thränen mich in seine himmlischen Töne zu versenken, wie in die Erinnerung der seligen Tage, die seine zärtliche Liebe während einer Reihe von 24 Jahren mir bereitet hat.

Sollten Sie einmal wieder nach Kassel kommen, so bitte ich freundlich, daß Sie mich besuchen mögen und mir erlauben, Ihnen noch viel von meinem Spohr zu erzählen. Sie auch in sein liebes Zimmer zu führen, das ganz so, wie er es zuletzt verlassen, als still trauerndes Heiligtum von mir bewahrt wird, mit all' den Gegenständen, die er im täglichen Gebrauch hatte, mit all' den kleinen Zierrathen und Geschenken, die ihn erfreuten.*) Da kann ich oft stundenlang stehen, die Blicke in Thränen geheftet auf seinen Sessel, seinen Schreibtisch, sein Klavier, und möchte vor Sehnsucht zerfließen und vergehen, um ihm zu folgen in jenes bessere Land, von dem seine Töne uns Kunde geben, überzeugender als die schönste Predigt. Sie haben durch Ihre schon öfter ihm geweihten freundlichen Poesien bewiesen, daß Sie seine Musik und seinen großen Charakter verstanden haben, deshalb werden Sie diesen unwillkürlichen Erguß meines Gefühls entschuldigen. Ihre gemütvollen „*Erinnerungen an Marburg*“ sind für mich von doppeltem Werth, weil ich die liebe Stadt in der Jugend oft mit den Eltern besuchte, indem mein theurer unvergeßlicher Vater, Oberappellationsrath Pfeiffer, von dort herstammte und mein herrlicher früh verstorbener Bruder Karl**) als Student auch in Gedichten für Marburg wahrhaft schwärmte.

Der lieben alten Freundin, Frau v. d. Malsburg†), habe ich Ihre Gabe selbst überreicht und sie dadurch sehr angenehm überrascht. Ihren Dank wird sie selbst brieflich Ihnen aussprechen.

Doch nun zum Schluß, da die Zeit mir heute knapp zubemessen ist und ich doch Sie nicht lange auf Antwort und Dank wollte warten lassen.

Freundlich empfiehlt sich, noch tief trauernd

Marianne Spohr,
geb. Pfeiffer.

*) Eine Spohr-Sammlung, welche zahlreiche Gegenstände aus dem Nachlaß des Komponisten enthält, befindet sich im Kasseler Rathaus.

**) Eine Sammlung „Gedichte“ (Kassel 1831) wurde von einem Angehörigen aus dem Nachlaß herausgegeben. Vergl. „Die deutsche Dichtung in Hessen“ S. 164 ff.

†) Vergl. über sie Hermann Erler: Schumanns Leben. Aus seinen Briefen geschildert, Bd. I. II. Berlin 1887. S. Namenregister.

Das Dankesschreiben der Baronin v. d. Malsburg lautet:

Hessen-Kassel, den 5. Dezember 1860.

Entschuldigen Sie, geehrter Herr! daß ich so lange gezögert, Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Ihre mich höchlichst überrascht habende Sendung, sowohl hinsichtlich der Sammlung Ihrer schönen Gedichte wie auch des, sogar in Reimen geschriebenen Briefes, meinen herzlichen Dank auszusprechen. Doppelt interessant war es mir, gerade aus Marburg diese liebe Gabe erhalten zu haben, da jene Stadt, obgleich nur dunkel in meiner Erinnerung lebend, für mich aber vom höchsten Interesse stets gewesen ist, da meine nächsten Verwandten dort geboren sind. Ich nenne Ihnen daher den Namen derselben. Meine sel. Mutter war eine geborene v. Haller, deren Schwestern Frau von Hendorf und Frau von Baumbach waren, welche liebe Tanten von mir, schon lange im Grabe liegen, doch deren Kinder und Enkel zum Teil noch leben. Als Kind erinnere ich mich noch lebhaft, wie ich aus dem Garten der Tante Hendorf unzählige Treppenstufen heruntergehen mußte, um an die Lahn zu kommen, dahingegen es im Baumbachschen Garten das Gegenteil war, wo man steigen mußte, um eine Höhe zu erreichen, von der man in das reizende Lahnthal herunter blicken konnte. Diese süßen Erinnerungen sind mir tief im Herzen geblieben und daher ist mir Marburg die liebste Stadt in Hessen. Durch Ihren Antheil an Spohr ersehe ich, daß Sie sich auch für die Musik interessieren, also hat der Himmel Sie reichhaltig begabt, um den Segen zu erkennen und zu würdigen, den uns der Himmel durch die Kunst und Poesie hier auf Erden schon verliehen.

Frau von Dörnberg, geb. Malsburg*), war eine Cousine meines seeligen Mannes, die ich sehr verehrte. Sollte mein Weg mich einmal nach Marburg führen, was ich indessen nicht glaube, so würde es mir eine Freude sein, Sie dort zu besuchen, um Ihnen mündlich noch meinen herzlichen Dank zu sagen, daß Sie so freundlich gedachten Ihrer ergebenen

Karoline v. d. Malsburg,
geb. v. Dubuy.

Von dem Baron Karl v. d. Malsburg, dem liebenswürdigen, gastfreien Mäcenas (gest. 18. November 1855), dessen herrlicher Landsitz Escheberg von Geibel und Bodenstedt besungen worden ist und in den vierziger und fünfziger Jahren das Tusculum der erlesensten Geister war, existiert folgender Brief:

Kassel, den 21. August 1847.

Ew. Wohlgeboren geehrte Zuschrift mit dem Gedicht zum Geburtstag Sr. Königl. Hoheit des Kurprinzen-Mitregenten habe ich zu erhalten die Ehre gehabt. Da jedoch Se. Königliche Hoheit noch immer abwesend sind, so konnte ich den mir erteilten Auftrag, das Gedicht selbst zu überreichen, nicht in Ausführung bringen und sehe ich mich genötigt, dasselbe versiegelt, durch das Geheime Kabinet seiner hohen Bestimmung zufertigen zu lassen. Soviel ich weiß, ist das Gedicht auch so zeitig abgesandt worden, daß es zum Geburtstage sich in den höchsten Händen befunden haben muß.

*) Eine ungemein kunstsinnige Frau, Freundin der Frau Dr. Justi (Junia Romana).

Es ist mir sehr wohlthuend, aus Ihrem Munde das Lob meiner leider zu früh verstorbenen Cousine, der Frau von Dörnberg, zu vernehmen. Sanft ruhe ihre Asche! Sie war eine ausgezeichnete brave Frau.

Genehmigen Sie, verehrter Mann, die herzliche Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Ihr ergebenster Diener

v. Malsburg.

Das Verhältnis zur Freifrau von Dörnberg, geb. v. d. Malsburg, das in diesen beiden letzten Briefen erwähnt wird, scheint ein sehr freundschaftliches gewesen zu sein. Briefe von ihr an Weintraut (sie muß 1846 oder 1847 gestorben sein) fehlen leider, dagegen findet sich noch ein Brief ihres Gemahls*) vor, der lautet:

*) Dieser war in zweiter Ehe mit Frau von Witzleben, geb. Schenk zu Schweinsberg, vermählt.

Mein lieber Herr Weintraut!

Sie haben mir eine große Freude gemacht durch das schöne Gedicht, welches Sie abermals der Muse entlockt und mir durch meine Frau geschickt haben. Verzeihen Sie nur, daß ich Ihnen so spät erst dafür danke, allein die Neuheit aller Verhältnisse, in welche ich hier eingetreten bin, wird mich einigermaßen entschuldigen. Diese meine neuen Verhältnisse haben mich für meine früheren, in dem mir lieb gewordenen Marburg, nicht entschädigen können, und obgleich man mir hier überall mit besonderer Freundlichkeit entgegen kommt, so werde ich doch nie vergessen, was ich gehabt habe. Könnte ich glauben, daß alle guten Bürger der Stadt Marburg Ihre Gesinnung teilten, so würde mich dies sehr glücklich machen, aber es macht mich schon überaus glücklich, daß Sie so freundlich und liebevoll und zugleich so schön meiner gedenken. Es wird mir Ihr schönes Gedicht ein recht liebes Andenken seyn, was mir eine stete Erinnerung an meinen lieben Freund gewähren wird. Vergessen Sie nicht, ich bitte darum, daß jetzt an der Fulda Strande ein Mann lebt, der großen Werth auf Ihre Freundschaft legt und sich nennt

Ihr ergebener

Dörnberg.

Fulda, den 22. Nov. 1846.

(Schluß folgt.)

Onkelchen.

Aus der Jugend des Professors Hermann Hoffmann.*)

Mitgeteilt von B. Hoffmann.

„Onkelchen" war mein Spitzname seit meiner Kindheit, und ich merkte, als ich schon lange Dozent war, durch einen drolligen Zufall, daß ich noch immer so hieß. Auf einer Exkursion mit meinen Schülern blieb ich einen Augenblick stehen, um etwas aufzuschreiben; ich bin schmal und beweglich, da ist es wohl denkbar, daß man mich, vom Rücken gesehen, für jung halten kann, und so verwechselte mich ein junger Student mit einem seiner Kameraden. Er legte vertraulich den Arm um meinen Hals: „Du, wo ist denn das Onkelchen?" Wie erschrak er, als ich mich nach ihm umdrehte! Er riß die Mütze vom Kopf und wollte Entschuldigungen stammeln, das hübsche Gesicht purpurübergossen. Ich klopfte ihm nur freundlich auf die Schulter und ging weiter, um die unterbrochenen wissenschaftlichen Erklärungen fortzusetzen, es verging aber eine ganze Weile, ehe der arme Sünder sich wieder in meine Nähe wagte.

Meine Schüler werden wohl glauben, mein gemütlicher Name rühre daher, daß ich ihnen eine Art guter Onkel bin, daß ich ihre Interessen zu den meinen mache, und vor allem im Examen nicht annehme, jeder müsse gerade mein Fach und meine spezielle Richtung zu seinem Hauptstudium gewählt haben. Aber „Onkelchen" bin ich schon seit meiner Schulzeit. Ich ging mit mehreren Neffen zugleich ins Gymnasium, während einiger Zeit war in fünf Klassen je einer von uns, da wurde ich natürlich für das ganze Gymnasium das Onkelchen, und bei dieser weiten Verbreitung konnte der Name sich schon erhalten. Meine Eltern wohnten in Rödelheim

*) Heinrich Karl Hermann Hoffmann, geboren am 22. April 1819 in Rödelheim bei Frankfurt a. M., studierte Medizin und Naturwissenschaften in Gießen, Berlin und Paris. Er machte weite Reisen, auch umfassende Fußwanderungen in Deutschland, Österreich, Skandinavien, England, Schottland u. s. w., habilitierte sich 1842 als Privatdozent der Medizin in Gießen, gab aber die medizinischen Kollegien nach einiger Zeit auf, um den erkrankten Ordinarius der Botanik zu vertreten. Hoffmann wurde 1848 außerordentlicher Professor für Botanik in Gießen, 1853 Ordinarius, in welcher Stellung er als sehr anregender Dozent bis zu seinem Tode 1891 wirkte. Bleibende wissenschaftliche Verdienste hat Hoffmann hauptsächlich als Pilzforscher, sodann in experimentellen Untersuchungen über Variation der Pflanzen, Pflanzengeographie und Pflanzenklimatologie.

Nicht immer wählte er zur Veröffentlichung seiner Arbeiten die geeigneten Zeitschriften: so hatte er schon 1860 und 1863 Arbeiten über Gärung und Bakterien geschrieben, die in dem Leserkreis der Botanischen Zeitung nur wenig Anklang fanden. Heute kennen nur noch wenige Hoffmanns Leistungen in dieser Richtung, während bald nach ihm Pasteur die gleichen Arbeiten in allgemein gelesenen Zeitschriften publizierte, großes Aufsehen damit erregte und durch dieselben rasch zu bleibender Berühmtheit gelangte.

bei Frankfurt a. M; ich war zum Schulbesuch in die Obhut meines Schwagers Hillebrand gegeben, der Professor an der Universität Gießen war. Dort wuchs ich mit den Kindern auf. In ihrer Achtung vor „Onkelchen“ überließen sie und ihre Kameraden mir gleich die führende Rolle.

Ich brachte auch merkwürdige Fähigkeiten mit, konnte sie lehren, wie man Vögel fängt und ausstopft. Zwar kam es nicht sehr häufig zum Ausstopfen, denn die Vögel waren nicht so gutmütig sich von uns fangen zu lassen. Aber mit unermüdlicher Ausdauer stellten wir immer von neuem Fallen und Meisenkörbe, die wir mühsam selbst flochten, strickten Netze zum Vogelfang und schlichen dann viel zu häufig hinzu, um nachzusehn. Auch schossen wir mit Blasrohren nach den Vögeln. Damals, um das Jahr 1830, war noch Vögelfangen und =Schießen sehr an der Tagesordnung und nicht zu schwer. In der jetzigen vogelarmen Zeit kann man das kaum mehr verstehen.

Ich hatte diesen schönen Sport von Engländern gelernt. Mein Vater hatte ein Institut für Ausländer, die sich stets gern mit dem hoffnungsvollen Jüngsten beschäftigten. Aber was sie so meisterhaft verstanden, die Fallen unbemerkt zu stellen, das war für meine Freunde und mich unmöglich. Schon wenn wir über den Zaun in den fremden Garten, den Schauplatz unserer Taten, einstiegen mit unserm ganzen Geräte, hatten wir einander so viel vorzuprahlen, die Vögel hätten ja taub und blind sein müssen, wenn sie unser wichtiges Treiben nicht bemerken sollten. Sie folgten uns auch neugierig bis an die Fangplätze, und während wir da eifrig schafften, saßen immer welche auf den nahen Bäumen und unterhielten sich über uns hinweg, wahrscheinlich machten sie sich über uns lustig. Die vielen munteren Bewohner einer großen Vogelhecke, die ich lange Zeit eifrig versorgte und hütete, waren zum größten Teil geschenkt, eingetauscht oder gekauft.

Eine schöne Kindheit verlebten wir in jenem herrlichen verwilderten Garten, wir hausten dort, als gehöre er uns. Der Besitzer betrat ihn nur selten. Stundenlang lagen wir im Gras und sahen in die hohen Baumkronen hinauf oder nach den ziehenden Wölkchen, umweht von dem Duft der zu dichten Hecken verwachsenen Syringen, Geisblatt und Jasmin, in diesem Reich der Vögel, dieser wunderbaren Ruhe, anscheinend so fern von dem Treiben der Welt. Dann spielten wir auch Indianer- oder Raubritter=Spiele, und wer in dieser Wildnis versteckt war, den konnte man nicht finden. Die Wege waren verwachsen durch überhängendes Gebüsch und mit dichtem Graswuchs bedeckt. Lebhaft steht auch noch in meiner Erinnerung, wenn frühmorgens der Tau in den Gräsern funkelte, wie wir mit Eifer den weißleuchtenden Heiligenschein beobachteten, der um die Köpfe unsrer Schatten erglänzte. Ich hatte in dem Garten auch die beste Gelegenheit zur Herstellung einer großen Käfer- und Schmetterling=Sammlung und eines stattlichen Herbariums. Mit Hülfe guter Bücher ordnete ich alle diese Sammlungen mit Liebe und verglich und bestimmte jedes Exemplar genau.

Jahrelang verbrachten wir dort jede freie Zeit. Auch der Winter konnte nirgend so schön sein, wie in dieser Wildnis, wenn der unberührte Schnee den Boden bedeckte und schwer auf den Bäumen und Büschen lastete. Dann fütterten wir unsere Vögel mit Beeren und Samen, die wir im Herbst gesammelt hatten, bauten Schneehäuser und lieferten große Schneeball=Schlachten. Wir hatten viel Freiheit, vielleicht etwas zu viel, aber merkwürdiger Weise hat sie keinem von uns geschadet.

Mein Schwager war viel zu harmlos und heiter, um für uns ein strenger Pädagoge sein zu können. Er war ein bedeutender Professor, höchst anregender Gesellschafter, doch zugleich eins der zerstreuten Originale, die in Professorenkreisen ja vorkommen. Uns war seine Zerstreutheit das tägliche Brot. So kam er zum Beispiel einmal etwas verspätet zu Tisch: „ich bin heute absichtlich später,“ sagte er, „denn es ist ja Mittwoch und Ihr müßt nicht zur Schule“. Wir lachten, denn es war Freitag, und wir erreichten nur knapp den Nachmittagsunterricht. Damals gehörte 1 Uhr entschiedener zum Nachmittag als jetzt, der Unterricht dauerte von 1 bis 3.

Unübertrefflich ist, daß mein Schwager in Gedanken vertieft aus dem Kolleg nach Hause ging, vor seiner eigenen Tür angekommen aufschaute und angeschrieben las „Zu sprechen von 3 bis 4 Uhr“; da sah er nach seiner Uhr, murmelte mit bedauerndem Kopfschütteln: „dann ist er jetzt nicht zu Hause“ und ging wieder von dannen. Wiesen wir ihm dergleichen nach, so lachte er so herzlich mit, als ob ein anderer dieser drollige Gelehrte sei.

Daß meine Schwester unsern Schritten folgte, war unmöglich, der große Haushalt und die ganz bedeutenden Ansprüche, die ihr Mann in geistiger und geselliger Beziehung an sie stellte, waren für ihre Kräfte schon fast zuviel. So kam sie auch nur selten die hohen Treppen hinauf in unser Schlafzimmer in der Mansarde, und es blieb dort manches unbemerkt, was Strafe verdient hätte. Wir hatten in unserm Übermut eine barbarische Methode, einen Gegenstand auf seine Haltbarkeit zu prüfen, wir faßten einander bei den Köpfen und schlugen mit diesem herzhaften Werkzeug tüchtig drauf los. Einmal war in unsrer Mansarde ein Fenster zufällig zer=

brochen, und da der Winter vor der Tür stand, mußte der Glaser sofort kommen und eine neue Scheibe einsetzen. Kaum war er gegangen, so machten wir in der Freude, daß nun wieder alles in so schöner Ordnung sei, die Probe auf die Festigkeit der Scheibe, und richtig — krach! — der Schädel hatte sich wieder einmal als haltbarer erwiesen. Der Glaser konnte noch nicht in seiner Werkstatt angelangt sein, da lag seine schöne Scheibe in Trümmern, und wir rannten nach Leimtopf und alten Zeitungen und verklebten den Schaden aufs sorgfältigste. Wir konnten sicher sein, daß er nicht so bald entdeckt würde, denn das kleine Stubenmädchen hätte nicht gewagt, uns zu verklagen. Und wirklich schliefen wir den größten Teil des Winters in dieser ausreichenden Ventilation, es bekam uns auch ganz gut, obgleich man damals noch nicht so für Luft schwärmte wie jetzt.

Es blieb auch unbemerkt, daß einer von uns spät zu einem Kameraden ging, um mit diesem gemeinsam die Schularbeiten zu machen, und daß er über Nacht dort blieb. Morgens saß der Sünder dann wieder beim Frühstück, als habe er nie das Haus verlassen.

Unser Spielen in dem fremden Garten konnte den Eltern leicht ganz unbekannt bleiben, es nahm erst ein Ende, als wir nach der anderen Seite der Stadt verzogen. Wir kamen jetzt selten in diese Gegend, und bald hörten wir, der Besitzer des Gartens sei gestorben und der Garten von der Stadt angekauft. Als ich nach einiger Zeit wieder dorthin wandelte, um schöne Erinnerungen zu feiern, da glaubte ich mich verirrt zu haben, dann ging es wie ein physischer Schmerz durch meinen Körper: der Garten war verschwunden, ein großer freier Platz war an seiner Stelle entstanden, der Boden festgestampft und mit Kies bestreut. Seitdem werden dort die Jahrmärkte gehalten, zu welchen sich die Landbevölkerung in ihren eigentümlichen hessischen Trachten herandrängt. Reihen von Verkaufsbuden und Schaubuden sind dann aufgeschlagen; Schuhe, Kleiderstoffe, grellfarbige Tücher werden feilgeboten, auch Konditorbuden fehlen nie mit den rotbemalten Herzen, die in der Kindheit so vorzüglich schmecken, und zwei Karussels stehen viel zu nahe bei einander und machen einen Höllenlärm, indem sie ihre einzeln ganz hübschen Melodien gegen einander dröhnen. Wohin ist alle Poesie geflohen, die dort zu Hause war, als könne es nie anders sein? — Onkelchens und der Vögel Paradies ist längst vergessen.

Nun waren unser fünfe schon konfirmiert, die beiden ältesten Schwestern und drei Knaben, und von da an gingen die Interessen der Knaben und Mädchen vielfach den gleichen Weg. Nicht daß wir mit Hofmachen und Nachlaufen viel Zeit vertändelt hätten, dazu war unser Tatendrang zu groß. Meine eigene Liebe, der ich damals ewig treu blieb, war eine nur vorübergehend anwesende Cousine, die in jener Zeit des Post-Verkehrs mehrere Tagereisen entfernt von uns wohnte; ich war durch sie also nicht zu sehr in Anspruch genommen, und auf die Kameraden hatte Onkelchen aus Gewohnheit noch immer viel Einfluß. Den graziösen Sport des Tanzens liebten wir zwar sehr, doch noch weit mehr beschäftigte uns Theaterspiel; und es waren nicht nur deutsche Lustspiele, die wir zur Aufführung brachten, sondern eine ganze Reihe französischer Stücke stand auf unserm Repertoire. Unser Auditorium bildeten die Eltern, die in großer Anzahl erschienen und ein geringes Eintrittsgeld zahlten, so daß wir jederzeit aus eigenen Mitteln neue Bücher kaufen konnten.

Die Brauchbarsten unter uns durften dann gelegentlich im théâtre sans prétention mitwirken, das war eine nette Einrichtung, die jahrelang bestand. Herrn und Damen aus der Gesellschaft waren die Ausführenden, ein Haupt-Enthusiast gab seinen Saal dazu her. Man war zu den Vorstellungen abonniert, um die Ausgaben für Orchester und gelegentlich für Künstler zu decken. Ich sang dort einmal, sehr schön geputzt und geschminkt als Chorist im „Freischütz“. Auch in größeren Konzerten wirkte ich mit, denn in unserm Jugendkreis wurde viel musiziert, mehrstimmige Gesänge jeder Art übten wir mit Vorliebe. Ich spielte die Guitarre und war stets bereit, mit meinem Instrument oder mit Gesang jeden zu begleiten, der begleitet sein wollte. Ein Freund, der schönen Tenor sang, überredete mich sogar einmal dazu, daß wir, als Bänkelsänger verkleidet, zu einer benachbarten Kirchweihe wanderten, die Guitarre auf dem Rücken. Es wurde ein heiterer Tag, wir ernteten großen Beifall und Freibier nach Belieben, doch der Hut, den wir zum Sammeln herumgehen ließen, blieb leer; die Bauern wollten sich nicht foppen lassen, sie hatten an unsern Gesichtern trotz Verkleidung erkannt, wohin wir gehörten. Damals spielten Bänkelsänger noch eine Rolle auf den Märkten, sie sangen oft hübsch, und es kam in kleineren Städten häufig vor, daß die herumstehende Schuljugend beim Kehrreim mit einstimmte.

(Schluß folgt.)

Rhein und Mosel.

Die Mosel sprach zum Rheine,
Der stolz vorüberglitt:
Nimm, Großer, doch mich Kleine
Dir zur Gesellschaft mit!

Er tat es, doch nicht lange,
So rief er zornerregt:
Ich habe eine Schlange
An meiner Brust gehegt!

Sonst, schwang man wo den Becher
Im fröhlichen Verein,
Stets sangen alle Zecher:
Gesegnet sei der Rhein!

Heut' singen Alt' und Junge,
Wer je den Becher hob,
Mit und auch ohne Zunge
Des Moselweines Lob.

Sein köstliches Gekosel,
Sein prickelnder Esprit!
Nein, über diese Mosel
Geht nichts! So singen sie.

Sie macht die Herzen weiter,
Sie frischt das träge Blut,
Verstimmte stimmt sie heiter,
Verzagten gibt sie Mut.

Wer Mittags nach Erfrischung
Sich sehnt zur Sommerszeit,
Dem setzt man eine Mischung
Aus ihrem Saft bereit.

Wo Abends in den Lauben
Noch Lichter schimmern traut,
Da hat von ihren Trauben
Man einen Trunk gebraut.

Und niemand braucht zu nippen
Behutsam nur am Glas,
Nein, jeder darf die Lippen
Tief tauchen in ihr Naß.

Und strömt's dann etwas schneller
Auch durch die Adern hin,
Das Auge wird nur heller
Und wacher jeder Sinn.

Selbst dem, der blind geboren,
Geht's auf wie Sonnenlicht. —
Wer aber mich erkoren,
Wird stumpf und kriegt die Gicht.

Da lacht die muntre Dirne:
Beruh'ge dich, mein Freund,
Und glätte deine Stirne,
So schlimm ist's nicht gemeint.

Die stattlichste Gemeinde
Hängt nach wie vor an dir.
Gewann auch ich mir Freunde,
Gönn' sie großmütig mir!

An unsern Ufern haben
Genug wir hingestellt,
Woran ein jeder laben
Sich kann, wie's ihm gefällt.

Wir wollen weiter wallen
Gemeinsam unsre Bahn,
Bis Arm in Arm wir fallen
Einst in den Ozean.

Kassel. **Hermann Kette.**

Vom Kasseler Hoftheater.

VIII.

Die letzten Monate dieses Theaterjahres haben ihre Vorgänger in Bezug auf Originalität des Spielplanes nicht übertroffen. Eine kurze Oper von Pierre Maurice „Die weiße Flagge", Szenen aus dem Burenkriege, war auf dem Gebiete der Oper neu. Der Dichterkomponist zeigt sich als ein kräftiges, originelles Talent, doch scheint ihm noch zuweilen die Phantasie durchzugehen und ihn zum Überschwänglichen und Bizarren hinzutreiben. Außerdem besitzt seine Musik recht wenig Lyrik. Wie es in den letzten Jahren üblich geworden ist, bot das königliche Theater am Schlusse der Saison eine vollständige Aufführung des Wagnerschen Nibelungenzyklus, der trotz einiger Zwischenfälle, die durch Erkrankungen hiesiger Kräfte entstanden, mit Hülfe schnell herbeigerufener Gäste von auswärts glücklich durchgeführt werden konnte und allen Freunden Wagnerscher Kunst einen hohen Genuß bereitete. Neben den übrigen Darstellern pflückten dabei besonders Frau Morny und Herr Weltlinger Lorbeeren. Um Ersatz für die scheidenden Mitglieder Frau Schröder-Kaminsky, Frl. Adam und Frl. Elsner zu schaffen, waren immer noch Gastspiele nötig, wodurch der Opernspielplan naturgemäß beeinflußt wurde. Nunmehr ist dieser Ersatz in allen Fächern gefunden, hoffen wir, daß es nicht nur auf ein Jahr ist.

Im Schauspiel erlebten wir die Erstaufführung eines von unserm verstorbenen Mitbürger Karl Lauffs hinterlassenen Schwankes „Hans in allen Gassen", den Alfred Schmasow, der Bruder unseres beliebten Komikers, vollendet hat. Von dem zwerchfellerschütternden und originellen Humor, den die ersten Schwänke Lauffs' besaßen und von dem man einstmals hoffte, daß er den lediglich vom Ehebruch zehrenden modernen französischen Schwänken auf deutschen Bühnen erfolgreich würde Konkurrenz machen können, besitzt dieses Werk nichts mehr, es ist mühsam aus alten Lustspieltrics, noch älteren Witzen und einigen modernen Redensarten der Gasse und der Bierbank zusammengequält und dürfte sich wohl nur einer kurzen Lebensdauer erfreuen. Eine Anzahl Neueinstudierungen und Aufführungen von Stücken, die längere Zeit nicht gegeben waren, verdienen Anerkennung. So erschien Shakespeares „Julius Cäsar", in dem Herr Jakobi als Brutus und Herr Bohnée als Marc Anton Treffliches leisteten. In einem Molière-Abend, bestehend aus „Tartuffe" und „Der Geizige", hatte Herr Jürgensen

Gelegenheit, seine hervorragende Begabung für schauspielerische Kleinmalerei zu betätigen. Mit Björnsons „Fallissement“ und Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ kamen die nordischen Größen im Kampfe gegen die Lüge einmal wieder zu Worte. In Laubes „Karlsschülern“ boten Herr Jakobi und das Ehepaar Kothe gute Leistungen, während in Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ Herr Wolfram in der Titelrolle durch Mangel an Temperament ziemlich enttäuschte. Auch die österliche „Faust“-Aufführung brachte eine Enttäuschung, indem sich Herr Bohnée scheinbar in seine Rolle gar nicht vertieft hatte und sein Faust an Oberflächlichkeit und an lediglich auf rein äußerliche Wirkung zielender Künstelei seinesgleichen suchte. Wenig erfreulich war noch die Neueinstudierung von „Berlin wie es weint und lacht“; kann man denn diese so gänzlich abgestorbenen Volksstücke mit ihren alten Witzen und Couplets, ihren Sentimentalitäten und ihrem Edelmut des Hintertreppenromanes nicht ruhen lassen? Sie sind nun einmal tot, ein neuerer Geschmack ist über sie zur Tagesordnung übergegangen.

Auch im Schauspiel scheiden eine Anzahl Mitglieder, darunter namentlich Herr Felsing, mit dem wir einen guten Charakterdarsteller verlieren, für den auch noch kein Ersatz gewonnen ist, denn die beiden Herren, die in je zwei Rollen in den letzten Wochen aufgetreten sind, können ernstlich kaum in Frage kommen.

Da von den scheidenden Mitgliedern keines längere Jahre unserer Bühne angehört hatte, so fanden auch größere Abschiedsvorstellungen, wie wir sie wohl früher erlebt haben, nicht statt. Nun herrscht Ruhe im Theater, und ich hoffe, daß ich den geneigten Lesern im nächsten Jahre von recht viel Schönem und Neuem berichten kann, das wir auf unserer Bühne erleben.

B. F. C.

Aus alter und neuer Zeit.

Eine Erinnerung an die hessischen Gardes du Corps 1800. Unter den Papieren meines verstorbenen Vaters*) fand ich einige Schriftstücke, die auf die im Jahre 1800 erfolgte Umwandlung der beiden Kompagnien der hessischen Gardes du Corps in eine Eskadron Bezug haben und mir Interesse genug zu beanspruchen scheinen, um sie der Vergessenheit zu entreißen.

Das erste Schriftstück ist eine eigenhändige Verfügung des Landgrafen Wilhelm IX. und lautet:

Cassel, den 8. Juny 1800.

Mein Lieber Hr. General Major von Kruse. Da Ich resolvirt habe meine Gardes du Corps eben so wie die übrige Cavallerie zu einer Escadron zu formiren, So hat derselbe nach beygehendem Etat beyde Compagnien zusammenstoßen zu laßen Deren Montirungs Kammern zu vereinigen und alles nach meiner Intention einzurichten. Außerdem bleibt Die Diensthuende Mannschaft ebenso stark wie dermahlen. Der Obrist Lieutenant von Lepel erhält seine Rittmstrs Gage ex Cassa. Ich beharre in Erwartung Dessen Rapports

Deßelben
wohl affectionirter
Wilhelm L.

Die befohlne Beuhrlaubung während meiner Abwesenheit bleibt nach wie vor. Die ganze Escadron erhält weiße Pallasch Quasten.

Der beigefügt gewesene Etat ist nicht vorhanden. Dagegen der Entwurf, welchen General von Kruse dem Landgrafen vorgelegt und den dieser unterm 9. Juni 1800 bereits genehmigt hat. Derselbe lautet:

Die beyden Kompagnien der Garde du Corps formiren Eine geschloßene Escadron.

Die Escadron

Soll beritten stark seyn	Soll unberitten stark seyn
1. 5 Officiers.	1. 6 Unterofficiers.
2. 6 Unterofficiers.	2. 1 Escadrons-Chirurgus.
3. 4 Spieleute.	3. 70 Gemeine incl. 4 Carab.
4. 50 Gemeine incl. 6 Carab.	

*) Major a. D. Karl v. Stamford, der verdiente hessische Historiker und einstige hochgeschätzte Mitarbeiter dieser Zeitschrift. D. Red.

Ist würklich beritten stark	Ist unberitten stark
1. 7 Officiers.	1. 2 Unterofficiers.
2. 10 Unterofficiers.	2. 1 Escadrons-Chirurgus.
3. 4 Spieleute.	3. 70 Gemeine.
4. 50 Gemeine.	

Totalstärke.	Wären übercomplett
7 Officier	2 Officier.
12 Unterofficier	4 Unterofficiers z. Pferdte.
10 Carabinier	
1 Es: Chirurgus	
4 Spieleute	
110 Gemeine.	

Explication.

Nach der gnädigst bestimmten Stärke, wäre die Escadron mit 50 Gemeinen zPferdte beritten, hätte noch 4 Unterofficiers zPferdte überkomplett und komplett in der unberittenen Stärke, 2 Officiers wären aber überkomplett.

Nach der gnädigsten Ordre sind zu Pferdt beurlaubt 2 Unterofficiers und 30 Mann. Bey Abwesenheit Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht von hier werden noch extra auf gnädigsten Befehl beurlaubt . . . 8 Mann zu Pferdt.

Sa. 2 Unterofficier und 38 Mann zu Pferdt.

Bleiben alsdann im Dienst 8 Unterofficiers zu Pferdt, 12 Mann zu Pferdt, und 10 Mann zu Fuß, welches diejenigen sind, von welchen die Pferdte den 4ten dieses verkauft worden.

v. Kruse.

Genehmigt und ist nach diesem Etat alles einzurichten.
Cassel, d. 9ten Juny 1800.

Wilhelm L.

Das dritte Schriftstück ist die auf Grund vorstehender Genehmigung vom Generalmajor von Kruse erlassene Ausführungsordre. Sie lautet:

Escadrons-ordre, d. 9ten Juny 1800.

Nach dieser höchsten ordre formirt die Garde du corps nunmehr eine geschloßene Escadron, beyde Kompagnien stoßen zusammen; der morgende rapport wird schon auf eine Escadron eingegeben, auch erhalten die Leute welche im Dienst sind, die weißen Quasten, und die rothen werden demnächst abgeliefert. Die Montirungs-Kammer der eingegangenen Kompagnie wird so fort durch eine Commission übernommen, und von dieser an mich abgeliefert. Hierzu wird kommandirt Major v. Schlotheim, Lieut. v. Osterhausen und der Regiments-quartiermstr. Kleinstüber. Den Etat wird die Escadron abschriftl. erhalten.

v. Kruse.

Von Interesse ist der damals übliche geringe Pferdebestand — 60 außer den Pferden der Offiziere —, so daß nur 6 Unteroffiziere, 4 Spielleute, 50 Gemeine beritten, dagegen 6 Unteroffiziere, 70 Gemeine nicht beritten waren; ferner die zahlreichen Beurlaubungen der Leute mit ihren Pferden. Dadurch ersparte man Löhnung und Beköstigung der Mannschaften, sowie die Verpflegung der Pferde. Die beurlaubten Leute, meist Bauernsöhne, nahmen ihr Pferd mit, durften dasselbe zur Arbeit verwenden und waren nur verpflichtet, es gut zu füttern und gesund wieder mitzubringen. Diese sparsame Einrichtung auf Kosten der militärischen Ausbildung hatte sich übrigens am längsten noch in der hannoverschen Armee, bis 1866, erhalten.

Die Formierung der hessischen Gardes du Corps zu einer Schwadron an Stelle der bisherigen zwei Kompagnien ist entsprechend der übrigen Kavallerie also schon 1800 erfolgt, während bekanntlich die preußischen Gardes du Corps bis zum Jahre 1889 in 10 Kompagnien eingeteilt waren, von denen je zwei nur zum Exerzieren eine Schwadron bildeten.

A. v. Stamford.

Aus Heimat und Fremde.

Grimm-Museum. In Hanau war nach der Enthüllung des Grimm-Denkmals am 18. Oktober 1896 die Gründung eines Grimm-Museums geplant worden, ohne daß dieses Unternehmen jedoch zustande gekommen ist. In der am 27. Juni unter Vorsitz des Herrn Oberbürgermeister Dr. Gebeschus abgehaltenen Versammlung der Grimm-Museums-Gesellschaft wurde die Gesellschaft aufgelöst und die im Besitz derselben befindlichen Bücher, Handschriften und Modelle, sowie der Barbestand von ungefähr 1650 Mark dem Magistrat überwiesen, von dem die Schenkung an den Geschichtsverein übergehen soll. Zur Aufstellung der Sammlung wird ein besonderes Zimmer des Altstädter Schlosses eingeräumt werden.

Volkskunde. In Darmstadt fand am 24. Juni unter dem Vorsitz des Herrn Provinzialdirektor Dr. Breidert-Gießen die Jahresversammlung der Hessischen Vereinigung für Völkerkunde statt. Nach Erledigung des geschäftlichen Teils hielt der neugewählte Vorsitzende Herr Professor Dr. Strack aus Gießen einen Vortrag, in welchem er es als die Aufgabe der Volkskunde bezeichnete, den mannigfachsten Äußerungen des Volksgemüts nachzuspüren und das Gemeinsame eines Volkes anschaulich zur Darstellung zu bringen. „Die Volkskunde", so ungefähr schloß der Redner seinen mit Beifall aufgenommenen Vortrag, „knüpft die Bande fester, die uns an die Heimat fesseln, indem sie uns die Eigenart unseres Volkstums wiederfinden läßt. Und so vermag sie wohl auch an ihrem Teil eine Führerin und Beraterin in den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen und den geistigen Bewegungen zu sein. Sie stellt das ausgleichende, versöhnende Moment dar, und es ist zu wünschen, daß es ihr gelingen möge, auch die gebildeten Kreise des Volkes zu eifriger Mitarbeit zu gewinnen!"

Jubiläum. Am 27. Juni waren 60 Jahre verflossen, seit der General der Kavallerie z. D. Louis von Hesberg in den Militärdienst getreten ist. 1824 zu Kassel geboren, besuchte er die kurfürstliche Kadettenschule und trat an vorgenanntem Tag des Jahres 1843 als Portepeefähnrich in das kurhessische 1. Leib-Dragoner-Regiment ein, in welchem er alsbald zum Leutnant befördert wurde. Als dies Regiment einige Jahre später eine Umwandlung in das 1. Leib-Husaren-Regiment erfuhr, verblieb er in demselben, wurde 1852 zum Premierleutnant und 1856 zum Rittmeister bei dem 2. Husaren-Regiment, Herzog von Sachsen-Meiningen, ernannt. Seit 1864 stand er als Rittmeister bei der Leib-Eskadron der Gardes du Corps. Bei dem Übergang in den preußischen Militärdienst wurde er Rittmeister und Eskadronchef im Kürassier-Regiment Nr. 6, 1867 wurde er zum Major befördert. Im Feldzug 1870/71 mit dem eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet, wurde er 1871 zum Kommandeur des Dragoner-Regiments Nr. 15, 1872 zum Oberstleutnant, 1874 zum Oberst befördert. Ein Jahr später erhielt er das Kommando des 2. Garde-Ulanen-Regiments. Im Februar 1880 übernahm er die 19. und einige Monate später als Generalmajor die 20. Kavallerie-Brigade. 1885 wurde er unter Beförderung zum Generalleutnant zum Kommandeur der Kavallerie-Division des 1. Armeekorps ernannt und 1888 in Genehmigung seines Abschiedsgesuchs mit Pension zur Disposition gestellt. Gelegentlich der Manöver des XI. Armeekorps 1891 wurde ihm der Charakter als General der Kavallerie verliehen.

Deutsche Schule in Barcelona. Bereits in Nr. 3 unserer Zeitschrift, Seite 41 des lfdn. Jahrgangs, hatten wir Gelegenheit, auf die unter Leitung unseres hessischen Landsmannes, des Herrn Pfarrer Löwer aus Rinteln stehende deutsche Schule in Barcelona hinzuweisen. Nunmehr können wir aus dem uns freundlichst übersandten Bericht über das Schuljahr Ostern 1902 bis Ostern 1903 das

Nachfolgende mitteilen: Das Lehrerkollegium besteht aus 6 Personen, von welchen außer Herrn Direktor Löwer auch die Klassenlehrerin der oberen Mädchenklasse Fräulein Wangemann aus Hessen stammt. Die Zahl der Schüler betrug 78. Von den verschiedenen Festakten sei besonders erwähnt die Aufführung des patriotischen Stückes „Rheingold" am 6. Februar im Teatro Nuevo Retiro, die zu Ehren des vor Anker liegenden Schulschiffes „Moltke" stattfand. Wohl die gesamte deutsche Kolonie war versammelt, dazu viele Ausländer; vom Schiff waren erschienen das Offizierkorps, 20 Seekadetten und 75 Schiffsjungen. In liebenswürdiger Weise hatte der Kommandant des Schiffes, Herr Kapitän z. S. Sommerwerk, auch die Schiffskapelle zur Verfügung gestellt. Am darauffolgenden Sonntag folgte die Schule einer Einladung des Kapitäns zum Gottesdienst an Bord. Bald darauf setzte das Schiff mit den deutschen Gästen seine Heimreise fort. Unter allen Feierlichkeiten, die ihnen zu Ehren abgehalten wurden, bildete das Schulfest nach dem allgemeinen Urteil den Höhepunkt. Am Schluß seines Berichtes macht Herr Direktor Löwer noch die erfreuliche Mitteilung, daß dank der tatkräftigen, unermüdlichen Unterstützung und Förderung des kaiserlichen Generalkonsuls Herrn von Hartmann und der Opferwilligkeit der deutschen und schweizerischen Kolonie der Bau eines eigenen Schulhauses — die Schule befindet sich jetzt noch in einer engen Mietswohnung — gesichert ist. Wir wünschen der Anstalt auch eine fernere gedeihliche Entwicklung.

Rhönklub. Am 25., 26. und 27. Juli d. J. hält der Rhönklub unter Vorsitz des Herrn Sanitätsrat Dr. Schneider-Fulda seine 27. Jahresversammlung in Würzburg ab, zu welcher er alle Mitglieder des Rhönklubs, des deutschen Touristenverbandes und der befreundeten Gebirgsvereine einladet.

Eine neue Schilderung Kurhessens. Im Verlag von N. G. Elwert in Marburg erscheint demnächst ein umfangreiches Werk, welches die „Hessische Landes- und Volkeskunde" am Ausgang des 19. Jahrhunderts enthält. Zusammengestellt und herausgegeben ist dasselbe von Herrn Rektor Karl Heßler in Verbindung mit dem Verein für Erdkunde zu Kassel. Bei dem von der Verlagsbuchhandlung, trotz der splendiden Ausstattung, angesetzten billigen Preis wird das aus zwei Bänden bestehende Werk voraussichtlich in unserer engeren Heimat sich viele Freunde erwerben. Im übrigen verweisen wir auf den der vorigen Nummer des „Hessenland" beigegebenen Prospekt.

Personalien.

Verliehen: dem Stadtrat Motz in Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem emeritierten Lehrer und Präzeptor Jacob zu Sooden der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern.

Ernannt: Erster Staatsanwalt Geheimer Justizrat von Heusinger in Aachen zum Präsidenten des Landgerichts in Marburg; Regierungsassessor von Gröning zum Landrat des Kreises Gelnhausen; Gerichtsassessor Dr. Neff in Biedenkopf zum Amtsrichter in Nentershausen; Pfarrer Schlitt zu Hanau zum Dechanten; die Referendare Bovensiepen, Dr. Mengel und Kunisch zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Landmesser Müller von Arolsen nach Rinteln; Aktuar Holstein von Ziegenhain an das Landgericht zu Marburg; Lehrer Herget von Gelnhausen an die städtische Bürgerschule in Kassel.

Übertragen: dem Oberförster Brause in Posen die Oberförsterstelle in Rauschenberg.

Entlassen: Referendar von der Malsburg aus dem Justizdienst behufs Übertritt zur allgemeinen Staatsverwaltung.

Geboren: ein Sohn: Architekt Christian Schmidtmann und Frau Ilse, geb. Wolff (Kassel, 6. Juni); Dr. phil. Robert Michels und Frau (Marburg, Juni); Pastor G. Rothfuchs und Frau Johanna, geb. Marburg (Rodenberg, 17. Juni); Pfarrer Otto Hohgraefe und Frau Sophie, geb. Klein, zu Sachsenberg (Marburg, 20 Juni); Hauptmann Engelhard und Frau (Kassel, 24. Juni); Oberlehrer Hofmann und Frau Käthe, geb. Meyer (Kassel, 28. Juni); — eine Tochter: Hauptsteueramtsassistent Scheele und Frau Marie, geb. Laeger (Frankfurt a. M., 15. Juni); Apotheker W. Ritz und Frau Margarete, geb. Barth (Hardegsen, 15. Juni); Gymnasialoberlehrer Wilhelm Armbröster und Frau (Marburg, Juni); Dr. Karl Ploch und Frau Klärchen, geb. Spamer (Gießen, 26. Juni); Kaufmann Karl Ohlbach und Frau Elisabeth, geb. Mende (Kassel, 27. Juni).

Gestorben: Großherzoglich Hessischer Kammerherr Karl Alexander Freiherr Schenk zu Schweinsberg, 59 Jahre alt (Schweinsberg, 15. Juni); Frau Amalie Hackländer, geb. Dieckerhoff, 47 Jahre alt (Kassel, 15. Juni); Domkapitular Karl Jüngst, 55 Jahre alt (Fulda, 16. Juni); verw. Frau Oberförster Amalie Gies, geb. von Kietzell, 75 Jahre alt (Kassel, 20. Juni); Frau Pfarrer Emma Raabe, geb. Hastenpflug (Niedermeiser, 21. Juni); verw. Frau Minna Henckel, geb. Prengel, 76 Jahre alt (Kassel, 22. Juni); Frau Geheime Bergrat Auguste Wenderoth, geb. Wallis (Marburg, 25. Juni); Fabrikant Richard Schröder, 41 Jahre alt (Witzenhausen, 27. Juni); Landkrankenhaus-Inspektor Wilhelm Wickert, 59 Jahre alt (Kassel, 27. Juni); Frau Marie Schuppert, geb. Zahn, Witwe des Hoforganisten, 77 Jahre alt (Kassel, 29. Juni).

Briefkasten.

B. C. in Rotenburg. Die freundlichst in Aussicht gestellte Reisehumoreske ist zur Einsicht willkommen.

C. P. in Wächtersbach. Für Übersendung des Jahresberichts besten Dank.

A. K. in Kassel. Die Erzählung wird in der veränderten Form gebracht werden.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 14. XVII. Jahrgang. Kassel, 16. Juli 1903.

Was die Nachtigall singt.

Die Ahne hebt den Finger und belehrt
Das Enkel-Töchterlein, das ihren Spruch begehrt:
„Ach! unter tausend Lauschern mag es einer wissen,
Was seines Waldes halben Finsternissen
Mit süßem Flötenlaut
Die Nachtigall vertraut — —

„Sie singt wohl von Städten auf seligen Sternen,
Von blühenden Inseln in weltfremden Fernen,
Von paradiesisch-stillen Gestaden,
Wo sich Erlöste in Ruhe baden,
Von schwebenden Gärten ungesehen,
Darinnen nur Engelfüße gehen;
Von Wunderschlössern aus Tau gebaut,
Die nimmer ein irdisches Auge erschaut,
Von gläsernen Burgen, die niemals zerbrechen,
Von Blumen, die wie mit Zungen sprechen,
Von köstlichen Brunnen, die von Weisheit triefen,
Von versunkenen Kronen in Stromes Tiefen.
Sie singt wohl von goldenen Toren und Gassen,
Singt jubelnd vom Lieben und schluchzend vom Hassen —
Und ihr Lied klingt so sanft und so seelenvoll — —

„Doch — wer's bis zur Neige verstehen soll:
Er muß ein Auserwählter sein,
Ein Wesen besaitet gar zart und fein,
Das viel sinnender ist, wie die andren es sind,
Ein gar eigen' Geschöpf — ein Sonntagskind."

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Gottestag.

Die blütenschwere Sommernacht
Hab' ich am Wald verträumt;
Nun zieht herauf der Morgen sacht,
Von lichtem Gold umsäumt.

Und Stern um Sternlein sagt Ade,
Ein schlummermüdes Kind.
Durch weiße Blumen und roten Klee
Geht flüsternd der Morgenwind.

Mir ist, ich hör' die Engel ziehn
Mit leisem Flügelschlag,
Und betend möcht' ich niederknien
Und grüßen den jungen Tag.

O Gottestag nach dunkler Nacht,
Im lichten Strahlenkleid,
Du küssest fort, eh ich's gedacht,
Von meiner Seele das Leid!

Kassel. **Meta Artzt.**

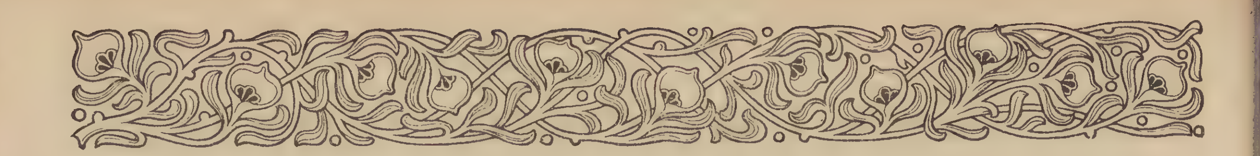
* * *

Im Walde.

Ich lieg im Wald im Heidekraut,
Versteckt von grünen Ranken.
Die Vögel singen mit süßem Laut
Harmonisch in meine Gedanken.

Es bebt das Herz mir wonniglich
Bei diesem Locken und Singen!
Es schwebt ein Traum fernher um mich
Auf bunten Falterschwingen.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**



Die Melsunger Bürgerwehr (1831—1854).*)

Von Dr. L. Armbrust.

Die Pariser Julirevolution von 1830, die dem Bourbonen Karl X. den Thron kostete und den Bürgerkönig Ludwig Philipp von Orleans erhob, warf ihre Wellen nach Deutschland hinüber. Hier und da gärte es, die aufgeregte Menge klopfte bei den Regierungen an und heischte mehr Freiheiten und Rechte. In Kurhessen klagte man unter anderem über den wirtschaftlichen Niedergang und die hohen Brotpreise. Unruhen brachen aus. Auch in dem Fuldastädtchen Melsungen ging es nicht ohne Aufläufe ab; bei deren Unterdrückung erwarb sich der Bürgermeister Johann Peter Lotz der Ältere Verdienste, die ihm die hessische Regierung nicht wieder vergessen hat. In Kassel bewaffneten sich freiwillig dreihundert Bürger**) und hielten die Ordnung aufrecht — der erste Anfang der hessischen Bürgerwehr.

Der Kurfürst Wilhelm II. sah aus diesen und anderen Beispielen, wie erfolgreich sich die Unruhen mit Hülfe des Bürgerstandes bekämpfen ließen. Er verordnete daher (am 6. Oktober 1830), daß im ganzen Lande Bürgergarden gebildet würden. Die hessische Verfassungsurkunde (vom 5. Januar 1831) sprach sich in demselben Sinne aus. Sie erlaubte die Bewaffnung der Staatsbürger in Stadt- und Landgemeinden als bleibende Einrichtung. Die Bürgerwehr sollte zunächst Ruhe und Ordnung im Innern des Landes aufrecht erhalten, in Notfällen aber auch zur Landesverteidigung dienen, also den Landsturm bilden.

Schon fünf Tage darauf (am 10. Januar 1831) traten in Melsungen 226 Einwohner als freiwillige Mannschaft in die Bürgerwehr ein. Zwanzig Unteroffiziere sorgten für die Ordnung, sechs Spielleute rührten die Trommeln und bliesen die Hörner. Hauptmann der Melsunger Bürgerkompagnie wurde der damalige Kreissekretär (spätere Kreisrat) Karl Wilhelm Heinrich Wagner, Oberleutnant der Kaufmann George Wilhelm Scholl, Unterleutnants Kaufmann Friedrich Hüter und Gastwirt Christian Hüter. Die Melsunger Bürgerwehr behielt ihre bürgerliche Kleidung bei, trug aber als Kopfbedeckung einen Tschako mit Haarbusch. Die Stadt lieferte ihr 131 Musketen, die aus der Pistorschen Gewehrfabrik zu Schmalkalden (das Stück zu $7^{1}/_{3}$ Taler) bezogen waren, ferner 131 Patrontaschen, 20 Seitengewehre mit Bandelieren für die Unteroffiziere und endlich 3 Trommeln und 2 Hörner. Die Unkosten waren so bedeutend, daß die Stadtkasse sie nicht ohne weiteres bestreiten konnte; daher wurde eine Anleihe von 1700 Talern aufgenommen. Auf dem Lindenberge richtete man einen Schießplatz ein. Waffenübungen fanden aber höchstens zweimal in jedem Monate statt.

So besaß Melsungen, wie andere hessische Städte, wohl eine Bürgerwehr, aber es hatte eine eigene Bewandtnis damit. Niemand war zum Dienste, niemand zum Gehorsam verpflichtet; die Führer konnten nur die Befolgung ihrer Befehle erwarten, soweit ihr persönliches Ansehen reichte. Der Kurfürst veröffentlichte zwar (am 25. April 1831) für die hessische Bürgergarde eine Disziplinarordnung, aber sie blieb unvollzogen, weil sie nicht durch die Zustimmung der Ständeversammlung Gesetzeskraft erlangt hatte. Und die Stände hinwiederum nahmen (am 20. Oktober) ein Bürgergardengesetz an, das der Regierung zu Bedenken Anlaß gab. Endlich waren alle Schwierigkeiten beseitigt, und ein neues Gesetz über die Bürgerwehr erhielt (am 23. Juni 1832) die allgemeine Gültigkeit für das Kurfürstentum. Nun waren erst Rechte und Pflichten der Bürgergardisten genau bestimmt. Sie hatten allen Gerichts-, Verwaltungs- und anderen bürgerlichen Behörden zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung bewaffnete Unterstützung zu leihen und die von ihrem Stadtrate anbefohlenen Wachen zu stellen. Zum Eintritt verpflichtet waren die waffenfähigen

*) Handschriftliche Quellen: Melsunger Stadtbuch von 1753 an; im Staatsarchiv zu Marburg. Städtische Rechnungsbücher (Kämmereibücher) von 1831, 1839, 1849, 1856; im Rathause zu Melsungen. — Gedruckte Werke, die benutzt sind: Karl Wilh. Wippermann, Kurhessen seit dem Freiheitskriege, Kassel 1850, besonders S. 196—203, 209, 214, 223, 246, 252, 253, 268—270, 523. — Sammlung von Gesetzen und Verordnungen für Kurhessen. 1831, S. 7, 105; 1832, S. 121 f.; 1848, S. 163, 173, 242; 1850, S. 45, 46, 47, 53, 55; 1854, S. 84, 85. — Jeremias Zülch, Fahnenweihe der Melsunger Bürgergarde, vollzogen am 8. Juli 1832; in der Landesbibliothek zu Kassel.

**) Die Überreste des Kasseler Schützenkorps traten in dieses Bürgerbataillon. Vgl. von Kropff, Die Kasseler Schützen, im „Hessenland“ 1896, Nr. 14, S. 191.

Staatsbürger zwischen dem 22. und 50. Lebensjahre, allein in der Hauptsache nur, soweit sie dem Mittelstande angehörten. Als ausgeschlossen galten demnach Handwerksgesellen, Tagelöhner, Ortsarme, die öffentliche Unterstützung empfingen, und natürlich Verbrecher. Aber auch Beamte und Militärpersonen konnten nicht zum Dienste herangezogen werden. Je 50 bis 150 Mann wurden zu einer Kompagnie verbunden, die ein Hauptmann befehligte. Ihm standen zwei bis drei Ober- und Unterleutnants, Feldwebel, Sergeant, Fourier und auf je zehn Mann ein Unteroffizier zur Seite. Alle drei Jahre wählte die Bürgergarde ihre Vorgesetzten und zwar in geheimer Abstimmung mit Stimmzetteln. Die Wahl der niederen Offiziere bestätigte der Minister des Innern, die Regiments- und Bataillonskommandeure der größeren Städte ernannte der Landesherr aus drei ihm vorgeschlagenen Offizieren. Wer im Dienste beschädigt wurde, erhielt eine Pension aus der Staatskasse. Eine Uniform war der Bürgerwehr nicht vorgeschrieben. Als wesentliches Dienstzeichen galt eine weiße, mit roter Einfassung versehene Armbinde, die bei den Offizieren durch zwei karmesinrote Mittelstreifen ausgezeichnet war. Die Offiziere trugen Säbel mit goldenem Portepee. Wünschte eine Stadt für ihre Bürgergardisten eine Uniform, so bedurfte diese der landesherrlichen Bestätigung.

Das Gesetz war aus liberalem Geiste entsprungen und doch führte es keine Erstarkung der Bürgergarde herbei, sondern leitete ihr allmähliches Erschlaffen und Einschlummern ein. Der militärische Verband, der zwischen den Bürgerwehren verschiedener Städte bestand, wurde aufgehoben; der rein örtliche Charakter der Anstalt schwächte die politische Bedeutung für das Land ab. Und bei der Handhabung des Gesetzes wurden (nach Wippermann) die Beschwerlichkeiten des Dienstes gesteigert, die Annehmlichkeiten nach und nach ganz unterdrückt. Diese Nachteile kamen aber nicht sofort zum Vorschein.

In Melsungen traf man in der Bürgerwehr alsbald die Änderungen, die das Gesetz verlangte. Der Kreisrat Wagner konnte als herrschaftlicher Beamter nicht mehr an der Spitze bleiben; daher wählte man den Kaufmann George Wilhelm Scholl und den Stadtkämmerer George Schreiber zu Hauptleuten. Aus der einen Kompagnie mußten nämlich jetzt zwei gemacht werden, von denen jede 100 Mann zählte. Man entschied sich in der Stadt für eine einheitliche Kleidung: blaue Oberröcke mit breitem roten Aufschlage und zwei Reihen gelber Knöpfe. Durch freiwillige Beiträge wurden die Kosten zu einer Fahne aufgebracht, deren Malerei ein Professor Teichmüller anfertigte. Auf der einen Seite der Fahne erblickte man das Stadtwappen nebst zwei hessischen Löwen, auf der anderen die Worte: „Treue dem Landesherrn, Aufrechthaltung der Verfassung und öffentlichen Ordnung, Gehorsam den Gesetzen!" Der Wahlspruch war dem Handgelöbnis der hessischen Bürgergardisten entnommen, das sie an Eidesstatt ablegten: „Ich gelobe Treue dem Landesherrn, Gehorsam diesem Gesetze und meinen Vorgesetzten und hiermit zugleich die eifrige Mitwirkung zur Aufrechterhaltung der Verfassung und der öffentlichen Ruhe, sowie die gewissenhafte Beobachtung der Dienstvorschriften für die Bürgergarde."

Am 8. Juli 1832, einem Sonntage, feierte die Melsunger Bürgerwehr die Einweihung der neuen Fahne. Mittags 12 Uhr wurde Generalmarsch geschlagen. Auf dem Markte war ein Altar errichtet; hier versammelten sich die Mannschaften, während die Kirchenglocken läuteten. Johann Peter Lotz, seit dem Frühlinge dieses Jahres Vizebürgermeister, vorher längere Zeit Bürgermeister, trug die verhüllte Fahne. Die Weiherede hielt der Pfarrer Jeremias Zülch, seit sechs Jahren Metropolitan der Klasse Melsungen. Glücklich vermied er die Klippen, an denen mancher Festredner scheitert. Er nahm weder einseitig für die Sache des Volkes Partei, noch erging er sich in übertriebenen Lobeserhebungen über Taten und Eigenschaften des herrschenden Fürsten. Mit Wärme ermahnte er jedoch seine Zuhörer, der Sache des Vaterlandes zu dienen.

„Was der Mensch mit ernstem Sinne unternimmt," sagte er unter anderm, „das unternimmt er mit Gott, denn nur des Herrn Arm ist stark. Sie, meine teueren Mitbürger, die Sie für des Vaterlandes heilige Sache sich unter die Waffen stellten, haben Ernstes unternommen, und Sie wollen es mit Gott tun. Sie wollen ein pflichtgetreues Wirken dem Beistande des Allerhöchsten empfehlen. Sie wollen und begehren für das Ehrenzeichen Ihrer Schar, für das Panier Ihrer Einheit, für die Fahne, auf die Sie schwören, die Weihe der Religion. So ist der heutige Tag ein feierlicher Tag für Sie — ein ernster, heiliger und bedeutungsreicher Tag; aber er ist auch ein feierlicher, ein ernster, heiliger und hoffnungsreicher Tag für uns alle. Es ist ja das Vaterland, unser aller gemeinsames, teures Vaterland, für dessen Dienst Sie in den Waffen stehen; es ist unser aller gemeinsames und vaterländisches Wohl, das Sie bewachen; es sind gemeinsame und vaterländische, heilige und teuere Güter, die Sie beschirmen wollen. Könnte dabei ein Herz kalt bleiben? O, dann müßte es entweder in roher Unwissenheit und tierischer Stumpfheit die Sache

des Vaterlands nicht begreifen, oder es müßte im unwürdigsten Leichtsinne die heilige Sache des Vaterlands nicht beachten, oder es müßte im ehrlosen Eigennutz diese Sache nicht lieben und verbrecherische Wünsche nähren, die das öffentliche Wohl an den Privatvorteil verraten. Nein, wer es treu meint mit Fürst und Volk, mit Vaterland und Heimat, mit Haus und Herd, dem sind die Grundsätze ein Heiligtum seines Herzens geworden, die er mit den Empfindungen der Freude, der Hoffnung und des Vertrauens in dem Wahlspruche Ihrer Fahne wiederfindet: Treue dem Landesherrn, Aufrechthaltung der Verfassung und der öffentlichen Ordnung und Achtung dem Gesetz!"

Darauf besprach Zülch einen jeden dieser drei Grundsätze in ausführlicherer Weise. —

Seit Jahrzehnten haben uns die Witzblätter daran gewöhnt, die alte Bürgergarde nicht ernst zu nehmen, sie als Spielerei zu verlachen, als Schule der Unordnung und des Ungehorsams zu verspotten. Wie bitter unrecht tun wir damit vielen Teilnehmern! Den Zweifler muß Zülchs Rede überzeugen, mit welchem heiligen Ernste, mit welcher Begeisterung damals die Mehrzahl die Sache betrachtete und betrieb. Mancherlei Hoffnungen knüpften sich ja an die Bürgerwehr und ihre Fahne, Hoffnungen, die sich nicht bloß auf Ruhe und Ordnung im Lande bezogen, sondern noch mehr in der bewaffneten Bürgerschaft eine Gewähr sahen, daß die freiheitliche Strömung im Staatsleben auf absehbare Zeit nicht wieder zurückgedämmt würde. Daß dieses ein eiteler Wahn sei, kam niemandem ins Bewußtsein. Überall herrschte die heiterste Stimmung und laute Freude.

So vergaßen die Melsunger, daß das Jahr wenig zu rauschender Lustbarkeit geeignet war. Erst ein paar Wochen vorher (am 1. Juni) hatte Hagelschlag die Saaten der Feldmark fast vollständig vernichtet und die Regierung bewogen, einen großen Teil der Steuern zu erlassen.*) Trotzdem opferte man mit vollen Händen den Göttern des Frohsinns.

Nachdem die Fahne entfaltet und dem ersten Bürgermeister Müller überreicht war, rückte die Bürgergarde von dem Markte ab und marschierte über eine auf Stadtkosten geschlagene Schiffsbrücke nach der Inselwiese zwischen Fulda und Hubberg (der alten Schindelache). Hier fand ein Volksfest statt. Kletterstangen und Tanzzelte hatte die Stadt errichten lassen, Trinkzelte die Gastwirte. Allgemeines Feuerwerk beschloß den denkwürdigen Tag.

Das Fahnenfest wurde in späteren Jahren wiederholt und die Stadt gab auch wohl einen Zuschuß zu den Kosten (so 1839).

In den unruhigen Zeiten von 1848 und 1849 gewann die hessische Bürgergarde noch einmal an Wichtigkeit. Ihr Ausnahmegericht ward bestätigt, ihre Befehlshaber angewiesen, auf Ersuchen der Behörden auch für die Zwecke der Strafgerichtsbarkeit tatkräftigen Beistand zu leisten. Die Stadt Melsungen trug den Zeitverhältnissen Rechnung und steckte sich wieder in einige Unkosten für ihre Bürgerwehr, für die sie 15 neue Tschakos anschaffte (1849).

Dann aber kamen andere Zeiten, in denen die hessischen Gewalthaber nichts mehr von der Bürgergarde wissen wollten. Am 7. September 1850 erklärte Kurfürst Friedrich Wilhelm I. den Kriegszustand, weil die Ständeversammlung die Verfassung gebrochen hätte. Die Bürgergarden im hessischen Lande wurden nunmehr dem Befehle des militärischen Oberbefehlshabers, Generalleutnants Bauer, unterstellt und diesem ausdrücklich die Befugnis erteilt, nötigenfalls die Bürgerwehr gänzlich aufzulösen. Jede Äußerung ihrer Tätigkeit aber war an die Anweisung des Oberbefehlshabers und seiner militärischen Untergebenen gebunden. Verlangten bürgerliche Behörden den Beistand der Bürgergarde, so hatten sie ihr Gesuch an den zuständigen Offizier des stehenden Heeres zu richten. Die Bürgerwehr, die aus freiheitlichen Keimen entsprossen war und die auch den Schutz der Verfassung gelobt hatte, war damit sozusagen an die Kette gelegt; ja ihr war geradezu der Lebensfaden durchgeschnitten.

Am 19. Dezember 1854 hob dann der Kurfürst das Bürgergardengesetz von 1832 auf, behielt sich indessen vor, die alten Schützenkompagnien wieder einzurichten; als ob diese je die politische Bedeutung der Bürgerwehr besessen hätten oder ein halbwegs genügender Ersatz gewesen wären!

Zwei Jahre später verkaufte die Stadt Melsungen Tschakos, Patrontaschen und Säbel, das war das Ende der Melsunger Bürgergarde. Ob die Gewehre, soweit sie noch brauchbar waren, die vorsichtige Polizei schon vorher an sich genommen oder die Mitglieder behalten hatten, das entzieht sich der Kenntnis.

---

*) Der Melsunger Einwohnerschaft wurden damals die Steuern im Betrage von 694 Talern 13 Albus 9 Hellern erlassen.

Landgraf Hermann zu Hessen, erwählter Bischof zu Hildesheim,

und die Hildesheimer Bischofsfehde 1471—1472.

Von Otto Gerland.

(Schluß.)

Am folgenden Tage trat das Kapitel wieder zusammen, der für sein Leben besorgte Dompropst wiederum im Geleite des Rates. Bischof Henning machte geltend, das Kapitel habe ihm doch seiner Zeit erklärt, wer die päpstliche Bestätigungsurkunde besitze, solle als Bischof anerkannt werden, da er diese Bestätigung besitze, solle man ihn doch nun auch anerkennen. Der Dompropst erwiderte, sie seien von der heiligen Kirche befristet und wollten diese Frist ausnutzen; der Rat bemerkte, was das Kapitel in vier oder sechs Tagen tun wolle, sollten sie alsbald tun, und bot seine Dienste dazu an. Da gab sich endlich das Kapitel, erkannte Henning an, die Tore wurden wieder geöffnet, und dann schrieb das Kapitel an Henning von Reden, er solle nunmehr den Steuerwald an den Bischof Henning übergeben; Reden aber schickte diesen Brief an den Landgrafen und bat um Verhaltungsbefehle. Das Kapitel sandte dann auch an die Ritter und die kleinen Städte die Aufforderung, jetzt dem Bischof zu huldigen, wozu diese aber alle keine Lust bezeigten. Ja, als darauf der Dompropst selbst nach Steuerwald ritt, um den Handel in Güte zu schlichten, besann er sich dort eines andern und schrieb an den Rat, er wolle das ihm abgedrungene Gelübde, dem Bischof zu gehorsamen, nicht halten und man solle ihn davon los geben.

Die hessischen und sächsischen Räte, der Bischof von Verden und der Graf von Oldenburg mögen nun wohl die Sache als erledigt angesehen haben, denn sie zogen alle fort. Bischof Henning schlug an die Michaeliskirche eine Aufforderung an alle seine Widersacher an, dem päpstlichen Briefe zu gehorchen, und er und der Rat luden den Dompropst, die Stiftsritter und die kleinen Städte zu einer Verhandlung über die Sache ein; die Eingeladenen aber lehnten diese Einladung mit der Bemerkung ab, daß sie lieber am Stabe aus dem Lande ziehen wollten, als Bischof Henning zu gehorchen; sie hätten sich dahin verbunden, diesen nicht anzuerkennen. Diese Weigerung, wie eine solche noch nie vorgekommen war, nahm der Rat sehr übel auf. Zur Bekämpfung dieses Widerstandes schlossen dann am 3. Juli Bischof Henning, die Herzöge Friedrich und Wilhelm von Braunschweig, sowie die Räte von Hildesheim und Hannover ein Bündnis. Hinwiederum schlugen die dem Bischof entgegen gesinnten Domherren eine Gegenerklärung gegen die Vorladung des Bischofs an dessen Hof an, und die Ritter erließen auf dem Lande das Gebot, nichts in die Stadt zu führen, wogegen der Rat verbot, irgend etwas aus der Stadt zu bringen, und die Diener der feindlich gesinnten Domherren noch vor Sonnenuntergang aus der Stadt wies. Zwei Tage darauf trat der Rat der dompropsteilichen Neustadt dem Bündnisse gegen die Ritter bei. Eine Heeresabteilung, bestehend aus zwei oder drei Bäuerschaften der Altstadt und der Hälfte der waffenfähigen Bürger der Neustadt, zog nun täglich in die ritterschaftlichen Gebiete, um diese zu schädigen, wer sich aber dem Bischof unterwarf, dem geschah kein Leid.

Jetzt trat auch Landgraf Hermann, dessen langes Schweigen rätselhaft erscheinen könnte, wieder auf. Am 27. Juli traf ein Fehdebrief von ihm und seinen Bundesgenossen beim Rat der Stadt Hildesheim ein; dieser wollte eine solche Fehdeerklärung nicht glauben und schickte einen Boten an den noch in Hessen weilenden Landgrafen mit einem Briefe, in dem er fragte, wem der Landgraf Feind wäre; dieser gab aber dem Boten die mündliche Antwort, er wolle ihnen wohl so nahe kommen, daß sie das wohl hören sollten. Daraufhin forderte der Rat eine Bäuerschaft nach der andern vor sich, teilte ihnen mit, daß der Landgraf Feind der Stadt geworden wäre, und forderte sie auf, sie möchten vom Rate nicht abfallen, dieser habe sich dem Landgrafen gegenüber erboten, den Schiedsspruch der ehrbaren Städte anzurufen.

Bald darauf kam Hermann selbst in Begleitung der Räte seines Bruders Heinrich und des Herzogs von Sachsen aus Hessen und blieb zunächst in Alfeld, während die Räte nach Hildesheim kamen und dem Rate vortrugen, dieser hätte Neutralität gegenüber beiden Prätendenten zugesagt, weil er dies Versprechen nicht gehalten habe, sei Hermanns Lande (dem Fürstentum Hildesheim) Schaden zugefügt worden, wofür er Entschädigung und Buße verlange. Der Rat erwiderte hierauf, was er konnte, und erbot sich zuletzt, sich dem Schiedsspruche der Städte Goslar, Braunschweig, Göttingen, Einbeck und Northeim zu unterwerfen; falls diese nicht genügten, sollten

die Bischöfe und Städte Magdeburg und Halberstadt entscheiden. Die Räte reisten dann wieder ab, der Landgraf aber ritt nach Steuerwald. Kurz darauf „rannte" Hans von Steinberg, einer der Stiftsritter, vor die Neustadt und nahm um 9 Uhr Morgens dort die Kühe weg. Man läutete Sturm, die Mannschaften beider Städte verfolgten Hans von Steinberg und seine Leute bis vor das oberhalb der Stadt an der Innerste gelegene feste bischöfliche Schloß Marienburg, und der Rat sandte Geschütz und Kriegsgerät zur Belagerung des Schlosses nach. Landgraf Hermann, der wohl immerhin noch einen friedlichen Ausgleich erhoffte und den Fehdebrief wohl nur der Form wegen oder infolge eines auf ihn ausgeübten Druckes abgesandt hatte, schrieb sofort an die Stadt, sie sollten die Kühe wiedererhalten. Man sandte seitens der Stadt den Boten mit dem Brief nach der Marienburg und sagte ihm, wenn die Kühe kämen, sollen sie mit dem Boten in die Stadt einziehen. Denselben Tag kam auch der Rat von Braunschweig in Hildesheim an, am selben Abend aber rannte die Besatzung von Steuerwald mit 200 Pferden gegen das städtische Heer. In der Stadt wachten alle diejenigen, welche wegen ihres Alters oder Amtes zu Hause geblieben waren, und was sonst an Knechten da war, auf den Wällen und Toren, die Frauen wachten in den Häusern, „sodaß alles Volk, groß und klein, wachte, und man war sehr besorgt (ganz lede) für die Stadt."

Am gleichen Tage hatten auch die Städte Alfeld, Bokenem und Gronau — die mehrerwähnten kleinen Städte — der Stadt Hildesheim „wegen des Landgrafen von Hessen" die Fehde angesagt. Der Rat von Braunschweig ritt zwecks Verhandlungen nach Steuerwald und wurde nach seiner Zurückkunft mit dem Rate von Hildesheim dahin einig, daß die Bürger von der Marienburg abziehen sollten, der Rat von Braunschweig aber für die Zurücklieferung der Kuhherde einstehen wolle. Man rief die Mannschaften zurück, die jedoch nur ungern nach Hause kamen, und die beiden Räte ritten wieder nach Steuerwald zum Landgrafen. Es zeigte sich wieder, daß der Landgraf friedlicher gesinnt war als seine Anhänger, denn während er am 19. August einen Waffenstillstand bis Ende des Monats abschloß, fielen seine Anhänger über die Stadt Sarstedt her, um diese zu gewinnen, wurden aber abgeschlagen. Dann hielten die Räte von Hildesheim, Braunschweig und Goslar eine Tagfahrt mit dem Landgrafen, dabei war Henning nicht zugegen; er war zwar zwecks endgiltiger Erledigung des Streites nebst den Herzögen von Braunschweig dazu eingeladen, sie blieben aber fort, und er beklagte sich bitter über den Rat, der, statt für ihn zu stehen, selbständig vorgehe. Er zeigte sich überhaupt unversöhnlich, und als das Regiment der Stadt, in der allmählich alle, die irgend etwas zu verlieren hatten, sehr niedergeschlagen geworden waren, bat, er möge doch in Verhandlungen eintreten, damit das Land fürder keinen Schaden habe, sie wieder Korn in die Stadt bekommen und die Äcker wieder besäet werden könnten, da erklärte er nur, er habe mit seinen Freunden gesprochen und diese rieten ihm nicht dazu.

So kam nun alles darauf an, wie Hermann sich ferner stellen werde; dieser aber wollte bei seiner Hochherzigkeit nichts weiter von der Sache wissen, nicht durch Blutvergießen und Bedrücken der Untertanen den bischöflichen Stuhl erlangen, er gab deshalb die ganze Bewerbung auf, ritt am 30. August wieder nach Alfeld und von da „in das Land zu Hessen".

Die widerspenstigen Hildesheimer aber stritten weiter und Henning fand erst Ende November allgemeine Anerkennung und Huldigung, unter der Asche glühte der Streit aber weiter, bis Henning 1481 zu Gunsten seines Hauptparteigängers, des Bischofs Bartold von Verden, auf das Bistum verzichtete, ein Verzicht, den er noch um sieben Jahre überlebte.

Hermann aber war zu höheren Dingen berufen. Infolge der von dem Kurfürsten und Erzbischof von Köln Ruprecht von der Pfalz getriebenen Mißwirtschaft waren im Erzstifte schwere Wirren ausgebrochen. Vom Domkapitel unterstützt, fielen die Städte Köln, Bonn und Neuß von ihrem Kurfürsten ab. Da Ruprecht nirgends mehr Hülfe finden konnte, so rief er Karl den Kühnen von Burgund zu Hülfe, der diese Gelegenheit freudig ergriff und mit 60000 wohlgerüsteten Streitern und zahlreichem Geschütz heranzog. Da wählten Domkapitel und Landstände in ihrer Not Hermann zum Pfleger und Verweser des Erzstifts mit der Anwartschaft auf die Nachfolge im Erzbistum; Landgraf Heinrich und zahlreiche andere Fürsten sagten ihm Hülfe zu, und so nahm er den sehr ungleichen Kampf auf, besetzte zunächst Andernach und Bonn, nahm das Schloß Poppelsdorf und warf sich dann mit einem verhältnismäßig kleinen Heer nach Neuß, während Heinrich sich mit 15000 Mann auf dem rechten Rheinufer zu seiner Unterstützung aufstellte. Hermann hielt die schwere Belagerung durch Karls überlegene Macht vom 29. Juli 1474 bis zum 28. Juni 1475 aus, wo endlich das Reichsheer zum Entsatz kam, nachdem allein in der letzten Zeit 56 Stürme abgeschlagen worden

waren, bereits 300 Häuser und 17 Türme in Trümmer lagen, fast alle Lebensmittel aufgezehrt waren und der zur Verproviantierung der Stadt so nötige Rheinarm vom Feinde abgedämmt war. In Anerkennung seiner Verdienste bestätigte Kaiser Friedrich III. dem Landgrafen Hermann die Anwartschaft auf das Erzstift, das ihm jedoch erst 1480 nach Ruprechts Tode zu Teil wurde.

Aus dem Briefwechsel des Marburger Volksdichters Dietrich Weintraut.

Mitgeteilt von Dr. Wilhelm Schoof (Detmold).

(Schluß.)

Wie sehr Weintraut von bedeutenden Marburger Persönlichkeiten, wie den Professoren A. F. C. Vilmar, E. Henke, Wenderoth, K. W. Justi, Wiegand und dem hessischen Geschichtsforscher, nachmaligen Generalsuperintendenten Wilhelm Kolbe, geschätzt wurde, darüber hat uns Elisabeth Mentzel in ihren obengenannten Erinnerungen berichtet. Leider sind mir Briefe von Vilmar oder Kolbe, die vielleicht Interesse gehabt hätten, nicht zu Gesicht gekommen. Dagegen mögen hier zwei Briefe von Karl Wilhelm Justi, dem bekannten hessischen Gelehrten und Poeten, und Dr. Wenderoth Platz finden, deren ersterer aus dem Todesjahr Justis (gest. 7. August 1846) stammt und wehmütige Empfindungen weckt, während letzterer wegen des heiteren Humors des gereimten Briefes sehr anspricht.

Geliebtester Freund!

Für Ihren so schönen, gefühlvollen Gesang an meinem Wiegenfest*), der gestern, im Kreise meiner Gattin, Kinder, Schwiegerkinder und Enkel einen so innigen Anklang gefunden hat, sage ich Ihnen den wärmsten Dank; er weckte bittersüße Erinnerungen in mir und rief die Bilder entflohener Stunden zurück. Dieser Tag ist mir stets ein feierlicher Tag gewesen; dankend und freudig-hoffend sehe ich auch dem letzten entgegen! Bleiben Sie mein Freund, wie ich stets der Ihrige bis zum letzten Laufe meines Lebens bleiben werde!

Herzliche Grüße von uns allen! Mit inniger Liebe und Hochschätzung

Ihr ergebenster

Dr. Justi.

Marburg, den 15. Januar 1846.

Wenderoths Reime lauten:

„Dem freundlichen Naturdichter nicht nur,
Sondern auch edlem Dichter der Natur,
Seinem lieben Compatrioten,
Herrn D. Weintraut, dem Noniquoten,
Gruß und herzlichsten Dank
Für des schönen Gluckwunsches herrlichen Klang!
Möge daneben die kleine Spende vom „Wein"
Aus der Hippokrene „traut" ihm sein!
Aber laß uns, trauter Mitbruder in Apoll!
Leeren die Flaschen, jetzt noch voll,
Zum Glückauf im neuen Jahr,
Daß Du in diesem, wie ich im vor'gen, seist ein Jubilar!

Marburg, am 1ten Januar 1852.

Dr. Wenderoth.

*) Geboren am 14. Januar 1767.

Gleicher Beliebtheit und Hochschätzung erfreute sich Weintraut auch bei den Marburger Professorendamen. Wie uns Elisabeth Mentzel erzählt, gehörten zu den besonderen Gönnern des Volksdichters Frau Geheimrat von Heusinger, die Gattin des 1883 verstorbenen berühmten Professors, eine schöngeistige Frau von vielseitiger Bildung, und Frau Doktor Justi, geb. Kuchenbecker, die Gattin des Kreisphysikus Dr. Justi in Kirchhain, die unter dem Pseudonym Junia Romana zwei Romane, „Genrebilder", 1838, und „Das Wildhaus", 1840, erscheinen ließ. Sie wohnte als Witwe in der Ritterstraße in Marburg in dem später Glaserschen Besitztum. Sie starb 1865 hochbetagt, geistig aber noch völlig frisch. Frau Dr. Justi schrieb auch ein Kochbuch. Sie war eine sehr bedeutende und vielseitige Frau und stand mit vielen hervorragenden Personen im Briefwechsel. Sie hatte auch Goethe kennen gelernt und bewahrte die Erinnerung an dies Zusammentreffen als einen Glanzpunkt ihres Lebens. Eine dritte Gönnerin war Frau Professor Uloth. Diese geistig hochstehenden Damen fragten nichts nach Stand und Rang und luden gern den schlichten Gerbermeister nebst seiner Frau in ihre Gesellschaften, wie aus nachfolgender Einladung hervorgeht:

Wie geht es, bester Herr Weintraut, mit Ihrer Gesundheit? Hat sie sich, wie ich hoffe, wieder ganz hergestellt, dann will ich hiermit bitten, daß Sie und Ihre liebe Frau morgen Mittag mir das Vergnügen Ihres Besuches zu einer Tasse Kaffee schenken möchten. Für die Blumen nebst den sie begleitenden freundlich wehmütigen Worten, die ich aus des schönen Knaben lieben Händen empfing, tausend Dank. Sie gaben auch diesmal der trüben Stimmung meines Gemütes eine wohlthuende Richtung.

Gern würde ich mich persönlich von Ihrem Befinden überzeugt haben, wäre ich nicht selbst leidend, so daß ich mich „des schönen Lenzes am Fulda-Strande" wohl nicht oft mehr freuen werde.

Mit herzlichem Gruß an Ihre liebe Frau bin ich Ihre Sie hochschätzende

Wilhelmine Uloth.

Marburg, am 25. Januar 1851.

Wie diese hochstehenden Persönlichkeiten, so hatte selbst Kurfürst Friedrich Wilhelm etwas für den schlichten Volksdichter übrig, was sicher wenige

seiner hessischen Brüder in Apoll von sich rühmen konnten. Weintraut hatte zum Jahreswechsel 1866/67 einen poetischen Neujahrsgruß an seinen Fürsten nach Hanau in die Verbannung entsandt. Hierauf dankte der Kurfürst mit den Worten:

Mein lieber Weintraut! Ich habe die Verse, in welchen Sie mir beim Jahreswechsel einen so schönen Ausdruck Ihrer treuen Anhänglichkeit und Ihre Glückwünsche dargebracht haben, gern entgegengenommen und danke Ihnen dafür unter der Versicherung Meines allerhöchsten Wohlwollens.

Hanau, am 29ten Januar 1867.

Friedrich Wilhelm.
(Eigenhändige Unterschrift.)

Auch außerhalb Hessens besaß Weintraut hochangesehene Gönner, die sein Talent zu würdigen wußten, wie der nachfolgende Brief Ernst Moritz Arndts, mit dem wir den Reigen der Briefe beschließen wollen, beweisen möge. Weintraut hatte dem greisen Dichter zu dessen 90. Geburtstag am 26. Dezember 1859 ein Poem gewidmet. Ernst Moritz Arndt antwortete hierauf mit folgenden Worten:

Meinen herzlichsten treuesten Dank, wackrer Herr und Meister, für all' Ihre lieben freundlichen Worte und Reime.

Die Hessen sind im ganzen deutschen Vaterlande seit beinahe zweitausend Jahren schon ein hoher und stolzer Klang, und Tausende sprechen oft wie ich, ihre Geschicke könnten und sollten heute glücklicher und besser sein. Indessen Gott und Deutschland leben noch und die Tapfern und Guten müssen die Flügel der Hoffnung nicht sinken lassen. Wir sind doch seit einem halben Jahrhundert viel weiter gekommen und werden ferner weiter kommen. Der alte deutsche Adler wird einmal seine Schwingen erheben, und der hessische Löwe wird nicht schlecht dazu brüllen.

Also hoch die Herzen mit altem Kattenmut! und Glück dem Jahre 1860 und seinen Folgen!

In deutscher Treue
Ihr
Ernst Moritz Arndt
aus Rügen.

Bonn, 4. Wintermonds 1860.

Wir wollen unsere Betrachtungen nicht schließen, ohne noch die Frage anzuknüpfen, weshalb ein solcher Mann, der zwar kein großer Dichter, aber doch sicherlich eine Zierde des Marburger Volkes war, den die edelsten Frauen und Männer anerkannten, von der Nachwelt noch nicht einmal dadurch geehrt wurde, daß man einer der zahlreichen neu entstehenden Straßen Marburgs seinen Namen gab. Er scheint hierin dasselbe Schicksal wie sein ungleich größerer Freund und Gönner Vilmar zu teilen.

Das deutsche Lied.*)

Wie der Bergquell jauchzend vom Felsen sich reißt,
Dort in schimmernder Höh', wo der Ferner gleißt,
Wo der Adler baut an zerklüftetem Rand,
Wo die Freiheit wohnet im Purpurgewand —
Wie vom Bergeshang
In donnerndem Gang
Flutest du mächtig, o deutscher Gesang.

Und dann rinnst du mit zitterndem Wellenschlag,
Wie der träumende Fluß durch den blühenden Hag,
Und du rauschest von Lust und heimlichem Leid
Und erzählst die Märchen der Jugendzeit,
Mit traulichem Klang
So süß und so bang
Rührst du die Herzen, o deutscher Gesang.

Und du sprühst vor Mut und du bebst vor Zorn
Und du klingst wie im Blachfeld das schmetternde Horn,
Wie Hurrageschrei und Rossegestampf
Und stöhnendes Ringen im Pulverdampf,
Wie Schwertergeklirr
Und Kugelgeschwirr
Rings in dem tosenden Schlachtengewirr.

Bis zum Tage, da alles, alles gescheh'n,
Bis die Berge versanken, die heute steh'n,
Bis der Mannesmut und die Freiheit starb,
Bis zum Tag, da das Herz uns im Leibe verdarb
Und in Stücke zersprang —
O deutscher Gesang,
Tön' in die Lande dein herrlicher Klang!

Jugenheim (Bergstraße).

D. Saul.

*) Gelegentlich des diesjährigen Sängerwettstreits in Frankfurt a. M. hat unser hochgeschätzter Landsmann, der den Lesern des „Hessenland" wohlbekannte Dr. D. Saul obiges Lied veröffentlicht, das ihm zahlreiche Zuschriften Bekannter und Unbekannter, Anfragen von Komponisten u. s. w. eingetragen hat. Das Gedicht wird auch in die demnächst erscheinende Neuauflage des Großherzoglich Hessischen Schullesebuches aufgenommen werden.

Onkelchen.

Aus der Jugend des Professors Hermann Hoffmann.

Von B. Hoffmann.

(Schluß.)

Schon früh hatten wir mit selbständigen weiten Touren und Ferienwanderungen begonnen und waren dabei auch gelegentlich in Berührung mit den Schattenseiten des Daseins gekommen. Einmal wanderten wir eine kurze Strecke mit einem Gerichtsaktuar, der in großer Aufregung nach einem nahen Dorfe eilte; dem Gericht war gemeldet worden, daß dort einer Frau der Teufel ausgetrieben würde, und der junge Mann war nun beauftragt, die Unglückliche zu schützen. Auf bayrischem Gebiet passierte es uns auf einer Fußwanderung, daß wir vom Gensdarmen arretiert wurden, drei Knaben von dreizehn bis fünfzehn Jahren. Er fand unsre Legitimationspapiere nicht ausreichend, doch da er anderweit in Anspruch genommen war, ließ er uns bald weiter ziehen mit der Versicherung, in Aschaffenburg, unserem Ziele, würden wir doch unfehlbar festgehalten und über die Grenze gebracht. Da hüteten wir uns vor dieser gefährlichen Stadt und verzogen uns geräuschlos über die hessische Grenze, von der wir kamen.

Übrigens wurde ich viele Jahre später zufällig in jener Gegend nochmals arretiert, denn ich war in ein Kornfeld getreten, um eine sehr auffallende Abart des roten Mohn zu pflücken. Der Flurschütz überlieferte mich dem Dorfschulzen, wohin die gesamte barfüßige Dorfjugend uns begleitete. Ich erklärte diesem, es sei mein Beruf, zukünftigen Ärzten und anderen die Kenntnis der Pflanzen zu lehren, und hielt ihm einen kleinen Vortrag über Vergiftung durch Schierling und Tollkirsche und über Arzneipflanzen. Er hatte augenscheinlich Verständnis dafür, denn er nickte ernsthaft „Ja, so Leut' gibt's" und gab mir die Freiheit wieder.

Auf einer unserer Jugendreisen kamen wir am schönen Neckar zur Weinernte. Überall standen die Wagen mit Fässern und Bütten an der Straße, und die Leute trugen die schweren Kiepen voll Trauben herzu. Wir boten unsere Dienste an und genossen ganz improvisiert einige Tage die Mühen und Freuden der Weinlese.

In Anregung nach jeder Richtung und in fröhlichem Treiben verging unsre früheste Jugend, und wir waren allmählich erwachsen und wurden nun auch zum Abendtisch meines Schwagers zugelassen, anfangs freilich nur als andächtig Lauschende. Ich vermag nicht den fesselnden Eindruck zu schildern, den der dort versammelte Kreis auf mein empfängliches Gemüt machte. Es lehrten damals viele junge Dozenten an der Universität, die freundschaftlich bei meinem Schwager verkehrten. Mehrere von ihnen waren allabendlich seine Gäste. Einige dieser jungen Gelehrten sind später bedeutende Männer geworden, sie brachten damals schon mancherlei Anregung. Doch nichts glich der graziösen, geistvollen, und dabei so ganz einfachen, selbstverständlichen Weise, in der der Hausherr und seine Frau die Unterhaltung leiteten. Ich habe so wohltuenden Verkehr niemals wieder gefunden. Bedeutende, geistvolle Menschen gibt es unendlich viele, doch fast niemals sieht man mit hervorragendem Geist solche sichere Einfachheit des Benehmens verbunden und so harmlose Liebenswürdigkeit. Dünkel und Eitelkeit waren diesem Hause völlig fremd.

Ein Ereignis aus jener Zeit will ich zum Schluß noch erzählen, bei welchem „Onkelchen" wesentlich einzugreifen hatte. Mein zweiter Neffe und ich hatten die Maturitätsprüfung bestanden und unter anderen auch das Zeugnis erhalten, „in politischer Beziehung ohne allen Verdacht", was bei meinen 17 Jahren auch wirklich recht glaubhaft war. Ich studierte Medizin, während mein Neffe sich in die Juristerei vertiefte. Der älteste Neffe, ein auffallend schöner Jüngling, konnte sich dagegen noch immer nicht vom Gymnasium trennen. Er wurde trotzdem zu seiner Eltern Abendverkehr zugelassen, da man hoffen konnte, ihm würde dort etwas Ehrgeiz beigebracht. Wir waren auch sehr erfreut, als er sich freundschaftlich an einen jungen Forstmann anschloß, einen Norddeutschen von ungewöhnlicher Bildung und so feinen Manieren, daß bei uns feststand, er könne nur bei Hofe in Dienst treten. Wir liebten ihn alle sehr, und niemand hätte Hang zu Abenteuern bei ihm vermutet. Eines Morgens war mein Neffe nicht zu finden; und aus einem nahen Dorf kam die überraschende Nachricht, die beiden Freunde hätten wiederholt gewildert, seien nun abgefaßt und einstweilen hinter Schloß und Riegel gesetzt. Wildern war damals noch der Mühe wert, es zeigten sich prächtige Hirsche mit stattlichem Geweih in den unfernen Waldungen. Der Verkehr der beiden hatte damit ein plötzliches Ende, denn unserm jungen Freund ging es sehr nahe, daß er sich nicht als der Verständigere gezeigt hatte. Mein Neffe wurde nun in mein Zimmer einquartiert, um wenigstens nachts unter Aufsicht zu sein, und während einiger Zeit schien dies auch zu genügen, nur konnte ich an seiner Schwärmerei fürs Ausland und für fremde Verhältnisse bemerken, wie überdrüssig der Schule

er sei. Eines Tags aber war er verschwunden, und nun wurde Onkelchen auf die Suche geschickt. Ich war auch bald auf der richtigen Fährte. Bei seiner Auslandssehnsucht vermutete ich, er würde sich nach der nächsten Stadt mit bedeutendem internationalen Verkehr wenden, nach Wiesbaden, und dorthin reiste ich mit der Eilpost. Noch nicht lange war ich angekommen und lustwandelte in den Kolonnaden, die schönen Auslagen betrachtend, da viel mir auf, daß einer der tiroler Handschuhverkäufer sich vor mir zu verbergen suchte, ich sah näher hin, und stand unserm Deserteur gegenüber, einem bildschönen Tiroler. Er hatte sich in dieser Verkleidung einstweilen sicher geglaubt, und wollte in den nächsten Tagen nach England ziehen, mit einem auf der Durchreise in Wiesbaden erwarteten tiroler Landsmann. Ich stellte ihm nun vor, dies sei doch nicht eigentlich die Art und Weise, in der er sich sein Leben im Ausland gedacht habe, und versprach ihm, dafür einzutreten, daß er in einigen Jahren regelrecht auswandern dürfe. Das leuchtete ihm auch ein, und so brachte ich den Flüchtling rascher ins Elternhaus zurück, als wir erwartet hatten. Bald darauf bezog ich eine andre Universität, und mein Neffe studierte einige Semester Medizin, ohne ein Examen zu riskieren. Dann durfte er auswandern, er war nicht länger zu halten. Er wandte sich nach Texas, und zu unserm größten Erstaunen war er nach einigen Jahren ein beliebter Arzt. Seine Kenntnisse konnten ihm diesen Kredit kaum verschaffen, trotzdem scheint er Gutes geleistet zu haben. Zuviel gewagt hat er gewiß nicht, er hatte stets ein Talent, Schwierigkeiten zu vermeiden. Das zeigte sich in sehr drolliger Weise, als ihn sein bedeutend jüngerer Stiefbruder, ein junger Arzt mit sehr soliden Kenntnissen, auf einer Amerika-Reise besuchte. Er nahm den Gast sofort mit zu den schwierigsten Patienten und erklärte diesen: „Da habe ich meinen Bruder in der Lehre, der weiß schon recht viel; Ihr könnt Euch ihm getrost anvertrauen, wenn er Euch jetzt operiert; ich bin verhindert, muß verreisen". Die Kranken durften mit dem Vertreter zufrieden sein, und ihr Arzt saß unterdessen zu Hause, rauchte sein Pfeifchen und schwelgte in einem Schmöker, in dem wohltuenden Bewußtsein, daß ein anderer für ihn arbeite.

Die schöne Erinnerung an meine zweite Heimat und meine lieben Gespielen trieb mich im Laufe der Zeit noch häufig zu meinen lieben Verwandten, doch nie wurde ich „der Onkel", ich blieb stets das „Onkelchen".

Dâs âlwere Glâs.[1]

(Schwälmer Mundart.)

Dä Wettcherehrer[2]) Bâsehäns
Wâr neilich en dä Ressedänz,
Betracht sich alles ganz genau:
Die Pletz, die Heïser on die Au.

Dä Nowed[3]) kâmm s'm en dä Senn,
Hä woll mol ens Drehater nenn,
Hä kuff sich also e Beljett
On wâtt o senge Platz beschett.

Do guckte nu sich rem on nem,
Äß banne en dä Himmel kemm;
Net bloß die Öje[4]) strengte o,
Ne, Möul on Nâs öch guckte do.

Of emol wâtte wâs gewâhr,
Dâs wâr d'm Häns dörchöus net klâr:
Do geh'näm sass in feine Härr,
Dä hat e ganz karjos[5]) Geschärr.

Dâs nomme emol vehr dä Kâpp
On saasts nâ'm Weïlche werre âb,
Bahl lehtes still of senge Gänn[6]),
Bahl hulles werre vehr die Stänn.[7])

Dâs alles hatt dä Häns gesah
On kann sich dâch ke Öuskonft gah
On docht bei sich: „Zum Donnerkrenk!
Wâß höt dä Källe fer e Denk?!"

Dä Härr dä sââk öch alsefâtt,
Bie hä von Häns beowacht wâtt,
On frâten hemelich ganz nett,
Äb hä net öch mol Lâste hett.

„Ach Göttche!" sät dä Häns, „ne, ne!"
On wehrt met Häng on Fiß on Beh,
„Behahlts nur, ich bedanke mich!"
On woll nu duh, äß schämte sich.

Dâch köum wânn pââr Menute rem,
Do guckt sich Häns schond werre em,
Betracht sich bahl dä feine Härr
On bahl dâs âlwere Geschärr.

Dâs wannert stännig roff on nâbb,
Bahl of dä Gänn, bahl vehr dä Kâpp,
Bahl vehr dä Kâpp, bahl of dä Gänn,
Dä Häns dä woll re närrig wänn.

Of emol, rechtig, kâmme droff,
On seng Gesecht dâs hällt sich of:
„Dâs Denk dâs eß geweß e Glâs!
Emsöst nemmts dä net vehr die Nâs!"

Dä Härr gonnt Häns nâ'mol die Ehr,
Hä nomm d's Glâs on hull s'm vehr
On sät, hä sills dâch mol prowiern,
Hä bricht sich gâr net se schiniern.

Do wâr dä Häns nu net mie bleed,
Hä nomm d's Glâs on daht Bescheed,
Packts bie in Schlöute[8]) of dä Hals
On hub on schlockt on glockelt[9]) als —

On saasts nâ'm Weïlche werre âb
On sät on scherrelt met d'm Kâpp:
„Do stâppt[10]) Auw Gläsche werre en,
Es eß kin Trâppe net mie dren!"

Kassel.

Heinrich Kranz.

---

[1]) Das alberne Glas; [2]) Wettcherod = fingierter Name; [3]) Abend; [4]) Augen; [5]) kurios; [6]) Schoß; [7]) Stirn; [8]) Schlutte, Krug; [9]) gluckſen; [10]) steckt.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 3. Juli unternahm der Hessische Geschichtsverein in Kassel in Begleitung von Damen einen Ausflug auf die Eberschützer Klippen und nach Hofgeismar. Bis nach Hümme wurde die Eisenbahn benutzt und der Weg sodann zu Fuß fortgesetzt, um von den Eberschützer Klippen, die sich am rechten Diemelufer erheben, die malerischen Schönheiten der Gegend zu genießen. Dort angelangt machte Herr Superintendent Wissemann von Hofgeismar, auf dessen freundliche Anregung der Ausflug erfolgt war, eingehende Mitteilungen über die mit dem Orte in Verbindung stehenden Sagen, über die dortigen Sitten und die geschichtlichen Überlieferungen, unter denen auch die daselbst angelegte Landwehr erörtert wurde. Ein aufsteigendes Gewitter veranlaßte einen zeitigen Aufbruch nach Hofgeismar, woselbst man die Altstädter Kirche, ehemals Liebfrauen-Kirche genannt, in Augenschein nahm. Dieselbe stammt aus dem 12. Jahrhundert und hatte ursprünglich die Form einer romanischen Basilika, die im Laufe der Zeit eine gotische Umgestaltung erfahren hat. Herr Superintendent Wissemann, unter dessen Führung die Besichtigung stattfand, erfreute die Gäste auch hier durch einen geschichtlichen Vortrag, der alles Wissenswürdige über dies Gotteshaus wiedergab.

Hessische Vereinigung für Volkskunde. Anknüpfend an die in voriger Nummer gebrachte Notiz veröffentlichen wir den nachfolgenden ausführlicheren Bericht, der zugleich eine Klarstellung der von Herrn Professor Dr. Strack gemachten Ausführungen enthält: Die Jahresversammlung der „Hessischen Vereinigung für Volkskunde“ fand am 24. Juni in Darmstadt unter dem Vorsitz des Herrn Provinzialdirektors Dr. Breidert statt. Entsprechend den Vorschlägen des Vorstandes wurden die Satzungen dahin geändert, daß die Geschäfte der Vereinigung in Zukunft von einem fünfgliedrigen Vorstand, dessen Sitz in Gießen ist, geführt werden sollen; ein größerer Ausschuß, der sich über das ganze Land verteilt und für den man auch in der Provinz Hessen-Nassau Teilnahme zu finden hofft, soll ihm beratend zur Seite stehen. Zum Vorsitzenden des Vorstandes wurde Professor Dr. Strack, zu dem des Ausschusses Provinzialdirektor Dr. Breidert, beide in Gießen, gewählt. In der sich hieran anschließenden allgemeinen Versammlung hielt zuerst Professor Dr. Strack eine kurze Ansprache über die Ziele der Volkskunde. Er zeigte, daß der Gegenstand der Volkskunde nicht die eine oder andere Klasse des Volkes sei, sondern, daß es sich darum handle, eine besondere Art des geistigen Lebens zu erfassen, die sich heutzutage noch am stärksten ausgeprägt bei den Kindern, der Landbevölkerung und den Naturvölkern finde. Das Zurücktreten der Einzelindividualität hinter der Masse und infolge davon eine außerordentliche Gleichförmigkeit in allen Äußerungen geistigen Lebens sei das Charakteristische dieser Art von Volksleben. Daß auch unsere Gebildeten an solchem naiven geistigen Massenleben noch in starkem Maße Anteil haben, wurde an einer Reihe von Beispielen gezeigt. Eine vergleichende Betrachtung lehre, daß dieses Massenleben die Vorstufe alles individuellen Geisteslebens sei, das sich aus ihm erst durch Differenzierung entwickelt habe. So ergebe sich als höchstes Ziel der Volkskunde: die Entwicklung menschlichen Geisteslebens von seiner niedrigsten Stufe bis dahin, wo Individualitäten bestimmend und beherrschend in es eingreifen, zu schildern und in seiner Gesetzmäßigkeit zu erkennen. — Den Hauptvortrag hielt Professor Dr. Wünsch aus Gießen über „Antiken und modernen Geisterglauben“. Ausgehend von den Eindrücken, die der Tod auf das primitive Vorstellungsleben macht und den dadurch hervorgerufenen Erscheinungen des Seelenglaubens und Seelenkultus schilderte der Vortragende in äußerst fesselnder Weise die mannigfaltige Gestaltung, die der Geisterglauben in der antiken Welt erfahren hat, woran er eine Darstellung der entsprechenden Vorstellungskreise innerhalb des germanischen Volksglaubens schloß, die die auffallendste Ähnlichkeit, ja vielfach Gleichheit mit dem Glauben der Alten zeigen. Da Entlehnung in den meisten Fällen ausgeschlossen erscheine, so weise uns diese Tatsache auf die gesetzmäßige Entwicklung menschlichen Geisteslebens hin, die zu erfassen Aufgabe der Volkskunde sei. Der hochinteressante Vortrag wurde von den zahlreich Erschienenen mit lebhaftestem Beifall aufgenommen.

Hochschulnachrichten. Der bisherige ordentliche Professor Dr. Friedrich Albert zu Gießen ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Königsberg i. Pr. ernannt. — Das neugeschaffene Ordinariat für Geographie an der Universität Gießen wurde dem außerordentlichen Professor Dr. Sievers daselbst übertragen. — Für die Klasse der Landschaftsmalerei an der Königliche Akademie der bildenden Künste in Kassel wurde der Kunstmaler Holzapfel aus Berlin berufen.

Todesfälle. Am 1. Juli starb zu Kassel einer der ersten hessischen Großindustriellen, Direktor Siegfried Hirsch, im Alter von 84 Jahren.

In Kassel geboren, rief er in den fünfziger Jahren, als der Reifrock von neuem zur herrschenden Mode wurde," die Kasseler Krinolinefabrik' ins Leben, ein Unternehmen, das schnell emporwuchs und aus dem später die Aktiengesellschaft für Federstahlindustrie entstand, deren erster Direktor er blieb. Die großen Erfolge, die die Kasseler Federstahlfabrikation zu verzeichnen hat, und das hohe Ansehen, das sie im In- und Ausland genießt, sind zumeist auf die hervorragenden Fähigkeiten des Verewigten zurückzuführen, der bis zu seinem Tode mit großer Geistesfrische unermüdlich tätig war. — Zu Stuttgart verschied am 4. Juli nach langer Krankheit der ehemalige Oberbürgermeister von Kassel Albert Westerburg. Als Sohn eines Pfarrers 1846 zu Kettenbach im Herzogtum Nassau geboren, studierte er von 1864—67 in Heidelberg, Leipzig und Berlin die Rechte, war alsdann bis 1872 als Referendar im Vorbereitungsdienst tätig und, nachdem er das Assessorexamen bestanden, ein Jahr lang zur Aushülfe im Justizministerium beschäftigt. Von 1873 bis 1879 Kreisrichter in Brilon, erhielt er 1879 die Ernennung zum Landrichter in Duisburg, von wo er in gleicher Eigenschaft nach Elberfeld versetzt wurde. 1882—85 gehörte er für die Städte Elberfeld und Barmen dem Abgeordnetenhause an. 1885 nahm er das Amt eines besoldeten Stadtrats in Frankfurt a. M. und zwei Jahre später die Wahl zum Oberbürgermeister von Hanau an. Da er in dieser Stellung seine hervorragenden organisatorischen Eigenschaften in der städtischen Verwaltung betätigen konnte, so hatte er auch die Aufmerksamkeit der städtischen Behörden Kassels auf sich gelenkt und erhielt bei der daselbst notwendig gewordenen Neuwahl eines Oberbürgermeisters zu Anfang 1893 die meisten Stimmen. In Kassel waren u. a. die städtische Kanalisation, sowie die durch die Fuldakanalisation bedingten Anlagen durchzuführen und mannigfache Schwierigkeiten bei der sich vorbereitenden Eingemeindung Wehlheidens zu überwinden. Auch die Einführung der neuen Städteordnung fiel in die Amtstätigkeit des Oberbürgermeisters Westerburg. Derselbe übernahm ferner die Vertretung der Stadt im Herrenhause. Auf allen in Frage kommenden Gebieten bewies er eine nie rastende Arbeitsfreudigkeit und eine ungewöhnliche Befähigung. Bedauerlicherweise konnte er jedoch nur etwa fünf Jahre die städtischen Geschäfte führen, da ihn ein Nervenleiden zur Niederlegung seines Amtes zwang. In Godesberg a. Rh. suchte er vergeblich Heilung, bis er im 57. Lebensjahre infolge eines Schlaganfalls dahinschied.

Personalien.

Verliehen: dem Königl. Kreisbauinspektor Baurat Arenberg bei seinem Übertritt in den Ruhestand und dem Gymnasialoberlehrer a. D. Riebel, beide zu Kassel, der Kronenorden 3. Kl.; dem Steuerrendanten Demski zu Fulda bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Eisenbahnstationsvorsteher a. D. August Schneider zu Kassel der Kronenorden 4. Kl.; den Lehrern Gottschalk in Kassel, Schmitt in Allendorf und Hahn in Auwallenburg der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern; den Rechnungsrevisoren Dietzel bei dem Oberlandesgericht und Hensell bei dem Landgericht zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat; dem Obersekretär Luley bei der Staatsanwaltschaft und dem Gerichtsschreiber Sekretär Wolff, beide zu Hanau, der Charakter als Kanzleirat.

Ernannt: Dozent an der philosophisch-theologischen Lehranstalt Dr. Hartmann in Fulda zum Professor; Gerichtsassessor Gravenhorst zu Rinteln zum Amtsrichter in Bramstedt; Pfarrer Deckmann zu Schweinsberg zum Pfarrer in Karlshafen; Hülfspfarrer Redecker zu Gersfeld zum Pfarrer in Eimelrod; Verweser der Pfarrei Caldern Schmidtmann zum Pfarrer daselbst; Zollrevisionsinspektor Steuerinspektor Hoefling in Frankfurt a. M. zum Oberzollinspektor in Ratibor; Regierungsbauführer Broeg aus Marburg zum Regierungsbaumeister; Referendar Gehre zu Kassel zum Gerichtsassessor.

Versetzt: Regierungs- und Baurat Wegner in Kassel zur Königlichen Eisenbahndirektion in Frankfurt a. M.; Regierungsbaumeister Eggers von Seesen nach Neukirchen (Kreis Ziegenhain) als Streckenbaumeister; Archivhilfsarbeiter Dr. phil. Otto Grotefend von Danzig an das Staatsarchiv zu Marburg.

Beauftragt: Past. extr. Trube aus Kassel mit Versehung der Hilfspfarrerstelle in Gersfeld.

In den **Ruhestand** getreten: Kreissekretär Kanzleirat Baumgart zu Fritzlar.

Geboren: ein Sohn: Pfarrer O. Eisenberg und Frau Luise, geb. Grau (Marburg, 1. Juli); Bürgermeister Herzog und Frau Emma, geb. Helmke (Obernkirchen, 11. Juli); — eine Tochter: Königl. Kammerherr und Rittmeister a. D. R. von Schutzbar-Milchling und Frau Rosita, geb. Marston (Hannov.-Münden, 3. Juli); zwei Töchter: Ferdinand Has und Frau Hedwig, geb. Bintz (Toconto, Ontario, Canada).

Gestorben: Dr. Heinrich Wöhler (München-Schwabing, 29. Juni); Amtsgerichtssekretär Reinhard Jacob, 47 Jahre alt (Falkenstein, 29. Juni); Cand. arch. Hermann Albrecht aus Lohra (Charlottenburg, 30. Juni); Fräulein Marie Martin, 24 Jahre alt (Kassel, 30. Juni); Direktor Siegfried Hirsch, 84 Jahre alt (Kassel, 1. Juli); Königl. Oberförster a. D. Karl Heisterhagen (Marburg, 2. Juli); Rechtsanwalt und Notar Dr. Bulle, 47 Jahre alt (Hanau, 3. Juli); Albert Westerburg, ehemaliger Oberbürgermeister von Kassel, 56 Jahre alt (Stuttgart, 4. Juli); Rechnungsrat Wilhelm Bauth, 66 Jahre alt (Kassel, 7. Juli); Oberpostassistent Heinrich Müller, 36 Jahre alt (Kassel, 7. Juli); Kaufmann Karl Poppelbaum (Rinteln, 8. Juli); verwitwete Frau Postdirektor Bernhardine Hahn, geb. Boedicker, 69 Jahre alt (Gelnhausen, 11. Juli); Kaufmann Friedrich Wilhelm Merkel, 72 Jahre alt (Schmalkalden, 13. Juli).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 15. XVII. Jahrgang. Kassel, 1. August 1903.

Sommermittag am Dorfkirchhof.

Der Kirchturm starrt ins Ährenfeld
Und träumt von Erntetagen.
Es zittert heiß vom blauen Zelt,
Die Uhr vergaß das Schlagen.

Der Linde golddurchwirkt Gewand
Rauscht leise hin und wieder.
Was grünt und blüht am Grabesrand,
Schließt müde nun die Lider.

Ein Falterpaar zur Erde fliegt,
Als wären's Himmelsboten.
Gleich einem Paradiese liegt
Der Ruheplatz der Toten.

Kassel. **H. Bertelmann.**

* * *

Im Staube die Sterne!

Muß ich mich nicht mit der Erde verstehn?
Bin ich nicht selber ein Teil der Erde?
Muß ich nicht erst mit dem Leben gehn,
Bis ich ein Sohn der Sterne werde
Und durch die Wolken zur Wahrheit steige?
— — — — — — — — — —
Gott-Vater, dem ich mein Antlitz neige,
Als ein Mensch der Sünde, im Staube,
Gib mir das Eine:
Daß mir der Glaube
Stets im Staub auch die Sterne zeige!

Reife.

Wenn bunte Falter über reifen Ähren schweben,
Dann lebt die Erde ein erfülltes Sommerleben.
Dann ist die Zeit, wo auch die Seele glüht,
Die Liebe reift und jede Sehnsucht blüht.

Du fühlst die Reife recht als den verdienten Segen,
Die Blume „Wunschlos" grüßt dich an den fernsten Wegen.
Du legst dich schwer dem Leben in den Schoß
Und sprichst: Tod-Leben, mach mich von mir los!

Oberklingen. **Karl Ernst Knodt.**

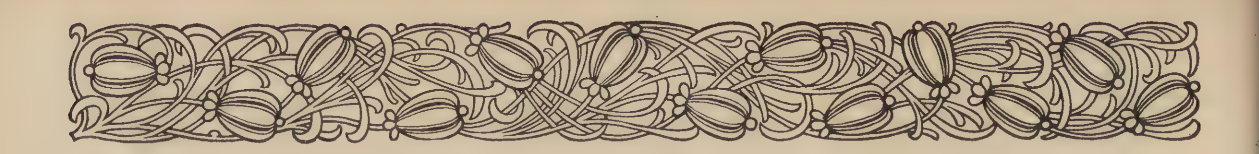
* * *

Wandlung.

Erst blühte der Flieder,
Und jubelnde Lieder
Sang trillernd die Lerche in tiefblauer Luft —
Da war ich verlassen
Und irrte auf Gassen
Und wünschte statt Lebens mir Hügel und Gruft.

Nun regnet's in Strähnen,
Und tausende wähnen
Es kehrten die Zeiten der Sündflut zurück —
Doch ich bin genesen
Im innersten Wesen . . . . .
Nun hab' ich ja dich, du mein sonniges Glück.

Heidelberg. **Henri du Fais.**



Friedrich Gunkel.

Zur Erinnerung an einen vergessenen Kasseler Maler.

Von Dr. Philipp Losch.

Die Familie Gunkel, deren Chronik unsere Leser in frühern Nummern dieses Jahrganges kennen gelernt haben, war, wie aus dieser Veröffentlichung hervorgeht, eine echte und rechte einfache Bürgersfamilie. Heroen der Geisteswelt oder sonstige große Berühmtheiten hat sie nicht hervorgebracht, wohl aber treffliche Männer, die in ihrem beschränkten Wirkungskreise ihr Bestes leisteten und demgemäß als Bürger ihrer Vaterstadt sich einen geachteten Namen und in ihrem Kreise sich eine wohlangesehene Stellung zu verschaffen wußten. Nur einem einzigen Nachkommen des Metzgers Nikolaus Gunckel ist es vergönnt gewesen, sich auch außerhalb Kassels einen Namen zu machen, der, wenn er auch nicht unter den Weltberühmtheiten glänzt, es doch verdient, daß wir im Anschluß an die Gunkelsche Familienchronik seiner Lebensschicksale kurz gedenken. Es ist zufälligerweise das Glied der Familie, dessen Namenszug, mit kindlicher Hand von ihm selbst geschrieben, die Familienchronik beschließt: der spätere Historienmaler Friedrich Gunkel.*)

Am 17. August 1819 als dritter Sohn des Metzgermeisters Justus Gunkel und seiner Ehefrau Anna Martha geb. Feuring zu Kassel geboren, war er noch nicht 12 Jahre alt, als sein Vater im Jahre 1831 starb. Während seine beiden ältern Brüder Christoph und Ludwig sich dem väterlichen Berufe widmeten (Christoph übernahm später das Geschäft, während Ludwig nach Amerika auswanderte, wo seine Nachkommen noch leben), veranlaßte die auffällige Begabung Friedrichs für das Zeichnen die Mutter ihren jüngsten Sohn auf die Akademie zu schicken, wo er Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre hauptsächlich unter der Leitung von Ludwig Grimm und Friedrich Müller studierte. Durch seinen eisernen Fleiß und sein bedeutendes Talent erwarb sich der junge Künstler bald die Achtung und Anerkennung seiner Lehrer und Studiengenossen, von denen besonders die mit ihm gleichaltrigen Brüder Kaupert zu ihm in ein näheres Freundschaftsverhältnis traten. Namentlich der jüngere Gustav Kaupert, der spätere berühmte Bildhauer, der Schöpfer des Hessenlöwen in der Aue bei Kassel, schloß sich eng an ihn an und ist ihm durch sein ganzes Leben ein treuer Freund gewesen.*)

Friedrich Gunkel galt bereits im Jahre 1839 als der beste Schüler in der Zeichenklasse der Kasseler Akademie. Die Kasseler Landesbibliothek besitzt von ihm einige Jugendarbeiten, die m. W. in weiteren Kreisen noch nicht bekannt sind, u. a. aus dem Jahre 1838 zwei Entwürfe zu größeren Kartons, welche die Geschichte des Ketzerrichters Konrad von Marburg zum Gegenstand haben. Das eine Blatt zeigt den Beichtvater der hl. Elisabeth auf dem Gipfel seiner Macht, wie er eben mehrere Ketzer zum Tode verurteilt, das andere stellt den Moment dar, wie Konrad in der Nähe von Beltershausen von den Edlen von Dernbach überfallen und erschlagen wird. Beide Blätter sind zwar nur flüchtig skizziert und in etwas akademischer Manier gehalten, zeigen aber doch schon unverkennbar die Begabung des damals 17 jährigen Jünglings für das historische Genre. Noch lebensvoller und vortrefflich gelungen erscheinen einige spätere Blätter „Zweikampf in einem Flusse" (1842), „Prozession im Kreuzgang des Klosters zu Fritzlar" (1843) und „Sängerkrieg auf der Wartburg" (1845), die ebenfalls im Besitze der Landesbibliothek sind.

Nach der Meinung einzelner seiner Freunde überragte Friedrich Gunkel damals bereits an zeichnerischem Talent alle seine Akademielehrer. Bei den jährlichen Ausstellungen der Akademie wurden seine Arbeiten auch öfters durch besonderes Lob ausgezeichnet. Gunkels Hoffnung, das für die besten Kunstschüler ausgesetzte Reisestipendium nach Italien zu erhalten, blieb freilich unerfüllt. Sein Freund Gustav Kaupert war der Glückliche, der diesen Preis davon trug. Gunkel folgte nun einer Aufforderung des großen Meisters Peter Cornelius, der damals in Berlin weilte, wo ihn Gunkel bei verschiedenen Arbeiten unterstützte. Auch in der Folgezeit hat sich Gunkel stets als ein Schüler dieses Meisters gefühlt, für dessen

---

*) Einige Mitteilungen zu dieser Skizze verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Louis Katzenstein, des Seniors der Kasseler Künstler, der noch mit G. zusammen studiert hat.

*) Von Kauperts Hand stammt auch ein Reliefporträt Gunkels, das sich im Besitze der Familie Gunkel zu Kassel befindet.

gewaltige Kartons allerdings die heutige Zeit nicht mehr ein allgemeines Verständnis besitzt. Auch als Friedrich Gunkels Sehnsucht nach Italien, dem gelobten Lande der deutschen Künstler, endlich gestillt wurde, folgte er den Spuren Peter Cornelius', durch dessen Vermittelung wahrscheinlich er auch in Beziehungen zu dem König Max von Bayern trat. Mehrfach hatte er die Ehre, daß der kunstliebende Monarch sein Atelier in Rom besuchte und ihn mit größeren Aufträgen bedachte. So malte er für das Bayerische National-Museum „Die Gründung von München" und für das Münchener Maximilianeum sein bekanntestes historisches Gemälde „Die Varusschlacht im Teutoburger Walde" (1864). Die großartige lebensvolle Zeichnung dieses Kolossalgemäldes ist durch photographische Reproduktion auch in weitere Kreise gedrungen, wobei allerdings erwähnt werden muß, daß seine malerische Ausführung bei den Kritikern nicht überall unbedingten Beifall gefunden hat. Manche wollten wissen, daß die große Aufgabe die Kräfte des Künstlers überstiegen habe.

Gunkel scheint auch Beziehungen zu dem Grafen Schack, dem bekannten Münchener Kunstmäcen, unterhalten zu haben. Nach Müller-Singers Künstlerlexikon soll sich ein Gemälde von Gunkel „Die Schlacht am Granikus zwischen Alexander dem Großen und Darius" in der Schackschen Galerie befinden. Da ich mich dieses Bildes indessen nicht erinnerte und auch der von dem Grafen Schack verfaßte Katalog seiner Galerie dasselbe nicht aufführt, so habe ich mich an die jetzige Verwaltung der Galerie mit der Bitte um Auskunft gewandt, und die Königl. Preußische Gesandtschaft in München — Graf Schack hat bekanntlich seine Galerie dem Deutschen Kaiser vermacht — hat meine Vermutung bestätigt, daß das bewußte Bild sich nicht in der Sammlung befindet. Ob es früher darin gewesen ist, oder ob die Angaben des Künstlerlexikons auf Irrtum beruhen, wage ich nicht zu entscheiden.

Von sonstigen Bildern Gunkels seien noch erwähnt ein kleines meisterhaft ausgeführtes Gemälde „Der Tod der heiligen Elisabeth", das sich in Privatbesitz befindet, „Die Auferstehung Christi", ein Karton „Odysseus von Leukothea gerettet" und ein Gemälde „Drusus und die Waldfrau", das er Anfang der 70er Jahre für den Kasseler Kunstverein malte, in dessen Besitz es sich noch befinden muß.*) Es war dies eins seiner letzten Werke, das Gunkel in Rom, dem ausschließlichen Aufenthaltsort seiner letzten Lebensjahre, gemalt hat.

Gunkels künstlerische Produktivität war nicht allzu groß. Seine Stoffe waren keine gangbare Marktware, und bei seinem stark ausgeprägten Künstlerstolz fühlte er sich viel zu gut, um Brotmalerei zu treiben, worauf er bei seinen nicht gerade glänzenden materiellen Verhältnissen eigentlich angewiesen war. Schroff und rauh in seinem Auftreten war er auch nicht geeignet sich Anhänger zu werben, die für sein künstlerisches Schaffen die Reklamepeitsche geschwungen hätten. So war er gewissermaßen sein eigner Feind und vereinsamte in der letzten Zeit mehr und mehr. Als nach dem Tode seines Lehrers Cornelius und seines Gönners, des Königs Max seine Arbeiten nicht mehr die gehoffte Anerkennung fanden, stellte sich bei ihm infolge der getäuschten Hoffnungen eine trübe mutlose Stimmung ein. Er, der sich seines künstlerischen Wertes, aber wohl auch seiner künstlerischen Schwächen voll bewußt war, kam zu der Überzeugung, daß er sein Leben lang ein Stiefkind des Glückes gewesen und nichts mehr von ihm zu hoffen habe. Körperliche Leiden — er litt schon frühe an Harthörigkeit und noch mehr an seinen Augen — vermehrten seine Schwermut. Die Angst, die für seine Kunst unentbehrliche Sehkraft ganz zu verlieren, stürzte ihn in Verzweiflung, und so kam es zur Katastrophe. Am Abend des 23. Februar 1876 fand man ihn im Garten der Villa di Papa Giulio vor der Porta del Popolo schwerverwundet liegen. Er hatte sich eine Revolverkugel durch die Brust geschossen. Die Wunde war tödlich, jedoch mußte der Unglückliche noch vier Tage leiden, bis ihn am 27. Februar im Hospital zu San Giacomo der Tod erlöste.

„Die Teilnahme aller Bekannten, die ihn zu schätzen wußten, ist rührend" schrieb der deutsche Konsul in Rom an seinen Bruder nach Kassel. Doch nicht allzu groß war die Zahl derer, die ihn zur letzten Ruhestätte begleiteten. In fremder Erde, in der ewigen Stadt, dem Sehnsuchtsziel seiner Jugend, liegt er begraben.

Der Tod des hochbegabten Künstlers ist in seiner Heimat kaum beachtet worden. Meines Wissens hat keine einzige hessische Zeitung ihm einen Nachruf gewidmet, und auch sonst hat man seiner kaum gedacht. Er war seiner Heimat fremd geworden. Erst als im Jahre 1877 eine Ausstellung seines Nachlasses in der Berliner

*) Der ausführliche Titel des Bildes, wie er auf der Rückseite der im Kunsthause zu Kassel außer dem ausgeführten Bilde befindlichen Photographie nach der ersten Farbenskizze steht, lautet: „Drusus wird auf seinem Heereszuge gegen die Elbe von einem deutschen Weibe das Ende seiner Taten und seines Lebens prophezeit." Friedrich Gunkel. Rom, komponiert 1864. — Als die Kaiserlichen Majestäten vor einigen Jahren das Kunsthaus besuchten, erregte das Gunkelsche Bild ganz besonders die Aufmerksamkeit Ihrer Majestät der Kaiserin. D. Red.

Nationalgalerie veranstaltet wurde, da zollte die Kritik dem Toten die gebührende Anerkennung, nannte ihn einen Geistesverwandten von Alfr. Rethel, Jos. v. Führich und Friedr. Overbeck und erkannte an, daß sein ideales Streben nicht gebührend gelohnt worden sei.

Zur Geschichte der Hugenotten- und Waldenser-Ansiedlungen in Hessen-Darmstadt.

Von Dr. phil. Bergér-Gießen.

Quellen.

Die Kirchenbücher zu Nidda, Mörfelden, Raunheim, Walldorf, Pinache und Neuhengstett in Württemberg.

Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins. Heft 3. Magdeburg 1891; Zehnt III, Heft 10. Magdeburg 1894; Zehnt IV, Heft 1 u. 2. Magdeburg 1894; Zehnt IV, Heft 9. Magdeburg 1895; Zehnt V, Heft 10. Magdeburg 1896; Zehnt VIII, Heft 4. Magdeburg 1899.

F. Bender, Geschichte der Waldenser. Ulm 1850.

A. Lehn, Geschichte der französisch-reformierten Gemeinde zu Offenbach. (Festschrift 1899.)

Ph. Weyell, Die französische Kolonie Neu-Isenburg bei Frankfurt am Main. Neu-Isenburg 1861.

— —, Privileg der französischen Kolonie Neu-Isenburg. Neu-Isenburg 1870.

Bulletin de la Societé d'Histoire Vaudoise Nr. 10. La Tour 1893.

A. Märkt, Die Württembergischen Waldensergemeinden 1699—1899. Stuttgart 1899.

Dr. A. Rößger, Zur Volkskunde und wirtschaftlichen Entwickelung der württembergischen Waldenser.

— —, Die Herkunft der württembergischen Waldenser und ihre Verteilung im Lande 1698—1732. Stuttgart 1893.

— —, Neu-Hengstett (Bursét), Geschichte und Sprache einer Waldenser-Kolonie. Greifswald 1883.

W. Stricker, Zur Geschichte der französischen Kolonien in Deutschland (Hist. Taschenbuch V. F. 2. J. Leipzig 1872).

M. Ch. Weiß, Histoire des réfugiés protestants de France depuis la révocation de l'Édit de Nantes jusqu'à nos jours. Paris 1853.

Dr. Ph. A. F. Walther, Darmstadt, wie es war und wie es geworden. Darmstadt 1865.

1. Anlässe der Einwanderung.

Die Einwanderung romanischer Glaubensflüchtlinge in Hessen-Darmstadt in den letzten Dezennien des siebzehnten Jahrhunderts hatte ihren Ursprung in der Aufhebung des Toleranzedikts von Nantes und in den Ausweisungsbefehlen des Herzogs Viktor Amadeus II. von Savoyen. Trotz drohender Todesstrafe oder lebenslänglicher Galeerenarbeit beim Versuche der Auswanderung griffen eine halbe Million der tüchtigsten und besten Bewohner Frankreichs zum Wanderstab, um in der Fremde das zu suchen, was ihnen das intolerante Vaterland versagte. Ein Strom von 300 000 Personen ergoß sich nach der Schweiz und nach Deutschland. Die Emigration versetzte Frankreich auf wirtschaftlichem Gebiete einen furchtbaren Schlag. In Angoumois blieben von 60 Papiermühlen nur 16 in Tätigkeit, in der Touraine blieben von 400 Gerbereien nur 54, von 8000 Seidenwebstühlen nur 1200, von 3000 Bandwebstühlen nur noch 60 im Betriebe. In Lyon gingen von 18 000 Webstühlen gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts nur noch 4000.[1])

Der intoleranten Verfügung Ludwigs XIV. antwortete der Große Kurfürst mit seinem Einladungsedikt vom 29. Oktober 1685[2]), das in 500 Exemplaren in Frankreich verbreitet wurde. Durch sein hervorragendes Beispiel regte nicht nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg die andern Fürsten zur Nachahmung an; er verwandte sich sogar noch persönlich bei ihnen, um sie zur Aufnahme der schwergeprüften Glaubensflüchtlinge zu bestimmen. Zunächst ergoß sich der Strom der französischen Glaubensflüchtlinge oder Réfugiés, wie man sie jetzt kurz benannte, nach der benachbarten Schweiz. Ungeheuer waren die Opfer, die die Städte Genf, Zürich und Bern für die Exulanten brachten; unterstützte doch die Stadt Zürich allein von 1685—89: 23 115 Personen. Solchen schweren Opfern gegenüber mußte die Schweiz bedacht sein, einen Teil der Emigranten wieder los zu werden. Die helvetischen Gesandten gingen deshalb an die deutschen Höfe, um die Fürsten zur Aufnahme der Flüchtlinge zu bewegen.

In den Jahren 1686 und 87 wurden derartige Bittgesuche jedenfalls auch an dem Darmstädter Hofe vorgetragen. Leider finden wir in den Akten über die ersten Aufnahmeverhandlungen der Réfugiés keine Nachrichten. Für Hessen-Kassel liegt das Edikt des Landgrafen Karl vom 12. Dezember 1685 vor, das zahlreiche Einwanderungen in diese Landgrafschaft zur Folge hatte, denen die Oberneustadt zu Kassel ihre Entstehung verdankt.

[1]) cf. W. Stricker, Zur Geschichte der französischen Kolonien in Deutschland (Hist. Taschenbuch V. F. 2. Jahrg. 1872).

[2]) Landgraf Karl von Hessen-Kassel hatte bereits am 18. April 1685 seine Freiheits-Konzession für fremde Manufakturisten erlassen. Dieser Aufruf wurde, nachdem die Aufhebung des Edikts von Nantes, 23. Oktober 1685, bekannt geworden war, am 12. Dezember 1685 in französischer Sprache wiederholt. Anm. d. Red.

Zweifelsohne müssen während dieser Zeit auch Einwanderungen in Hessen-Darmstadt erfolgt sein, um so mehr als die Durchzüge nach dem Norden durch Darmstädter Gebiet stattfanden. Will man doch auch in den Erbauern des Darmstädter Schlosses, in dem Baumeister Ronge la Fosse und in dem conducteur François du Genois zwei Vertreter der Réfugiés vermuten. Walther behauptet in seinem Buche „Darmstadt, wie es war, und wie es geworden", daß nach Aufhebung des Edikts von Nantes eine große Anzahl Réfugiés nach Darmstadt gekommen sei, die Unterhandlungen wegen Aufnahme in die Stadt geführt hätten. Sie hätten sich erboten, auf ihre Kosten die Stadt zu vergrößern und zu verschönern, ferner einen Kanal vom Rhein nach Darmstadt zu führen. Ein Grundriß über die Stadterweiterung ist das einzige[3]) Schriftstück, das sich in den Akten findet. Nach Walther sollen sich die Ansiedlungen der Réfugiés in Darmstadt durch die Gegenvorstellung der lutherischen[4]) Geistlichkeit zerschlagen haben, die wohl nichts dagegen einzuwenden hatte, wenn die Réfugiés im Lande angesiedelt würden, gegen die Aufnahme derselben in der Stadt protestierten, weil es sich nicht zieme, daß Calvinisten in einer rein lutherischen Stadt solchen Einfluß gewönnen. Von einer späteren Einwanderung der Réfugiés, namentlich um das Jahr 1699, wird bei der Besprechung der einzelnen Kolonien die Rede sein.

Dem Beispiel der „allerchristlichsten" Majestät von Frankreich war auch der Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen gefolgt, indem er gleichfalls Ausweisungsgebote für die protestantischen Bewohner erließ. Die erste derartige Verordnung vom 4. November 1685 galt zunächst den in Piemont lebenden 3000 Hugenotten, die nach Aufhebung des Edikts von Nantes hier eine Zufluchtsstätte zu finden glaubten. Es waren hauptsächlich Bewohner der südfranzösischen Provinz Dauphiné, insbesondere aus dem Alpentale Pragelas, die mit den Piemontesen, den Waldensern im eigentlichen Sinne, eine Provinzialsynode bildeten. Dem Ausweisungsedikt für die Hugenotten folgte eine Verordnung vom 21. April 1686, die auch die seitherigen Rechte der piemontesischen Waldenser aufhob. Vergebens suchten die Schwerheimgesuchten Widerstand mit den Waffen zu leisten. 1000 Personen wurden getötet, 12—14000 Gefangene in den 14 Festungen des Landes verteilt. Unter den größten Anstrengungen gelangten diejenigen, die dem harten Lose ihrer Brüder entgangen, — bis 1687 etwa im ganzen 4000 Ausgewiesene — in die Schweiz. Nur ein Teil der Exulanten konnte hier bleiben; die andern setzten ihre Fahrt nach Deutschland fort. Wieder war es der edle Kurfürst von Brandenburg, der 2000[5]) Waldenser in sein Land einlud. Der Kurfürst von der Pfalz folgte seinem Beispiel, und auch der Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt erklärte sich zur Aufnahme der Waldenser bereit, nachdem er durch die theologische Fakultät zu Gießen am 4. September 1686[6]) ihre Glaubenslehren hatte prüfen lassen. In einer Deklaration vom 6. September 1688[7]) ließ er in 29 Artikeln die Bedingungen zur Aufnahme feststellen. 600 bis 700 Personen mögen damals in die Landgrafschaft eingewandert sein. Als zehn Jahre später die in Piemont lebenden französischen Waldenser ein abermaliger Ausweisungsbefehl traf, schlossen sich ihnen auch 3000 Piemontesen an, die hauptsächlich in Württemberg angesiedelt wurden. Eine Anzahl Flüchtlinge nahm auch jetzt wieder Landgraf Ernst Ludwig auf und sicherte ihnen durch eine Deklaration vom 22. April 1699 bedeutende Vorrechte zu. Erst im März 1731 waren die Einwanderungen beendet. Um diese Zeit wanderten noch 12—15 waldensische Familien in die Landgrafschaft ein. Wie und wo im Lande die einzelnen Gruppen von Flüchtlingen angesiedelt wurden, wird die Besprechung der einzelnen Kolonien ergeben.

---

[3]) Vermutlich ging manches auf die Réfugiés-Ansiedlung bezügliche Aktenstück bei dem Schloßbrande im Jahre 1715 verloren, als nur mit Mühe Kanzlei und Archiv gerettet werden konnten.

[4]) Auch in den Reichsstädten Frankfurt und Hamburg legten die starren Lutheraner den Reformierten alle möglichen Hindernisse in den Weg, sehr oft aus rein weltlichen Gründen. Die Frankfurter reformierte Gemeinde gelangte erst 1788 zur Selbständigkeit.

[5]) Es fanden sich allerdings nur 1000 Personen bereit, ins Brandenburgische zu ziehen; die andern, denen es zu schwer wurde, soweit von der Heimat sich zu entfernen, blieben in Württemberg und in der Kurpfalz.

[6]) In Nomine Jesu! Theologicae Facult. Giessensis Kurzes ohnmaßgebliches Bedenken über das Verlangen der der auß Frankreich vertriebenen Waldensern. Gießen 1688. 4. Sept.

[7]) Declaration de Son Altesse serenissime Monseigneur Ernest Louis, Landgrave de Hesse etc. en faveur de la Colonie Vaudoise.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Glück.

Nicht in fröhlich-heitern Stunden,
Nicht in Liebesseligkeit
Habe ich mein Glück gefunden,
Nein, in Sorg' und Herzeleid.

Im Verzichten und Vergessen
Ward es mir erst völlig klar,
Lernte seinen Wert ermessen
Erst, als es verschwunden war.

Jugenheim a. d. Bergstr.

Johanna Schwabeland.

Oberrealschuldirektor Dr. Ackermann.

Karl Christian Ackermann ist am 2. März 1841 als Sohn eines Beamten in dem uralten Städtchen Fulda geboren und hat in der dortigen Schule und von 1851 ab auf dem dortigen Gymnasium seine Schulbildung genossen. Nachdem er Ostern 1860 die Reifeprüfung abgelegt hatte, entschloß er sich zum Studium der Medizin, das er aber bald mit demjenigen der Mathematik und der Naturwissenschaften vertauschte. Er besuchte vornehmlich die Universität seines engeren Heimatlandes Marburg, wo er dem Corps Teutonia angehört hat, und legte hier auch im März 1864 sein Fakultätsexamen in Mathematik, den Naturwissenschaften, Lateinisch und Griechisch ab. Dazwischen studierte er auch eine Zeitlang in München, und es ist wohl anzunehmen, daß er schon hier die Vorliebe für das bayerische Oberland faßte, die ihn dann so oft — wenn auch nur an den Fuß der Berge — trieb.

Durch Reskript vom 10. Juni 1864 wurde er dem Gymnasium seiner Vaterstadt als Praktikant (Probekandidat) zugewiesen, im Winter desselben Jahres erwarb er sich auf Grund einer mathematischen Arbeit zu Marburg die philosophische Doktorwürde. Den Sommer 1865 benutzte er, unterstützt durch ein vom Ministerium bewilligtes Stipendium, um auf einer Studienreise seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern. Im Herbste dieses Jahres folgte er einem Rufe des früheren Gymnasiallehrers zu Fulda, damaligen Inspektors der Realschule zu Hersfeld, Pfarrers Breunung, an die Realschule zu Hersfeld. Diese war durch Regierungsbeschluß vom 28. Februar 1838 zu Ostern desselben Jahres ins Leben getreten, aber am 26. Juni 1852 wieder aufgehoben, am 1. Mai 1864 indessen neu eröffnet worden. Schon am 22. Februar 1866 wurde Ackermann durch kurfürstliches Reskript zum ordentlichen Reallehrer ernannt, aber trotzdem unterzog er sich noch im Juni 1866 in Fulda der praktischen Prüfung für Bewerber um ein ordentliches Gymnasiallehramt mit glänzendem Erfolge. Dies war die letzte derartige Prüfung, denn nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen wurde diese zweite Prüfung wieder abgeschafft. Nachdem nämlich durch eine besondere Schulkommission (bestehend aus Konsistorialrat Direktor Dr. Wiß zu Rinteln, Schulrat Sundheim und Seminar-Inspektor Vogt zu Kassel und Gymnasiallehrer Dr. Vilmar zu Marburg) im Jahre 1835 die Verhältnisse der Gymnasien untersucht und neu geregelt worden waren, wurde am 29. April 1836 eine „Kurfürstliche Schulkommission für Gymnasialangelegenheiten" auch mit der Aufgabe gegründet, in jedem Jahre und zwar an den verschiedenen Gymnasialorten eine zweite, praktische, Prüfung für Gymnasiallehrer abzuhalten. Somit hat diese Einrichtung gerade 30 Jahre lang bestanden.

In Hersfeld hat nun Ackermann fast 10 Jahre lang eine frische, reich gesegnete Lehrertätigkeit entfaltet. Er hat nicht nur mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, sondern auch lateinischen und deutschen in anregendster Weise erteilt. Ja er unterwies die Schüler sogar im Zeichnen und — ein Beweis seiner damaligen Gesundheit und Kraft — im Schwimmen. Hier hat er sich aber auch, wie er selbst meinte und gelegentlich erzählte, im chemischen Unterricht den Keim zu seiner nachmaligen langwährenden Krankheit geholt. Aber in Hersfeld hat er auch das Glück seines Lebens gefunden in seiner Gemahlin, die ihm dann in Freud und in dem reichen Leid, das ihn leider treffen sollte, treulich zur Seite gestanden hat, die ihn gestützt und gehoben hat, wenn er durch seine Erkrankung öfter ganz niedergeworfen wurde.

Am 17. April 1875 trat er sein neues Amt an der damaligen höheren Bürgerschule zu Kassel an. Der Rektor dieser Anstalt, Professor Dr. Buderus, hatte ihn, als er noch (von 1858 bis 1871) Gymnasiallehrer in Hersfeld gewesen war, dort kennen und schätzen gelernt und deshalb die Wahl der zuständigen Behörden auf ihn gelenkt. Im August desselben Jahres wurde er zum Oberlehrer befördert und hat als solcher bis zum Frühjahre 1888 gewirkt, auch von 1876 an die Lehrerbibliothek der Anstalt verwaltet. Auf den dringenden Rat seines Arztes ließ er sich erst während des Sommerhalbjahres und dann noch während des Winterhalbjahres 1882/3 beurlauben; aber nicht lange hatte er den anstrengenden Lehrerberuf wieder ausgeübt, so warf ihn ein heftiger Anfall seines alten Lungenleidens wieder auf einige Zeit nieder. Es war bewunderungswürdig, wie er seine Krankheit ertrug, wie er in gewissenhaftester Weise allen Vorschriften der Ärzte nachkam, wie sorgfältig er namentlich im Essen und Trinken war. Nur hierdurch erreichte er, daß er stets wieder arbeitsfähig wurde, um seinem geliebten Berufe sich nicht zu lange entziehen zu müssen. In jedem Sommer wanderte Ackermann in die herrlichen Gefilde Oberbayerns oder in die grüne Steiermark. Obwohl er nicht in der Lage war, die Berge zu besteigen, so zog ihn doch die prächtige Gebirgsnatur immer von neuem wieder an. Einige Jahre hat ihm auch besonders das Bad Rehburg für seine Gesundheit und Stärkung erfreulichen Nutzen gebracht. Stets ging er von neuem mit frischer Lust an seine Tätigkeit als Lehrer, die er mit wahrer Neigung ausführte — aber auch mit immer größerer Aufreibung seiner Kräfte. So ging er schon mit dem Plane um, aus seinem hehren Berufe zu scheiden und in den Ruhestand überzutreten, als eine plötzliche Wendung in seinem Leben eintrat. Der Realschuldirektor Professor Dr. Buderus, ein Mann von bisher eiserner Konstitution, erkrankte plötzlich schwer und verschied im Herbst 1887. Ackermann, der damals selbst gerade krank darnieder lag, hatte nach seiner Genesung die Vertretung zu übernehmen. Die Wiederbesetzung der Stelle Buderus' stieß auf gewisse Schwierigkeiten, und so gab er, der seines vornehmen Charakters und edlen kollegialischen Verhaltens wegen überall hochgeschätzt wurde, dem Bitten seiner Kollegen nach, eine etwa auf ihn fallende Wahl zum Direktor der Anstalt anzunehmen. Die Wahl und die Allerhöchste Bestätigung derselben erfolgte bald danach, und so lag von 1888 an auf ihm die gewaltige, verantwortungsvolle Last der Leitung einer großen höheren Lehranstalt. Sie war eine Realschule, also siebenstufig, zählte aber 17 verschiedene Klassen, weil eine An-

zahl von Stufen in drei Parallelklassen zerlegt war. Aber er mußte hierzu noch den fünfstufigen städtischen Unterbau der Königlichen Gewerbeschule übernehmen, da diese aufgelöst wurde, sodaß seiner Direktion ein Jahr lang 22 Klassen in verschiedenen Gebäuden unterstanden. Mit seinem bekannten eisernen Fleiße, seinem großartigen Ordnungssinn und seiner außergewöhnlichen Geschäftskenntnis, sowie einem glücklichen Orientierungsvermögen ist es ihm gelungen, den gewaltigen Organismus zu führen und zu leiten, bis er sich zu Ostern 1895 in Pension begab. Ja, es war erfreulich zu sehen, wie Ackermanns Gesundheit sich etwas mehr zu befestigen schien, seitdem er sich — freilich mit schwerem Herzen — entschlossen hatte, der gewaltigen Arbeitslast wegen auf eigene Lehrertätigkeit bald ganz zu verzichten und damit freilich den anregenden unmittelbaren Verkehr mit der Jugend völlig aufzugeben.

In die Zeit seiner Direktion fielen für seine Schule zwei wichtige Ereignisse, die seine ganze Kraft und sein volles Geschick erforderten. Nach der Schulkonferenz vom Jahre 1890, welche die lateinlosen Realanstalten wesentlich förderte, erschienen die neuen Lehrpläne, nach denen die sogenannten unvollständigen Lehranstalten, also auch die Realschulen, um die oberste Stufe gekürzt wurden, mithin mancher Berechtigungen verlustig gingen, während die Oberrealschulen mehrere neue erhielten. Es war selbstverständlich, daß Kassel als Provinzialhauptstadt seine blühende Realschule zu einer Oberrealschule ausgestalten mußte, und es ist deshalb heute noch unerklärlich, welchen heftigen Widerstand Ackermann bei diesem Plane fand. Aber seiner stetigen und unablässigen Arbeit, unterstützt von lebhaftem Wirken seiner Kollegen, die er dazu anregte und dabei förderte, gelang es doch den Kampf siegreich zu beenden. So begann noch 1892 der Ausbau der Anstalt, die schon im März des folgenden Jahres staatlich als Oberrealschule anerkannt wurde. Dies geschah zu allgemeinster Freude, die so recht bei der 50jährigen Jubelfeier der am 1. Oktober 1812 vom König Hieronymus von Westfalen gegründeten, am 4. Mai 1843 von der Stadt Kassel neu ins Leben gerufenen Anstalt in Erscheinung trat. Mit bewunderungswürdigem Geschick und erstaunlichem Fleiße hatte der Direktor alle die zahlreichen Anordnungen zu diesem Feste getroffen, die einzelnen Kommissionen bestellt und die mannigfaltigen Arbeiten verteilt. Er selbst hatte eine wertvolle Veröffentlichung herausgegeben: Biographieen sämtlicher Lehrer der Anstalt, von denen wohl mancher über die gewaltige Belesenheit des Verfassers erstaunt war, mit welcher dieser sogar einen entlegenen Aufsatz aufgeführt hatte, und wichtige Mitteilungen über die Schule und die Schüler in dem verflossenen halben Jahrhundert. Ferner hatte er die Anregung und Unterstützung zu einer besonderen Festschrift gegeben, in der die Geschichte der Anstalt klargelegt und gezeigt wurde, daß sie nicht erst 1843 ins Leben getreten ist, sondern aus den Zeiten der französischen Fremdherrschaft stammte. Jeder, der an dieser Schulfeier im großen Stadtparksaale teilgenommen hat, wird sich noch mit Freude des erhebenden Eindrucks derselben erinnern, er wird sich noch darüber freuen, mit welcher Frische und Geistesgegenwart der Direktor das Fest leitete, er wird aber auch noch wehmütig gestimmt werden, wenn er daran denkt, daß es ihm nicht vergönnt war, an dem gemütlichen Teile des Tags teilzunehmen. Tafelfreuden waren nichts für ihn, und so mußte er zu seinem großen Bedauern seiner Gesundheit wegen auch auf jeden geselligen Verkehr verzichten. Aber diese beiden für die Anstalt so erfreulichen Ereignisse hatten Ackermanns Gesundheit aufs tiefste erschüttert. Zwar war für ihn das anhaltende, laute und scharf artikulierte Sprechen in den Unterrichtsstunden in Wegfall gekommen, dafür traten aber die hundert und tausend Kleinigkeiten in ihrer Nichtigkeit und dabei doch nicht zu leugnenden Wichtigkeit an ihn als Leiter eines großen Organismus heran. Häufig stören die kleinlichsten Dinge den Direktor in den wichtigsten Arbeiten; treten dazu noch Garstigkeiten der Schüler und vielleicht gar noch solche des Publikums, so kann es einen billig denkenden Menschen kaum wunder nehmen, wenn der Direktor auch einmal Mensch ist und in Erregung gerät. Ackermann hatte manche Mißhelligkeit vorgefunden und zu erdulden, und so kam selbst er, dem doch niemand einen abgeklärten Charakter absprechen wird, dessen herzgewinnendes Wesen allgemein geschätzt war, manchmal in eine seine Umgebung in Erstaunen setzende Gereiztheit und Schärfe, die hier und da eine augenblickliche Verstimmung hervorrief. Aber alle, die unter seiner Leitung an der Schule gewirkt haben, werden stets dankbar anerkennen, daß er ihnen nicht mit Vorschriften und Reglementierungen den Dienst erschwerte, sondern freie Bahn ließ, damit jeder seine Individualität frei entfalten konnte, natürlich nur insoweit dies sich mit dem Interesse der Schule vertrug. Ganz besonders bemühte er sich aber auch zu wissenschaftlichen Arbeiten anzuregen und solche zu unterstützen, was ihm bei seinen erstaunlich vielseitigen Kenntnissen leicht war. Er hatte die seltene Gabe, das Wesentliche sofort zu erkennen und einen prägnanten Ausdruck dafür zu finden.

Im Jahre 1894 brach Ackermann zusammen, und nun reichte er sein Gesuch um Versetzung in den Ruhestand ein, der ihm Ostern 1895 unter Verleihung des Kronenordens 3. Klasse, den Roten Adlerorden 4. Klasse hatte er bei der Schulfeier erhalten, bewilligt wurde. Fast während des ganzen letzten Jahres mußte er, wie schon früher manchmal, von dem ersten Oberlehrer der Anstalt, Professor Feitel, vertreten werden, dem dann seine Kollegen ihren Dank aussprachen.

Daß Direktor Ackermann im Ruhestande nicht ruhen würde, wußte jeder, der seinen außerordentlichen Eifer und Fleiß auch auf wissenschaftlichem Gebiete kennen gelernt hatte. Bei aller Arbeit als Oberlehrer und Direktor, bei aller Schonung, die er sich seiner Gesundheit wegen auferlegen mußte, hat er noch eine außerordentliche wissenschaftliche und gemeinnützige Tätigkeit ausgeübt. Schon im Jahre 1870 hatte ihn der Verein für Naturkunde in seiner Vaterstadt Fulda, 1884 die wetterauische Gesellschaft zu Hanau, 1895 die numismatische Gesellschaft zu Wien zum korrespondierenden Mitgliede gewählt. Im Jahre 1891 ernannte ihn der Verein für Naturkunde zu Kassel, als dessen Geschäftsführer er einige Jahre die Berichte des Vereins herausgegeben hatte, zu seinem Ehrenmitgliede, und ähnliche Auszeichnungen widerfuhren ihm noch aus Anlaß des Schuljubiläums und seiner Pensionierung.

Besonders verdient hat er sich gemacht durch seine Bibliotheca paedagogica hassiaca, die er von 1886 an mit einer Anzahl von Nachträgen herausgegeben hat, sodaß hierdurch das Arbeiten in der historischen Pädagogik, soweit es das alte Kurhessen betrifft, wesentlich erleichtert ist. Überhaupt hing er sehr an seiner speziellen Heimat, so hat er dem bekannten hessischen Münzforscher Hoffmeister, ferner dem Naturwissenschaftler Claus u. a. Biographien gewidmet. So gehört er besonders zu den Mitbegründern dieser Zeitschrift „Hessenland“, der er stets reges Interesse zugewandt hat, um deren Weiterführung er sich sorgte, als der Redakteur Zwenger gestorben war. So versuchte er, nachdem es Provinzial-Schulrat Kannegießer wegen Arbeitsüberhäufung abgegeben hatte, die Begründung einer Gruppe „Hessen-Nassau und Waldeck der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“, so übernahm er die Ordnung und Verwaltung des städtischen Bose-Museums und schrieb einen mustergiltigen Katalog

dazu, so beteiligte er sich an einem vom Oberbibliothekar Dr. Brunner verfaßten Aufrufe behufs weiterer Fortsetzung des hessischen Gelehrten-Lexikons von Strieder-Justi-Gerland usw. Aber nicht auf derartige historische, biographische, bibliographische, lexikalische Arbeiten — und nicht nur auf Hessen beschränkte er sich. Hunderte von Besprechungen, Referaten und kleineren Abhandlungen füllen die Jahrgänge 1894 bis 1898 des Monatsblattes der numismatischen Gesellschaft in Wien. Er pflegte selbst eine Münzsammlung und verwaltete die an die Stadt Kassel gefallene Gläßnersche Stiftung. Aber am liebsten blieb ihm doch die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, wovon zahlreiche Abhandlungen und Besprechungen außer in den Berichten des Kasseler Vereins in den entomologischen Nachrichten, der botanischen Monatsschrift, dem Naturwissenschaftler, dem Zentralblatte und vielen anderen fachlichen und politischen Blättern Zeugnis ablegen.

Auch dem Magistrat der Residenzstadt Kassel hat er eine Zeitlang als Mitglied angehört und hat hier sich namentlich um das Schulwesen bemüht, für das er in der städtischen Schuldeputation wirkte. Später zog er sich aus der Öffentlichkeit zurück, wirkte aber noch längere Zeit als Direktor der Gesellschaft „Lesemuseum“, deren Lesezimmer er viel besucht hat.

In seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und in seiner Familie fühlte er sich noch mehrere Jahre sehr beglückt. Freilich hatte ihn auch in seinem Hause das Unglück nicht verschont, hatte er doch seinen einzigen, reichbegabten, hoffnungsvollen Sohn im 20. Lebensjahre plötzlich dahin sterben sehen an einer Krankheit, die er sich als Kandidat der Medizin am Krankenbette geholt hatte! Desto inniger schlossen sich die Eltern und die einzige Tochter aneinander. Noch so mancherlei plante und beabsichtigte der unermüdliche Arbeiter, da erfüllte vor etwas mehr als zwei Jahren eine eigentümliche Vergeßlichkeit und Verwechselung des sonst so klaren Kopfes die Seinigen mit Erstaunen und Erschrecken, und bald stellte sich heraus, daß Ackermann von einem schweren Hirnleiden befallen war, gegen das er Heilung in einer Nerven-Heilanstalt suchte, aber vergeblich; am 23. April 1903 ist er durch einen sanften Tod abberufen worden.

Alle, die dem Verblichenen näher getreten sind, besonders seine Schüler und Amtsgenossen, werden ihm ein treues Gedenken bewahren, nicht minder die zahlreichen Menschen, die durch gleiche wissenschaftliche Interessen in regen Briefwechsel mit ihm gekommen sind. Er wird fortleben als tüchtiger Mensch und edler, liebenswürdiger Charakter. Ganz besonders aber wird sein Name verbunden bleiben mit der Kasseler Oberrealschule, mit der Stadt Kassel überhaupt und endlich auch mit dieser Zeitschrift.

E. Bank.

Der Rangstreit der Künste.

Der Genius.

Was naht ihr wieder meinem Thron, ihr Lieben?
Hat euch der Menschen frostige Vernunft
Aus eurem warmen Erdensitz vertrieben,
Der Eigennutz mit seiner Krämerzunft?

Ist euch der schöpferische Götterfunken,
Der eurer Obhut anvertrauet ward,
Nachlässig aus der müden Hand gesunken,
Daß ihr auf mich, ihn neu zu wecken, harrt?

Hat lüstern gar ein Gott mit heißen Strahlen
Euch Hippokrenens Tropfen fortgeküßt,
Daß trauernd ihr die leergebrannten Schalen
Aus meinem Borne wieder füllen müßt?

Ihr steht verdrossen, neigt den Blick zur Erde,
Um eure Stirnen liegt es unmutsvoll?
Wohlan, ihr Lieben, nennt mir die Beschwerde,
Wovon mein Wort euch wieder lösen soll!

Die Baukunst.

Ich ließ verlöschen nicht den Schöpferfunken,
Den einst von dir empfangen ich als Kind,
Doch jene — siehe! — brüsten sich und prunken,
Daß sie allein nur deine Töchter sind!

Wem ward so hohe Macht wie mir gegeben?
Wer hat mitleidig mit dem gold'nen Netz
Der Symmetrie gedeckt das dürft'ge Leben,
Die Not gebeugt dem ordnenden Gesetz?

Von dem bewundernd einst die Alten sangen,
Der Wald, die Felsen selber rührten sich,
Wenn seiner Lieder Melodieen klangen,
Der echte Orpheus aller Zeit bin ich!

Die starren Felsen sind mir nachgezogen,
Des Waldes Riesen mußten mit mir gehn,
Leicht drüber hin im fessellosen Bogen
Sprang der Granit und blieb bezaubert stehn.

Die Bildhauerkunst.

Magst du in deines Reiches Grenzen schalten
Und Holz und Steine fügen deiner Norm,
Sie zu beleben, ward dir vorenthalten,
Tot bleibt auf ewig deine starre Form.

Wenn jener Funke, der nur mir gegeben,
Beseligend den toten Stein durchzückt,
Ja dann durchströmt ihn warmes, wahres Leben,
Der Künstler fühlt's und wird zum Gott entrückt.

Das schöpferische Feuer sprengt die Hülle,
Und wie das Kindlein aus der Mutter Schoß
In Göttergrazie und Erdenfülle
Ringt sich das Leben aus dem Steine los.

Sein Werk beseelend trotzte einst dem Zorne
Des höchsten Gotts Prometheus, der Titan,
In meinem Dienst fühlt jeder Erdgeborne
Sich ebenbürtig seinem großen Ahn.

Die Malkunst.

Nicht ins Gemeine soll der Geist sich prägen,
Schwerfällig wehrt der Stoff dem heitren Spiel.
Das leicht Bewegte kann der Schein nur hegen,
Ins Körperlose flüchtet das Gefühl.

Wo je ein Herz in hohem Mut geschlagen,
Wo je ein Auge edlen Zorn gesprüht,
Der Strom des Lebens hat es fortgetragen,
Die Glut ist schnell mit dem Moment verglüht.

Ich aber weiß das Flüchtige zu bannen,
Ich rühr' es an mit meinem Zauberstab,
Und was die neid'sche Flut schon trug von dannen,
Die Toten selbst erweck' ich aus dem Grab.

Ja, was die Erde Herrliches geboren,
Wonach das Herz in heißer Sehnsucht schwillt,
Das Paradies, so frühe ihm verloren,
Noch lebt es frisch und jung in meinem Bild.

Die Tonkunst.

Und zeigst du auch in deinem Zauberspiegel
Dem leicht getäuschten Sinn des Himmels Tor,
Ein Schlag von mir, auf springen seine Riegel,
Und himmlische Musik tönt draus hervor.

Ich trage meinen Liebling zu den Sphären,
Ich lass' von Minos' schaurigem Gericht
Im Schattenreich ihn lebend wiederkehren
Und ruf' ihm jubelnd zu: Es werde Licht!

Ja, die verschlossen sonst auf ewig schliefen,
Die kundgetan noch keines Dichters Mund,
Die stillen Rätsel in der Seele Tiefen,
Der Töne Zaubermacht nur tut sie kund.

Magst du, ein Orpheus, Stein' und Bäume rühren,
Mich lüstet nicht nach dieser Meisterschaft,
Wenn nur die Geister meine Nähe spüren
Und sich beseligen durch meine Kraft!

Die Dichtkunst.

Ob schmeichelnd du im sinnlichen Berauschen
Das schwache Herz betörest fort und fort,
Unmittelbar nur kann die Seele lauschen
Und dem Gedanken folgen durch das Wort.

Wer außer mir trägt seine Ideale
Vom Sinnlichen noch ungetrübt und rein,
Den hellen Tropfen in kristallner Schale?
Ich nur bin deine Tochter, ich allein!

Wo sehnsuchtsvoll Begeistrung edler Seelen
Der himmlischen Geliebten Kränze flicht,
Wo Geisteskraft und Wohllaut sich vermählen,
Ersteht gleich einem Wunder das Gedicht.

Den höchsten Flug, ihr dürft ihn doch nicht wagen,
Das Band der Erde zieht euch erdenwärts,
Nur liedgewordene Gedanken tragen
Hinauf zum Himmel das entzückte Herz!

Der Genius.

Schmerzvoller Zwiespalt, unglücksel'ges Hadern,
Das sich erhöht und andere verdammt!
Fühlt ihr's verwandt nicht strömen durch die Adern?
Denn meine Töchter seid ihr allesamt.

Seht ihr es nicht an eurer Augen Glühen —
O, schaut euch unbefangen ins Gesicht! —
Daß nur dieselben Flammen in euch sprühen,
Daß nur dieselbe Stimme aus euch spricht!

Als in der Zeiten Anbeginn das Leben
Sich liebend durch die tote Schöpfung goß,
Da faßt' auch mich ein wonneschauernd Beben,
Daß ich die Form in meine Arme schloß.

Und gleich erglühten unter meinen Küssen
Der Stein, der Ton, die Farbe und das Wort.
Reicht euch die Hände, wie es Schwestern müssen!
Des Geistes Hauch lebt in euch allen fort.

Kassel. **Hermann Kette.**

Von der Ruine Rheinfels ob St. Goar.

Ohne daß irgendwelche größere Risse in letzter Zeit sich gezeigt hätten, begann in der Frühe des 29. Juli ein solcher zutage zu treten, und kurz vor 10 Uhr rollten bereits Steine herab und bröckelte Geröll los an der nach der Biebernheimer Höhe liegenden Rückseite des Schlosses, bis am Mittwoch zwischen 10 Uhr 10 und 15 Minuten eine 8 Meter hohe und 7 Meter lange, im Durchschnitt 1 Meter dicke Außenmauer in sich zusammenstürzte und den steilen Fahrweg von St. Goar nach Biebernheim mit ihren Steinbrocken, einzelnen Schieferstücken, Geröll und Schutt völlig versperrte. Gott sei Dank war ein bergabgehender Wagen noch ungefährdet vorbeigefahren, und das Knacken vor der Katastrophe sowie niedergehende Steine hatten die Angehörigen des Burgwarts, der gerade Fremde führte, rechtzeitig gewarnt, den gefährdeten Platz, an dem sich kleinere Bedürfnisanstalten in Holzbauten an die Mauer anlehnten, zu betreten. Ein Menschenleben ist also nicht zu beklagen und auch das donnerähnliche Geräusch des Zusammenbruches ist nicht allgemein in St. Goar vernommen worden. Man arbeitet seitdem angestrengt, um durch den gewaltigen Trümmerhaufen einen schmalen Weg für Fußgänger und notdürftig für Wagen zu bahnen und lädt den Hauptschutt in dem sogenannten Holzgraben ab, wo schon seit 106 Jahren die Überreste des von den Franzosen gesprengten, 50 Meter hohen Hauptturmes lagen, längst von einer üppigen Vegetation überwuchert. Glücklicherweise wird die Hauptvorderansicht, wie man sie vom Rheine aus auf die Ruine hat, durch diesen Einsturz nicht gestört; aber die öffentliche Sicherheit der Hauptzugangsstraße nach der Ruine und dem Gut und der Villa Rheinfels sowie nach Biebernheim verlangt eine neue Mauer und mehrere Sicherheitsbauten, damit nicht weitere Nachstürze erfolgen.

An sich ist der eingestürzte Teil auch ein verhältnismäßig jüngeres Bauwerk, das den alten Brückenturm, in dessen Tunnel sich jetzt die Privatwohnung des Burgwarts eingebaut befindet, verband mit dem unter Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels 1657—1667 erbauten Haupt-Vorwerk „Scharfeneck“. Sowohl das Gouvernement, wie die daran anstoßenden Werkstätten haben die Franzosen gesprengt und mit dem Schutt und Trümmern die früheren Plätze ausgefüllt, die beim späteren Einebnen bis etwa 3 Meter unter dem Rand der ursprünglich freistehenden, mit Rundgang versehenen Mauer sich auffammelten. Die eingestürzte Wand erweist sich als später eingeflickt, während die Eckteile des Scharfenecks ebenso unversehrt geblieben

sind, wie der massive Brückenturm, an dem noch einzelne Brocken der niedergegangenen Verbindungsmauer, die im Innern nur Bruchwerk und Sand enthält, ankleben, welche noch abgesprengt oder gestützt werden müssen. Die Kosten fallen dem Königlichen Hofmarschall-Amte zu, werden also aus der Privatschatulle Sr. Majestät des Kaisers bestritten, da ja bekanntlich im Jahre 1843 der damalige Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm, die Ruine Rheinfels ankaufte und dadurch vor gänzlichem Verfall hochherzig rettete.

Wie das Unheil herbeigeführt ist und wodurch veranlaßt, dürfte sich schwer und erst nach einer eingehenden Untersuchung entscheiden lassen; jedenfalls hat das betrübende Ereignis sich schon Jahrzehnte lang vorbereitet, und die Regenmengen der letzten Wochen sowie die außergewöhnlichen Böllerschüsse seit der neulichen Rheinfels-Beleuchtung können nur den letzten, äußeren Anstoß zur kaum abwendbaren Katastrophe gegeben haben; doch wird im Interesse dieser gewaltigsten Ruine des Mittel-Rheins doppelte Vorsicht von nun an zur Erhaltung geboten sein.

Die dringendsten Aufräumungsarbeiten besorgt Herr Maurer- und Baumeister Bernhardt aus St. Goar, dem auch sonst die Ruine zur Ausbesserung unterstellt ist.

Uns Hessen aber ist Rheinfels deshalb so lieb und wert, weil es um 1245 erbaut von den Grafen von Katzenellnbogen, als Haupt-Residenz zum Schutze des gewinnreichen Rheinzolles, 1479 durch die Erbtochter an Hessen gefallen ist und im Dezember 1692 jene ruhmvolle Verteidigung von 4000 Hessen unter dem Grafen Görtz gegen den französischen Marschall Tallard und seine siebenfache Übermacht siegreich durchgemacht hat, auf die wir Hessen-Kasseler, als auf die früheste „Wacht am Rhein", mit Recht stolz sein dürfen. 1794 ruhmlos verlassen und 1797 von den Franzosen gesprengt, blieb wenigstens auf dem rechten Rheinufer die Burg Katz, gegenüber von Rheinfels, noch kurhessisch bis 1806; also daß 327 Jahre lang die Niedere Grafschaft Katzenellnbogen althessischer Besitz, in freilich oft wechselnden Händen, gewesen ist. Zuerst üppige Residenz der reichen Grafen von Katzenellnbogen, wurde es unter Philipp dem Großmütigen, der hier einige Zeit nach seiner Gefangenschaft verweilen mußte, neu befestigt, sah dann 1567—1583 unter seinem Sohn Philipp dem Jüngeren, der, kinderlos, in der Hauptkirche von St. Goar begraben liegt, einen neuen lebensfrohen Hofhalt, wurde dann Zankapfel zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, um ab 2. August 1648 der Nebenlinie Hessen-Rheinfels zuzufallen, zuerst unter dem Landgrafen Ernst, der es für mehrere Millionen Taler ganz neu, besonders nach Biebernheim hin, befestigte. Rheinfels blieb freilich nun infolge des Mitbesetzungsrechtes ein stetes Zankobjekt für Hessen-Kassel, bis dieses 1754 allein Besitz ergriff und die Nebenlinie dann nach Rotenburg sich benannte. Die Meisterhand Dilichs hat um 1607 das alte Schloß Rheinfels noch genau aufgenommen, und in Kürze erzählen wir unsern Lesern davon und von den späteren Festungswerken des Landgrafen Ernst und der folgenden Zeiten.

St. Goarshausen, 30. Juli 1903. Dr. phil. Seelig.

Aus alter und neuer Zeit.

Das Lazarett in Sèvres während der Belagerung von Paris 1870/71. Wenn man von Versailles durch Chaville-Sèvres in der Richtung nach Paris geht, so lag — und liegt wohl noch — in einer kleinen Seitenstraße des letzten Ortes auf der rechten Seite eine von Nonnen geleitete Erziehungsanstalt für junge Mädchen. Da es die Notwendigkeit gebot, verließen die Zöglinge des Hauses beim Heranmarsch der deutschen Truppen ihre Zufluchtsstätte und eilten zu ihren Familien. Die vortrefflichen Nonnen hingegen entschlossen sich die Räume des Hauses zu einem Lazarett einzurichten unter Beihülfe eines in der Nähe wohnenden einheimischen Arztes und des Bürgermeisters von Sèvres, um eine nutzbringende Tätigkeit im Dienste der Verwundeten und Kranken auszuüben.

Da das Haus noch im Schußbereich der französischen Artillerie gelegen war, so wurden gewöhnlich nur leichter Verwundete und Erkrankte aufgenommen, welche bei ungünstigem Verlauf in das Hauptlazarett nach Versailles überführt wurden. Es wurden im November und Dezember dort allerdings auch eine Anzahl Ruhrkranker, also auch schwerer Erkrankte gepflegt. Alle deutschen Soldaten, welche durch die Schwestern hier Pflege und Heilung fanden, waren des Lobes über deren unermüdliche Tätigkeit voll!*) Während der Monate November, September 1870 und Januar 1871 wurden fast nur der 21. hessischen Division Zugehörige aufgenommen, welche Armeeabteilung zwischen dem V. Armeekorps und dem I. bayerischen ihre Stellung hatte.

*) Ein bei der ersten Besetzung der Stadt Sèvres gefangener französischer Mobilgardist von kleiner Statur und tiefgebräunnten Gesicht versah den Dienst als Hülfskrankenwärter mit großer Geduld.

Sobald ein Verwundeter oder Kranker neu eingebracht, erschien der Arzt, um die Behandlung nach Befund festzustellen, wobei „Schwester Marie“, eine geborene Deutsche, Dolmetscherdienste verrichtete. Natürlich strömten der „deutschen Schwester“ die wärmsten Sympathien auch der durchs rauhe Kriegsleben verhärtetsten Herzen zu. Hatte ein Kranker besonders schwer zu leiden, so bat er oft noch spät in der Nacht um einen Besuch der Schwester Marie, um ein deutsches Trosteswort aus ihrem Munde zu hören. Wie leuchteten schon die Augen der Soldaten, wenn die deutsche Schwester nur durch den Krankensaal ging. Der allgemeinen Sage nach stammte Schwester Marie aus Köln, obwohl dieselbe direkte Fragen nach ihrer Heimat ausweichend beantwortete, vielleicht weil die Ordensregeln dies verlangten. Aber auch die Schwestern französischer Abkunft pflegten die Feinde mit bewunderungswürdiger großer Treue. Der behandelnde Arzt schrieb sich die Namen und Geburtsort seiner Patienten in ein Tagebuch; derselbe wird jetzt — damals bereits ein Mann von sechzig Jahren — kaum noch zu den Lebenden zählen.

Eine besonders aufregende Nacht für das Lazarett Sèvres und seine Bewohner war die vom 3. zum 4. Januar 1871, durch ein hierher gerichtetes fast unaufhörliches Granatfeuer der Franzosen. Manche Kugeln gingen dicht über das Dach des Hauses, wo man ihr Zischen deutlich hören konnte, was die Ursache zu manchen kurzen Stoßgebeten von bärtigen Lippen wurde.

Sobald der Tag graute, verstummte das Krachen des Geschützes, und wie gewöhnlich traten die guten Nonnen ihren Rundgang mit Frühstück in den Händen an, wobei die deutsche Schwester mitteilte: Wir haben die ganze Nacht auf den Knieen gelegen und Gott gebeten, er solle unser Kloster und Euch in seinen Schutz nehmen, nur unserm Gebet verdankt Ihr, noch unter den Lebenden zu weilen, die Kugeln flogen über uns vorbei.

Allerdings waren im Hause nebenan zwei Kugeln durchs Dach gegangen, Verwüstung anrichtend. Im Klostergarten aber war eine Granate eingeschlagen, ohne das ganz in der Nähe gelegene Marienstandbild zu berühren, ein neuer Grund für die Pflegerinnen, sich über unser Glück und den göttlichen Schutz innigst zu freuen.

Mancher deutsche Krieger und namentlich viele Hessen haben während der Belagerung von Paris in diesem Kloster Pflege und Heilung gefunden.*) Es ist daher wohl am Platze, nach mehr wie dreißig Jahren der guten Nonnen in Sèvres dankbar zu gedenken, welche das Wort „Liebet eure Feinde!“ auf so edle Weise zur Wahrheit machten. Möge Gott es ihnen lohnen und die Erde ihnen leicht sein, soweit dieselben nicht mehr unter den Lebenden verweilen. Es liegt nahe, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Verhalten der Franzosen damals und dem der Engländer in dem Kriege gegen Transvaal. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß derselbe zu gunsten der französischen Nation ausfällt, welche bei aller Leidenschaft des Kampfes doch noch Proben einer idealen Gesinnung in manchen Volksschichten ablegte.

F. v. und z. Gilsa.

*) Von seiten der Nonnen wurde oft rühmend hervorgehoben, daß die Zugehörigen des XI. (hessischen) Armeekorps bei weitem manierlicher wie die des V. Korps seien, welche im Beginn der Einschließung von Paris Sèvres besetzt hielten.

„Schüttl' doch dös oarm Beemche net!“

Schüttl' doch dös oarm Beemche net!
Was kann's denn dazu,
Daß es ümwer un ümwer voll Blüte steht?
Laß 'm soi Ruh'!
Bald genug sin' die Blüte
Verdorrt und verweht,
Laß m'r moi Beemche,
Schüttel m'r 's net!

Schüttl' doch dös oarm Beemche net!
Was kann's denn dazu,
Daß die Welt noch net in soi kla Köppche geht?
Laß 'm soi Ruh'!
Wart nur, bis voll Träne
Dös Äuchelche steht, —
Laß m'r moi Beemche,
Schüttel m'r 's net!

Darmstadt. **Therese Köstlin.**

Aus Heimat und Fremde.

Geschichtsverein. Die 69. Mitgliederversammlung des Hessischen Geschichtsvereins, die in Wolfhagen stattfindet, beginnt am 18. August nachmittags mit einer Sitzung des Gesamtvorstandes. Am 19. wird, nach Erledigung des geschäftlichen Teiles, Superintendent Wissemann-Hofgeismar einen Vortrag über die Geschichte des nördlichen Hessengaues halten. Am 20. August

morgens findet ein Ausflug nach der Weidelsburg statt. Während dieser drei Tage werden im Rathause zu Wolfhagen heimische Altertümer ausgestellt sein.

Hochschulnachrichten. Zum Rektor der Universität Marburg für das Amtsjahr 1903/04 wurde von dem akademischen Senat der Professor der Theologie Dr. Karl Mirbt gewählt. Prorektor ist Professor Dr. phil. Birt. — Professor Dr. Walter Schücking in Marburg wurde zum Ordinarius in der dortigen juristischen Fakultät ernannt. — Der ordentliche Professor der Mineralogie Dr. Reinhard Brauns in Gießen wurde zum Rektor der dortigen Universität für die Zeit vom 1. Oktober 1903 bis 30. September 1904 gewählt.

Hessischer Landesausschuß. Der Landesausschuß hat für die Wiederherstellung der Weidelsburg, der Amöneburg und der Itterburg Beträge von 200—400 Mark bewilligt, ferner 10000 Mark für ein Denkmal des Landgrafen Philipp des Großmütigen beim Landeshospital Haina und 13000 Mark zur Instandsetzung der Hauptfronten des Museum Fridericianum zu Kassel.

Städtetag. Die Verhandlungen der XIV. Jahresversammlung des Hessischen Städtetags zu Bad Orb am 5. und 6. Juni d. J. sind jetzt von Herrn Stadtrat Boedicker-Kassel im Druck herausgegeben worden. Wir entnehmen der Publikation das Nachfolgende: Außer den Vertretern der hessischen Städte wohnten auf besondere Einladung als Vertreter der Staatsregierung Herr Regierungspräsident von Trott zu Solz und Herr Regierungsrat Rötger aus Kassel den Verhandlungen bei. Ferner waren als Gäste erschienen die Herren Oberbürgermeister Dr. Gaßner-Mainz, Landrat von Gröning-Gelnhausen, Bürgermeister Gierlich-Dillenburg und Bürgermeister Alberti-Rüdesheim. Bei den Verhandlungen führte Herr Oberbürgermeister Müller-Kassel den Vorsitz. Nachdem Herr Stadtrat Boedicker den Jahresbericht und Herr Bürgermeister Schöffer-Gelnhausen den Kassenbericht erstattet hatte, hielt Herr Bürgermeister Müller-Allendorf a. d. W. einen eingehenden Vortrag über die „Gemeindenutzungen im Regierungsbezirk Kassel", woran sich Erörterungen der Herren Regierungsrat Rötger und Landgerichtsrat Gleim-Marburg schlossen. Darauf sprach Herr Stadtsyndikus Brunner-Kassel über „Die Bildung und die Tätigkeit von Gesundheitskommissionen in den Städten" und schlug eine Resolution des Inhalts vor, daß der Städtetag die Errichtung von Gesundheitskommissionen auch in Städten mit 5000 Einwohnern und weniger, insbesondere in Kurorten und Sommerfrischen, für wünschenswert halte und den in ihm vertretenen derartigen Städten anheimgebe, dieselbe in Erwägung zu ziehen. Nachdem dieser Antrag angenommen war, hielt Herr Geheimer Regierungsrat Dr. Knorz-Kassel einen Vortrag über „Die Errichtung einer Ruhegehalts- und Waisenversorgungskasse für die Kommunalbeamten des Regierungsbezirks Kassel", woran sich eine lebhafte Diskussion knüpfte. Besonders zu erwähnen ist, daß einer Resolution des Herrn Stadtrat Boedicker, dahin lautend, daß die Städte des Regierungsbezirks Kassel in ihrem eigenen Interesse der von dem Kommunalverband gegründeten Gemeindebeamten-Ruhegehaltskasse und Witwen- und Waisenversorgungskasse beizutreten gebeten werden, zugestimmt wurde. Den Schluß der Tagesordnung bildete ein Bericht des Herrn Dr. Stein-Frankfurt a. M. über das „Soziale Museum, seine Organisation und seine Aufgabe in der Provinz Hessen-Nassau". Am zweiten Verhandlungstag hielt Herr Schlachthof-Direktor Dr. Grote-Kassel einen längeren Vortrag über die „Fleischbeschau im Rahmen der neueren Gesetzgebung". — Als Ort für die nächste Hauptversammlung des hessischen Städtetags wurde Karlshafen gewählt. Unter den Toasten, die bei dem Festmahl im weißen Saale des Kurhauses ausgebracht wurden, galt einer, von Herrn Stadtrat Boedicker in gebundener Rede verfaßt, auch der gastfreundlichen Stadt Orb. Wir teilen die Schlußverse desselben mit:

Und mich dünkt es, daß der Hessen treue, kampferprobte Scharen
Samt dem Oberhäuptling Müller nie so froh wie heute waren,
Überall nur frohe Mienen, überall ein frohes Regen,
Selbst die hohe Staatsregierung freut sich heut — von Aufsichtswegen!

Drum wir wünschen, daß des Glückes Füllhorn möge sich ergießen
Auf die Stadt und die Bewohner, auf die Felder und die Wiesen,
Mag der Quell im Quellenhause immer höher sprudelnd steigen,
Mögen immer mehr der Gäste sich im Orber Heilbad zeigen.
Mag das Schicksal uns'rer Feststadt allezeit nur Heil verleihen,
Möge Orb sich ferner dehnen, wachsen, blühen und gedeihen!

---

80. Geburtstag. Am 20. Juli beging Herr Professor Dr. Suchier in Hanau in voller Rüstigkeit seinen 80. Geburtstag. Besondere Ehrung wurde ihm durch den dortigen Geschichtsverein zuteil, der ihm, seinem langjährigen verdienstvollen Vorsitzenden, eine photographische Aufnahme des Gesamtvorstandes im Sitzungszimmer überreichte

und zwar schon am 12. Juli, da Herr Professor Dr. Suchier an dem eigentlichen Festtage verreist war. Möge der Gefeierte in seitheriger Frische noch manches Jahr erleben und die hessische Geschichtsforschung mit weiteren wertvollen Beiträgen bereichern!

Jubiläum. Am 18. Juli beging Oberbaurat Karl Schäfer, Professor an der technischen Hochschule in Karlsruhe, das 25jährige Jubiläum seiner Tätigkeit als Hochschullehrer. Karl Schäfer wurde 1844 zu Kassel geboren und besuchte das dortige Polytechnikum, an dem der geniale Ungewitter mittelalterliche Baukunst lehrte. Im Winter 1862—63 war er bereits selbst Lehrer an der Haarmannschen Bauschule zu Holzminden. Bald darauf machte er große Studienreisen nach Italien und Spanien, war dann in Paderborn und auftragsweise als Lehrer an der höheren Gewerbeschule seiner Vaterstadt beschäftigt. 1870 wurde er als Universitätsbaumeister nach Marburg berufen, wo unter seiner Leitung das herrliche neue Universitätsgebäude, das botanische Museum wie noch zahlreiche andere Bauten entstanden. Seine Lehrtätigkeit in größerem Umfange begann er 1878 als Privatdozent an der technischen Hochschule zu Charlottenburg-Berlin, wo seither nur die Antike das Feld beherrscht hatte. Zum Professor für mittelalterliche Baukunst wurde er 1884 ernannt. 1894 erhielt er einen Ruf nach Karlsruhe. Über die Gründe, die ihn zur Annahme desselben veranlaßten, siehe „Hessenland", Jahrgang 1894, S. 179. In seiner Karlsruher Stellung führte er eine Anzahl weiterer hervorragender Bauten aus und machte sich in den weitesten Kreisen durch die Pläne zum Ausbau des Heidelberger Schlosses bekannt. Schäfer hat eine große Anzahl Schüler herangebildet, die ihren Meister begeisterungsvoll verehren. Dies zeigte sich auch bei dem Jubiläum, welches in großartigster Weise verlief. Bei dem Festakt in der Aula der technischen Hochschule wurde ihm sein lebensgroßes Bildnis von Professor Dietsches als Bronzeplakette von seinen Freunden überreicht. Bei dem Festkommers liefen über 200 Glückwunsch-Depeschen ein, in denen Karl Schäfer als der Meister der mittelalterlichen Baukunst gefeiert wurde. Von Marburg aus hatte Herr Architekt Dauber eine Glückwunsch-Adresse dortiger Einwohner überbracht. In seiner Dankrede nannte der Jubilar seinen Lehrer Ungewitter einen der bedeutendsten Baukünstler des vorigen Jahrhunderts und bezeichnete Marburg als die Wiege der neuen deutschen Kunst. Am Sonntag wurde ein Festausflug nach Heidelberg unternommen. Außer an der Stätte seiner Wirksamkeit fanden größere Feste zu Ehren unseres Landsmannes in Berlin und München statt. Möge es ihm beschieden sein, noch lange in voller Rüstigkeit seine künstlerischen Pläne zur Ausführung zu bringen!

Weidelsburg. Am 2. August wird die durch den Niederhessischen Touristen-Verein veranlaßte Wiederherstellung des Weidelsburgturms festlich begangen werden.

83er-Denkmal. Zur Erinnerung an die Teilnahme des 3. Kurhessischen Infanterie-Regiments von Wittich Nr. 83 an der ruhmvollen Schlacht bei Wörth am 6. August 1870 soll auf dem Schlachtfeld ein Denkmal errichtet werden. Zu diesem Zweck waren eine Anzahl von Kasseler und auswärtigen Künstlern zur Einreichung von Entwürfen aufgefordert worden. Von den fünfzehn eingegangenen Modellen und Skizzen ist von dem Denkmals-Ausschuß einstimmig der Entwurf des Bildhauers Heinrich Brandt in Kassel zur Ausführung angenommen worden. Das Modell stellt einen freistehenden Löwen dar, welcher, auf erbeuteten Trophäen thronend, den Kopf gen Westen wendet. Daß Herr Brandt, der schon manches treffliche Kunstwerk gestaltet hat, in so ehrenvoller Weise siegreich aus der Konkurrenz hervorgegangen ist, ist um so erfreulicher, weil auf diese Weise einem wackeren hessischen Künstler und Mitkämpfer von 1870/71 vergönnt ist, hessische Tapferkeit zu verherrlichen.

Hessische Volkskunde. Das von Karl Heßler herausgegebene neue Werk: „Hessische Landes- und Volkskunde", Band 2, auf das wir schon in Nr. 13 unserer Zeitschrift hingewiesen haben, wird von der auf dem hessischen Literaturgebiet so hervorragend tätigen N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg in glänzender Weise ausgestattet. Außer reichhaltigen Textillustrationen wird es, wie wir erfahren, ganzseitige Bilder von Bantzer, Lins, Knaus, Ubbelohde u. a. enthalten. Der Subskriptionspreis für das Werk beträgt bis zum 15. August nur 6 Mark. Nach diesem Termin erhöht der Preis sich auf 10 Mark. Es empfiehlt sich daher die Bestellung in den nächsten Tagen aufzugeben.

Todesfälle. Am 16. Juli starb zu Kassel der Geheime Kriegsrat und Major a. D. Otto Weber. Er war geboren zu Wolfhagen am 11. September 1835 als Sohn des 1879 verstorbenen Landrats Louis Weber, des bekannten hessischen Historiographen. Otto Weber widmete sich dem kurhessischen Militärdienst und stand 1866 als Sekondleutnant bei dem Schützenbataillon, aus dem er sodann zum

8. Jägerbataillon in Wetzlar versetzt wurde. 1870 zum Hauptmann avanciert, wurde er bei Metz durch einen Bajonettstich am Bein verwundet, sodaß er vom Frontdienst wegen Nervenlähmung zurücktreten mußte. 1871 zur Dienstleistung bei der Militärintendantur des XI. Armeekorps kommandiert, wurde er 1875 zu den Offizieren à la suite der Armee versetzt und zum Mitglied der Korpsindentantur des VII. Armeekorps ernannt. 1879 als Major zum Militärindentandurrat befördert, schied er aus der Stellung als Offizier des Friedensstandes aus. 1886 wurde er zur Militärintendantur des XI. Armeekorps versetzt, bei der er bis zum Jahre 1899 verblieb. Vermählt war der Dahingeschiedene seit 1867 mit Luise Heuser, Tochter des Aktuars Karl Heuser. Für seine vielfachen Verdienste war Major Weber mit dem Roten Adlerorden 4. Kl., dem Kronenorden 3. Kl. und dem Eisernen Kreuz 2. Kl. ausgezeichnet worden.

Am 17. Juli verschied zu Kassel der Rechnungsrat Philipp Faßhauer. Im Jahre 1832 in Veckerhagen als Sohn eines Steueraufsehers geboren, kam er nach dem Tod seines Vaters nach Kassel, dem Geburtsort seiner Mutter, wo er die damalige Bürgerschule besuchte. Durch seine außergewöhnliche Begabung und seinen Fleiß aufmerksam geworden, ermöglichte ihm ein Freund der Familie den Besuch der Höheren Gewerbeschule, die er, 17 Jahre alt, absolvierte. Nach Ablegung seines Geometerexamens wurde er 1849 bei der topographischen Landesaufnahme von Kurhessen als Trigonometer beschäftigt, bei welcher Gelegenheit seine Kenntnisse in Trigonometrie und Mathematik, sowie die Fertigkeit in der praktischen Tätigkeit bei den schwierigen Aufgaben der Kartenaufnahmen die verdiente Anerkennung seiner Vorgesetzten fanden. Trotzdem war es ihm leider zu jener Zeit nicht vergönnt, in dem ihm liebgewordenen Beruf eine Stellung zu erhalten, die es ihm möglich gemacht hätte, sich schon damals ein Heim zu gründen. Erst im Jahre 1852 fand er feste Beschäftigung bei der Hauptstaatskasse, wo er bis zum Jahre 1861 verblieb. Von 1861 bis zur Auflösung der Hofbaudirektion war er als Kalkulator, dann als Kontrolleur bei dieser Behörde angestellt. Dies war wohl die schönste Zeit seines Lebens, weil er hier seine Kenntnisse und Talente (Mathematik, Zeichnen rc.) verwerten und erweitern konnte. Von 1877 ab war er Regierungssekretär und konnte, nachdem ihm 1894 der Charakter als Rechnungsrat verliehen worden war, im Jahre 1899 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feiern, bei welchem Anlaß er den Roten Adlerorden erhielt. Zu Anfang des Jahres 1900 trat er in den Ruhestand. So glücklich er in und mit seiner Familie lebte, so wurde er doch in seinem Leben von mancherlei Schicksal betroffen. Er selbst litt längere Zeit an hochgradiger Nervosität. Wenn er trotz dieser schweren Heimsuchung sich immer ein fröhliches Herz bewahrt hat, so ist der Grund darin zu finden, daß ihm bei seinem Verständnis für alles Edle, Schöne und Gute auch manche hohe Freude zuteil wurde. Seine Liebe zur Kunst, insbesondere zur Malerei, hat ihm viele genußreiche Stunden und mancherlei Anerkennung gebracht. In Aquarellbildern hat er besonders hessische Bauwerke, z. B. das Königstor, die Kattenburg, die Löwenbrücke, festgehalten. Seine gesellschaftlichen Talente, die Gabe, anderen ein Vergnügen zu bereiten, dazu sein einfaches, schlichtes Wesen werden in den Kreisen, in denen er diese Kunst auszuüben berufen war, für alle Zeiten unvergeßlich bleiben. H. Sch.

In Cleve starb am 18. Juli im Alter von 66 Jahren der Erste Staatsanwalt a. D. Geheime Justizrat Viktor Baumgard. Geboren am 16. August 1836 in Hünfeld, wo sein Vater, der später die Stellung eines Obergerichtsrats in Kassel bekleidete, damals Rechtsanwalt war, bestand er zu Ostern 1856 das Maturitätsexamen am Gymnasium zu Kassel und studierte in Göttingen und Marburg, wo er dem Corps Teutonia angehörte, die Rechte. In den siebziger Jahren Staatsanwalt in Kassel, wurde er 1879 als Erster Staatsanwalt nach Hechingen und von da 1880 in gleicher Eigenschaft nach Cleve versetzt. Am 1. Februar 1901 trat er wegen zunehmender Krankheit in den Ruhestand. Während einer Landtagssession in den siebziger Jahren war er Abgeordneter des Landkreises Kassel-Witzenhausen. In seiner Jugend war er auch literarisch tätig und veröffentlichte unter dem Pseudonym Konrad zu Hessen ein Trauerspiel „Karl von Anjou“. Baumgard war ein trefflicher Jurist; seine Verdienste wurden durch Verleihung des Roten Adlerordens vierter Klasse und des Roten Adlerordens dritter Klasse mit der Krone, den er bei seinem Ausscheiden erhielt, anerkannt. Sein Andenken wird bei allen, die ihm nahe gestanden, wegen seiner ausgezeichneten Charaktereigenschaften in Ehren gehalten werden.

Die Karl W. Hiersemannsche Buchhandlung in Leipzig hat gegenwärtig ihren Antiquariatskatalog Nr. 290: „Deutsche Lande und Städte, 2. Abteilung, Mittel- und Süddeutschland“ versandt, welcher auch bemerkenswerte Bücher über Hessen, sowie Stiche hessischer Städte usw. enthält.

Hessische Bücherschau.

Wynfrith-Bonifatius, Deutschlands großer Apostel (680—755). Von G. Kurth, Professor an der Universität Lüttich. Mit Erlaubnis des Verfassers frei übertragen von H. Eltester. VIII und 172 S. 8°. Fulda (Verlag der Fuldaer Aktiendruckerei) 1903.

Major Eltester zu Fulda, der sich so große und erfolgreiche Mühe gegeben hat, um das Bonifatiusdenkmal zu Fulda mit dem ursprünglich beabsichtigten Sockelschmucke zu versehen, hat seine dem Andenken des Bonifatius gewidmete Tätigkeit auch darauf erstreckt, um obiges französisch geschriebene Buch durch Übertragung ins Deutsche weiteren Kreisen zugängig zu machen. Ist das Buch auch in einem gewissen Sinne vom katholisch-dogmatischen Standpunkte, etwa wie ein Beitrag zu den vitae sanctorum geschrieben, so enthält es doch, auf streng wissenschaftlichen Studien beruhend, auch viel Wertvolles von allgemein geschichtlichem Werte und füllt eine in der Literatur über den Apostel der Deutschen vorhanden gewesene Lücke aus. Nach einer gründlichen Darstellung von Bonifatius' Jugend, seiner ersten Tätigkeit als Glaubensbote, seiner Wirksamkeit als Bischof und Erzbischof erfahren wir die von ihm bewirkte Reform der fränkischen Kirche und erhalten wertvolle Auszüge aus dem Briefwechsel des Apostels, wie auch die erforderliche wissenschaftliche Begründung nirgends fehlt. Von besonderem Interesse sind die Darlegungen darüber, weshalb Bonifatius geradezu gezwungen war, die von ihm gegründeten Gemeinden unter den römischen Stuhl zu stellen, d. h. der allgemeinen (katholischen) christlichen Kirche anzuschließen, woraus ihm heutzutage von nicht geschichtlich denkenden Köpfen so gern ein Vorwurf gemacht wird, und die Nachrichten über die Gründung des Klosters Fulda, das als Pflanzstätte der Mission für ganz Deutschland gedacht war, deshalb aber nicht einem einzelnen Bistum zugeteilt werden konnte, sondern unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unterstellt werden mußte.

Verleger und Verfasser haben sich erfolgreich bemüht, dem Buch eine vornehme Ausstattung zu geben und ihm durch Aufnahme zweier Darstellungen aus Bonifatius' Leben, einer Heidentaufe und des Märtyrertodes aus der jetzt in der Göttinger Universitätsbibliothek aufbewahrten Handschrift des Sakramentars der Salvatorkirche zu Fulda, besonderen Schmuck zu verleihen. Diese Darstellungen sind besonders interessant, um daraus zu ersehen, wie der damalige Künstler im Gegensatz zu Werner Henschel die gleichen Gegenstände aufgefaßt hat. — Das Buch kann nur lebhaft empfohlen werden.

Hildesheim. Otto Gerland.

Das alte Frankfurter Schauspielhaus und seine Vorgeschichte. Von E. Mentzel. Mit der Abbildung des alten Schauspielhauses und zwanzig Porträts. Literarische Anstalt, Rütten & Loening. Frankfurt a. M. 1902.

„Dies Buch", sagt unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin in dem Vorwort, „ist ein Scheidegruß an das alte nunmehr aus dem Kunstleben Frankfurts verschwindende Schauspielhaus." In diesem Scheidegruß soll aber keine nach allen Seiten hin erschöpfende Darstellung der Geschichte der Frankfurter Bühne enthalten sein, sondern nur deren Stellung im kulturellen Leben und in den literarischen Bewegungen der Zeit auf Grund der Zettelsammlungen, der Stimmen der Presse und sonstiger zeitgenössischer Quellen dargelegt werden. Die Geschichte eines alten, größeren Theaters zu schreiben ist eine eigene Sache. Wer die Feder dazu ansetzt, muß eine große Geduld besitzen, denn es ist keine Kleinigkeit sich durch eine den Zeitraum von 200 Jahren umfassende Unzahl von Namen und nichts als Namen hindurchzuarbeiten, da die Bretter, die die Welt bedeuten, hauptsächlich nur diese der Nachwelt überliefern, oder er muß mit dem Theaterleben so verwachsen sein, daß ein jeder Name, der von den vergilbten Theaterzetteln ihm vielleicht schon halbverwischt entgegenblinzelt, ein Tröpfchen Manna für ihn ist. Elisabeth Mentzel hat sowohl die nötige Geduld, wie die erforderliche Lust und Liebe zu dem Werke gehabt und dürfte die sich ergebenden Schwierigkeiten schon vorher bemessen haben, da sie mit der Frankfurter Theatergeschichte bereits durch frühere Studien („Der junge Goethe und das Frankfurter Theater" in der Festschrift zu Goethes 150. Geburtstage, Frankfurt a. M. 1899) vertraut war. Sie beginnt mit den „Geistlichen Spielen" in der Mitte des 14. Jahrhunderts und den „Bürger-Spielen", die bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts währten. Auf diese folgten die ersten Berufsschauspieler, unter denen besonders die englischen Komödiantentruppen hervortreten, als deren Grundstock die Gesellschaft des Robertus Browne betrachtet werden muß. Die bedeutendsten Mitglieder derselben kamen später als Leiter eigener Kompagnien oder als Hofkomödianten des Landgrafen Moritz von Hessen nach Frankfurt und fanden von 1600—1615 dort den meisten Beifall. Nachdem weiterhin eine pietistische Richtung, die dem Theater entgegen arbeitete, überwunden war, hatte eine französische Operntruppe im Jahre 1700 einen außerordentlichen Erfolg, und von der Krönung Karls VI. an (1711) ist Frankfurt nie längere Zeit ohne Theater gewesen. Man spielte, wie auch die Neuberin bei ihrer mehrmaligen Anwesenheit, in Bretterhütten, bis zur Zeit des siebenjährigen Krieges die durch Goethes „Dichtung und Wahrheit" bekannte französische Truppe ihre Bühne im „Junghof" aufschlug. Die Erbauung eines eignen, städtischen Komödienhauses wurde von dem Rat erst 1780 beschlossen, und zwei Jahre später konnte dasselbe eröffnet werden. Der erste Direktor war Großmann, der auch in der Geschichte des Kasseler Hoftheaters eine wesentliche Rolle spielt. Von 1792—1842 führte die Frankfurter Bühne den Titel „Nationaltheater" und stand unter Leitung einer Aktiengesellschaft. Während dieser Zeit wirkten daselbst als Kapellmeister Louis Spohr und Karl Guhr, deren Namen mit der Kasseler Oper ebenfalls unlöslich verflochten sind. Guhr zählte für die Folge auch zu den drei Privatunternehmern, die das nunmehrige Frankfurter Stadttheater leiteten, bis zu seinem 1848 erfolgten Tod. Wir folgen nun der gewissenhaften Chronistin der Frankfurter Bühne, die den Vorzug besitzt, bei ihren Aufzählungen nicht ermüdend zu wirken, durch das Interim, die weiteren Direktionen, sowie die zweite und dritte Aktiengesellschaft bis zur Erwählung Emil Claars zum Intendanten 1879. Es ist dies die letzte Periode des alten Frankfurter Schauspielhauses, das im vorigen Jahre zu bestehen aufgehört hat. Mit der Feier seines hundertjährigen Geburtstages, 3. September 1882, schließt die Verfasserin ihre wohlgeordneten Mitteilungen, da „die Gegenwart erst weiter in die Ferne gerückt sein muß, um eine sachliche, historische Würdigung erfahren zu können". Elisabeth Mentzel ist so glücklich gewesen, ihrer Veröffentlichung auch eine Reihe von Porträts beifügen zu können, unter denen die Neuberin, der Komiker von Kurtz-Bernardon, Großmann, Madame Fischer-Achten

und die Silhouette der Madame Borchers von besonderem Interesse sind. Für alle Theaterfreunde wird das elegant ausgestattete Buch von großem Interesse sein. W. B.

Grabein, Paul. Du mein Jena! Roman. [A. u. d. T.: Vivat Academia! Romane aus dem Universitätsleben. Bd. I.] Berlin (Rich. Bong) o. J. (1903.) Preis 2 M., eleg. geb. 3 M.

Auf 288 Seiten schildert uns der Verfasser neben einem guten Charakterbilde der Studentenstadt κατ' ἐξοχήν, im Gegensatz zu seinem Leibburschen, dem biedern, kernigen Hellmrich, die Laufbahn des stud. jur. Rudolf Simmert als Mulus und Keilfuchs, Fuchs, Jungburschen und Burschen, auch Erst-Chargierten der Landsmannschaft „Alemannia" bis zur Katastrophe, dem Abfall der Aktivitas, eben unter dem schneidigen, aber mehr äußerlichen Simmert, zum rekonstituierten Korps „Vandalia", samt all den naturgemäßen Folgen, die in das Leben der Hauptbeteiligten, ebenso wie, äußerlich und innerlich, in die weitesten Kreise der echten Studentenstadt Jena einschneidend eingreifen.

Ganz moderne Gegensätze, wie sie auch unserer Heimathochschule Marburg sicher nicht erspart bleiben werden oder bereits nicht erspart geblieben sind, platzen in naturgemäßer Folge, man möchte sagen in zwei sich ablösenden Weltanschauungen aufeinander und modeln sich in ihren Ausbrüchen, freilich ganz nach den gegebenen, überall althergebrachten Formen des Couleurstudententums, das grade in der Jetztzeit, je nach dem Standpunkt, so ganz verschieden beurteilt wird. Schon aus diesem Grunde könnten wir die naturgetreue Schilderung aus dem Jenenser Studentenleben als geradezu typische Kulturbilder aus der Jetztzeit auch im „Hessenland" warm empfehlen, wenn nicht daneben in echt dichterischer Konzeption die Simmertsche Verlobungsgeschichte, welche für Hellmrich eine erste, ernste Resignation bedeutet, als interessante, allgemein menschliche Verwicklung herginge, die zu ihrer vollen Lösung freilich erst des mit Spannung erwarteten zweiten Teiles bedarf, der sich betiteln soll „In der Philister Land". Wir begrüßen aber schon in dem vorliegenden ersten Bande des Romans („Du mein Jena!") eine auch dichterisch vollendete und in sich abgeschlossene, tüchtige Leistung des Verfassers, die uns bis zum Schlusse, Hellmrichs wehmütigem Abschied von seinem geliebten Jena, in spannendster Weise fesselt.

Daß Jena, die Wiege der Burschenschaft, landschaftlich und geschichtlich als kleine Universitätsstadt, wo eben deshalb Universität und Studentenschaft fast das Lebens-Zentrum bilden, mit unserer Philippina große Ähnlichkeit hat, dürfte bekannt sein; ferner daß es in unserm „Rosa-Stramin" von Marburg im Gegensatz von etwas gekünstelten Gründungen heißt, „es sei eine Universität, Göttingen aber habe eine solche". Weniger aber dürfte allgemein verbreitet sein, daß namentlich im 17. Jahrhundert viele Hessen in Jena studiert haben, wie die Matrikeln und viele noch erhaltene Stammbücher u. a. beweisen. Da weiter auch jetzt noch viele ehemalige Kurhessen aus eigener Anschauung es bestätigen können, daß es wahr sei, wie es im Liede heißt: „Und dann in Jene, da lebt sich's bene", so kann man Grabeins fesselndem Buche auch bei uns mit Recht einen sehr großen Leserkreis wünschen Y.



Personalien.

Verliehen: den Oberlehrern am Königl. Wilhelmsgymnasium zu Kassel Bochröder und Dr. Gorges, dem Oberlehrer am Königl. Friedrichsgymnasium zu Kassel Dr. Heermann und dem Oberlehrer am Real-Gymnasium zu Kassel Ernst Siebert der Charakter als Professor; dem Pastor emer. Bethge zu Sooden der Rote Adlerorden 4. Kl.; den Stationsvorstehern a. D. Kretschmer zu Kesselstadt und Schneider zu Kassel, sowie dem Eisenbahnstationsassistenten a. D. Dreßler zu Hersfeld und dem Güterexpedienten a. D. Quester zu Marburg der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Regierungsbaumeister Möckel zu Hünfeld zum Eisenbahn-Bau- und Betriebsinspektor; Pfarrer Herwig in Oedelsheim zum Metropolitan der Klasse Gottsbüren; die Referendare Fabarius, Poth, Tromp und Dr. Weber zu Gerichtsassessoren.

Geboren: ein Sohn: Fabrikant C. Keerl jun. und Frau Marie, geb. Schumacher (Kassel, 17. Juli); Dr. med. F. Blumenfeld und Frau (Kassel, 20. Juli); Apotheker Alfred Haas und Frau Liesel, geb. Hildebrandt (Kassel, 22. Juli); Kaufmann Fritz Schäffer und Frau Emma, geb. Mahlau (Konstanz, 23. Juli); Amtsgerichtsrat Henning und Frau Else, geb. Schüler (Zierenberg, 26. Juli); — eine Tochter: Hauptmann Jordan und Frau Berta, geb. Fenner (Kassel, 24. Juli); Königl. Landmesser Theodor Rabeneick und Frau Gertrud, geb. Wollenhaupt (Kassel, 27. Juli).

Gestorben: Geheimer Kriegsrat und Major a. D. Otto Weber, 67 Jahre alt (Kassel, 16. Juli); Rechnungsrat Philipp Faßhauer, 71 Jahre alt (Kassel, 17. Juli); Frau Dorothea Löhr, geb. Lambert, 72 Jahre alt (Kassel, 17. Juli); Erster Staatsanwalt a. D. Geheimer Justizrat Viktor Baumgard, 66 Jahre alt (Cleve, 18. Juli); verw. Frau Marie Braun, geb. Weißmüller, 72 Jahre alt (Waldbröl, 19. Juli); Frau Apotheker Elise Avenarius, geb. Schember, 74 Jahre alt (Kassel, 21. Juli); Landmesser Walther Trempert (Kassel, 22. Juli); Fürstl. Lippescher Forstassessor Otto Maertens, 33 Jahre alt (Schieder, 24. Juli); Witwe des ehem. Kurhessischen Hauptmanns Karl Renouard, Franziska, geb. Jakob, 90 Jahre alt (Kassel, 25. Juli); Lehrer an der Oberrealschule Julius Schneider, 32 Jahre alt (Marburg, 25. Juli); Frau Marie Elisabeth Reinhardt, geb Klingelhöfer, 58 Jahre alt (Marburg, 28. Juli); Sanitätsrat und Kreiswundarzt z. D. Dr. med. Ludwig Amelung, 69 Jahre alt (Karlshafen, 29. Juli).

Briefkasten.

S. E. in Ravolzhausen. Besten Dank für den übersandten prächtigen Beitrag.

H. d. F. in Heidelberg. Einige der freundl. eingesandten Gedichte werden zum Abdruck gelangen.

A. K. in Kassel. Die Skizze mußte wegen Raummangel zurückgestellt werden.

L. A. in Marburg. Der Abdruck war leider diesmal nicht möglich, erfolgt aber bestimmt im nächsten Heft.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 16. XVII. Jahrgang. Kassel, 17. August 1903.

An die Weidelsburg.

Du stolze Burg im alten Hessenlande,
Lieb' Weidelsburg, du meiner Heimat Zier,
Manch' andre schaut' ich an des Rheines Strande,
Doch keine, fand ich, keine noch glich dir.

Dir rauschen nicht des Sorgenbrechers Quellen,
Des Eichwalds Brausen tönet in dein Ohr.
Du schauest nicht in blaue Stromeswellen,
Zum blauen Himmel strebst du kühn empor.

Aus Glanz und Pracht, noch stolz in Schutt und Trümmern,
Ragst du herein in uns're arme Zeit.
Aus weiter Ferne brauchst du nur zu schimmern:
Wie naht mir traulich die Vergangenheit!

Doch streif' ich erst in deinen stillen Hallen,
Schau' ich von deiner Höhe weit ins Land,
Der Vorzeit Zauber bin ich ganz verfallen
Und Leben find' ich, wo es längst entschwand.

Stolz wiederum in den verwaisten Mauern
Der Ritter geht, an Minne reich und Ehr',
Von hoher Warte seh ich spähend lauern
„Herrn Reinhards"[1]) Mannen auf „des Mainzers"[2]) Heer,

In heit'rer Mägde Mitte huldvoll waltet
„Frau Nese"[3]) aus des Hertingers Geschlecht,
Herr Friedrich[4]) selbst — wie unstät er dort schaltet!
— Des Herzogs Geist umschwebt ihn ungerächt.

Und wenn herab von deiner Höh' ich schaue,
Wie dehnt dem Auge sich des Himmels Rand!
— Der Sachsen hier und dort der Franken Gaue. —
Ich blick' ins Herz dem alten Chattenland.

Dort ragt des „Quinten" schreckenvolle Stätte[5]),
Und hier traf Donars Eiche Winfrieds Streich:
Der „Christenmann" gewann die große Wette:
Die Eiche fiel, es fiel Wuotans Reich.

Noch schau' ich auch den Turm[6]), den kühn errichtet
Dem „neuen Gotte" einst Sankt Heimerad —
Von Donners Strahle ward er schier vernichtet.
So rächte oft wohl Donar Winfrieds Tat.

Fern hinter schmucker Wälder duft'gem Saume
Hoch über weiter sonnbeglänzter Flur,
Noch nicht verfallen der Ruinen Traume,
Steigt Waldecks stolzes Bergesschloß empor.

Vom Land der Marsen freundlich grüßt herüber
Die Kugelburg aus ferner Wälder Blau.
Ein Riesenmarkstein jäh sich hebt genüber
Der Spiegel[7]) Horst einsam aus duft'ger Au.

Ein Scheidegruß den Höhen nun, den Hallen,
Die mich so hold der Wirklichkeit entrückt,
Und laut laß ich dein Lob zum Himmel schallen
Und fern im Tale sing' ich noch entzückt:

Du stolze Burg im alten Hessenlande,
Lieb' Weidelsburg, du meiner Heimat Zier,
Manch' andre schaut' ich an des Rheines Strande,
Doch keine, fand ich, keine noch glich dir!

[1]) Ritter Reinhard v. Dalwigk. [2]) Der Erzbischof von Mainz belagerte 1443 die Weidelsburg. [3]) Reinhards Gemahlin Agnes geb. v. Hertingshausen, im Volksmund „Frau Nese" genannt. [4]) Friedrich v. Hertingshausen, der den Herzog von Braunschweig bei Kleinenglis erschlug. [5]) Der Odenberg. [6]) Der jetzt ganz zerfallene Klosterturm auf dem Burghasunger Berg. [7]) Der Desenberg als Stammsitz der „Spiegel v. Desenberg".

Corbach. J. Fürer.



Wolfhagen.

In den nächsten Tagen wird der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde seine 69. Mitgliederversammlung in Wolfhagen abhalten und die im Festschmucke prangende alte Stadt wird den aus allen Gauen des Hessenlandes dort eintreffenden Gästen ihr „Willkommen!“ zurufen. Wolfhagen kann auf eine siebenhundertjährige Vergangenheit zurückblicken und hat vor mancher andern alten Stadt den Vorzug, in Karl Lyncker einen Geschichtsschreiber gefunden zu haben, der, obwohl dort nicht geboren, doch seine eigene Vaterstadt nicht liebevoller hätte schildern können. Im Alter von achtzehn Jahren als Amtsschreiber in Wolfhagen beschäftigt, begann er 1841 seine Arbeit, die zu einem dickleibigen Opus anwuchs. Aber mit der Zeit „schrumpften seine Ansichten von der Spezialgeschichte der Stadt Wolfhagen immer mehr auf das Wesentliche zusammen“ und er begann eine totale Umarbeitung, die er nach ihrer Fertigstellung am 17. April 1855 dem damaligen Oberbibliothekar der Landesbibliothek in Kassel Dr. Karl Bernhardi, der ihn von seinen „ersten schülerhaften Anfängen an aufmunternd unterstützte“, zusandte, um ihm beim Druck der Arbeit förderlich zu sein. Er sollte die Herausgabe seines Lieblingswerkes aber nicht mehr erleben, denn schon am 20. Mai 1855 starb er an einer unheilbaren Brustkrankheit. Karl Lynckers „Geschichte der Stadt Wolfhagen nach urkundlichen und gedruckten Quellen bearbeitet“ erschien in seinem Todesjahr als 6. Supplement zur Zeitschrift des hessischen Geschichtsvereins, und ihr entnehmen wir die nachfolgenden Angaben.

Wolfhagen entstand in den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts zu derselben Zeit, als die Landgrafen von Thüringen in jener Gegend und zwar auf dem jetzigen „Hagenberg“ eine Burg erbauten. Als Burgmannen kommen seit 1252 urkundlich vor: die v. Gudenburg, v. Helfenberg, v. Tweren, v. Hohenfels, v. Elben, v. Blumenstein, v. Wolfhagen, v. Escheberg, v. Weidelberg, v. d. Malsburg, v. Hertingshausen u. a. Im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts lag die Burg wahrscheinlich schon wüst, denn Landgraf Moritz ließ den Bau eines neuen Schlosses beginnen, der aber infolge der unruhigen Zeiten nicht zu Ende geführt werden konnte und im 30jährigen Krieg wieder völlig vom Erdboden verschwand. Die Stadt dagegen, die einst im Schutze der so festen Burg angelegt wurde, hat diese, trotz mannigfacher Verwüstungen, bis heute überdauert.

Was nun den Namen der Stadt betrifft, so berichtet die Sage, daß, als die Einwohner von sieben Dörfern mit dem Bau beginnen wollten, vom Lärm der Äxte aufgescheucht ein Wolf aus dem Dickicht (Hagen) gesprungen sei, wovon der Ort seinen Namen und Wappen erhalten habe, was Lyncker aber wohl zutreffend als eine jener etymologischen Spielereien bezeichnet, zu denen unsere Vorfahren einen großen Hang gehabt haben. Nachdem wie üblich anfangs die Geschlechter die obrigkeitliche Gewalt allein ausgeübt hatten, wurde schon 1313 durch einen landgräflichen Erlaß angeordnet, daß bei den Ratswahlen auch die Gilden mitwirken sollten. Da aber späterhin mancherlei Unordnungen und Ungerechtigkeiten in der städtischen Verwaltung Platz griffen, so kam es unter den unzufriedenen Bürgern zum Aufruhr, die Folge davon war, daß der Landgraf der Stadt 1471 „eine reformation vnd ordenunge, wy sie es vorter bie yne halten sollen“ erteilte. In Verwaltung und Rechtspflege diente dem Rate in Wolfhagen die Verfassung der Stadt Kassel als Vorbild. Ein Freistuhl bestand dort schon seit den Tagen des Landgrafen Hermann, der vom Grafen von Waldeck in die Gemeinschaft des Stuhles zu Freienhagen aufgenommen worden war und vom Kaiser Wenzel die Belehnung empfangen hatte.

Der große Altar der ursprünglich der heiligen Anna geweihten Haupt- oder Pfarrkirche wurde schon 1235 durch den Bischof Bernhard von Paderborn eingesegnet. Um die Kirche herum lag der Friedhof. Von den Kapellen, die im Mittelalter dort bestanden, diente die Kapelle des heiligen Leichnams vor dem neuen Tor, die erhalten blieb, seit Einführung der Reformation als Scheuer des Hospitals, das wahrscheinlich zu Anfang des 14. Jahrhunderts errichtet wurde, die Grabsteine von dem an der Kirche gelegenen Totenhof, der von Landgraf Philipps Zeiten an nicht mehr benutzt wurde, gebrauchten die Bürger zum Platten der Tennen und Ställe. Auf jenem alten Gottesacker wurden die meisten von denen zur letzten Ruhe bestattet, die als Vorbilder der oft erprobten Kriegstüchtigkeit der Wolfhager Bürger

gelten konnten, wenn sie in ihren eisernen Hüten und ledernen Schurzfellen, aber wohl bewehrt mit Armbrust, Schwert und Axt für die Stadt oder den Landgrafen zu Felde zogen.

Unter Heinrich dem Kinde fanden hier mehrfach heftige Kämpfe gegen die plündernd einfallenden Westfalen statt, bis der Landgraf bei der Karlskirche am Odenberge einen völligen Sieg über sie erfocht. 1304 erteilte Heinrich I. gelegentlich seiner Anwesenheit in Wolfhagen den Bürgern das Privileg, von durchziehenden Wagen und Karren eine Steuer zu erheben und mit deren Hilfe die Wege in guten Stand zu bringen. In den damaligen unsicheren Zeiten erlaubte Landgraf Heinrich der Eiserne der Stadt, eine Landwehr zu graben, und gab die ausdrückliche Zusage, daß er sie schützen und schirmen und in allen ihren Angelegenheiten im Krieg oder Frieden verantworten und verteidigen wolle: am 4. April 1358 aber trat Wolfhagen auch mit Warburg, Hofgeismar und Volkmarsen zu einem Schutz- und Trutzbündnis zusammen.

Vor den Greueln des Sterner Kriegs blieb Wolfhagen verschont, da die Bürger gleich zu Anfang desselben unter Führung der Brüder Heinrich und Werner von Gudenburg den in ihre Grenzen eingedrungenen Bischof von Paderborn, Heinrich Spiegel, aufs Haupt schlugen, ihn gefangen nahmen und solange in Haft hielten, bis er sich vom Sternerbund lossagte, wodurch sie von ihrem gefährlichstem Gegner befreit waren. Auch ein Menschenalter später überwanden die mannhaften Wolfhager Bürger Reinhard von Dalwigk und Bernhard von Hirzenrode, die Urphede schwören mußten. Während der kriegerischen Zeiten Hermanns des Gelehrten kam Wolfhagen als Pfand an das Erzbistum Mainz, Hermanns Nachfolger, Ludwig I., bestätigte 1414 den Bürgern ihre Privilegien und Freiheiten und gewährte ihnen, als 1420 eine Feuersbrunst den größten Teil der Stadt in Asche legte — 1376 hatte ein Brand in ähnlicher schrecklicher Weise gewütet — einen vierjährigen Steuererlaß. In dem Kriege, den Heinrich III. von Hessen 1474—1477 mit Volkmarsen, infolge der Kölner Stiftsfehde, führte, schlossen sich ihm aus Wolfhagen 200 Bürger, mehr als die Hälfte aller, an.

Nachdem Wolfhagen 1576 von der Pest und später von der Kriebelkrankheit heimgesucht worden war, hatte es im 30jährigen Krieg als Grenzort besonders zu leiden. Die Bedrängnisse und Kontributionen hier aufzuführen, würde zu weit führen, es möge genügen, das zu wiederholen, was Lyncker am Schluß dieses Abschnittes schreibt: „Am Ende des Krieges war kaum der siebente Teil der Häuser noch übrig, und diese waren meist unbewohnbar, teils schon zum zweiten- oder drittenmal aus der Asche wieder auferstanden. In der Stadt waren im ganzen 340, in der Vorstadt 17 Häuser niedergebrannt, nur 69 standen noch. Von städtischen Gebäuden lagen ganz in Asche: das Rathaus, die beiden Pfarrhäuser, das Schulhaus, die Fleischhalle und Weckeschirne, die beiden Brauhäuser und die vier Pforthäuser über den Toren. Die Mauer war an vielen Orten ganz dem Boden gleich. Wüst und traurig sah es im Felde aus; auch die städtischen Meierhöfe zu Hildegerßen und Leckringhausen waren verödet, die Abgaben von vielen Jahren aufgewachsen und die Stadt seufzte unter einer Schuldlast von 9148 Tlr."

Langsam hatte Wolfhagen nach all diesen schweren Zeiten sich wieder aus dem Schutt in dem früheren Umfang emporgehoben und nach und nach den alten Wohlstand wieder annähernd erreicht, als neues Kriegswetter heranzog, das sieben Jahre lang in den deutschen Landen hin und herwogen sollte. Zuerst war es das französische Regiment Roussillon, das im Februar 1758 in Wolfhagen Quartier nahm, dem das Regiment Latour du Pin, das berüchtigte Fischersche Freikorps, der Herzog von Broglio mit 4000 Mann Kavallerie und 6000 Mann Infanterie und die Schweizer-Regimenter Diesbach und Waldner in schneller Reihe folgten. Der bemerkenswerteste Tag in diesem Kriege war für Wolfhagen wohl der 9. September 1760. Seit Anfang des Monats hatte das Stainvillesche Korps Lager in Ippinghausen bezogen, und die fouragierenden Soldaten hatten den Rentmeister Köhler in Wolfhagen gefangen in das Hauptquartier geführt, das einige Tage später nach Martinhagen verlegt wurde. Der Erbprinz von Braunschweig aber folgte dem Feind stets auf dem Fuß. „Am 9. September nun", so erzählt Lyncker, „erschien er sogar, nur von seinem Leibhusaren begleitet, selbst in Wolfhagen. Vor dem Renthofe unterhielt er sich lange mit dem Rentmeister Köhler, der erst zwei Tage zuvor seiner Haft entlassen worden war, als plötzlich der Ruf „die Franzosen! die Franzosen" erscholl. Wirklich war eben eine starke Patrouille der légion royale von der entgegengesetzten Seite in die Stadt gedrungen. Der Prinz, welcher sich bald von der dringenden Gefahr überzeugte, die ihn bedrohte, schwang sich auf sein Pferd und sprengte zum Bürgertor hinaus, gefolgt von seinem Husaren, der einem zufällig in der Straße stehenden Mädchen zurief, daß es rasch das Tor zuschlagen möge. Sein schnelles Roß trug den Prinzen ungefährdet

durch die Wachen, welche der Feind auf dem Felde aufgestellt hatte und bald sah er sich in Sicherheit; aber der Husar war gefangen worden. Am anderen Tage ließ Stainville den Rentmeister Köhler und vier Ratsherrn in sein Hauptquartier nach Martinhagen fordern und kündigte ihnen Arrest an, bis man die Person bringe, welche hinter dem Prinzen das Tor geschlossen habe.

Als aber den 11. September das beherzte Mädchen nach Martinhagen kam, waren die Franzosen nicht mehr dort. Stainville war nämlich nach Oberhessen detachiert worden, um den Alliierten einen Transport von 70 Wagen Mehl und 80 Ohm Wein wieder abzunehmen, welche diese beim Einfall in Marburg erbeutet hatten. Die vier Ratsherrn und des Rentmeisters Schreiber waren bis Frankenberg mitgeschleppt worden und erhielten hier ihre Freiheit wieder, der Stadt Wolfhagen aber wurde eine scharfe Ordre angekündigt, nämlich, daß der Rat sofort der nächsten Garnison Anzeige zu machen hätte, wenn Alliierte kämen, und daß, wenn eine dortliegende französische Besatzung von den Alliierten überfallen würde, der Beamte oder der Bürgermeister aufgehangen und die Stadt in Brand gesteckt werden solle."*)

Nach Beendigung des Krieges hofften die Einwohner Wolfhagens auf Entschädigung für die übermäßige Kontributionen, die ihnen auferlegt worden waren, sie hofften um so mehr darauf, als England Ersatz in Aussicht gestellt hatte. Für die Hunderttausende, die sie geopfert, erhielten sie aber nach langen Vertröstungen endlich ganze 2542 Tlr., 27 Alb. 1 Hlr. „für die von der Krone Englands als zahlbar angenommenen Fourage-, Holz- und Brotlieferungen".

Über die späteren Zeiten geht Lyncker kurz hinweg, da sie ihm zu wenig historisches Interesse bieten.

So sei denn hiermit der kleine Auszug aus Lynckers sorgfältig zusammengetragener Geschichte beendet. Wolfhagen aber möge seinem Geschichtsschreiber stets ein ehrendes Gedächtnis bewahren. **W.**

*) Wilhelm Lyncker, der Bruder Karl Lynckers, hat den oben mitgeteilten Vorfall zu einer ansprechenden Erzählung „Eine hessische Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege" erweitert, die 1855 in der „Kasseler Zeitung" erschienen ist und später im ersten Band seiner von Dr. med. Theodor Köhler herausgegebenen Werke (Verlag von Gustav Klaunig, Kassel 1886) Aufnahme fand.

Zur Geschichte der Wilhelmshöher Wasserwerke und der Familie Steinhöfer.

Von C. Neuber.

Unsere weltberühmten Wasserkünste zu Wilhelmshöhe sind wir gewohnt in nachstehender Reihenfolge zu nennen: 1) die Kaskaden beim Riesenschloß, 2) der Steinhöfersche Wasserfall, 3) die Teufelsbrücke, 4) der Aquädukt, 5) die Fontäne, 6) der neue Wasserfall, weil dieselben während der warmen Jahreszeit in der angegebenen Ordnung an Sonntagen, sowie Himmelfahrt und 2. Pfingsttag, außerdem Mittwochs, da freilich unter Ausschluß von Nr. 1 und 6, angelassen werden oder, besser ausgedrückt, springen. Bekanntlich sind sie nicht ganz in dieser Folge angelegt, jedoch eröffnen den Reigen Nr. 1 die an das Riesenschloß auf dem Winterkasten oder Karlsberge sich anschließenden Kaskaden, Werke des Italieners Guernieri unter dem Landgrafen Karl in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, worüber zu vergleichen „Hessenland" 1902, S. 2 fg. Hierauf folgt Nr. 5, die große Fontäne im Bassin am Ende der sich an das fürstliche Schloß anreihenden Rasenfläche, hier wie in der Karlsaue bei Kassel mit der aus der englischen Sprache entnommenen Bezeichnung bowling-green (deutsch: Kegelplatz; von den Einheimischen Bulingrin genannt). Diese Fontäne verdankt ihre Entstehung der Regierung des Landgrafen Friedrich II. (1760—1785), welcher nicht nur die während des siebenjährigen Krieges in Stockung geratenen Wasserkünste des Riesenschlosses wiederherstellte, sondern auch die Umgebung des Schlosses Weißenstein unter Leitung von zwei tüchtigen Offizieren des Namens v. Gohr: des Generalleutnants J. Hermann v. Gohr und des Generalmajors Joh. Wilh. v. Gohr, mit Anlagen der mannigfaltigsten Art ausschmückte, und ist unter seinem Sohne und Nachfolger Wilhelm IX. (1785 bis 1821), dem späteren Kurfürsten Wilhelm I., wesentlich verstärkt worden, sodaß ihre größte Höhe 190 Fuß oder 51,5 Meter beträgt.*) Wenn jetzt von Wilhelmshöhe und seinen Wasserwerken die Rede ist, nachdem dasselbe so seit 1798 amtlich benannt worden ist, wird Wilhelm (IX.) I. an erster Stelle genannt, aber dann kommt der Name Steinhöfer. Jedoch sind wir nicht auf Einen beschränkt,

*) Vgl. Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel (1846) S. 357; Hoffmeister, desgl. (1882) S. 313; H. v. Dehn-Rotfelser, im Führer durch Kassel und Umgebung (1878). XII. Die Wilhelmshöher Wasserwerke, S. 203 fg.

sondern es sind mehrere Männer dieses Namens insgesamt unter dem Hof-Baudepartement bei den Wasserleitungen, später Wasserkünsten zu Weißenstein bezw. Wilhelmshöhe angestellt gewesen, unter welchen einer besonders hervorragt. Sehr begreiflich ist daher, daß das Haus, worin dieser gewohnt hat oder geboren ist, durch ein Gedenkblatt ausgezeichnet wird. Die ihm zur Feier der 150jährigen Wiederkehr der Zeit auf Anregung eines Kasseler Bürgers, dessen Name nicht genannt ist, von seiten der Stadt Kassel am 29. August 1896 (s. „Hessenland" 1896, S. 251) am Hause untere Marktgasse Nr. 34, dem Fleischermeister Iffert gehörig (früher untere Johannis-Straße Nr. 765), angebrachte Gedenktafel lautet:

In diesem Hause
wurde der Erbauer der
Wilhelmshöher Wasserfälle
Carl Steinhöfer
im Jahre 1746 geboren.

Leider haben sich Fehler eingeschlichen. Abgesehen von dem diesem Manne beigelegten allgemeinen Prädikate, da doch nicht alle Wilhelmshöher Wasserfälle von ihm herrühren, hat er zwar in dem gedachten Hause viele Jahre gewohnt, ist aber nicht in demselben und überhaupt nicht in Kassel geboren. Vielmehr ist nach Angabe seiner Biographen*) und der ausführlichen Lebensbeschreibung von W. Rogge-Ludwig im „Hessenland" (1888, S. 228 fg.), welcher sich auf eigene Wahrnehmungen aus der Jugendzeit, als in der Nachbarschaft wohnend, und die Aufzeichnungen der im Jahre 1882 verstorbenen Hofschauspielerin Henriette Schmidt stützt, seine Heimat Zweibrücken in der baierischen Rheinpfalz, woselbst er geboren ist als Sohn des geschickten Metallkünstlers Friedrich Christian Steinhöfer und dessen Ehefrau Marie Elisabeth, geb. Busler aus Kreuznach im Jahre 1746, wobei bemerkt wird, daß diese Jahreszahl zwar nicht von den Verwandten angegeben worden, aber nach Vergleich mehrerer Umstände zu entnehmen sei. Dieselbe hat sich jedoch als unrichtig herausgestellt. Ich hatte mich an das Pfarramt der evangelischen Alexander-Kirche zu Zweibrücken gewandt und sodann, nachdem dies das gestellte Ersuchen an das Königliche Standesamt dortselbst, wohin während der französischen Revolution alle Kirchenbücher gebracht worden, abgegeben, pfarramtliche Bescheinigungen erhalten. Auf Grundlage dieser, sowie der weiter eingesehenen Einträge in den Kirchenbüchern der Hofgemeinde, der Altstädter und der Lutherischen Gemeinde von Kassel, welche von den betreffenden Herren freundlichst gezeigt wurden, setzt sich der nachstehende Stammbaum der Familie Steinhöfer, mitunter auch Steinhofer oder Steinhoffer genannt, zusammen, welche nach diesen Feststellungen in der Mitte des 18. Jahrhunderts (genauer hat die Zeit nicht ermittelt werden können) aus Zweibrücken nach Kassel eingewandert ist, hier eine gewisse Berühmtheit erlangt hat und sodann in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts ausgestorben ist. Zur besseren Übersicht ist bei den einzelnen Familiengliedern auf Grund der hessischen Staatshandbücher, welche von 1764 an auf der Landesbibliothek sich befinden, ihre amtliche Stellung angegeben. Die im Stammbaum gemachten Abkürzungen sind leicht zu erkennen und die von den Einträgen in den Kirchenbüchern abweichenden Angaben sind in [ ] Klammern zugefügt, ebenso die in dem Begräbnis-Register der Lutherischen Gemeinde gemachten Angaben über die Geburtszeit in Abweichung von den doch hierfür maßgebenden Angaben in den Tauf-Registern der Hofgemeinde.

Stammbaum der Familie Steinhöfer (Steinhoffer).

Philipp Christian Steinhoffer, Zinngießer zu Zweibrücken [Friedrich Christian St., Metallkünstler] und Frau Marie Elisabeth, geb. Pühlin [geb. Busler aus Kreuznach oder Bulter, Hofg.]. † 26. Jan. 1807, alt 99 J. 8 M. 10 T. Hofg.

Kinder:

I. 1. (Friedrich Christian) Adam St., * 11. Mai 1737 zu Zweibrücken, luth., Brunnenleiter bei den Wasserleitungen zu Kassel und Weißenstein 1780—1783.

II. 2. (Johann) Philipp Abraham St., * 5. April 1739 zu Zweibrücken, luth., Hof-Röhrengießer u. Brunnenmeister desgl., auch auf dem Karlsberge, und Aufseher über die Spritzen 1764—1796. † 15. Mai 1796, Altst. G. — Verheiratet mit Sophie (Margarete) [Elisabeth] Jeppe [aus Burguffeln, Hofg.]. † 4. Juni 1811 zu Kassel, luth. G.

III. 3. [Joh.] Karl (Friedrich) St., * 5. April 1747 zu Zweibrücken, luth. [1746],*) Brunnenarbeiter unter Landgraf Friedrich II. 1779—1785, Brunnenleiter über die herrschaftlichen Röhrenstränge unter Wilhelm IX. 1784—1796, Brunnen-Inspektor unter Wilhelm I. und Wilhelm II. 1796—1829, Inspektor der Wasserkünste 1816, Erbauer von drei Wilhelmshöher Wasserfällen (Steinhöfer, Teufelsbrücke, Neuer Wasserfall). † 19. Febr. 1829, ohng. 83 J., luth. Frau und Kinder nicht vorhanden.

4. Philippine Magdalene St., Geburtstag nicht ersichtlich, getauft 25. März 1750 zu Zweibrücken, ref.

---

*) K. W. Justi, Hess. Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Gesch. (Marburg 1831) S. 647 fg.; Jakob Hoffmeister, Gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen (Hannover 1885) S. 119.

*) Das Standesamt zu Zweibrücken bemerkt am Schlusse der abgegebenen Bescheinigungen unterm 16. März 1903: „1746" kommt der Name Steinhoffer oder Steinhöfer nicht vor.

Kinder des zu II. genannten Philipp Abraham St.:

1. Marie Elisabeth St., * 5. November 1770, Hofg. † 28. August 1824, luth.
2. Joh. Christian St., * 10. Mai 1772, † 24. Juni 1773.
3. Christiane Louise St., * [2. März 1773] 17. September 1774, Hofg. † 20. April 1835, ledig, luth.

IV. 4. Heinrich Karl St., * 21. Mai 1776, Hofg., Brunnenleiter 1803—1834. † 8. Sept. 1834, luth.
5. Christian Ludwig. * 30. Januar 1778, Hofg. [27. Januar 1783, luth.]. † 4. März 1833, luth.
5. Johann Philipp, * 23. März 1786, Hofg., Ökonom, † 4. März 1831, luth.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Hugenotten- und Waldenser-Ansiedlungen in Hessen-Darmstadt.

Von Dr. phil. Bergér-Gießen.

(Fortsetzung.)

2. Réfugiés-Ansiedlungen.

Réfugiés-Ansiedlungen im eigentlichen Sinne gab es in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt nicht. Aus der ersten Einwanderungsperiode (1686—89) lassen sich dieselben, wie bereits erwähnt, durch die Quellen nicht nachweisen. Einzelne Niederlassungen von Hugenotten haben sicherlich stattgefunden. Für Gruppenansiedlungen der späteren Periode, von 1699 beginnend, können, wenn wir das Ansiedlungsgebiet nach dem Umfange des heutigen Großherzogtums ausdehnen, nur die ehemals Isenburgischen Orte: Offenbach, Neu-Isenburg, und wenn wir den Charakter der Siedlung Neu-Kelsterbach berücksichtigen, auch dieser Ort noch in Betracht kommen.

a. Die Siedlung Offenbach am Main.

Bereits im Jahre 1596 bestand in Offenbach eine kleine wallonische Gemeinde als Abzweigung der Wallonen von Frankfurt, die sich, infolge der Glaubensbedrückungen durch Karl V. in den Niederlanden, dort angesiedelt hatten. Langen Bestand hatte diese erste Gemeinde in Offenbach nicht. Durch schwere Ausschreitungen ihres Geistlichen Blévet, der von dem Grafen Wolfgang Ernst I. zu Isenburg-Büdingen und Birstein seines Amtes enthoben wurde, war die Existenz der Gemeinde in Frage gestellt.[8]) Dagegen genoß die französische Gemeinde zu Frankfurt von 1609—1633 in Offenbach Gastrecht. Die Erinnerung an diesen für Glaubensflüchtlinge sichern Ort mag sich nun auch im Laufe des Jahrhunderts wach erhalten haben; so daß sich infolge der Ausweisungen der Réfugiés aus der Schweiz die Flüchtlinge nach diesem Ort wandten. Geführt von dem französischen Edelmann David de Calmelz oder Calmetz[9]) kamen im Juni 1699 eine Anzahl französischer Familien nach Offenbach. Die Stärke dieser ersten Ansiedler läßt sich aus den Akten nicht nachweisen. Schon im Juli 1698 war Calmetz nach Offenbach gekommen und hatte dort mit dem Grafen Johann Philipp von Isenburg-Büdingen wegen der Niederlassung französischer Flüchtlinge verhandelt. Der Graf wird als ein Mann von seltener Menschenfreundlichkeit geschildert, begabt mit herrlichen Herrschertugenden und großem Scharfblick, der sofort erkannte, welche Bedeutung seine Residenz durch Ansiedlung gewerbstüchtiger Kräfte gewinnen würde. In 14 Artikeln[10]) gesteht er den neuen Ansiedlern besondere Privilegien zu. Er sichert den Neubürgern zu: Mitbenutzung der Offenbacher Pfarrkirche, kostenlose Überlassung von Bauplätzen zu Wohnhäusern und zur Errichtung eines Hospitals, freie Gewährung des erforderlichen Baumaterials, Befreiung der Häuser von allen Lasten auf die Dauer von 10 Jahren, freies Verfügungsrecht über sämtliche Güter, völlige Freiheit für den Handel, Freiheit bei jeder Ausübung des Handwerks, Gestattung der Errichtung von neuen Manufakturen in Seide, Leinen und Wolle, Einrichtung einer eigenen Gerichtsbarkeit bei Streitfällen. Daneben werden dem Kapitän von Calmetz noch besondere Freiheiten wie die Errichtung eines Wirtshauses, eines Schlachthauses und dreier Backöfen zugestanden.

Schon am 9. Juli 1699 schritt man zur Wahl eines Konsistoriums, und damit war die Konstituierung der französisch-reformierten Gemeinde

[8]) Auf Betreiben des deutschen Pfarrers Noviomagus blieb die wallonische Pfarrstelle unbesetzt, und die Gemeinde hörte auf, eine selbständige zu sein.

[9]) Vielfach ist es bei den schlechten Buchstaben zweifelhaft, ob Calmelz oder Calmetz zu lesen ist. Mehrere Unterschriften usw. zeigen aber deutlich das t.

[10]) Die betreffenden Artikel waren bereits in einer Supplikation von dem Herrn von Calmetz dem Grafen Johann Philipp vorgelegt, der sie dann in entgegenkommender Weise Punkt für Punkt bewilligte.

vollzogen. Unter den Namen jenes Konsistoriums finden sich sieben Personen vornehmer Herkunft: David de Calmetz, französischer Edelmann; Mathieu de Simonay, Herr von Tournay; Alexander Villabon, Arzt; Charles Sellery, Kaufmann; Salomon Olivier, Kaufmann; Abraham des Costes, Kaufmann; Jean François des Marets, französischer Edelmann.

Die ersten Ansiedler lebten in Offenbach in den Häusern der Deutschen eine Zeitlang in der größten Dürftigkeit. Ungünstig für die Entwicklung der Offenbacher Gemeinde war die Gründung einer zweiten Réfugiés-Kolonie in der Nähe Offenbachs, die Entstehung der Kolonie Neu-Isenburg, auch Philippseich genannt. 20—25 Familien der Offenbacher Gemeinde begaben sich an diesen neuen Ort, der durch Betreibung der Landwirtschaft ein sicheres Einkommen bot. So kam es denn, daß bis zum Jahre 1702 die Offenbacher Gemeinde bis zu 16 Familien-Oberhäuptern herabgesunken war. Einen neuen Zuwachs erhielt die Gemeinde durch die Ankunft eines Trupps Réfugiés im Sommer des Jahres 1703.[11]) Sie waren meistens Strumpfweber und Wollfabrikanten. Ihnen verdankt die heute so blühende Offenbacher Industrie ihre Begründung. Nachdem die Gemeinde mancherlei Wandlungen durchgemacht hatte, sollte sie im Jahre 1712 einen neuen Zuwachs erhalten durch die um diese Zeit von Kelsterbach dorthin verzogenen Franzosen und Waldenser. Die fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts brachten die Einwanderung tüchtiger Männer, Namen wie Bernard, d'Orville, deren Fabriken heute einen Weltruf genießen. Durch Schenkungen [12]) ist aus der ursprünglich armen Gemeinde eine wohlhabende geworden, der, wenn sie auch ihre ursprüngliche Selbständigkeit verloren und in der politischen Gemeinde heute ganz aufgegangen ist, die Erinnerung an ihr Werden und die Befriedigung, an der Entwicklung der Stadt in kommerzieller Beziehung hervorragenden Anteil genommen zu haben, geblieben ist.

[11]) Der Zuzug von Fremden nach Offenbach wird noch besonders gefördert durch die Privilegien vom 18. Mai 1705. In dieser Deklaration betont der Graf Johann Philipp, daß ihm am Herzen liege, aus Offenbach einen Industrieort zu machen, was durch die erste Ansiedlung von 1699 nicht ganz erreicht worden wäre. Es sei gestattet, „an diesem Ort alle Arten von Fabriken zu errichten und zu betreiben, als da sind: Gold-, Silber-, Seide-, Leinen-, Wolle-, Baumwolle-, Hut- und Lederfabriken ... ohne jede Vermehrung der in Artikel XIV angegebenen Steuern".

[12]) Wir erwähnen unter andern das Vermächtnis des Claude Poynet aus dem Jahre 1779 mit 3350 Gulden, der Frau Anna Maria Romagnoc im Jahre 1781 mit 15089 Gulden aus demselben Jahre Legat des Nikolaus Bernard mit 270 Gulden, im Jahre 1803 Legat der Eheleute Peter Bernard mit 1000 Gulden, Stiftung der C. Bretonschen Eheleute mit 1000 Gulden, Legat der Modeste Krieger aus den Jahren 1870 und 1871 mit 900 und 1000 Gulden. cf. Lehn, Geschichte der franz. ref. Gemeinde zu Offenbach.

b. Die Siedlung Neu-Isenburg.

Die Siedlung Neu-Isenburg verdankt ihre Entstehung dem Wohlwollen des Grafen Jean Philipp von Isenburg-Büdingen-Birstein. Anfangs war sie nur als Ackerkolonie gedacht, das Privileg vom 21. September 1699 berücksichtigt aber auch die unter den Einwanderern befindlichen Kaufleute, Fabrikanten und Handelsleute.[13])

Allen Neubürgern wird zugestanden für sich und ihre Nachkommen: Freie und öffentliche Übung der reformierten Religion, freie Gewährung eines Kirchenplatzes (1), das Recht, sich selbst den Pfarrer, Lehrer und Organisten zu wählen, vorbehaltlich der landesherrlichen Bestätigung (2), die Wahl eines Ortsgerichts, bestehend aus Schultheiß und 4 Schöffen (4), freie Gewährung eines Platzes für Haus, Scheuer, Garten, das benötigte Bauholz, als Land zum Ackerbau 5 Morgen Ackerland und 1 Morgen Wiesen, freies Brennholz, Weidegerechtigkeit (6), zehnjährige Freiheit von allen Abgaben und von allen realen und persönlichen Lasten, wohingegen nach dieser Zeit fünf Gulden von einem Hause, für einen Morgen Feld zehn deutsche Sols, für einen Morgen Wiese, die noch nicht im Stande oder angebaut sind, fünfzehn deutsche Sols zu zahlen sind (8), Verfügungsrecht über sämtliches bewegliche und unbewegliche Vermögen (9), Bewilligung von allen Arten von Zehnten zur Unterhaltung ihres Geistlichen und Lehrers (10), das Recht zur Abhaltung zweier Jahrmärkte, nämlich den ersten Freitag des Monats April und im Herbst den ersten Freitag nach dem letzten Gießener Jahrmarkte (11). Unterzeichnet ist dieses Privileg zu Offenbach den 20. September 1699. Es wird wieder bestätigt am 7. Oktober 1718 [14]) und am 12. April 1803 [15]) bei dem jedesmaligen Regierungswechsel. Die Bestätigung der Großherzoglich Hessischen Regierung, an welche ein Teil des Isenburger Gebiets durch den Wiener Frieden übergegangen war, in den „noch haltbaren Bestimmungen" erfolgte am 21. Mai 1818.

[13]) cf. Ph. Weyell, Privileg der französischen Kolonie Neu-Isenburg.

[14]) Von Wolfgang Ernst, Graf von Isenburg und Büdingen.

[15]) Von Karl, regierendem Fürsten von Isenburg.

Die Kolonie war anfänglich stark besetzt, nahm aber beträchtlich ab durch den Wegzug mehrerer Familien, die nach Frankreich zurückgekehrt sein sollen. Auch hätten epidemische Krankheiten die Volkszahl verringert, wodurch die Einwanderung von Deutschen sich vollzogen hätte. Heute noch sind die Namen der ältesten Einsiedler zahlreich vertreten. 1861 gab es noch 160 Familien, die französische Namen führten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wertbezeichnungen auf den hessischen Talerstücken.

Von Professor Dr. Paul Weinmeister-Leipzig.

In Nr. 13 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift hat Herr Theodor Meyer darauf hingewiesen, daß im Jahre 1902 vier Jahrhunderte vergangen waren, seit die ersten Taler in Hessen geprägt worden sind. Die Beschreibung dieser ersten Taler läßt erkennen, daß auf ihnen die Bezeichnung als Taler fehlt, eine Tatsache, die den Münzkenner nicht wunder nimmt, da es in jener Zeit überhaupt noch nicht wieder üblich war, auf einem Geldstücke seinen Wert ausdrücklich anzugeben. Hatte der Grossus seine Bezeichnung als solcher in der Aufschrift getragen, so war an deren Stelle noch im 15. Jahrhunderte das unbestimmte Moneta nova Hassiae, Moneta nova argentea terrae Hassiae u. a. getreten, wozu seit 1510 Moneta aurea rhenensis, Moneta nova rhenensis, endlich 1610—27 unter Landgraf Moritz Moneta nova imperialis kam. Inzwischen hatte Landgraf Wilhelm IV. 1567 zum erstenmale wieder eine Wertbezeichnung in die Umschrift aufgenommen, nämlich Albus novus Hassiae, 1583 lesen wir Albus Hassiae 12 obulorum, in demselben Jahre die Inschrift 4 Heller, aber immer noch nichts von Talern. 1591 finden wir Doppelalbus mit der Umschrift Valet 2 albos vel 24 obulos Hassiacos und 1600 dementsprechend Albus mit Valet 1 album vel 12 obulos Hassiacos. Das Wort Taler oder Reichstaler findet sich zuerst auf einem sehr seltenen Doppelalbus von 1624 mit der Bezeichnung: „von Reichs-Thaler-Silber", ein Gepräge, das auch mit der Jahreszahl 1625 vorkommen soll, und dann auf dem von mir in der Münzsammlung der Universität Leipzig entdeckten Albus von 1627, der ebenfalls als „I Albus Reichs-Thaler-Silber" bezeichnet wird.*) Eine deutliche Wertbeziehung zum Reichstaler findet man erst auf den ganzen, halben und drittel Albus aus den Jahren 1628—50, die Landgraf Wilhelm V. und nach ihm seine Witwe Amelie Elisabeth als Vormünderin ihres Sohnes Wilhelm VI. geprägt hat. Sie tragen die Wertangabe: „32 (bezw. 64 oder 96) Stück einen Reichstaler wert." Bemerkenswert ist die große Verschiedenheit in der Schreibweise dieser Wertangabe, die sich in jedem einzelnen Worte zeigt. Stuck (= Stück) ist meist abgekürzt als Stu. oder St. Das Wort einen lautet „ein" oder „einn" mit oder ohne Abkürzungszeichen. Reichstaler ist geschrieben als „Richs Thaler" oder „R Tahler" oder „R Tahl" oder „Richsthaler" oder „R Thall" oder „R Tahll" mit oder ohne Abkürzungszeichen; also eine ganze Anzahl von Schreibweisen allein schon in dem Worte Taler. Das letzte Wort des Satzes lautet „wehrt" oder „wert" oder „werth". Nachdem dann von 1651 an einige Mariengroschen und Matier, von 1674 an Pfennige und gute Pfennige für die neuerworbene Grafschaft Schaumburg geprägt worden sind, erscheinen von 1685 an wieder Wertbeziehungen zum Taler in der Aufschrift: „VIII einen (Reichs-) Thaler", also auf Stücken zu vier Albus, deren es übrigens vorher (1681) und nachher (1723) auch welche mit der Bezeichnung als IIII oder IV Albus gibt. Von 1704 an findet sich die Bezeichnung: „32 einen (Reichs-) Thaler", von 1733 an „16 einen Reichsthaler" und 1734 zum erstenmale „12 einen Thaler", letztere Inschrift erst 1764 wiederkehrend, 1765 „VI einen Reichsthaler", 1766 „IV einen Reichsthaler", 1768 endlich „24 einen Thaler".

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fehlen die eigentlichen Taler oder Reichstaler, auf die vorgenannte Inschriften Bezug nehmen, fast gänzlich, nur von 1701 (aber ohne diese Jahreszahl) und 1734 sind uns hessen-kasselsche Reichstaler bekannt, und diese tragen immer noch keine Wertbezeichnung. Erst 1754 findet sich entsprechend dem alten Leipziger 18 Gulden-Fuß und nunmehrigen Reichsfuße die Bezeichnung $^{1}/_{9}$ Mark feinen Silbers auf dem Taler, von 1763 an auf den seitdem herrschenden Konventionstalern die Wertangabe als $^{1}/_{10}$ einer feinen Mark. Aber immer noch fehlt die Bezeichnung als Taler. Diese findet sich zuerst im Jahre 1776 auf den bekannten Sterntalern, den ersten Talern zu 24 guten Groschen. Das sind also die ersten hessen-kasselschen Taler, die sich selbst als

*) Vergl. Numismatischer Anzeiger, XXXI (1900), Nr. 5; Blätter für Münzfreunde, XXXV (1900), Nr. 10, Taf. 139, Nr. 9.

solche bezeichnen. Die letzten guten Groschen wurden 1822 geprägt, und von 1841 an traten die Silbergroschen zu 1/30 Taler an ihre Stelle, aber immer noch erhielt sich bis zur Einführung der Markwährung der gute oder alte Groschen zu 1 1/4 Sgr., und ebenso behielten die alten Taler von 1776 Kurs bis zum Beginne des Marksystems, also fast volle hundert Jahre, sodaß mancher Leser sich wohl noch dieser ganzen und auch der halben Sterntaler von demselben Jahr erinnern wird. Ganze Sterntaler wurden auch 1778 geprägt, halbe dagegen nur 1776. An diese neueren Taler Friedrichs II. schließen sich unter Wilhelm IX. 1789, 1791, 1793, 1794, 1796, 1798, 1800, 1802 und als letzter und seltenster 1813 noch alte Speziestaler an mit der Inschrift: „X (zehn) eine feine Mark", zum Teil zu Hanau geprägt. Gleichzeitig wurde 1789 ein neuerer Taler und sogar als erster und seltenster ein Doppeltaler geschlagen. Dann beginnen 1819 wieder ausschließlich die neueren Taler mit derselben Wertumschrift wie die Sterntaler, und von 1819 und 1820 gibt es auch halbe Taler dieser Art. Auf diese bis 1822 reichenden Gepräge von Talern folgen dann von 1832 an die Taler im 14Taler-Fuße (XIV eine feine Mark) bis zum Jahr 1855 nebst entsprechenden Doppeltalern 1840—55, endlich die Vereinstaler im 30Taler-Fuße 1858—65. Die neuesten Taler (1832—65) sind noch jetzt im Kurs.

In Hessen-Darmstadt ist natürlich dasselbe zu bemerken. Die ersten Reichstaler von 1623 an tragen gar keine Wertbezeichnung, 1693 lesen wir zuerst das unbestimmte Moneta nova argentea Darmstadina, 1717 die Inschrift: „Nach altem Reichs-Schrot und Korn", 1760 „X eine feine Mark". 1819 endlich kommt der erste Taler mit der Bezeichnung eines solchen, nämlich mit der Inschrift: „Ein Kronenthaler", 1825 ein ebensolcher, beide von Großherzog Ludwig I., 1833, 1836 und 1837 folgen deren von Ludwig II. Endlich wird die Reihe der Taler unter Ludwig III. geschlossen durch die Vereinstaler 1857—71, während Doppeltaler schon im 14Taler-Fuß 1839—45 geprägt wurden und nur einer, der sehr gesucht ist, 1854 im 30Taler-Fuß.

In Hessen-Homburg hat nur Landgraf Ferdinand Taler geprägt, nämlich Vereinstaler 1858—63.

Wenn demnach mit der Bezeichnung als Taler die Talerprägung in Hessen erst 1776 angefangen hat, so bleibt natürlich die in dem zu Anfang erwähnten Aufsatze hervorgehobene Tatsache bestehen, daß die Talerprägung selbst in Hessen bereits 1502 begonnen hat, falls man nicht gar den Beginn noch zwanzig Jahre weiter zurückverlegen will. Nur gegen eine Bemerkung in dem Meyerschen Aufsatz erlaube ich mir etwas einzuwenden. Es heißt dort: „Beachtenswert sind die Fehler in den lateinischen Inschriften, wie HASSIE statt HASSIAE und REI PVBLICE für REI PVBLICAE." Dies sind aber keine Fehler, sondern in damaliger Zeit wurde allgemein der Genitiv in der ersten Deklination mit der Endung e (statt ae) gebildet. Daß dies kein Fehler im Sinne des damaligen Latein ist, geht ja auch deutlich aus der in dem Meyerschen Aufsatz und vorher schon in den „Blättern für Münzfreunde" (nicht „Zeitschrift für Münzkunde") angeführten Urkunde hervor, in der ebenfalls Hassie und rei publice steht. Das Auslassen des zweiten l in Wilhelmus ist dagegen als Flüchtigkeitsfehler, vielleicht auch als wirklicher Fehler des im Lateinischen unerfahrenen Stempelschneiders anzusehen. Nur das oben erwähnte e statt ae darf nicht, wie es in obigem Aufsatze nach Hoffmeister scheinbar geschieht, dadurch erklärt werden, daß in damaliger Zeit die Stempelschneider wissenschaftlich ungebildete Leute handwerksmäßiger Art gewesen seien, welche meist so schnitten, wie sie sprachen.

Kräutltag.

Ich ging am Frauenkräutltag
Zum Wald hinaus in tiefem Schweigen:
Es war kein Mensch in weiter Rund,
Und auch kein Sternlein wollt' sich zeigen.
So muß es sein. In Nüchternheit
Und ganz allein — und ungesprochen
Seit Mitternacht. Da hab' ich mir
Zur Weih' die Kräutlein abgebrochen.
Den Hauswurz brach ich, daß er mir
Vom Blitz behüte meine Seele,
Vom Blitz, der dir im Auge flammt,
Daß er mir nicht den Frieden stehle.

Den Baldrian ins Gürtelschloß,
Daß ich in Züchten geh' und Treue,
Daß ich im letzten Stündelein
Mein leichtes Leben nicht bereue.
Den Gundermann als Zauberschutz,
Daß nicht mein Fuß vom Wege irre,
Daß nicht um dein geliebtes Haupt
Zu häufig der Gedanke schwirre.
Den Wermut übers Einfahrtstor,
Daß ich das Leben lerne leiden,
Auch wenn dein Fuß auf ewig wird
Des Hauses fromme Schwelle meiden.

Regensburg. **M. Herbert.**

Das gelbe Schulhaus in Wolfhagen.

Eine Erinnerung von H. Schirmer (†).*)

Es steht schon längst nicht mehr, das alte, gelbe Schulhaus in der guten hessischen Stadt Wolfhagen. Sie haben es vor Jahren abgerissen, weil es baufällig sein sollte. Ob es wirklich mit dem Zusammenbruch drohte, oder ob es, wie viele sagten, noch hundert Jahre hätte stehen können, ich weiß es nicht. Die Urteile der Bauverständigen gingen sehr auseinander. Von denen, die darüber gehört wurden, hat wohl keiner seine Ansicht mit dem Herzen verfochten. Mir aber war bei der Existenzfrage des alten Schulhauses hinter der Kirche das Herz beteiligt. Mir haben die Zimmerleute und Maurer und Dachdecker mit seinem Abbruch ein Stück verkörperter Jugendpoesie niedergerissen.

Nur ein Jahr bin ich in das gelbe Schulhaus gewandert, nicht einmal ein volles Jahr, denn im Wintersemester kam das große Kindersterben am Scharlachfieber, da blieben die Stätten der Weisheit geschlossen.

So ist es denn eigentlich nur ein Sommer gewesen, den ich in dem mittleren der drei übereinander liegenden Schulsäle verbringen durfte. Aber welch ein Sommer! 13½ Jahre bin ich zur Schule gegangen. Aber die dreizehn Jahre, obgleich ich in ihnen viel mehr gelernt habe, wiegen jenes halbe in meiner Erinnerung nicht auf. Aller Sonnenglanz des Schullebens, meine ich, läge für mich in dem Sommerhalbjahr in dem gelben Hause beschlossen.

Es war das letzte Semester in dem langen und reichgesegneten Schuldienst des hochbetagten Kantors D . . ch.

Längst schon, meine ich heute, hätte man damals dem alten Herrn die wohlverdiente Ruhebesoldung zuteil werden lassen müssen. Mehrere Generationen hatte er unterrichtet. Fast war er kaum noch imstande, Schule zu halten. Wenig Schüler waren ihm — die zweite Stufe von unten — zugewiesen. Alt, überall war der Eindruck, den man von dem Greis empfing. Aber ich glaubte, nie eine würdigere Erscheinung gesehen zu haben, trotz dem großkarierten grünen Schlafrock, den er auch in der Schule trug.

Sonnenglanz erleuchtete durch die nach Süden und Osten gehenden Fenster den Schulsaal. Milde und Güte winkte uns von dem Tische des alten Herrn entgegen.

Indessen waren wir leider nicht so brav, wie der alte Kantor es verdiente. Wiederholt mußte er doch zu Strafen schreiten. Der Wahrheit treu bleibend, muß ich berichten, daß ein solcher Strafakt eine Freude für die ganze Klasse war. Ein dünnes spanisches Rohr, mit beiden Händen hochgenommen, sauste in unschädlichem Schwung auf die unartige Seite des über die Bank gezogenen Sünders. Die scharfen Schläge erreichten gegenüber der wohl vorgesehenen Polsterung ihren Zweck nicht. Um so gewaltiger war aber das Geschrei des Delinquenten. Vielleicht hat solches Gezeter das alte Gebäude so erschüttert, daß es nach zwanzig Jahren den Leuten zum Abbruch reif erschien.

Es gab aber schlimme Gesellen, die durchaus nicht ruhig auf der Marterbank liegen blieben. Diese wurden auf des Kantors Gebot von uns, wenn auch nicht wie Simson mit neuen Seilen, festgebunden. Es erhöhte dies natürlich das Vergnügen wie der Kameraden so des Delinquenten.

Vielfach mögen wohl Nachbar Gunthers Sommerbirnen schuld gewesen sein an den vollstreckten Strafen. Auch den Sommerbirnbaum hat der neue Schulbau, welcher heute mit seinem Spielhof bis an Klapps Gasse (Gazze sagt man in W.) reicht, nicht stehen lassen. Und die Birnen, die er trug, schmeckten doch so gut, und waren so viel früher reif als alle andern. Geschmack und Geruch dieser Sorte steht mir heute noch genau vor.

Gunthers Gärtchen mit dem Baum lag einige Fuß tiefer als der mit niedriger Mauer eingefaßte Schulhof. In Scharen sprang man hinunter und las die Taschen voll. Gunther aber liebte das nicht und führte Beschwerde. Da erging vom alten Herrn Kantor ein Gebot, daß niemand mehr in den Garten springen sollte. Da aber die trennende Mauer von uns als der beste Platz zum Griffelspitzen bezeichnet wurde, so konnte uns füglich nicht verwehrt werden, nachzuspringen, wenn der Griffel aus Versehen in Gunthers Garten hinabfiel. Und die Griffel fielen immer hinunter, so lange es Birnen gab.

In der D . . ch-Schule begannen wir, unseren Gedanken in Tinte Ausdruck zu geben. Mir brachte dieser Schreibsaft vielen Jammer, nicht sowohl in der Schule selbst, als vielmehr in der kantorlichen Küche. Mein Vater hatte mir ein Tintenfaß mit hohem Halse gestiftet. Beschaffung und Transport der Tinte lag damals den Schülern noch ob.

*) Heinrich Schirmer war 1856 zu Istha geboren, wo sein Vater ein Gut hatte. Nach der Schule in Wolfhagen besuchte er das Gymnasium in Kassel und studierte sodann in Marburg die Rechtswissenschaft. Er war später Amtsanwalt in Hilders und Hanau. 1884 wurde er in Hofgeismar zum Bürgermeister gewählt, welches Amt er bis zu seinem bereits 1899 erfolgten Tod bekleidete.

Nun kann ein so kleiner Kerl, und sei er noch so brav, nicht immer in gemessenem Schritt zur Schule wandern. Wenn z. B. beim Vetter Wachenfeld neben der Knackenburg Schafe geschoren wurden, dann mußte man doch stehen bleiben und zugucken. Die verlorene Zeit wurde durch eilige Sprünge wieder eingebracht. Aber wie sahen meine Hände aus, wenn ich in die Schule kam! Und das Gesicht erst, wenn ich den Stöpsel mit heftigem Ruck vom Glase entfernte, daß die Tinte hoch aufspritzte. Meine Zugehörigkeit zur kaukasischen Rasse war im Gesicht nicht mehr zu ersehen. Dann wurde entsetzlich geweint. Der alte Herr Kantor, der noch beim Kaffee zu sitzen pflegte, erschien auf das Gezeter früher und betrachtete das Unheil. „Gehe hinaus zu meiner Tochter." Dieses Wort hat er manchmal und immer gütig und nie ungeduldig in solchem Jammerfalle zu mir gesprochen. Und sie, die Tochter, die dem alten längst verwitweten Herrn den Haushalt führte, sie nahm den kleinen Mohren ebenso gütig in ihre Küche. Ein möglichst rauhes Tuch, um des Erfolges sicher zu sein, in warmes Wasser getaucht, fuhr mir über Gesicht und Hände, und strahlend blank erschien ich wieder im Schulzimmer. Wie manchmal hat meine Patronin geseufzt: „Ich wollte, Dein Vater beschaffte Dir endlich ein anderes Tintenglas!" Es geschah aber nicht.

Aber einmal, weiß ich, da durfte ich meinen Dank für die wiederholte Reinigung im wahren Wortsinne abtragen. D . . chs Weißkraut war nicht geraten, wir dagegen hatten dessen in Hülle und Fülle. Da wurde denn ein großer Waschkorb voll gepackt, und mit dem Dienstmädchen trug ich meinen Dank in D . . chs Küche.

Einen tief innewohnenden Dank gegen den alten bald nach dieser Zeit in seinem Gott entschlafenen Herrn empfinde ich noch heute, wenn ich jenes Stückchens meines Schulwegs gedenke. Noch heute rührt mich die Erinnerung an die halbe Stunde, welche wir jeden Morgen zu gemeinsamem Gesang um das alte Klavier, dessen Tasten so leicht und lose gingen, versammelt in Andacht verbrachten. Groß war des alten Herrn Repertoire an Morgenliedern nicht mehr. Ich glaube sogar es wechselten nur zwei immer mit einander ab. Jedenfalls aber habe ich nie mit größerer Andacht und reinerem Sinne gesungen „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank, erhebe Gott, o Seele, der Herr hört deinen Lobgesang, lobsing' ihm, meine Seele!" als in der Ecke zwischen dem Klavier und dem alten hohen Kachelofen. Freilich brachte man nachher die Farben der Wand und des Ofens, rot und grau, am Kittel mit nach Hause. Aber was tat das? Der Andacht und der Erbauung geschah mit solchen Außendingen kein Eintrag. Wehmütige und doch liebe warme Empfindung und Erinnerung ergreift mein Herz, so oft ich das Gesangbuch aufschlage und an die Morgenlieder komme.

Und doch liegt die Zeit schon so weit hinter mir, die des süßen Kinderglücks so reichlich mir bescherte.

Die Forderungen, welche die Schule damals stellte, waren nicht schwer und unerfüllbar. Von der heute so vielfach beklagten Überlastung — ich glaube nicht recht an sie — wußten wir noch nichts. Ich lernte damals, meiner Überzeugung nach, für den Lehrer, und der nahm es ja auch nicht streng. Im Lesen erinnere ich mir sogar noch über billige Anforderungen hinausgegangen zu sein. Das Sonntagsevangelium, welches wir am Montag lesen mußten, erledigte ich sogar unendlich rasch, daß mich selbst Punkte nicht aufzuhalten vermochten, geschweige denn Kleinigkeiten wie Kommata u. dergl. Nach und nach brachten mich Fleiß und Leistungen in die Höhe, ich erlangte einen der oberen an der Außenwand des Schulzimmers befindlichen Plätze und war so unter der Hand zu einem Hauptkerl in der kleinen Klasse geworden.

Die erwähnten Plätze hatten, abgesehen von dem Ehrenpunkt des Obensitzens, noch den greifbaren Vorteil, daß neben ihnen in die Hauswand Löcher gewühlt waren, in denen man die Tintenfässer heimlicherweise stehen lassen konnte. Was das besonders für mich bedeutete, wird der geneigte Leser nach dem oben Erzählten ermessen können.

Mit den Herbstferien ging das Idyll zu Ende. Der alte Herr wurde krank, ein Lehrer von einem benachbartem Dorfe — ein Verwandter von ihm — vertrat ihn zunächst. Er erregte bei uns Anstoß dadurch, daß er unsere alten Morgenlieder durch ganz andere, die nicht in unseren Herzen Heimatrecht erlangt hatten, ersetzte, dann aber auch dadurch, daß er unsern Gesang nicht auf dem altehrwürdigen Klavier begleitete, sondern mit einer Geige.

Bald darauf trat das Scharlachfieber auf und raffte eine Masse von Kindern dahin, die Schulen wurden geschlossen, und der Zusammenhang unter den kleinen Klassengenossen lockerte sich. Der alte Herr Kantor schloß in dieser Zeit seine müden Augen zur ewigen Ruhe.

Als unsere kleine Schar Ostern wieder zur Schule kam, wurde sie geteilt, die obere Hälfte, zu der ich gehörte, wurde der folgenden Klasse, die zwei volle Jahrgänge umfaßte und in der wir kaum Plätze fanden, zugewiesen.

Der neue Schulsaal befand sich in einem anderen Schulhause. Es wurde viel aufgegeben und viel zu Hause gearbeitet. Ein strenger Geist waltete über uns. Mit dem Idyll war's vorbei.

Geblieben war nur das alte, nun auch lange beseitigte gelbe Schulhaus, und um dieses habe ich meine Erinnerungen in lebendigen Ranken sich schlingen lassen. Jetzt haben sie nur noch eine Stätte in meinem Herzen. Diese Stätte aber sollen und werden sie behalten, solange das Herz noch schlägt.

Aus Heimat und Fremde.

Hochschulnachrichten. Zu Dekanen für das nächste Amtsjahr sind an der Universität Marburg gewählt worden in der juristischen Fakultät Prof. Leonhard, in der medizinischen Prof. Ahlfeld, in der philosophischen Prof. Vietor, in der theologischen Prof. Mirbt.

Todesfälle. Am 1. August starb in Kassel hochbetagt der frühere Oberlehrer am dortigen Friedrichsgymnasium Julius Riedel, welcher an dieser Anstalt von August 1856 bis September 1889 verdienstlich wirkte. Gelegentlich seines 80. Geburtstages am 3. Juli d. J. erhielt der Verewigte den roten Adlerorden 4. Klasse.

Am 3. August verschied zu Kassel der Stadtrat und Posthaltereibesitzer Friedrich Nebelthau. Er war daselbst am 27. August 1836 als Sohn des damaligen Obergerichtsanwalts Nebelthau, des späteren Oberbürgermeisters von Kassel, geboren. Gleich seinem Vater war er ein großer Freund der hessischen und besonders auch der Geschichte seiner Vaterstadt, was er durch Herausgabe der Vorträge seines Vaters: „Die ältesten und älteren Gebäude Kassels" gelegentlich der Feier des fünfzigsten Stiftungstages des hessischen Geschichtsvereins 1884 betätigte. Das Vertrauen, das man seiner biedern Gesinnung entgegenbrachte, berief ihn in den Kasseler Magistrat, dem er eine Reihe von Jahren, obwohl er schon längere Zeit leidend geworden war, als tätiges und vielseitig bewandertes Mitglied angehörte. Noch in frischer Erinnerung ist, daß der Dahingeschiedene, einem Gefühle der Pietät folgend, am Geburtshause der Sängerin Mara zu Kassel eine Gedenktafel anbringen ließ. Außer seiner Familie trauert um den Entschlafenen ein großer Freundeskreis.



Personalien.

Verliehen: dem Kreisarzt Dr. Grau in Gelnhausen der Charakter als Medizinalrat; dem Domänenpächter Ehrbeck zu Wendershausen der Charakter „Königlicher Oberamtmann"; dem Kreis-Deputierten Bürgermeister Kraiger zu Fritzlar der rote Adlerorden 4. Kl.; dem Postsekretär Martiny zu Fulda beim Ausscheiden aus dem Dienst, den Hegemeistern a. D. Münch zu Ehrsten, Pfeil zu Helsa und Wittge zu Eschwege der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Königl. Baugewerkschuldirektor Kunz zum Regierungs- und Gewerbeschulrat in Kassel; Regierungsbaumeister Fritsch in Hersfeld zum Kreisbauinspektor; Seminar-Oberlehrer Dr. Pollack in Frankenberg zum Seminardirektor daselbst; Gerichtsassessor Dr. Pape zu Kassel zum Amtsrichter in Hilders; die Referendare Urban zu Kassel und Wagner zu Hanau zu Gerichtsassossoren.

Versetzt: Regierungsbaumeister Antze von Kassel nach Potsdam.

Geboren: ein Sohn: Kaufmann R. Krummacher und Frau Nellie, geb Burgeß (Kalkutta, 20. Juni); Hauptmann Siebel und Frau Adda, geb. von Carlshausen (Hannover, 2, August); Kaufmann Adalbert Vollmar und Frau Adolphine, geb. Baupel (Celle, 2. August); Zahnarzt Geiger und Frau Johanna, geb. Eubell (Kassel, 4. August); Dr. Winter und Frau Martha, geb. Israel (Magdeburg, 7. August); — eine Tochter: Rittmeister Walter Frhr. Treusch von Buttlar-Brandenfels und Frau Margarete, geb. Damms (Gnesen-Kassel, 1. August); Fabrikant Viktor Lauckhardt und Frau Mathilde, geb. Obée (Kassel, 11. August).

Gestorben: Gymnasial-Oberlehrer a. D. Julius Riedel, 80 Jahre alt (Kassel, 1. August); verwitwete Frau Rechnungsrat Wilhelmine Menk, geb Kaumann, 72 Jahre alt (Kassel, 1. August); Posthaltereibesitzer und Stadtrat Friedrich Nebelthau, 66 Jahre alt (Kassel, 3. August); Rechnungsrat Jean Reins, 62 Jahre alt (Kassel, 4. August); Oberingenieur Michael Kuhn, 51 Jahre alt (Kassel, 5. August); Kommunalkassenrendant Heinrich Prinz, 39 Jahre alt (Fulda, 5. August); Zahnarzt Karl Gundlach, 71 Jahre alt (Kassel, 5. August); Frau Karoline von Apell, geb. von Bardeleben, Witwe des Obersten, 79 Jahre alt (Fulda, 5 August); Dr. phil. Gustav Guckelberger (Kassel, 7. August); Postdirektor a. D. Hermann Kürschner, 71 Jahre alt (Kassel, 8. August); Ingenieur Karl Dubois de Luchet, 52 Jahre alt (Kassel, 9. August); Frau Auguste Grimm, geb. von Goddaeus, 73 Jahre alt (Bad Nauheim, 9. August); Berginspektor a. D. Eduard Schwenken, 79 Jahre alt (Homberg); Kaufmann G. H. van der Linden (Kassel, 14. August).

☞ **Auf die dem heutigen Heft beigelegte Ankündigung der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg betr. „Die Burgen in Niederhessen und dem Werragebiet von Ernst Happel" wird besonders aufmerksam gemacht.**

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 17. XVII. Jahrgang. Kassel, 1. September 1903.

Der Gruss der Jugend.

Zu Kassel stand ein Diemelbauer
Versunken schier in stummer Trauer
Jüngst oben an dem Auetor,
Die Pelzmütze dicht auf dem Ohr.
Die Sonne hatt' ihn arg verbrannt,
Denn Juni war es schon im Land.
Die rauhe Rechte hielt umfaßt
Den derben Stock von Eichenast. —
Sein Auge hing an dem Husar. —
— Lang ist's schon her — wohl dreißig Jahr —
Er macht' ja mit den Siegesritt
Und bracht' im Knie die Kugel mit. —
Die Lust — der Schmerz — wie weit — wie weit!
Was war's doch für 'ne große Zeit!
Wie mancher Kampf seit jenem Sieg!
Wie wundenreich des Lebens Krieg! —

Und wie dem nachsinnt er so lang,
Da kommt's herauf! Horch — kling und klang!
Trari, trara, Schnetterdeng trara!
Husaren reiten, Hussassa!
Und wie es schwillt und schmetternd schallt,
Und hin und her das Echo hallt,
Und wie es blinkt, und wie es blitzt,
Vorüber flattert, fliegt und flitzt,
Da wächst empor der Diemelbauer
Und reckt und streckt sich an der Mauer.
Den Schnurrbart streicht er hin und her,
Als ob er eben zwanzig wär. —
Sein Auge funkelt sonnenhell.
Die Mütze fliegt herunter schnell! — —

Vorbei nun ist die Eskadron. —
Trari, — trara — klingt's ferne schon. —
— — — — — — — — — — —

Was jenem Alten nur geschah,
Daß er in Tränen steht noch da? —
Ich wage es und red' ihn an.
Da spricht bewegt der Bauersmann:
„Wenn man die eig'ne Jugendzeit
So sieht an sich vorüberreiten,
Dann tut es einem gar zu leid,
Daß man sie nicht mehr darf geleiten. —
Doch soll's mein Alter mir versüßen,
Daß ich sie einmal noch durft' grüßen."
Treuherzig gab er mir die Hand
Und hat sich seines Wegs gewandt.

Kassel. **H. Bertelmann.**

* * *

Mein Vaterhaus.

Von jenen Bergen steig' ich nieder
Und grüße dich, du stilles Tal,
Grüß' auch die kleine Hütte wieder
Mit ihren Wänden schlicht und kahl.

Kein Schloß kann mir den Zauber bieten,
Den dort die kleine Hütte hält.
Da ruhet all' mein Glück hienieden,
Mein Vaterhaus ist meine Welt.

Jugenheim an der Bergstr. **Johanna Schwabeland.**



Zur Geschichte der Hugenotten- und Waldenser-Ansiedlungen in Hessen-Darmstadt.

Von Dr. phil. Bergér=Gießen.

(Fortsetzung.)

Der erste öffentliche Gottesdienst wurde am 20. Mai 1700 unter einer gewaltigen Eiche in Ermangelung eines Gotteshauses von Pfarrer Bermond in Anwesenheit vieler Gemeindemitglieder und zahlreicher Gäste aus Frankfurt und Offenbach abgehalten. Als Text war für diesen Tag bestimmt Math. 17, 4.: „Herr, hier ist gut sein, willst Du, so wollen wir Hütten bauen". Für besondere kirchliche Handlungen war in dringenden Fällen ein gräfliches Haus, die sogenannte Mühle in der Nähe des Pfarrhauses, zur Benutzung überlassen worden. Daselbst wurde am 19. Mai 1700 das erste Kind der Gemeinde getauft. Das Bedürfnis nach einem Gotteshaus war immer dringender geworden. Durch die Unterstützung des Grafen, der die nötigen Materialien kostenlos überließ, war ein einfacher Holzbau am 28. Mai 1702 hergestellt worden. Aber noch 1706 harrte dieser Betsaal seiner Vollendung. Obschon die Kosten nur 1000 Gulden betrugen, so konnten dieselben von den Gemeindemitgliedern nicht aufgebracht werden. Daher begaben sich angesehene Bürger in verschiedene Länder, um milde Gaben für den Kirchbau zu sammeln. Noch nicht 50 Jahre hatte das Gebäude seinem Zwecke gedient, als es begann, baufällig zu werden, sodaß man sich mit dem Gedanken eines Neubaues ernstlich beschäftigen mußte. Die Schwierigkeit lag wieder in der Aufbringung der nötigen Geldmittel. So opferfreudig auch die Gemeinde sich zeigte, und die Nachbargemeinden durch Stellen von Fuhrwerk Hilfe leisteten, so reichten doch die eignen Kräfte nicht aus, den Lieblingswunsch der Gemeinde zu verwirklichen. Wieder unternahmen es zwei angesehene Männer aus der Gemeinde Jakob Revial, aus Chateau du Bois im Tale Pragelas stammend, und Jean Jacques Vasserot, in alle Welt auszugehen und eine Beisteuer zum Kirchbau zu erbitten. Am 24. November 1773 wurde die Grundsteinlegung für das neue Gebäude vorgenommen, und am 15. Oktober 1775 wurde dasselbe durch Pfarrer Weydenbach eingeweiht. Durch den starken Zuzug von Deutschreformierten und Lutheranern wurde der kirchliche Friede manchmal gestört. Um 1800 befanden sich die Deutschen in der Mehrzahl, und die französische Sprache wurde immer mehr zurückgedrängt, so daß sie 1826 als öffentliche ganz abgeschafft und die deutsche Predigt eingeführt wurde. Die Deutschreformierten wurden der sogenannten französisch-reformierten Gemeinde einverleibt.

Heute ist die französische Sprache in Neu-Isenburg ganz verschwunden; den Nachkommen der einstigen französischen Einwanderer ist sie ein fremdes Idiom, und es gibt selbst unter den Ältesten keinen, der imstande wäre, die alten Psaumes zu lesen oder zu singen. Nur die noch vorkommenden Namen haben die Erinnerung an den Ursprung der Gemeinde bewahrt, wie sich auch im kirchlichen Ritus noch einige Gebräuche der Vorfahren erhalten haben.

c. Die Siedlung Neu=Kelsterbach.

Die Siedlung Neu=Kelsterbach wurde zum großen Teile durch französische Flüchtlinge angelegt. In einem Schreiben, das der Gesandte Valkenier von Darmstadt aus am 18. bezw. 25. April 1699 an den Sekretär, Herrn Lavater in Zürich, abgehen ließ, werden die neuen Ansiedler für Kelsterbach als „Refügierte französische Manufacturiers und Handwerks=Leuthe"[16]) bezeichnet und ihnen dieselben Rechte in Aussicht gestellt, die in einem demnächst erscheinenden Traktat den Waldensern zugesichert werden sollen. Wie aus dem Schreiben hervorgeht, wird beabsichtigt, den Ort Kelsterbach in einen „fleurissanten" Stand zu setzen und aus ihm wegen seiner günstigen Lage am Main einen Handelsplatz wie Mannheim und Frankenthal zu machen. In einer Urkunde[17]) vom 24. Januar 1699, „fait dans nôtre forteresse de Giessen" und unterzeichnet von „Erneste Louis, Landgrave de Hesse etc." wird im Eingange erwähnt, daß sich bei dem Landgrafen 300 protestantische Familien aus Languedoc gemeldet hätten, ihrem Berufe nach Kaufleute, Handwerker (artisans) und Ackerleute, die die Absicht

---

[16]) cf. Geschichtsblätter des Deutschen Hugenottenvereins. Zehnt VIII, Heft 4. Aktenmäßige Geschichte der Siedlung Neu=Kelsterbach von D. Bonin.

[17]) cf. Geschichtsblätter rc. Zehnt V, Heft 10.

hätten, in der Landgrafschaft sich niederzulassen. Es wird ihnen bewilligt „l'exercice de la religion reformée aussi bien que la liberté de trafiquer, negocier, de commencer des manufactures". Es sollen ihnen ferner das nötige Ackerland und bequeme Plätze gewährt werden, um sich Häuser zu bauen. Als Ansiedlungsorte sind in Aussicht genommen „les environs de Rüsselsheim et de Keltersbach" (Kelsterbach). Auch durch die Urkunde[18]) „vom 22. April bezw. 2. May 1699, Geben zu Darmstadt, unterzeichnet von Ernst Ludwig, Landgraf zu Hessen, und P. Valkenier, Ihro Hochmögenden Herren General Staaten der Vereinigten Niederlande Abgesandter", wird den Waldensern, „so im Monath September des 1698sten Jahres auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Savoyen aus den Piemontesischen Thälern entwichen," nach Artikel 26 bewilligt, „eine Stadt nahe am Kelsterbach zu bawen, an den Orth, den wir ihnen anweisen werden, allwo wir ihnen aus lauter Gnade und Geschenk zu eigen geben vor sie und ihre Nachfolger, wer dahin bawen will, auch von anderer Nation Leuthen protestirender Religion, für ein Haus den Platz oder Hofraith, und Garten, franc und frey von allen sowohl alten als neuen Schulden und Bürgschaften. Gleichwie wir ihnen gnädigst erlauben in besagter ... Stadt allerhand Feuer-Rechte, Ziegelhütten, Brauhäuser, Wirtshäuser, Fleischbänke oder Schörne, Gerberwerkstädte, Papiermühlen, Fruchtmühlen, Schneide- und Walckmühlen und andere dergleichen Gebäude ufzurichten, welche ihnen gleichfalls eigenthümlich verbleiben sollen vor sich und die ihrigen immer und Ewig, gleichwie diejenigen Wohnhäuser auch, die ein jeder bawen wird, mit ihren Hofraithen und Pläzen, mit allen und jeden Freyheiten, Rechten und Gerechtigkeit, die andere Städte, Dörffer und Flecken unserer Landen genießen, ja wohl noch mehr, nachdem wir solches zum Handel und Wandel vor nöthig erachten werden."

Die alte Gemeinde in Kelsterbach sichert nach Bericht vom 7. März 1699 den neuen Ansiedlern die Überlassung von 150—200 Morgen Land gegen einen billigen Preis zu, wovon der größte Teil als Bauplätze für den neuen Ort beansprucht wird. Außerdem wird freies Bau- und Brennholz gewährt. Das Ansiedlungsgeschäft verzögerte sich bis zum 20. August 1699. Zum Hausbau melden sich: drei Seidenweber, drei Rotgerber, ein Kastenmacher, ein Pelzwerker, ein Weißgerber, ein Schlosser, ein Bäcker, im ganzen dreizehn Personen, die zehn Häuser bauen wollen. Als weiterer Ansiedler meldet sich der Zeugmacher François Rabons, der seit dem 7. Dezember 1698 in Langen sich niedergelassen hatte. Er hoffte, an dem neuen Orte in seinem Geschäfte besser vorwärts zu kommen. Am 18. September 1699 bittet François Fontanier in einem Schreiben an die Regierung um die Erlaubnis zur Anlegung einer Parfümeriefabrik, die 150 Leute beschäftigen solle. Wegen der kostenlosen Überlassung eines Platzes auf dem Friedhofe zu Alt-Kelsterbach und der Benutzung der Totenbahre entstehen zwischen dem Pfarrer von Alt-Kelsterbach und der neuen Gemeinde Streitigkeiten, die sich bis zum Jahre 1707 fortsetzen. Am 12. August 1708 bittet die Gemeinde Neu-Kelsterbach um Gewährung eines Platzes zur Erbauung einer Kirche. Von dem Baue wird später nichts mehr erwähnt. Mit den französischen Ansiedlern ließ sich auch allerlei sonstiges zweifelhaftes Volk nieder, das dem Orte nur Schande bereitete. Ein Isenburger französischer Flüchtling Du-Bois erhält am 22. November 1709 die Erlaubnis zur Errichtung eines Hutgeschäfts und einen Vorschuß von 100 Gulden. Er gedenkt, jährlich 500 „Camißhüte" fabrizieren zu können, und hofft auf die Übertragung der Lieferung für die landgräflichen Regimenter. Ebenso sucht der Tuchmacher Pouget um die Tuchlieferung für die Hofbediensteten und zwei Regimenter nach. In beiden Fällen zeigt die Regierung sich geneigt, den Gesuchen für die Zukunft zu entsprechen. An der Spitze des Gemeindewesens von Neu-Kelsterbach stehen im Februar 1710: Charrier als maire, Jean Pouget als schultus, Abraham Robert, François Girart und Jean Alemant als échevins. Unzuträglichkeiten zwischen der neuen und alten Bevölkerung mag der ersteren den Aufenthalt verleidet haben. „Die „Refugiez à Kelsterbach" suchen um Bewilligung des Abzugs nach, der ihnen auch am 2. Mai 1712 gestattet wird. In einem Verzeichnisse vom 17. November 1717 finden sich unter den 26 Bewohnern von Neu-Kelsterbach nur zwei französische Namen aufgeführt: Moses Caron, geboren zu Rohan (ist schon 18 Jahre da), und der Gärtner Martin, vielleicht auch Peter Carlin Witwe. Entgegen der Ansicht, nach der sich die wegziehenden Franzosen und Waldenser nach Holland begeben hätten oder zum Teil auch in die Kolonie Walldorf (Mörfelden-Gundhof) eingewandert seien, steht fest, daß der Rest der Neu-Kelsterbacher Kolonisten im Jahre 1712 in Offenbach sich niedergelassen hat. Die Hoffnung, die man einst bei der Gründung auf die Entwicklung des Ortes setzte, hatte sich nicht erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

[18]) cf. Geschichtsblätter ꝛc. Zehnt III, Heft 10.

Zur Geschichte der Wilhelmshöher Wasserwerke und der Familie Steinhöfer.

Von C. Neuber.

(Schluß.)

Es sind demnach vier Männer des Namens Steinhofer oder Steinhöfer bei den Wasserwerken in Weißenstein bezw. Wilhelmshöhe angestellt gewesen. Zur Erläuterung ist zu bemerken:

Zu I. Adam Steinhöfer ist nach den Staatshandbüchern nur wenige Jahre Brunnenleiter gewesen und war Weiteres nicht zu ermitteln.

Zu II. Philipp Abraham Steinhöfer ist 32 Jahre lang Hof-Röhrengießer und Brunnenmeister zu Weißenstein gewesen und mit Rücksicht auf den Zeitraum, in welchem er diese Stellung eingenommen, sowie die Art seiner Beschäftigung als derjenige Steinhöfer anzusehen, welcher zu dem im Jahre 1794 errichteten Hessendenkmal vor dem Friedberger Tore zu Frankfurt a. M. die Metallplatten gefertigt hat. Den Vater als Verfertiger anzunehmen (mit Rogge-Ludwig), geht nicht wohl an, da derselbe damals bereits Söhne über 50 Jahre hatte, also hochbejahrt war, ebensowenig auch den Bruder Karl (mit Justi), da dieser damals nur Brunnenleiter war und deshalb wohl zu einer so wichtigen Arbeit nicht herangezogen worden ist.

Philipp Abraham Steinhöfer wohnte, wie die Akten der Kataster-Abteilung Königlicher Regierung zu Kassel (insbesondere „Spezifikation der Menschen und des Viehes in der Residenzstadt Kassel von 1766") ergeben, in der Brinkgasse (Ecke des Grabens Nr. 399) als Mieter im Hause des Gottfried Brandt, Aktuarius zu Allendorf in den Sooden, jetzt Graben Nr. 53. Ob er später anderswo gewohnt, insbesondere untere Johannis-Straße Nr. 765, hat nicht festgestellt werden können.

Zu III. Karl Steinhöfer. In den Staatshandbüchern 1784—1786 ist ein Brunnenleiter Joh. Karl Steinhöfer aufgeführt, 1787 nur angegeben zwei Brunnenleiter ohne Namen, 1788 bis 1796 gar keine Leute in dieser Stellung, und von 1797 an Brunnen-Inspektor Karl Steinhöfer. Da dessen Anstellung auf diesem Gebiete in 1779 feststeht, muß Identität angenommen werden, trotzdem die Bescheinigung von Zweibrücken auf Karl Friedrich lautet.

Zu IV. Heinrich Karl Steinhöfer kommt in den Staatshandbüchern von 1803—1821 als Brunnenleiter-Gehülfe vor, dann aber in den Kasseler Adreßbüchern noch 1834 als herrschaftlicher Wasserleiter, daher ist auch hier Identität anzunehmen.

Hoher Ruhm verbleibt dem zu III aufgeführten Karl Steinhöfer, da die Anlage der in Betracht kommenden Wasserkünste in die Zeit seines Inspektorats fällt. Über seine Jugendzeit fehlen Nachrichten vollständig. Justi a. a. O. sagt von ihm, daß er, obwohl niemals auf Reisen gewesen (abgesehen also von der Übersiedelung von Zweibrücken nach Kassel), doch manche schätzbare Kenntnisse erworben habe. Rogge-Ludwig a. a. O. und die bekannte Schriftstellerin Emilie Wepler (Geschichte der Wilhelmshöhe bei Kassel 1867, S. 41 fg., 2. Aufl. 1870, S. 40 fg.) sagen von ihm: „ein Genie ganz eigner Art, aller wissenschaftlichen Bildung entbehrend, im technischen Zeichnen ganz unbewandert, auch nur den einfachsten Plan auf dem Papiere zu entwerfen unfähig, wußte er an Ort und Stelle genau anzugeben, wie jede Röhre, selbst jeder Stein gelegt werden mußte; und mit peinlicher Genauigkeit hat er bis in die geringsten Kleinigkeiten alles mit seinem Stocke, ohne den ihn niemand gesehen, ausgemessen, und mit diesem Stocke beschrieb er auch seinem Landesherrn, mit welchem er in gemütlicher Weise verkehrte, den Plan im Sande. In hessische Dienste kam er unter Landgraf Friedrich II. im Jahre 1779 im Alter von 32 Jahren neben seinen zwei älteren Brüdern, zunächst als Brunnenarbeiter oder, wie auch der Titel lautete, Brunnenknecht, sodann von 1784 (oder 1785) bis 1796 als Brunnenleiter über die herrschaftlichen Röhrenstränge, seit 1796 Brunnen-Inspektor bei den Wasserleitungen in Kassel und Weißenstein bezw. Wilhelmshöhe, und bekleidete sein Amt zu größter Zufriedenheit seiner Gebieter, erst Friedrichs II., dann Wilhelms IX. Unter Letzterem zeigte er sich auch in schöpferischer Tätigkeit als Erbauer von Wasserfällen."

Von den drei jetzt durch ein Schleusenwerk miteinander verbundenen Wasserkünsten Nr. 2, 3, 4 gelten zwei unbestritten als Steinhöfers Schöpfungen: Nr. 2, der am meisten Natur und Kunst in harmonischer Vereinigung darstellende sogenannte Bergwasserfall oder Waldwasserfall oder — die gewöhnliche Bezeichnung — nach dem Erbauer der Steinhöfersche Wasserfall, und Nr. 3, die Teufelsbrücke, eine Nachbildung der gleichnamigen Naturbrücke am St. Gotthard in der Schweiz.

Nr. 4 dagegen: die römische Wasserleitung oder der Aquädukt, wird dem fürstlich hessischen Baudirektor Heinrich Christoph Jussow zugeschrieben. Dieser, geboren am 9. Dezember 1754 zu Kassel als Sohn des Oberbauinspektors Jussow, ursprünglich Student der Rechtswissenschaft zu Mar-

burg a. d. Lahn, dann Architekt und als Oberbaudirektor zu Kassel am 26. Juli 1825 gestorben*) und auf dem alten Friedhofe begraben, hat unter anderen Werken den vom jüngsten Du Ry (Simon Ludwig) begonnenen Bau des fürstlichen Schlosses zu Wilhelmshöhe vollendet und den ganzen Park daselbst neu angelegt, auch die Löwenburg erbaut. Die auf seinen Reisen nach Italien einschließlich Sizilien gewonnenen Eindrücke von großartigen Bauwerken konnte er durch kunstvolle Nachbildung einer römischen Wasserleitung verwerten. K. W. Justi (Hessische Denkwürdigkeiten, Marburg 1799, T. I, S. 280 fg.) nennt Jussow geradezu als Erbauer des Aquädukts. Der Architekt und Professor Johann Heinrich Wolff, welcher 1792—1869 zu Kassel lebte, bezeichnet in seiner Selbstbiographie („Hessenland“ 1899, S. 229—245) seinen Vater, den Hofsteinmetzenmeister Heinrich Abraham Wolff, als den Baumeister, welcher nach den Projekten von Jussow den Aquädukt und andere Arbeiten ausgeführt habe.

Nach Justi a. a. O. waren damals Bilder der interessantesten Partien der Wilhelmshöhe von Joh. Aug. Nahl und F. Schröder vorhanden, darunter solche der drei in Rede stehenden Wasserfälle. Diese müssen demnach spätestens 1799 vollendet gewesen sein, was mit den Angaben des langjährigen Hofbauinspektors Heinrich v. Dehn-Rotfelser zu Wilhelmshöhe (später Regierungs- und Baurat zu Potsdam), wonach die drei Wasserfälle im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts entstanden sind und der Steinhöfersche bald nach den zwei andern angelegt worden ist, im Einklange steht. Die Teufelsbrücke muß anfänglich einen andern Sammelteich gehabt haben, nämlich den oberhalb derselben bezw. in einiger Entfernung über der Plutogrotte befindlichen, in den Plänen von Wilhelmshöhe als Fontänen-Reservoir (im Gegensatze zum Fontänen-Bassin, von welchem zu Anfang die Rede gewesen) bezeichneten. Nach Anlage des Steinhöferschen Wasserfalls ist dann von diesem das Wasser herab zur Teufelsbrücke geführt worden, von welcher dasselbe weiter zum Aquädukt lief, woraus zu entnehmen ist, daß bei diesem, welcher an der steilsten Stelle in einer Höhe von 100 Fuß oder 34,3 Meter herabstürzt, die eigentliche Wasserleitung von Steinhöfer herrührt. Bezüglich des nach ihm benannten Wasserfalls mit den Sammelteichen: Asch, einem eigentlichen Gebirgssee, von mächtigen Bäumen eingefaßt, und Pfaffenteich, zwischen welchen in neuester Zeit ein dritter angelegt worden ist, hat sich, wie auch in dem mit geschichtlicher Einleitung versehenen Adreßbuche für Kassel und Wilhelmshöhe von 1828 (S. 119 fg.) zu lesen, eine Erzählung über Steinhöfer erhalten, deren Glaubwürdigkeit zu prüfen jedem überlassen bleibt: derselbe habe nämlich die Anlage dieses Wasserfalls sehr im geheimen betrieben, ohne höheren Befehl, und seinen fürstlichen Gebieter mit dem vollendeten Werke überrascht.

Emilie Wepler weiß noch mehr von dem stets unbeweibt gebliebenen Manne zu erzählen, besonders aus seinem späteren Leben, wo sich die angewöhnten Eigenheiten festgesetzt hatten. So habe er stets auf dem oben erwähnten Stocke ein großes weißes Taschentuch getragen, um sich fortwährend damit den rinnenden Schweiß von der Stirn zu trocknen. Jeden Abend wusch er dieses Tuch, welches nach und nach seine ursprüngliche Farbe verloren hatte, mit eigenen Händen im Lac (jetzt Schloßteich genannt), hing es wieder über seinen Stock, ging, um dasselbe zu trocknen, dreimal um den See herum und begab sich alsdann nach Hause. Auch nicht einen Abend ist das Tuch ungewaschen geblieben.

Während der französisch-westfälischen Zwischenherrschaft (1806—1813), welche die Verdienste des kunstreichen und bescheidenen Mannes anerkannte, wie Justi sich ausdrückt, behielt Steinhöfer nicht nur seinen früheren kleinen Gehalt, nach Rogge-Ludwig 200 Taler — der bereits genannte Hofbauinspektor Jussow bezog nach Angabe des ebenfalls genannten Johann Heinrich Wolff auch nur 200 Taler —, sondern es wurde dieser Betrag noch bedeutend erhöht, um wieviel, ist nicht ersichtlich. Nach Wiederkehr des ersten Kurfürsten in sein Land wurde aus der Napoleonshöhe wieder eine Wilhelmshöhe; Steinhöfer blieb in seiner Stellung und erhielt jetzt den Titel „Kurfürstlich Hessischer Brunnen- und Wasserkunst-Inspektor“.

Nach dem Tode des Kurfürsten Wilhelm I. (1821) wurde Steinhöfer auch von dessen Sohn und Nachfolger Wilhelm II. (1821—1847) übernommen und blieb auch in dessen Gunst. Ja infolge der unter letzterem vorgenommenen Reorganisation der Behörden und Unterstellung der Hof-Feuerlösch-Anstalten unter die Hofbaudirektion erstreckte sich die Inspektion Steinhöfers auch hierauf, und er erhielt nun ein Freibillett im Hoftheater in einer der unteren Proszeniums-Logen. Pflichtgetreu in allem fand er sich zeitig zur Vorstellung ein und soll da von den anstrengenden Arbeiten des Tages erschöpft oft in süßen Schlummer versunken sein. Jedoch war es ihm von gütiger Vorsehung beschieden, noch den Neuen Wasserfall anzulegen, Nr. 6, eine großartige und ähnlich dem Bergwasserfalle der Natur recht angepaßte Kunstschöpfung, zu vergleichen mit dem Gießbach bei Brienz in der Schweiz.

*) Piderit-Hoffmeister a. a. O. S. 476 fg.

Derselbe wurde im Jahre 1823 begonnen und in 1828 vollendet und waren dabei in den ersten Jahren hunderte, in den letzten zwei Jahren tausende von Arbeitern beschäftigt. Aus der Zeit dieser Anlage stammt die nachfolgende Erzählung, ähnlich der von Friedrich dem Großen mit dem General Ziethen berichteten Anekdote. Der Kurfürst habe eines Tages sehen wollen, wie weit der neue Wasserfall gediehen, aber Steinhöfer schlafend getroffen; die Arbeiter hätten ihn wecken wollen, doch der Fürst ihnen gewehrt mit den Worten: „Laßt den alten Mann nur ruhig schlafen, der hat in seinem Leben genug gearbeitet.“ Rogge=Ludwig (a. a. O. S. 230) knüpft hieran die Mitteilung: Dieser Vorfall mag wohl dem Kurfürsten Veranlassung gegeben haben, dem fast 80jährigen, dem die tägliche Wanderung nach Wilhelmshöhe gewiß sauer genug gewesen sein mag, einen Wagen und ein Pferd zu schenken und ihm einen Tagelöhner als Kutscher zuzuweisen, und so hätten ihn denn seine Kasseler Nachbarn täglich in der Frühe fortfahren sehen. Jakob Hoffmeister (a. a. O. S. 119) bemerkt, die erwähnte Begebenheit gar nicht berührend, ganz allgemein: Steinhöfer fuhr jeden Morgen von seiner Wohnung in Kassel in einem Einspänner nach Wilhelmshöhe und sodann abends wieder zurück. Da den hessischen Kurfürsten der Vorwurf der Verschwendung nicht wohl gemacht werden kann, erscheint die Darstellung von Rogge=Ludwig wahrscheinlicher, wenn auch alsdann Steinhöfer die Fahrgelegenheit nur wenige Jahre genossen hat. Obwohl das Hauptfeld seiner Wirksamkeit der Weißenstein bezw. die Wilhelmshöhe gewesen ist, scheint er trotzdem niemals eine Nacht dort zugebracht zu haben. Nach dem alphabetischen Verzeichnisse der Einwohner in der Residenzstadt Kassel von 1819 (dem ältesten vorhandenen Verzeichnisse in den öffentlichen Kasseler Bibliotheken) wohnte er in dem Hause, an welchem die Gedenktafel hängt, damals Johannisstraße Nr. 765, mit den fünf Kindern seines verstorbenen Bruders, des Hofröhrengießers Philipp Abraham Steinhöfer, und in dem Adreßbuche von 1828 (dem zweitältesten), in welchem die Hauseigentümer mit einem * bezeichnet sind, kommt er als solcher vor, und nach seinem Tode in dem Adreßbuche von 1834 seine Nichte Luise Steinhöfer als Hauseigentümerin mit zwei Brüdern, Heinrich Karl Steinhöfer, herrschaftlichem Brunnenleiter, und Christian Ludwig Steinhöfer.

Noch jetzt wollen ältere Leute den kleinen originellen Mann gesehen haben, wie er mit Zopf, in blauem Rocke, Kniehosen und Stulpenstiefeln, in der linken Hand den Dreimaster oder eine Mütze, ähnlich der des berühmten Kapellmeisters Louis Spohr, in der rechten den bereits erwähnten Stock mit Taschentuch haltend, bis zu seinem Lebensende dahinschritt und selbst die Wasser anließ. Ein treffendes Bildchen Steinhöfers in der kleinen Schrift: Kassel wird Weltstadt, Humoristisch=satirische Revue (1870) S. 56, stellt so recht den Mann als Wassergott in seiner Wirksamkeit dar.

Allgemein geliebt und geachtet, war Steinhöfer, der sich des Wohlwollens von vier Herrschern erfreut hatte, durch den Aufenthalt in der herrlichen Luft des Habichtswaldes gestärkt und mit Jugendkraft bis zum hohen Alter ausgerüstet, schon im Begriffe, am 30. April 1829 sein 50jähriges Dienstjubiläum zu feiern, als er nach der Todesanzeige in der Kasselschen Allgemeinen Zeitung vom 25. Februar 1829 (Nr. 56 S. 278) am 19. Februar 1829 morgens 6¾ Uhr im Alter von 83 Jahren infolge Brustentzündung unerwartet durch den Tod seinen Verwandten, einer Nichte und drei Neffen, entrissen wurde. Nach Angabe von Justi starb er in Dürftigkeit. Er wurde auf Kosten Sr. Königlichen Hoheit des Kurfürsten Wilhelm II. begraben, jedoch nicht, wie er oft gewünscht, in der Grotte des nach ihm benannten Wasserfalls, welche mitten zwischen Steinklippen und Wassersturz dem in sie Eintretenden erfrischende Kühlung und weiten Ausblick gewährt, wohl aber, wie Hoffmeister und Rogge=Ludwig, sowie noch lebende Zeitgenossen bekunden, auf dem kleinen Friedhofe zu Wilhelmshöhe unterhalb des chinesischen Dörfchens Mulang. Die Beerdigung fand am 23. Februar 1829 unter zahlreicher Beteiligung aus allen Ständen der Bevölkerung statt. Sein Seelsorger, Konsistorialrat und Pastor Dr. Ruppersberg (damals erster Prediger der evangelisch=lutherischen Gemeinde) zu Kassel, sprach sich in ebenso wahrer als gefühlvoller Weise über den Entschlafenen aus.*)

Vergeblich sind bis jetzt die Forschungen nach dem Grabe Steinhöfers auf dem bezeichneten Totenhofe gewesen, welcher nach einem in die Umfassungsmauer eingelassenen Steine mit der Inschrift: „Mortuis Wilhelmus MDCCCXX“ unter dem Kurfürsten Wilhelm I. im Jahre 1820 angelegt worden ist. Die Grabstätten mancher vielen Kasselanern noch bekannten Persönlichkeiten sind daselbst ausweislich der Gedenksteine oder Tafeln zu treffen, so von Kastellan Adam Joseph Jung und Frau (beide † 1857), Johann Christoph Bertermann und Frau (beide † 1885), Kaskaden=Aufseher Konrad Balzer und Frau (beide † 1891) u. a. Nach eingezogener Erkundigung beim Hofbauamte zu Wilhelmshöhe soll in Ermangelung eines Denksteins das Grab des berühmten Steinhöfer an einer daneben gepflanzten Pyramideneiche zu erkennen sein, aber eine solche findet sich nicht, und allenfalls kann der in der Mitte

*) Vgl. K. W. Justi, Hess. Gel.=Gesch. S. 648 fg.

des Friedhofs befindliche Baumstumpf der Überrest einer solchen Eiche sein. In dem vom Pfarrer zu Kirchditmold geführten Kirchenbuche von Wilhelmshöhe ist kein bezüglicher Eintrag unter den Begrabenen von 1829, wohl aber ist in den älteren Kirchenbüchern der lutherischen Gemeinde zu Kassel verzeichnet: „Karl Steinhöfer, Wasserbauinspektor auf Wilhelmshöhe, gestorben am 19. Februar 1829, ohngefähr 83 Jahre alt."

Leider findet sich in den damals erschienenen Zeitungen kein Bericht über die Leichenfeier, aber man muß bedenken, daß dieselben angefüllt waren mit Schilderungen der Beisetzung des am 10. Februar 1829 gestorbenen Papstes Leo XII. und neben dem Haupte der römisch-katholischen Christenheit andere Sterbliche in den Hintergrund traten. Aber die Werke Steinhöfers haben ihm ein unvergängliches Denkmal gesetzt, da Einheimische wie Fremde von den verschiedensten Himmelsgegenden in großen Scharen jährlich herkommen, um die Wasserkünste unserer Wilhelmshöhe zu schauen und zu bewundern.

Zur Geschichte der Familie Sutel.

In meinem Aufsatze über den Reformator Johann Sutel[1]) habe ich die Vermutung ausgesprochen, daß Lotze Sutel, am Rande einer Urkunde von 1436 erwähnt, ein naher Verwandter, vielleicht der Vater des Melsunger Altargeistlichen Konrad Sutel gewesen sei. Für diese Vermutung haben sich noch Beweise gefunden. Lotze Sutel war seit 1440 landgräflicher Schäfer zu Melsungen.[2]) Als solcher bezog er den fabelhaft hohen Jahreslohn von 16 Schillingen. Seinen Anteil an der Schafwolle konnte er aber bei den Melsunger Wollwebern leicht anbringen, so wird er sein gutes Auskommen gehabt haben. Im September 1454 wurde ihm gegen einen Jahreszins von zwei Pfunden ein landgräflicher Garten an der Fulda überlassen. Der Garten lag nach damaliger Bezeichnung „in der Bruckslugken, uff dem Bruch, in der Bruchgassin", also wohl an der Tränkelücke in der Nähe des Brückentores. Zwei Jahre lang (1466 und 1467) war die „gartingulde" auf vier Pfund erhöht, ohne besondere Gegenleistung, dann sank sie wieder auf den früheren Stand. 1471 wird Lotze Sutel zum letzten Male erwähnt. Sobald wieder Renteiregister erhalten sind, nämlich seit 1490, gibt „her Cord Suttel", also der Geistliche Konrad Sutel, einen jährlichen Gartenzins von 20 Böhmischen oder 40 Schillingen (= zwei Pfund, wie sie ehemals Lotze Sutel bezahlte). Die Lage des Gartens ist leider nicht angegeben, wir gehen aber wohl nicht fehl, wenn wir ihn ebenfalls in der Bruch- oder Tränkelücke suchen und Konrad als Lotzes Erben betrachten.

[1]) „Hessenland" 1902, S. 154 f., S. 202/3 Anmerk.
[2]) Melsunger Amtsrechnungen im Staatsarchiv Marburg.

Konrad Sutel hat ja am 4. Juli 1525 seinen letzten Willen aufsetzen lassen und demselben dann noch eine eigenhändige Nachschrift über die Verwaltung seiner Stiftung hinzugefügt. Dieser Nachtrag muß schon sehr bald gemacht sein, denn er wird bereits in einer Breitenauer Urkunde vom 30. September 1525 erwähnt.[3]) Daraus möchte man schließen, daß der Reformator Johann Sutel sofort nach der Abfassung des Testamentes nach Melsungen geeilt ist und sich zum Verdrusse seines Oheims mit seiner Base Gude verlobt hat — gegen das kanonische Recht. Der Priester Konrad sprach in seinem Kodizill nicht mehr davon, daß Gudes zukünftiger Ehemann an der Verwaltung der Stiftung teilnehmen sollte.

Am Anfange des 17. Jahrhunderts kam noch einmal ein Sutel nach Melsungen: Jost, Alexanders sel. Sohn. Ein Alexander Sutel hatte 1537 in Wittenberg studiert. Jost, der schon am 15. November 1610 dem Melsunger Stadtrate ein fürstliches Schreiben vorgelegt hatte, bat am 11. Dezember desselben Jahres noch einmal persönlich, ihm 22 Gulden aus Konrad Sutels Stiftung zuzuwenden, wie sie Familienangehörigen zuständen, die durch Brand oder Hagelschlag geschädigt wären. Das Testament wurde vorgelesen. Man ersah daraus, daß es nur für Bewohner von Stadt und Zent, aber nicht für „Ausländische" galt. So erhielt Jost Sutel nur 8 Gulden zum Ersatze für die Unkosten seines Gesuchs.[4])

[3]) Becker, Nachrichten vom Kloster Breitenau, in den Hess. Beitr. zur Gelehrsamk. u. Kunst (Frkf. 1787) II, S. 56–57.
[4]) Aktenstück im Rathause zu Melsungen.

Dr. L. Armbrust.

Die Glücksweste.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Agathe Koppen.

Feierlich im schwarzen Anzug steht ein junger Mann vor seinem Bräutchen, das ihm noch ein aufmunterndes Wort mit auf den Weg geben soll, auf den Weg, der ihm keineswegs ein leichter und bequemer dünkt.

Die Braut betrachtet ihn mit Kopfschütteln. „Was soll man dazu sagen, wenn jemand auf dem Weg zum Glück seinen starren Sinn nicht beugen will, der ihm möglicherweise sehr hinderlich sein kann. Also wirklich, Du willst Dich in dieser schwarzen Weste Seiner Königlichen Hoheit vorstellen? Kaum denkbar! Du weißt doch, wieviel unser Landesherr auf Etikette gibt und wieviel vom ersten Eindruck abhängt. Doch ich sehe, Du verschmähst die feine weiße Weste, die ich mit so viel Mühe und Liebe für Dich gestickt — nun, es scheint Dir wenig an dem Glück zu liegen, uns bald ein eigenes Nestchen bauen zu können.“

Da schlägt die Uhr die verhängnisvolle Stunde an, zu welcher der Held dieser kleinen Erzählung, wir wollen ihn Franz nennen, in das Schloß zum Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen befohlen ist. Er hat nicht mehr Zeit, die Worte, die sich ihm auf die Lippen drängen, auszusprechen, nur noch einen tiefen vielsagenden Blick in die Blauaugen seines schmollenden Bräutchens, ein Händedruck, und er ist fort.

In dem Herzen des jungen Mannes findet sich kaum Platz für all' die Gefühle widerstreitender Natur, die ihn befallen. Seine Braut hält ihn für einen Starrkopf, zweifelt an seiner Liebe und ahnt nicht, wie viel gerade ihm daran liegt, die Stelle als Koch im Schlosse zu erhalten. Ach, wenn er nur im mindesten daran glauben könnte! Er hat das feste Gefühl, abgewiesen zu werden, er zweifelt daran, daß seine nicht große, nicht imposante Persönlichkeit Gnade vor Seiner Königl. Hoheit finden wird, er hört schon im Geiste ein scharfes oder bedauerndes „Nein“ und bereut fast den Schritt, sich gemeldet zu haben.

Doch weiter! Jeder Stein, den er betritt, kommt ihm wie ein Berg vor, seine Füße wie schwere Bleistücke, die ihn kaum weiter bringen, und sein Herz klopft, als stände ihm noch Schrecklicheres als eine Abweisung bevor. Er bedenkt gar nicht in seiner Erregung, daß der Kammerdiener des Kurfürsten sein und seiner Familie Freund ist und daß der ihn nicht ermuntert hätte, sich zu der Stelle als „Aidekoch“ zu melden, wenn etwas zu fürchten wäre. Dann peinigt ihn wieder ein anderer Gedanke, von der, die er liebt, für eigensinnig gehalten zu werden. O, könnte er jetzt nur wieder umkehren, um die weiße, ihm so verhaßte Weste nun doch anzuziehen; doch schon ist er am Ziel, nun vorwärts! Der Kammerdiener, der ihn erwartet, macht es wie seine Braut, schüttelt bedenklich den Kopf und sagt: „Mensch, sind Deine Gedanken so traurig wie Dein Anzug? Wie kommst Du nur auf den unbotmäßigen Einfall, in schwarzer Weste Dich vorstellen zu wollen, und gar bei einer solchen Gelegenheit, die Dein Lebensglück in sich tragen kann, war denn niemand da, der Dich vor einem solchen Verstoß gegen alle Gepflogenheit warnen konnte?“

„Ich bekomme die Stelle ja doch nicht“, stößt der verzagte junge Mann hervor. Doch der Kammerdiener hört nichts mehr, achtet auch nicht auf seine verzweifelnden Geberden, sondern ruft ihm zu: „Warte einen Augenblick, ich werde gleich wieder zurück sein.“

Draußen kommen auch dem Kammerdiener bei seinem Vorhaben Bedenken, denn er selbst ist sehr groß und breitschulterig, fast korpulent gegen die Figur seines Freundes. Muß eine seiner Westen nicht den braven Menschen gerade in das Gegenteil, von der traurigen Figur in die lächerliche, umwandeln? Nein, das geht nicht; das Wohl seines Freundes liegt ihm zu sehr am Herzen. Da fährt ihm ein Gedanke durch den Kopf, ein Einfall, der ihm im Augenblick wohl ausführbar dünkt, der jedoch mit seinem Gewissen einen Konflikt zu bestehen hat. Da steht er sinnend, der große starke Mann, mit Herzklopfen, wie ein auf unrechter Tat ertappter Schulknabe, da steht er mit Schweißtropfen auf der Stirne, ein Zeichen, was ihm das Opfer der Freundschaft kostet.

Doch warum zaudert er noch? Die Zeit tut das nicht, sie geht fort und bringt mit jeder Sekunde, die unbenutzt verstreicht, die zur Vorstellung befohlene Zeit näher. „Es bleibt mir keine Wahl,“ murmelt er, „so oder so, schwarz oder weiß, ich habe mein Wort gegeben zu helfen, ich muß es einlösen, koste es, was es wolle. Die Größe wird ja wohl stimmen.“ Er verschwindet im Garderobezimmer des Kurfürsten, und dort tritt der jederzeit getreue Kammerdiener vor den Verschlag, der die begehrten Kleidungsstücke, die weißen Westen Seiner Königlichen Hoheit, birgt. „Diese,“ flüstert er leise für sich, „diese muß es sein“ und zieht eine hervor, verschließt das Fach und wendet sich zum Gehen.

Da — sein Herzschlag stockt — unvermutet wie oft ist eben der Kurfürst eingetreten, hat seinen Getreuen beobachtet, und da nicht Ankleidezeit, sich seine eignen Gedanken bei dieser Musterung gemacht. Soviel Eigenheiten Seine Königliche Hoheit auch

besaß, gegen seine Untergebenen im Schloß konnte er sehr nachsichtig sein. Das bewies auch die jährliche Revision der kurfürstlichen Küche, die eigentlich unvermutet stattfinden sollte, dennoch aber vorher auf höheren Befehl vom Kammerdiener still angezeigt wurde mit dem Wunsch, Seine Königliche Hoheit hoffe alles wie immer in guter Ordnung vorzufinden. Ja, der Kurfürst konnte sogar schelmisch vorgehen, wo es angebracht schien, und da er annehmen mußte, der Kammerdiener habe irgend ein eigenes Interesse bei dieser Sache, so gewährte es ihm Spaß, sich an seiner Verlegenheit zu weiden. Er machte also Miene, sich rasch seines Rockes zu entledigen, und sagte, auf seine Weste deutend: „Hm, diese schon etwas defekt, gut, immer hübsch aufmerksam." Schnell war der Tausch der Westen vollbracht.

Der Kammerdiener war glücklich über die Lösung dieser peinlichen Situation. Wie befreit von schwerem Bann holte er tief Atem, faßte die eben abgelegte weiße Weste seines hohen Herrn und eilte damit wieder zu seinem verzagten jungen Freund, dem die Minuten des Wartens zu Stunden, die kleine Spanne Zeit zur Ewigkeit geworden war.

„So, schnell herunter mit dem schwarzen corpus delicti! Hier diese wird angelegt, es ist eine Glücksweste, wer die trägt, siegt allemal!"

Schmuck, mit erregter Miene, steht der junge Mann da, um den Schritt zu wagen, der seines Lebens Glück oder Unglück bedeuten soll. Wenn ihn sein Bräutchen so hätte sehen können! Wie liebend würden ihre Blauaugen zu ihm aufgesehen haben, wenn auch wohl etwas triumphierend, da nun doch der Bann seines Willens gebrochen.

„So ist's anders, so kannst Du bestehen; wunderbar, was so ein Ding dem Anzug gleich eine gewisse Feierlichkeit auferlegt." Mit Stolz betrachtet er den Freund und will noch eine kleine unmerkliche Falte des zeitweise annektierten Kleidungsstückes glattstreichen, als er, o Schrecken! einen kleinen, zwar ganz kleinen Kaffeefleck an demselben entdeckt.

„O Himmel!" Weiter kann er nichts denken, denn ein Diener entführt bereits den ahnungslosen Freund dem Bereich seiner Macht. Wie vernichtet bricht er zusammen, jetzt versteht er die schelmische Geberde seines hohen Herrn, jetzt faßt ihn das Entsetzen, der Kurfürst hat den Fleck gemeint, als er „schon etwas defekt" gesagt, und wird nun sofort dieses Kleidungsstück erkennen und — o, es ist nicht auszudenken, zu entsetzlich, und er, der Kammerdiener, der in jeder Weise seine Pflicht erfüllt zu haben glaubt, der nur seines Freundes Wohl gewollt, bringt nun vielleicht auch s e i n Glück noch zum Opfer.

Doch solche Seelenpein ist am besten allein auszukämpfen, wir folgen lieber Herrn Franz in das Audienzzimmer. Mit gesenktem Blick steht er da und läßt das Schicksal über sich walten. Ob er die Fragen, die ihm gestellt, richtig beantwortet, er weiß es selbst kaum, ihn drückt etwas Ungeahntes nieder, ein unbekanntes Gefühl schnürt ihm die Brust zu, daß er kaum Atem holen kann. Sollte das die Weste sein? Und wunderbar, als er matt aufzublicken wagt, macht ihn das Mienenspiel Seiner Königlichen Hoheit noch verwirrter, das ihm, ohne daß er es zu deuten versteht, noch jede Macht über sich benimmt. Er fühlt — oder ist es nur sein Angstgefühl der fremden Weste halber — er fühlt mit Ausdruck das Auge des hohen Herrn fest auf einen Punkt seiner — nein — dieser verhängnisvollen Weste gerichtet und glaubt auch unter anderm zu verstehen: „Hm, also deshalb!" Der Arme erduldet Folterqualen, er vermag nur noch eines zu denken: „es ist aus, alles aus" und wagt den Blick nicht vom Parkett zu heben. Da vernimmt er ein paar Worte aus dem Munde Seiner Königlichen Hoheit, die ihn aus seiner Lethargie wecken, und vor Freude strahlend, denn die Anstellung ist ihm zugesagt, versucht er seinen aufrichtigen Dank zu stammeln.

Als der junge Mann so sonnenhell vor seinem Freund erscheint, als die Bestätigung, daß er keinen Mißerfolg gehabt, aus dem Leuchten seiner Augen offen zutage tritt, wagt auch der an eine glückliche Wendung des Geschickes zu glauben, wenn es der Kurfürst auch ohne allerlei Anspielungen sicher nicht abgehen lassen wird. Doch jetzt wird die ausgestandene Angst zur hellen Freude, und mit Jubel ruft der hülfsbereite Kammerdiener aus: „Siehst Du, was Seiner Königlichen Hoheit Weste vermocht, die Du ahnungslos getragen, ich hatte doch recht, daß es eine Glücksweste war!"

Das Fremdenstübchen.

Nun schöpfen wir alle, die Kleinen und Großen,
Aus Lüften und Düften belebende Kraft.
Nun reden im Reiche Reseden und Rosen.
Nun steht in Blüte die Gastfreundschaft.
Das F r e m d e n s t ü b c h e n in unserer Klause
Hegt stille Gedanken, die tief wie das Meer:
Es wünscht der Winkel Besuch dem Hause.
Es liegt das Gemach nicht gern lärmlos und leer.

So spinnt es sich ein in erwartendes Sinnen.
So fühlt es sich heimlich geehrt und geweiht,
Steht dann, von köstlichem, schimmerndem Linnen
Strotzend, ein schneefrisches Lager bereit.
Die Fenster, geöffnet von unseren Händen,
Blinken. Ein Lichtstrom flutet herein.
Wie ein flüsterndes Grüßen weht's von den Wänden:
„W i l l k o m m e n! W i l l k o m m e n! T r i t t e i n! T r i t t e i n!

R a v o l z h a u s e n.

Sascha Elfa.

Aus alter und neuer Zeit.

Adele Garsó-Galster. Am 11. September werden vierzig Jahre vergangen sein, seit in Kassel eine Künstlerin aus dem Leben schied, deren Andenken, obwohl sie nur kurze Zeit der dortigen Hofbühne angehörte, doch bisher unvergeßlich geblieben ist. Adele Galster, geboren zu Berlin am 23. Mai 1840, als Tochter des Schauspielers Karl Galster, war am Stadttheater in Breslau und am Hoftheater in Darmstadt als naive Liebhaberin engagiert gewesen und gastierte in diesem Fach am Kurfürstlichen Hoftheater in Kassel im Juni 1860 als „Margarete Western“ in dem Lustspiel „Erziehungsresultate“ von Blum, als „Fanchon“ in dem Birch-Pfeifferschen Schauspiel „Die Grille“ und als „Puck“ im „Sommernachtstraum“. Sie wurde vom 1. September desselben Jahres an engagiert und bereitete dem Hof wie dem Publikum eine Fülle von genußreichen Stunden. Eine überaus jugendliche, fast kindliche Erscheinung, besaß sie eine große Darstellungsgewandtheit und wußte selbst die unbedeutendsten Rollen mit geistigem Leben zu erfüllen. Es war ein ursprüngliches und jedenfalls noch großer Entwicklung fähiges Talent, das sich da auf den Brettern zeigte und sich in dem guten Ensemble des Kasseler Schauspiels bald völlig eingebürgert hatte. Eines jener harmlosen Lustspiele der damaligen Zeit, die nun längst einer andern Geschmacksrichtung Platz gemacht haben, mit Adele Galster, Häser und Hesse zu sehen, war für die Freunde des Humors ein Hochgenuß. Nicht lange aber sollte der Name Galster ohne Zusatz auf dem Theaterzettel stehen. Von Darmstadt über Hamburg war ihr der Tenorist Sigmond Garsó, aus Ungarn gebürtig, nachgefolgt, hatte in Kassel gastiert und war ebenfalls in den dortigen Bühnenverband getreten. Das bereits in Darmstadt zwischen den Genannten angeknüpfte Verhältnis sollte nun zu einem dauernden gemacht werden, und obwohl der Kurfürst Friedrich Wilhelm nicht sehr erbaut von Ehepaaren an seiner Bühne war, so gab er doch ohne Zögern den Konsens, um die gute Darstellerin seinem Kunstinstitut zu erhalten. Im Dezember 1860 trat sie in dem Scherz „Das Salz der Ehe“ zum letzten Male als Fräulein Galster auf, um am 3. Januar 1861 in dem Lustspiel „Er ist nicht eifersüchtig“ als Frau Garsó-Galster auf dem Zettel zu erscheinen. Ob bei der Auswahl dieser Stücke die Laune des Kurfürsten mitgewirkt hat, mag dahin gestellt bleiben.

Die meisten der Stücke, in denen Adele Garsó-Galster das Publikum so köstlich zu unterhalten wußte, sind, wie schon erwähnt, von dem Spielplan verschwunden. Wer kennt z. B. noch „Von Sieben die Häßlichste“, „Der Weiberfeind“' „Goldschmieds Töchterlein“, „Die schöne Müllerin“, „Der Ball zu Ellerbrunn“, „Die Schwestern“, „Ein Kind des Glücks“ und viele andere, die damals gern gesehen wurden. Den Namen nach bekannt ist wohl noch „Der Pariser Taugenichts“, „Die Gustel von Blasewitz“, „Der Vicomte von Létorières“, „Dorf und Stadt“, in welchem Birch-Pfeifferschen Schauspiel sie die „Lorle“ spielte. Von ihren jetzt noch von den Darstellerinnen mit Vorliebe gespielten Rollen sind besonders zu nennen: „Franziska“ in „Minna von Barnhelm“, „Preziosa“ und „Käthchen von Heilbronn“. Letzteres Schauspiel wurde damals freilich nicht in der jetzt üblichen Einrichtung von Eduard Devrient, sondern in der Holbeinschen Bearbeitung gegeben. In einer ihrer Glanzrollen, der „Anna-Lise“, durfte sie übrigens gar nicht auftreten, da dieses Stück, gleich den „Karlsschülern“ und „Narciß“ von der Kurfürstlichen Hofbühne ausgeschlossen war. Einen Vogel abgeschossen, wie man bei der Bühne sagt, hatte sie bei dem Publikum auch mit der kleinen Rolle des „Milchmädchens“ in Benedix' „Dienstboten“, da sie zu allseitiger Überraschung dieselbe in unverfälschter Kasseler Mundart wiedergab. Der Zauber, der von Adele Garsó-Galster bei ihrer Darstellung ausging, lag hauptsächlich in ihrer Ungezwungenheit, ihrer Natürlichkeit, die von den späteren Mitgliedern der Kasseler Bühne in so hohem Grade nur noch Amélie Heußner, jetziger Frau Arthur Nikisch, zu Gebote stand.

Leider sollte die Freude an dem schönen Talente der Frau Garsó-Galster aber nur von kurzer Dauer sein, denn nachdem sie am 30. August 1863 noch das „Pfefferrösel“ gespielt, stand sie vom 5. September an als unpäßlich auf dem Theaterzettel, am Donnerstag, den 10. September, verstärkte sich diese Bezeichnung in „krank“ und am folgenden Morgen starb die Dreiundzwanzigjährige, nachdem sie einige Tage vorher ihrem zweiten Kinde das Leben geschenkt hatte.

Am Sonntag, den 13. September, wurde sie zu Grabe getragen, gefolgt von einem unabsehbaren Trauerzuge. Pfarrer Weipert hielt die Leichenrede und feierte die Entschlafene in warmen Worten als Künstlerin, Gattin und Mutter. Von den gesungenen Chören, an denen alle Herren und Damen der Oper sich beteiligten, war der erste von Hofkapellmeister Reiß, der zweite von Karl Häser komponiert worden. Blumen auf Blumen füllten die Gruft, über der sich später das noch vorhandene Grabmal erhob, dessen Rückseite eine geknickte Rose zeigt und darunter die Worte:

„Sie blühte — jeder war von ihrem Reiz entzückt.
Die Rose sank dahin, der Sturm hat sie zerknickt“.

Aus Heimat und Fremde.

Der Kaiser in Kassel. Aus Anlaß der bevorstehenden Kaisermanöver fand am 27. August im Palais zu Kassel Paradetafel für das XI. Armeekorps statt. Seine Majestät der Kaiser, welcher sich nebst seiner hohen Gemahlin schon seit einiger Zeit auf Wilhelmshöhe aufhielt, hatte zu derselben Einladungen an alle höheren Chargen bis zum Major abwärts ergehen lassen. Die Stadt war zum Empfang des Kaiserpaares festlich geschmückt. Gegen das Ende der Tafel brachte der Kaiser einen Trinkspruch auf das XI. Armeekorps aus, in welchem er ihm Glück wünschte, daß es seine Wurzeln wieder weit hinausgetragen habe in die Anfänge der alten Geschichte der landgräflichen und der kurhessischen Regimenter. „Mein Wunsch für das Armeekorps geht dahin," fuhr der Monarch fort, „daß es sich stets, im Frieden wie im Kriege, der hervorragenden Geschichte dieser Regimenter erinnern möge und daß es sich auch der neuen Ehrung würdig zeigen möge, daß Ich ihm gestattet habe, seine Traditionen zurückführen zu können auf die glorreichen und tapfern Streiter der früheren kurhessischen Truppen." Am 28. August wurde im Palais das Provinzialdiner abgehalten, zu welchem die Standesherren der Provinz, die Abgeordneten des Provinziallandtages, die höheren Beamten bis zum Range eines Rates dritter Klasse, die Oberbürgermeister der Städte, sowie zahlreiche sonstige geistliche und weltliche Würdenträger und viele andere hervorragende Männer aus Hessen und Nassau mit Einladungen bedacht worden waren. Von Fürstlichkeiten nahmen am Diner teil die Prinzen Eitel Friedrich und Joachim Albrecht von Preußen, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha und Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. Der Kaiser hielt während dieses Festmahles eine längere Rede, in der er aussprach, daß es stets für ihn eine Freude sei, sich in Kassel, das eine Weile für ihn zur zweiten Heimat geworden sei, aufzuhalten. In Erinnerung an die Studien auf dem Kasseler Gymnasium betonte der Kaiser, daß er die Arbeit und das Leben in der Arbeit, das ihm zur zweiten Natur geworden sei, dem Kasseler Boden verdanke. Sodann gedachte der Monarch der Verdienste des aus der Provinz scheidenden Oberpräsidenten Grafen von Zedlitz und Trützschler.

Oberpräsidentenwechsel. Staatsminister a. D. Graf von Zedlitz und Trützschler, der seit 1899 an der Spitze der Verwaltung der Provinz Hessen-Nassau gestanden hat, ist zum Oberpräsidenten der Provinz Schlesien ernannt worden und tritt dieses Amt bereits am 1. September an. Graf von Zedlitz, der sich schon als Oberpräsident der Provinz Posen als ein sehr befähigter, tatkräftiger und wohlwollender Mann gezeigt hatte, bewies diese Eigenschaften auch in seiner Stellung in Hessen-Nassau. Er hat es verstanden, durch die schlichte und gewinnende Art seines persönlichen Auftretens und durch seine Anordnungen zwischen sich und einem großen Teil der Bevölkerung eine Verbindung herzustellen, deren Innigkeit sich bei seinem Scheiden zu erkennen gab. Wohl selten sind in dem ganzen Reiche einem Beamten, der erst verhältnismäßig kurze Zeit in einer ihm seither fremden Provinz wirkte, solche Zeichen der Sympathie zuteil geworden, wie ihm. Selten hat ein hoher Beamter aus einem anderen Landesteil sich aber auch so schnell und ohne Aufhebens davon zu machen in unsere hessische Eigenart einzuleben und sie so zu würdigen verstanden. Aus diesem Grunde sieht man den Grafen Zedlitz sehr ungern scheiden. Um ihm einen tatsächlichen Beweis der Zuneigung zu geben, wurde ihm einige Tage vor seinem Fortgang von einigen Bürgern Kassels, die eine Sammlung unternommen hatten, der Betrag von über 20 000 Mark für die durch Überschwemmungen geschädigten Bewohner Schlesiens, seiner Heimat, in die er nun in einem schwierigen Zeitpunkt zurückkehrt, überreicht. Ferner fand am 29. August im großen Stadtparksaal zu Kassel ein Kommers unter Beteiligung von weit über 1000 Personen aus allen Kreisen der Bevölkerung statt, bei welchem der scheidende Oberpräsident aufs wärmste gefeiert wurde und seinerseits nochmals herzliche Abschiedsworte an die Anwesenden wie an Stadt und Provinz richtete. An seine Stelle tritt der Regierungspräsident in Frankfurt a. O. von Windheim, der frühere Polizeipräsident von Berlin.

---

69. Mitglieder-Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Die Jahresversammlung des hessischen Geschichtsvereins fand diesmal in Wolfhagen statt und wurde am 18. August nachmittags im dortigen Gasthause „Zum Hessischen Hof" mit einer Sitzung des Gesamtvorstandes eingeleitet. Am folgenden Vormittag eröffnete im festlich geschmückten Saale des genannten Gasthofes der erste Vorsitzende, Herr General Eisentraut, die Hauptversammlung, an welcher über hundert Mitglieder teilnahmen. Zu derselben waren auch der Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau, Herr Graf von Zedlitz und Trützschler, Herr Minister a. D. von Starck und Herr Landrat von Buttlar erschienen. Nach den Begrüßungsansprachen des Herrn Bürgermeister

Schneider von Wolfhagen und des Herrn Vorsitzenden wurde der seitherige Vorstand durch Akklamation wiedergewählt. Sodann erstattete Herr Kanzleirat Neuber den Geschäftsbericht, nach welchem der Verein nahezu 1600 Mitglieder zählt. Zu Ehren der im verflossenen Jahre Dahingeschiedenen erhob sich die Versammlung. Im Anschluß an den Geschäftsbericht wies Herr General Eisentraut noch darauf hin, daß innerhalb des Vereins sich eine Sektion zur Erforschung der Volkskunde gebildet habe, sowie daß Pfleger zur Erhaltung der Denkmäler herangezogen werden sollten. Herr Landesrat Freiherr Wolff von Gudenberg erstattete den Kassenbericht, der eine Einnahme von 7690 Mark ergibt gegenüber einer Ausgabe von 4850 Mark. Da die Rechnung geprüft und richtig befunden war, so wurde Entlastung erteilt. Als Ort für die nächstjährige Hauptversammlung wurde Schlüchtern gewählt.

Nach Erledigung dieser geschäftlichen Angelegenheiten ergriff Herr Superintendent Wissemann aus Hofgeismar das Wort, um Protest dagegen zu erheben, daß das Schloß zu Spangenberg, wie verlaute, in Privathände übergehe. Das hessische Volk habe ein Recht an diese historische Stätte, mit der eine seiner Lieblingsgestalten, Otto der Schütz, unlöslich verbunden sei. Bei dem angebahnten Verkauf sei von seiten der Regierung der Geschichtsverein nicht befragt worden, so möge dieser aus eigenem Ermessen sein möglichstes tun, um den Verkauf zu verhindern und das Spangenberger Schloß dem Volke zu erhalten. Der stürmische, lang andauernde Beifall, der dem Sprecher für seine mannhaften Worte lohnte, zeigte, wie sehr die Versammelten mit ihm einverstanden waren. Der Herr Oberpräsident gab darauf insofern eine beruhigende Erklärung ab, als er auseinandersetzte, daß die Regierung den Verkauf zwar beabsichtige, dem Käufer aber so schwere Bedingungen stelle, daß schwerlich jemand darauf eingehen werde. Von Herrn Geheimrat Dr. Knorz wurde darauf der Antrag gestellt, der Vorstand des Geschichtsvereins möge an die Regierung die Bitte richten, von einem Verkauf des Schlosses Spangenberg aus historischen Gründen abzusehen oder aber bei einem Verkauf die Bedingungen zu stellen, daß das Schloß in seinem historischen und architektonischen Bestand erhalten und dem Besuch des Publikums zugänglich bleibe. Nachdem dieser Beschluß angenommen war, hielt Herr Superintendent Wissemann einen fesselnden Vortrag über die „Fränkisch-sächsischen Grenzbeziehungen im nördlichen Hessen", der eine Fülle des Wissenswürdigen bot und von dem innigen Vertrautsein des Redners mit Land und Leuten Kunde gab.

Darauf richtete der Herr Oberpräsident Graf von Zedlitz und Trützschler an die Anwesenden ein Abschiedswort, in welchem er betonte, daß es bei der Übernahme seiner Stellung sein Bestreben gewesen sei, „sich in die Art und das Stammesgefühl und die Denkweise des Landes und unseres Volksstammes einzuleben", habe ihn doch ein besonderer Auftrag des Kaisers darauf hingewiesen, die Eigenart des hessischen Volksstammes zu pflegen. Schweren Herzens kehre er nun in seine Heimat zurück, eine besondere Freude aber sei es für ihn gewesen, daß er noch einmal mit hessischen Frauen und Männern habe zusammen sein können. Die Ansprache war von tiefgehender Wirkung. — Vom Geschichtsverein wurde der Herr Oberpräsident zum Ehrenmitglied ernannt.

Sodann brach der größere Teil der Versammlung auf, um im Rathause das Frühstück einzunehmen und die interessante und wertvolle Ausstellung hessischer Altertümer daselbst zu besichtigen. Herr General Eisentraut hatte eine Anzahl Funde, die er bei seinen Ausgrabungen in Hessen gemacht, ausgelegt und führte mit ihnen bis zu den Anfängen der menschlichen Kultur zurück. Aus dem Besitz des Herrn von der Malsburg zu Elmarshausen war ein kostbarer Taufmantel vorhanden, der aus dem 9. Jahrhundert stammen soll und noch jetzt in Gebrauch genommen wird, sowie prachtvolle mittelalterliche Stickereien, verfertigt von den Damen dieses alten hessischen Geschlechts, alte Feuerwaffen, deren eingelegte Arbeit die Beschauer entzückte, gotische Schnitzereien, Leuchter, Vasen, seltene Münzen und einige Uhren, die durch ihre ehemaligen Besitzer doppelt wertwoll sind, so die Reiseuhr des Landgrafen Friedrich II., verfertigt von einem Bombardier aus Schmalkalden und eine goldene Zylinderuhr mit dem westfälischen Wappen, die Madame Lätitia Bonaparte einst ihrem Benjamin, dem König Jérôme von Westfalen, geschenkt hatte. Die zahlreichen Gegenstände, die von Herrn Landrat von Buttlar ausgestellt waren, bestanden hauptsächlich in kostbaren Pokalen, Leuchtern, Kupferstichen und Büchern aus alter Zeit, sowie den bei den Ausgrabungen in dortiger Gegend gefundenen Graburnen. Besonders erwähnt sei noch ein Bild des Landgrafen Moritz des Gelehrten aus dem Jahre 1597. Herr Pfarrer Engelbrecht in Altenstädt hatte interessante alte Urkunden, Münzen und Bücher, Herr La Croix in Leckringhausen eine reichhaltige Geweihsammlung ausgestellt. Die Stadt Wolfhagen hatte ihr Archiv geöffnet und eine Anzahl Urkunden ausgelegt, ferner war zu schauen eine völlige Ausrüstung der dortigen Bürgergarde, Fahnen usw., sowie eine Menge anderer hochinteressanter Gegenstände, die uns der Raum leider verbietet sämtlich gebührend zu würdigen.

Der Gang durch die festlich geschmückte Stadt, der nunmehr angetreten wurde, führte zuerst in die Kirche, wo Herr Metropolitan Jakoby einen stimmungsvollen Vortrag über das von mancherlei Schicksalen betroffene Gotteshaus hielt und u. a. auch auf den Grabstein der geschichtlichen, aber auch von der Sage in Anspruch genommenen Anna von Bürgelen hinwies, einer geborenen von der Malsburg, die in Fritzlar gestorben, von wo ihr Denkstein auf Veranlassung des Herrn Rudolf von Buttlar nach Wolfhagen gekommen sei. Nachdem sodann die Synagoge, einige alte Häuser und der Friedhof in Augenschein genommen worden, fanden die Vereinsmitglieder und ihre Damen sich gegen fünf Uhr in den gastlichen Räumen des „Hessischen Hofes“ wieder zusammen, wo das von Herrn Engelhardt vorzüglich zubereitete Festmahl alle in bester Laune vereinigte. Den Beschluß des Tages machte ein Konzert mit Feuerwerk im Rosengarten.

Am andern Morgen fand ein Ausflug zu Wagen nach der Weidelsburg statt, in deren Bezirk Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf einen durch die an ihm bekannten Vorzüge ausgezeichneten Vortrag über die alte Feste hielt. Auf dem Bahnhof stattete der Vorsitzende dem Herrn Bürgermeister Schneider, der rastlos, besonders auch für das Zustandekommen der Ausstellung, tätig gewesen war und seine ganze Kraft für das Wohlbefinden der Gäste eingesetzt hatte, nochmals seinen Dank ab. Die auswärtigen Mitglieder des hessischen Geschichtsvereins haben sicherlich ohne Ausnahme einen überaus freundlichen Eindruck von Wolfhagen mitgenommen.

Marburger Geschichtsverein. In der am 15. August in Marburg abgehaltenen Sitzung des dortigen Geschichtsvereins wurde, nachdem die Jahresrechnung geprüft und richtig befunden worden war, der seitherige Vorstand wieder gewählt und zwar zum Vorsitzenden Herr Archivdirektor, Geheimer Archivrat Dr. Könnecke, zu dessen Stellvertreter Herr Landgerichtsrat Gleim, zum Konservator der Vereinssammlung Herr Professor Dr. von Drach, zu Mitgliedern des Redaktionsausschusses die Herren Professor Dr. Schröder in Göttingen und Professor Dr. Wenck, neu hinzugewählt wurde Herr Professor Dr. Wiegand. Nach Erledigung des geschäftlichen Teils der Sitzung hielt Herr Professor Dr. von Drach einen Vortrag über Kassel als Kunststadt im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und gedachte besonders des Galerieinspektors Johann Heinrich Tischbein, des Jüngern, sowie des Majors Münz, dessen Grabmal sich im Schloßpark zu Riede befindet und von dem 1810 verstorbenen Landrat Heinrich von Meysenbug, dem Letzten dieses altadeligen Geschlechts, errichtet wurde.

80. Geburtstag. Der Bildhauer Professor Heinrich Gerhardt beging in seiner Vaterstadt Kassel, wo er sich zum Besuch aufhielt, am 24. August *) in voller geistiger und körperlicher Frische seinen 80. Geburtstag. Daß dem greisen Künstler von seiten seiner Mitbürger bei dieser Gelegenheit nicht größere Ovationen zuteil geworden sind, hat wohl allein in seinem dauernden Fernbleiben von der Heimat seinen Grund, denn schon seit 1844 hat er seinen Wohnsitz in Rom genommen. Auf der Kasseler Akademie ausgebildet, folgte er, ein Schüler Henschels, damals diesem Meister in die ewige Stadt, wo beide in freundschaftlichster Weise sich gegenseitig unterstützten. Noch vor kurzem sollte es Professor Gerhardt beschieden sein, das Bonifatius-Denkmal von Werner Henschel in Fulda durch Anfügung von Reliefs nach dem ursprünglichen Entwurf des Meisters zu vollenden. Von den Kunstwerken, die Professor Heinrich Gerhardt geschaffen, seien hervorgehoben „Amor und Bacchus“ für die Großfürstin Maria Nikolajewna, eine „Schauklerin“ und eine „Nymphe mit Amor“, beide im Besitz eines schottischen Edelmanns, ein 18 Fuß hohes Grabdenkmal, die Religion darstellend, für einen Friedhof in Canada, eine Gruppe „Die Aussetzung Mosis“ darstellend in Peterhof, ein Relief nach Goethes „Fischer“ in Petersburg“, dasselbe, sowie ein Relief nach Goethes „Spinnerin“ in der Villa Brandt, Brunnenhof bei Zürich. Zur völligen künstlerischen Ausschmückung dieses Besitztums gebrauchte Gerhardt den Zeitraum von 14 Jahren. Es befinden sich u. a. dort das Brunnenrelief „Rebekka und Elieser“ und der „Kampf des Erzengels Michael mit dem Drachen“. Der letztere Gegenstand wurde deshalb gewählt, weil die Familie Brandt aus Archangel stammt und St. Michael der Schutzengel dieser Stadt ist. Ferner ist zu nennen ein „Willkommen“, ausgedrückt durch eine Jungfrau, die in der einen Hand eine Schale, in der andern eine Amphora hält, „Eurydike von der Schlange gebissen“ mit vier Reliefs am Sockel, ein schreitender kleiner Knabe mit Enten, eine „Madonna mit dem Christuskinde“, „Alcibiades rettet den Sokrates in der Schlacht bei Delion“. Die meisten dieser Bildwerke sind in Marmor ausgeführt. Seine Vaterstadt besitzt das „Entenmännchen“ auf dem Opernplatz. — Von den überaus zahlreichen Gratulationsschreiben, die Herr Professor Gerhardt bei seinem 80. Geburtstag aus aller Herren Länder erhalten hat, sei nur eines hier mitgeteilt, da in demselben die Verdienste unseres Landsmannes zusammenfassend gewürdigt sind und

*) Jakob Hoffmeister gibt in den „Kasseler Kindern“, Anhang zu Piderits „Geschichte der Stadt Kassel“, irrtümlich den 23. August 1821 an.

die Stelle, von der es ausgeht, maßgebend ist. Das Schreiben lautet:

„Berlin, den 23. August 1903. Die Königliche Akademie der Künste begrüßt ihren getreuen Helfer, den vortrefflichen Meister Herrn Professor Heinrich Gerhardt zu seinem 80. Geburtstage und wünscht ihm, der seit sechs Jahrzehnten in Rom der deutschen Kunst dient und deutsche Künstler fördert, noch so viele Jahre gesunden Schaffens und fröhlichen Genießens, als das Maß eines Menschenlebens nur zu fassen vermag. Voll Anerkennung gedenkt die Akademie bei dieser Gelegenheit auch wieder der väterlichen Fürsorge, mit der Sie, hochverehrter Jubilar, den jungen Stipendiaten in Italien die Wege ebnen, und hofft, daß Sie diesen segensreichen Verkehr mit der Jugend, der das Alter selbst verjüngt und erfrischt, noch lange und mit Freude pflegen werden. Der Präsident: H. Ende."

Diesen prächtigen Worten schließen wir uns mit unseren herzlichsten Glückwünschen an.

Verlobung. Ein Urenkel des letzten Kurfürsten, Erbprinz Ferdinand Maximilian zu Ysenburg-Büdingen-Wächtersbach, hat sich mit der Reichsgräfin Margitta von Dönhoff verlobt.

Die auf dem alten Friedhofe in Kassel befindliche Grabstätte des letzten Kurfürsten von Hessen war an dessen Geburtstage, dem 20. August, wie alljährlich mit Blumen und prachtvollen Kränzen mit den hessischen Landesfarben auf das reichste geschmückt.

Von der Mairie zu Sèvres ist der Redaktion ein in deutscher Sprache und Schrift abgefaßtes Schreiben zugegangen, in welchem der dortige Bürgermeister auf die in Nr. 15 des „Hessenland" enthaltenen Mitteilungen über das Lazarett in Sèvres während der Belagerung von Paris 1870/71 Bezug nimmt und dem Verfasser, Herrn Baron F. v. und z. Gilsa, seinen Dank für die dort gegebene Schilderung ausspricht.

Hochschulnachricht. Der Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Berlin Dr. Ludwig Justi aus Marburg ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Halle ernannt worden.

Todesfälle. Am 16. August starb zu Kassel der Königliche Regierungspräsident a. D. Philipp Koch im 89. Lebensjahre. Derselbe begann seine Beamtenlaufbahn als Rechtspraktikant am Stadtgericht zu Kassel 1841, wurde 1845 Referendar, 1847 Oberfinanz-Assessor bei der Oberberg- und Salzwerks-Direktion, 1856 Oberfinanzrat. 1861 fand seine Berufung von dem Kurfürsten in das Geheime Kabinett für Zivilangelegenheiten statt, in welchem er 1864 vortragender Rat wurde. Im Jahre 1866 war er Geheimer Oberfinanzrat. 1867 trat er bei der Generalverwaltung des kurfürstlichen Hausfideikommisses ein und ein Jahr später als Geheimer Regierungsrat bei der Abteilung für direkte Steuern, Domänen und Forsten, deren Dirigent als Geheimer Oberregierungsrat er 1875 wurde. 1879 erfolgte seine Ernennung zum Regierungspräsidenten in Schleswig, welche Stellung er bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand im Jahre 1883 bekleidete. Er besaß an Auszeichnungen den kurfürstlichen Wilhelms-Orden, den königlich bayrischen Verdienstorden vom heiligen Michael und den königlich preußischen Kronenorden 2. Kl. mit dem Stern. Der Dahingeschiedene war ein mit vielen Fähigkeiten ausgestatteter Verwaltungsbeamter, der in den hervorragenden Stellungen, die er bekleidet hat, in der verdienstlichsten Weise tätig war.

In Kassel verschied am 22. August der Lehrer an der dortigen Oberrealschule Wilhelm Laus. Als Turnlehrer der Kasseler Turngemeinde und 1. Kreisturnwart des 7. deutschen Turnkreises hat er sich besondere Verdienste um das Turnwesen erworben. Er gehörte seit einer Reihe von Jahren auch als Mitglied der Stadtverordnetenversammlung an.

Hessische Zeitschriftenschau.

Allgemeine deutsche Biographie, Nachträge, 47. Bd. Lfg. 4 u. 5.
- Ludwig Geiger: Franz Dingelstedt (S. 707—725).
- Franz Brümmer: F. W. v. Ditfurth (S. 726—728).

Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte, I. Band, 4. Heft. Darmstadt 1903.
- J. R. Dietrich: Reformationsgeschichte von Oppenheim (Forts.).
- Hugo Brunner: Die kirchliche Verwaltung der Abtei Fulda zur Zeit hessen-kasselischer Oberhoheit (1632—1634).
- Knab: Theodor Christoph Diemer, ein Wetterauer Pfarrer des 18. Jahrhunderts.

Berliner Tageblatt, XXXI. Jahrg. (1902) Nr. 483.
- Ferdinand Runkel: Ein stiller Mann. (Nachruf über Kurt Ruhn.)

Blätter für Münzfreunde, 1903, Nr. 6/7.
- P. Weinmeister: Die Münzen der kaiserlichen Burg Friedberg in der Wetterau.
- H. Buchenau: Der Brakteatenfund in Niederkaufungen (Forts.).

Deutsche Heimat, VI. Jahrg. Nr. 34 u. 38.
- A. Ostheide: Hessische Blätter für Volkskunde.
- Alexander Burger: Von hessischer Literatur.

Dichterstimmen der Gegenwart (Baden-Baden) XVI, Nr. 11.

P. Saget: Adam Trabert. Biogr.-literar. Skizze.

Fuldaer Geschichtsblätter, II. Jahrg. Nr. 5—7.

Dr. Kartels: Fulda im siebenjährigen Krieg.

Karl Scherer: Zur Geschichte von Stadt und Land Fulda in den Jahren 1631 und 1632.

Ferner: Kleinere Mitteilungen, Verzeichnis der Fuldaischen Gesamtliteratur rc.

Literarische Warte (München) IV, 6, 8.

E. M. Hamann: Katholische Erzählerinnen der Gegenwart. (Darin Würdigung von M. Herbert, Pseud. für Therese Keiter.)

Die Nation, XX, Nr. 31.

Sigmund Münz: Malvida v. Meysenbug (Nekrolog).

Quartalsblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. Neue Folge. III. Band, Nr. 8, 1902.

Aug. Roeschen: Sprachliche Bemerkungen zu Band I der hessischen Blätter für Volkskunde.

Otto Berth: Die „Burg" in Alsfeld.

— —, Neolithische Funde in Rheinhessen.

B. Müller: Aufgrabung im Kloster Lorsch.

Helmke: Neolithisches Grab in Friedberg.

Ferner: Kleinere Mitteilungen, Vereinsnachrichten rc.

Detmold, August 1903.

Touristische Mitteilungen aus beiden Hessen rc. XI. Jahrg. Nr. 11/12; XII. Jahrg. Nr. 1.

Ludwig Schwarz: Das Gebiet links der Weser zwischen Hameln und Rinteln.

Heinrich Kramer: Arolsen.

E. Schneider: Der Sandberg und der Spieß.

C. Happel: Limburg an der Lahn.

Ferner: Kleinere Mitteilungen rc.

Westermanns Monatshefte, 47. Jahrg. Nr. 1 ff.

W. Hegeler: Daniel Klinghammer. Roman. [Spielt in Ascherode bei Treysa.]

— —, 47. Jahrg. Nr. 10.

L. Gubalke: Heimkehr.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, IV. Jahrg. Heft 3.

Gustav Schöner: Spezialidiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod (Oberhessen).

Die Zeit (Wien), 1903, Nr. 216.

Fanny Birkenruth: Persönliche Erinnerungen an M. v. Meysenbug.

Weitere Nekrologe über Malvida v. Meysenbug im „Hamb. Korresp." (1903, Nr. 205) von Dr. E. Mühling, in der „Frankf. Zeitung" (1903, Nr. 135) von Marie Herzfeld, im „Wiener Fremdenblatt" (1903, Nr. 118) von A. v. Falke, in der „Neuen Züricher Zeitung" (Nr. 122) von Dr. Hans Trog, in der „Neuen Freien Presse" (1903, Nr. 13910) von Siegmund Münz, in der „Nationalzeitung" (Nr. 296) von A. L., in der „Frauen-Rundschau" (Nr. 10) von Anna Brunnemann u. a.

W. S.

Personalien.

Verliehen: dem Oberpräsidenten Grafen Zedlitz-Trützschler das Großkreuz des Roten Adlerordens mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe;

der Kronenorden 1. Klasse: Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Ysenburg und Büdingen-Birstein auf Schloß Birstein, Sr. Erlaucht dem Grafen zu Solms-Rödelheim auf Schloß Assenheim, dem Vizemarschall Wirklichen Geheimen Rat und Kammerherrn Dr. jur. von der Malsburg auf Escheberg;

der Rote Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub: dem Geheimen Oberregierungsrat und Kurator der Universität Marburg Dr. Steinmetz, dem Intendanten der Königlichen Schauspiele Kammerherrn Freiherrn von und zu Gilsa, dem Generalsuperintendenten und Oberhofprediger D. Lohr, dem Geheimen Regierungsrat Dr. Vogt zu Kassel;

die Königliche Krone zum Roten Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife: den Gymnasialdirektoren Dr. Hartwig in Frankfurt a. M. und Dr. Heußner in Kassel;

der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife: dem Senatspräsidenten beim Oberlandesgericht Schwarzkopf, Oberstaatsanwalt Viebig, Oberlandesgerichtsrat Geheimen Justizrat Schrader, Landgerichtsdirektor Geheimen Justizrat Dr. Volz, Direktor der Königlichen Kunstakademie Professor Kolitz, Geheimen Regierungs- und Provinzial-Schulrat Dr. Pähler, Geheimen Regierungsrat Berndt, Oberregierungsrat Rudolph, sämtlich in Kassel, dem Kreisdeputierten Kammerherrn Rabe von Pappenheim in Liebenau;

der Rote Adlerorden 4. Klasse: dem Dechanten und Kreisschulinspektor Krah in Amöneburg, dem Dirigenten der Korrektionsanstalt Schmidt in Breitenau, dem Pfarrer und Kreisschulinspektor Bode in Buchenau, dem Forstmeister Simon in Ellnhausen, dem Stadtrat Bartholomäus in Eschwege, dem Postmeister Fuhrhans und dem Metropolitan Wessel in Frankenberg, dem Landrat Nöldechen in Fritzlar, dem Oberbürgermeister Dr. Antoni, Beigeordneten Kircher, Bankdirektor Knothe und Postdirektor Schreiner in Fulda, dem Kaufmann Bode, Hauptmann a. D. von Buttlar und Direktor des Landkrankenhauses Professor Dr. von Büngner in Hanau, dem Sanitätsrat Dr. Scheel, Direktor des Landeshospitals in Haina, dem Superintendenten Schafft in Hersfeld, dem Pfarrer Breitung in Hilders, dem Medizinalrat Dr. Plitt in Hofgeismar, dem Kanzleirat Elbert, Gymnasialoberlehrer Professor Dr. Glaser und Seminaroberlehrer Steuer in Homburg v. d. H., dem Stadtrat André, Königl. Polizeidirektor Kammerherrn Grafen von Berg-Schönfeld, Baurat Buchholz, Landgerichtsrat Büff, Fabrikanten Breithaupt, Rechnungsrat Eichos, Regierungs- und Baurat Démanget, Rechnungsrat Döring, Postrat Gieseke, Bankdirektor Henkel, Rechnungsrat Kersten, Eisenbahn-Betriebskontrolleur Kramm, Direktor der höheren Töchterschule Dr. Krummacher, Rechnungsrat Liebich, Kreisbauinspektor Baurat Loebell, Baurat Seligmann, Postrat Senger, Regierungsrat Graf von Schlitz gen. von Görtz und Wrisberg, Regierungsrat Dr. Schmidt, Regierungs- und Gewerberat Steinbrück, Bankier Streit, Rechnungsrat Wettich, Rechnungsrat Wiegand, Oberregierungsrat Wißmann, sämtlich in Kassel, dem Pfarrer und Kreisschulinspektor Fett in Kirchhain, dem Rittergutsbesitzer Deichmann in Lembach, dem Fabrikdirektor Dr. Hoffmann in Mainkur, dem ordentlichen Professor Dr. Birt, außerordentlichen Professor Dr. von Drach, Landesbauinspektor Baurat Hermann, Landgerichtsdirektor Jeß, Eisenbahn-Stationsvorsteher Preuße, Direktor der Landes-

heilanstalt Medizinalrat Professor Dr. Tuzcek, sämtlich in Marburg, dem Fabrikbesitzer Gleim in Melsungen, dem Gymnasialdirektor Dr. Heldmann, Landesbauinspektor Baurat Müller in Rinteln, dem Metropolitan Diedelmeyer in Rodenberg, dem Dirigenten der höheren Bürgerschule Dr. Kümmell in Rotenburg, dem Forstmeister Hebel in Salmünster, dem Kreissekretär Goerz in Schlüchtern, dem Pfarrer Gigrich in Somborn, dem Kreistierarzt Kobel in Volkmarsen, dem Arzt Dr. Bauer in Wächtersbach, dem Oberpfarrer und Kreisschulinspektor Loderhose, Forstmeister Wolf in Wetter, dem Pfarrer und Kreisschulinspektor Schenk in Ziegenhain;

der Königliche Kronenorden 2. Klasse: dem Generalkommissionspräsidenten von Baumbach-Amönau, Oberregierungsrat a. D. Obervorsteher von Baumbach, Professor Knackfuß, Regierungspräsidenten Kammerherrn von Trott zu Solz, sämtlich in Kassel, dem Erbmarschall Freiherr von Riedesel zu Eisenbach;

der Königliche Kronenorden 3. Klasse: dem Landstallmeister von der Marwitz in Beberbeck, dem Domdechanten Müller in Fulda, dem Amtsrat Klostermann in Johannesberg, Rittergutsbesitzer Kammerherrn von Scharfenberg zu Kalkhof, dem Geheimen Medizinalrat Dr. Bode und Geheimen Baurat Hövel zu Kassel, dem ordentlichen Professor Geheimen Medizinalrat Dr. Ahlfeld, Staatsanwaltschaftsrat Ganslandt und ordentlichen Professor Dr. Herrmann in Marburg, dem Rittergutsbesitzer von Eschwege in Reichensachsen, dem Rentner Heydenreich in Spangenberg;

der Königl. Kronenorden 4. Klasse: dem Kreisdeputierten Brehm zu Altmorschen, dem Bürgermeister Nuhn zu Asbach, dem Bürgermeister a. D. Ruth zu Bellnhausen, dem Revierförster Rockritz zu Bensen, dem Kreisdeputierten Arnd, Rentner Spatz, Rendanten Ulrich und Polizeikommissar Zinkand zu Fulda, dem Stadtvorsteher a. D. Schüßler und Fabrikanten Storch zu Gersfeld, dem Bürgermeister Kramer zu Großnenndorf, dem Landkrankenhaus-Inspektor Schäfer und Fabrikanten Hoffmann zu Hanau, dem Bergverwalter Frenkel auf Grube Hirschberg bei Großalmerode, dem Rendanten Schönermark zu Hofgeismar, dem Fabrikanten Gerlach zu Homburg v. d. H., den Obersekretären Struth und Böschen, dem Postsekretär a. D. Lange, Kaufmann Mende, Landessekretär Wiegand, Oberinspektor Pape, Polizeikommissar Hense, Kaufmann Wentzell, Eisenbahnsekretär Blecher, Schlossermeister Römer, Stadtrat Ruetz, Kasernen-Inspektor Rudolph, Gelbgießereibesitzer Klebe und Eisenbahnwerkmeister Spohr, sämtlich zu Kassel, dem Revierförster Möller zu Leibholz, dem Sattlermeister Döring und Garnisonverwaltungs-Inspektor Forkel zu Marburg, dem Gutsbesitzer Metz zu Hof Mahlerts, dem Postverwalter Weh'e zu Nenndorf, dem Bürgermeister Krause zu Neuenrode, dem Postverwalter Rathmann zu Neustadt, dem Apothekenbesitzer Siebert zu Orb, dem Eisenbahnstationsvorsteher Kirchheim zu Witzenhausen;

der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern: den Lehrern Eymer zu Frankenau, Rosenblath zu Großnenndorf, Stöcker zu Oberasphe und Wilhelm zu Brotterode;

dem ordentlichen Professor Geheimen Medizinalrat Dr. von Behring zu Marburg der Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz, dem Landrat von Keudell zu Eschwege und dem Landrat Rieß von Scheurnschloß zu Hofgeismar die Kammerherrnwürde, ferner die bezüglichen Patente: dem Landgerichtspräsidenten von Hassel zu Kassel als Geheimer Ober-Justizrat mit dem Range der Räte II. Klasse, dem Landesrat von Dehn-Rothfelser zu Kassel, dem Professor Dr. Fischer und Oberbürgermeister Schüler zu Marburg als Geheimer Regierungsrat, dem Amtgerichtsrat Köhler zu Kassel als Geheimer Justizrat, dem Kreisarzt Medizinalrat Dr. Merkel zu Ziegenhain und dem Professor Dr. Meyer zu Marburg als Geheimer Medizinalrat, dem Direktor des Landkrankenhauses Sanitätsrat Dr. Schneider zu Fulda als Geheimer Sanitätsrat, dem Kommerzienrat Pfeiffer als Geheimer Kommerzienrat, dem Bankier Plaut als Kommerzienrat, dem Stadtbaurat Höpfner als Königlicher Baurat, dem Assessor des Medizinalkollegiums Loof als Medizinalrat, den Ärzten Dr. Ebert, Dr. von Kintzell und Dr. Rösner als Sanitätsrat, sämtlich zu Kassel, den Ärzten Dr. Biscamp zu Lichtenau und Dr. Collmann zu Witzenhausen als Sanitätsrat, dem Vermessungs-Inspektor bei der Generalkommission Führer zu Kassel als Ökonomierat, dem Domänenpächter Oberamtmann Fahrenbach zu Frankenhausen als Amtsrat, dem Konsistorialsekretär Dietzel, Provinzialsteuersekretär Harazim, Oberlandesgerichtssekretär Leonhäuser, Generalkommissionssekretär Milchsack, Oberpostsekretär Röse und Regierungssekretär Schröder zu Kassel, sowie dem Rendanten Koch zu Beberbeck als Rechnungsrat, dem Rechnungssekretär Becker zu Kassel und dem Kreissekretär Brunner zu Ziegenhain als Kanzleirat.

Ernannt: Forstassessor Dörr in Kassel zum Königl. Oberförster in Sand; Kreisassistenzarzt Dr. Bahle aus Marburg zum Kreisarzt in Frankenberg; Zollpraktikant Babenhausen in Frankfurt a. M. zum Hauptzollamtsassistenten in Emden.

Versetzt: Kreisarzt Medizinalrat Dr. Heinemann zu Frankenberg als Kreisarzt nach Kassel.

Eingetreten: Gymnasiallehrer Dr. Wilhelm Schoof in Detmold als Volontär im Nebenamt an der dortigen Landesbibliothek.

Zugeteilt: Hauptsteueramtsassistent Nörr in Hanau dem Kaiserl. Gouvernement von Deutsch-Südwest-Afrika.

Geboren: ein Sohn: Professor Oetker und Frau Sophie, geb. Gießler (Würzburg, 24. August); Hofbuchhändler Karl Vietor und Frau Sophie, geb. Behmer (Kassel, 26. Aug.); Kaufmann H. Falckenberg und Frau, geb. Scholl (Kassel, 26. August); eine Tochter: Gerichtsassessor Ludorff und Frau (Kassel, 20. August).

Gestorben: Verwitwete Frau Oberfinanzrat Luise Schnurrer, geb. Schnurrer, 75 Jahre alt (Marburg, 14. August); Rechnungsrat Theodor Titschack, 68 Jahre alt (Kiel, 14. August); Apotheker Emil Wagner, 73 Jahre alt (Kassel, 15. August); Regierungspräsident a. D. Philipp Koch, 88 Jahre alt (Kassel, 16. August); Generalagent Adolf Bestgen, 60 Jahre alt (Gensungen, 18. August); Oberstleutnant z. D. Louis Dommerich (Lingen, 18. August); Pfarrer a. D. Julius Iffland, 76 Jahre alt (Kassel, 19. August); Privatmann Wilhelm Dülfer, 55 Jahre alt (Kassel, 21. August); Oberrealschullehrer Wilhelm Laus, 53 Jahre alt (Kassel, 22. August); Kreistagsabgeordneter und Magistratsmitglied Konrad Knips, 67 Jahre alt, Fulda (25. August); Privatmann Karl Fellmann, 70 Jahre alt (Kassel, 27. August); Medizinalrat Dr. Wilhelm Brill, 68 Jahre alt (Eschwege, 27. August).

Briefkasten.

W. K. in Kassel. Das in der vorigen Nummer erschienene Gedicht „Kräutltag“, von M. Herbert, bezieht sich auf einen in Süddeutschland bei der weiblichen Bevölkerung üblichen Gebrauch, am Tage Mariä Himmelfahrt, 15. August, Kräuter zu pflücken, die heilsame Wirkung haben sollen.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 18. XVII. Jahrgang. Kassel, 16. September 1903.

Das Schwedengrab im Hessenland.

Es schlägt die Geisterstunde
Vom Turm am Weserstrand.
Das Kirchlein gibt die Kunde
Vom Kampf, der hier entbrannt.

Im dreißigjähr'gen Kriege
Hielt eine Schwedenschar
Versprengt nach Tillys Siege
Im schönen Wesertal.

Die Schweden kämpften wacker,
Ihr Schlachtruf laut erschallt,
Der stille Gottesacker*)
Vom Kampfe widerhallt.

Die Schweden fielen alle,
Quartier man keinem gab,
Und hinterm Kirchhofswalle
Ruh'n sie in einem Grab. —

In stiller Geisterstunde
Ertönet leis ein Horn
Und gibt den Schweden Kunde:
„Heraus mit Schwert und Sporn."

Und die seit langen Jahren
Geruht in Grabes Nacht,
Zieh'n nun in dichten Scharen,
Vom Ruf des Horns erwacht.

Sie wollen heimwärts fahren,
Der deutschen Erde los,
Und bau'n aus Leichenbahren
Ein leichtgefügtes Floß.

Bald sind sie an dem Ufer,
Am Floß knirscht schon der Sand,
Da mahnt vom Turm der Rufer,
Zwölf schlägt's im Hessenland.

Rasch wenden sie die Flöße
Dem alten Ufer zu,
Dann noch ein kurz Getöse —
Und alles ist in Ruh'.

Es rauscht die Kirchhofslinde
Und singt ihr altes Lied
Vom Spuk, den durchs Gewinde
Des Laubs sie nächtlich sieht.

Niedermöllrich. **Elard Biskamp.**

* * *

Glückesstunde.

In mancher Nacht, wann alle Wipfel feiern,
Dann schaukeln, Schwänen gleich auf stillen Weihern,
Sich Träume licht auf meiner Seele Flut,
Die nun in kühlem Dämmer ruht.

Ein Sterngeleucht in Höhen wie im Grunde,
Kein Laut entweiht die feierliche Stunde;
Ein sel'ger Schwimmer nur auf stiller Bahn:
Mein scheues Glück, stumm wie der Schwan.

Darmstadt. **Philipp Daab.**

*) In Vaake an der Weser.



Geldeswert und Geldbußen im 15. Jahrhundert.*)

Von Dr. L. Armbrust.

Die gute alte Zeit! Dem Unerfahrenen scheint sie eitel Glück und Frieden zu atmen. Nichts als Volkslieder und Glockengeläute wähnt er in Städten und Dörfern zu hören und draußen Schalmeien und Kinderjauchzen. Je tiefer man aber hineinschaut in die vielgerühmte und zurückersehnte Vergangenheit, desto mehr verbleicht ihre unverdiente Strahlenkrone. Frohsinn und Feste treten mehr und mehr zurück, Alltag, Arbeit und Ärgernis drängen sich vor. Denn nicht minder als heutzutage tobte der Zorn, schlich der Haß durch Häuser und Gassen, und allzu rasch fuhr die Faust auf den feindseligen Nachbar, auf jeden Gegner los. Auch der Erwerbssinn läßt sich in seinen verschiedenen Abstufungen beobachten, von der Wirtschaftlichkeit und rührigen Arbeitslust bis zur schmutzigen Habgier. Die rasende Glücksjagd freilich, das atemlose, nervenötende Lauern auf Mammon und immer wieder Mammon findet man ebenso wenig wie das Rauschen der Maschinenräder. Gern aber legten Bürger und Bauern einen Pfennig**) (₰) (oder eine Mutsche, auch Mutzsche geschrieben) zum andern, bis die Sechszahl oder ein Schilling (β) erreicht war. Dann wurden mit der Zeit aus dem einen Schillinge auch wohl zwanzig oder ein Pfund, auf welches andere Leute wieder zehn Böhmische (boh.) rechneten. So sprach man auch von Groschen, die vier Pfennige galten, und von Gulden, auf die 56 β oder 28 boh. gingen, seit 1460 sogar 30 boh. oder 3 Pfund, während gegen das Ende desselben Jahrzehnts (1469, 1470) der Wert der Gulden wieder auf 2 Pfund 8 β und vereinzelt auf 2 Pfund (oder 40 β) sank.*) —

Die Sparsamkeit verlohnte sich damals der Mühe, denn was für Herrlichkeiten konnte man mit mäßigen Mitteln erwerben! Aber Herrlichkeiten? Wer mag dafür sein Geld verplempern? Zunächst hat man an des Leibes Nahrung und Notdurft zu denken, an das Korn, von dem das tägliche Brot gebacken wird. Für 16 oder 18 Böhmische bis zu 2 Pfund erstand man im Jahre 1457 ein Viertel**) (oder 16 Metzen) Roggen, ebenso viel Weizen für 2½ Pfund. Allein zum kräftigen Brote gehörte ein guter Trunk; so soll zum Brauen eingekauft werden. Für ein Viertel Gerste fordert man 18 boh. (36 β). Teilweise wird zum Bierbrauen auch Dinkel benutzt, von dem man ein Viertel um 13½ bis 16 boh. kaufte. Das Viertel Hopfen wird für 1 Pfund 17 β 2 ₰ angeboten; wer sich aber entschließt, 6 Viertel auf einmal zu nehmen, der erhält den Hopfen etwas billiger (für 11 Pfund; das Viertel also zu 1 Pfund 16 β 4 ₰). Der Herr Schultheiß freilich weiß den Wert seiner selbstgezogenen Ware zu schätzen, er rechnet dem Landgrafen für ein Malter Hopfen 8 Pfund an, das macht für das Viertel die runde Summe von 2 Pfund.

Sollte das Brauen zu viel Mühe machen, oder die Zeit dazu fehlen, so wendet man sich an den Frühmesser, den Schultheißen oder einen beliebigen Bürger, da kann man das Bier tonnenweise bekommen, das halbe Fuder um 5 Pfund 12 β, höchstens um 6 Pfund.

Verwöhntere Gaumen ziehen den Wein vor. Den Landwein allerdings, der auf den Fuldahügeln wuchs, schelten verschiedene Rentschreiber, gewiß nicht mit Unrecht, kurzweg „sauern Wein". Aber getrunken ward er doch, von der landgräflichen Dienerschaft auf der Durchreise, vom Hausgesinde an Festtagen, vom Bürger bei der Kirmes und

---

*) Die Preise und Löhne sind aus den Melsunger Amtsrechnungen von 1457 und 1458 entnommen, die Bußen aus den Geldregistern des Melsunger Schultheißen von 1457—1470 und 1490—1498 (Staatsarchiv zu Marburg).

**) Diese Pfennige darf man natürlich nicht mit unseren gleichnamigen Münzen verwechseln, ebenso wenig die Groschen und Gulden. Denn jene waren Silbermünzen, daher redete man von weißen Pfennigen. Schwarze Pfennige hatten mehr Kupferzusatz. Wenn man zu den damaligen Pfennigen eine heutige Münze zum Vergleiche heranziehen will, so kann man allenfalls das Zehnpfennigstück, den früheren Silbergroschen, wählen. Über die Münzen unter den Landgrafen Ludwig I. und II. und Heinrich III von Hessen vergl. Jakob Hoffmeister, Beschreibung aller hessischen Münzen, 4 Bde., Kassel 1857 — Hannover 1880, I, 20 flgde. — Zu anderen Zeiten rechnete man 12 Pfennige auf einen Schilling. Das Münzwesen war zeitlich und örtlich sehr verschieden.

*) Mittlerweile war nämlich eine Münzänderung eingetreten: 6 neue Pfunde galten so viel wie 7 alte.

**) Das Viertel war der vierte Teil eines Malters und das Vierfache eines Lymes, auf das vier Metzen gingen. Ein Malter hielt also 64 Metzen oder 8 Scheffel, da der Scheffel die Hälfte eines Viertels war. — Ein kleines Brot wird vermutlich einen Pfennig gekostet haben. Anderswo nannte man solch ein Brot eine Mutsche.

beim Schützenfeste. Der Krämer Steingosse oder die Wirtin Finkental lieferten die Halbe für 7 ₰, das Stübchen, das man etwa mit unserm Liter vergleichen kann, daher um das Doppelte. Der Landgraf, Leute von Ansehen und Beamte verlangten aber Elsässer oder rheinischen Wein. Dann wurde bei den Karthäusern unter dem Heiligenberge angeklopft — bargen die Klosterkeller doch von alters her auserlesenen Rebensaft — oder man schickte nach anderen Städten, die besser versehen waren, und bezahlte das Doppelte oder mehr für die Halbe (14—16 ₰).

Und wollte dieser oder jener den Wein oder das Gebäck versüßen oder würzen, so gab er 4 β für die Halbe Honig, 8 β also für das Stübchen, oder 2 β für ein Lot Zucker, für ein Pfund Rosinen nicht mehr als 3 β, für ein Pfund Mandeln 5 β*). Vom Safran, den man viel zum Färben der Speisen verwandte, aber zu den Gewürzen zählte, galt ein Quentin (oder $^1/_4$ Lot) 3 β 2 ₰. Stärkeren Gewürzen war man durchaus nicht abgeneigt: vom Ingber gab es ein Lot für 1 β, ein Lot Nelken für doppelt so viel, ein Lot Pfeffer für 5 ₰. Für zwei Reihen Zwiebeln bezahlte man 3 β (auch weniger). Ebenso teuer war eine Metze Salz; bemühte man sich aber nach dem Markte und traf dort einen Sälzer, der seine Ware feilbot, so kostete einem die Marktmetze 2 β bis 2 β 4 ₰.

Das Fleisch, das man auf den Tisch brachte, stammte meist vom Rinde oder vom Schweine, nicht selten auch vom Hammel. Die Viehpreise richteten sich natürlich nach Größe und Gewicht des Tieres, so haben die folgenden Zahlen nur annähernden Wert. Ein Kalb erstand man für 15 β 5 ₰, ein kleines Rind um 2 Pfund 16 β, eine Kuh um 5—6 Pfund. Für 1 Pfund bekam man 2 gewöhnliche oder ein Spanferkel, für 2 bis $2^1/_2$ Pfund ein mittleres Schwein; ein gehöriges Mastschwein war aber erst um $6^1/_2$ Pfund feil. Vier Hämmel, die zusammen 145 Pfund wogen, wurden für 4 Pfund 16 β 4 ₰ angekauft. Mit diesen Viehpreisen standen die Forderungen der Metzger im Einklange. Das Pfund Rind- oder Hammelfleisch kostete meist 4 ₰, ersteres fiel einmal auf $3^1/_2$ ₰, letzteres stieg auf $4^1/_2$, 5 und $5^1/_2$ ₰. Kalbfleisch erhielt man schon zu $2^1/_2$ ₰, Kalbsbraten war um einen Pfennig teurer und am teuersten kam das Schweinefleisch (1 β). Jedoch erstand man sechs Leberwürste schon um vier Schillinge.

Im Frühlinge kosteten zwanzig Hühnereier, schon damals als eine Steige bezeichnet, 9 ₰; aber im Monate August, wenn die Hitze träger machte, und auch die lieben Hennen ihrer Pflicht langsamer nachkamen, mußte man schon 12 ₰ für eine Steige Eier aufwenden und im kalten Dezember 17 ₰.

Es gab aber bereits Feinschmecker, die sich mit Hühnereiern und den gewöhnlichen Fleischarten nicht begnügten, sondern nach feineren Leckerbissen verlangten. Denen wurde mit Geflügel aufgewartet, einem Paare junger Hähnchen oder einem Paare Tauben, die nicht mehr als 2 β kosteten.

Denselben Wert hatte von den Fischen ein stattlicher Aal, während ein starker Hecht das Vierfache galt. Ein Stück Stockfisch, dessen Gewicht, wie das der anderen Fische, nicht angegeben ist, erhielt man für einen Schilling, zwei Heringe für 5 ₰. Diese letzteren erscheinen im Vergleiche zu den übrigen Lebensmitteln reichlich teuer, vielleicht fünfmal so teuer wie heutzutage.

Fleisch, Geflügel oder Fische in Butter zu braten, war ums Jahr 1457/58 recht kostspielig; denn ein Pfund Butter kam auf 13 ₰ zu stehn, und Schmalz war auch nur 1 ₰ billiger (2 β). Wenn die Fleischpreise zum Vergleiche herangezogen werden, so wurden damals Butter und Schmalz hoch eingeschätzt.

Dasselbe läßt sich vom Käse nicht behaupten, da man 6 Malter davon für 18 β kaufen konnte. Natürlich steht das Wort Malter hier in anderer Bedeutung als beim Getreide; es bezeichnete 15 bis 16 Stück. Demnach kostete ein Käse etwas über einen Pfennig. Wie groß solch ein Käse war, wird nirgends angegeben.

Für hundert Köpfe Kohl bezahlte man 12 β. Davon bereitete man wohl das „gesulzene Kraut“. „Kompest“ war dieselbe oder eine ähnliche Art eingemachten Kohls; dazu zerschnitt man die Kohlköpfe in mehrere Teile, kochte sie, legte sie ein und ließ sie dann säuern. —

Den Lebensmittelpreisen entsprachen die Kosten für die Gebrauchsgegenstände. Um den Leser aber nicht zu ermüden, mag ein übersichtliches Verzeichnis derselben folgen. Da kann jeder, der an den Einzelheiten genug hat, überschlagen, so viel er will.

Böttcherwaren: 1 Reif 1 ₰, 1 Brunneneimer 8 β, 1 kleiner Eimer 4 β, 1 Kompestfaß 12 β, 1 neues Faß 1 Pfund 4 β, 1 Zuber 5 β, 3 Mulden 5 β.

Eisenwaren: 1 Hufeisen $1^1/_2$—2 β, 1 neuer Schlüssel zu einer Kammer oder einer Zugbrücke

*) Für Kaneel wird einmal 16 β ausgegeben, aber ohne Angabe der gekauften Menge, ebenso für Honigkuchen öfter 2 β und mehr. — Die Kolonialwaren sind verhältnismäßig teuer. Man erwäge aber nur, wie umständlich es war, sie ins Land zu schaffen und daß z. B. der Rohrzucker außer dem Honig keinen Nebenbuhler hatte.

2 β, 3 neue Türschlösser 2 Pfund, 1 großer eiserner Deckel (für Züber) 6 β, 1 Milchosen (? melchobin) 8 β.

Korbwaren: 1 Brotkorb 2½ β, 1 Korb 1½ β.

Irdene und Glasgefäße: 200 Hofschüsseln 18 β, 23 Trinkgläser 9 β, 6 Weingläser 16 β.

Häute: 1 Stierhaut 32 β, 1 Kuhhaut 1 Pfund, 1 Rindshaut 18 β bis 1 Pfund, 1 Kalbsfell 2½ β, 1 Hammelhaut 4 β.

Schuhe und Kleidung: 1 Paar Männerschuhe 8 β, 1 Elle graues Tuch 7½ β, 1 gewöhnlicher grauer Rock 2 Pfund 16 β. Der Rentschreiber erhielt aber für seinen Rock 3 Gulden (= 8 Pfund 8 β) vergütet. 1 Mantel (Gelegenheitskauf) 24 β.

Verschiedenes: 2 wilde Birnbäume (zcwene boyme mit steinberen) 30 β, 1 Steige (= 20 Bund) Stroh 10 β, 2 Lot Pflanzensamen 1 β, 1 Metze Rübsamen 6 β, 1 Metze Leinsamen 10 β, 1 Kloben (= 48 Risten oder Handvoll) Flachs 6 β, 1 Scheunenseil 14 β, 4 Stück Stränge 12 β, 1 Buch Papier 4 β, 1 Pfund Talglichte 14 β, 1 tannene Diele 4 β, 1 hohes Pferd, Holzgestell mit scharfkantigem Rücken, worauf die Verbrecher reiten mußten, 7 Pfund.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) 1457: 7 punt uffgenomen von dem schultheissin zcu Spanginberg vor daz hohe phert, als men dem gerichte zcu der Nuwin brugkin verkoufft hatte.

Zur Geschichte der Hugenotten- und Waldenser-Ansiedlungen in Hessen-Darmstadt.

Von Dr. phil. Berger-Gießen.

(Fortsetzung.)

3. Waldenser-Ansiedlungen.

In der Geschichte der Ansiedlungen der Waldenser in Hessen-Darmstadt sind zwei Perioden zu unterscheiden: die Einwanderung im Jahre 1688 und die im Jahre 1699. Daneben fanden kleine Zuzüge statt, die aber lokaler Natur waren; als solche erwähnen wir unter andern als letzte die Einwanderung einer kleinen Kolonne im Jahre 1731. Während der ersten Periode im Herbste 1688 kam ein Trupp Flüchtlinge in der Gegend von Darmstadt[19]) an, denen der Landgraf Ernst Ludwig ein Gebiet von etwa 1000 Morgen zwischen Arheiligen und Messel zu ewigem[20]) Eigentum überlassen wollte. Die Stärke dieser ersten Ankömmlinge ist nicht festzustellen; in Vergleich zu dem zweiten Trupp gesetzt, mögen es wohl einige hundert Personen gewesen sein. Eine dauernde Niederlassung hat hier nicht bestanden; in ihren Baracken schützten sie sich nur notdürftig vor den Unbilden der Witterung. Ein großer Teil derselben mag sich vielleicht den im Jahre 1689 und 1690 stattfindenden Bewegungen nach der Schweiz und der Heimat angeschlossen haben. Ein Rest dieser ersten Einwanderer lagerte noch 1700 in der Gegend von Arheiligen; denn in diesem Jahre wenden sie sich in einem Gesuch an den Landgrafen und bitten um Verbesserung ihrer Lage, namentlich um Schutz gegen die Schikanen der Bewohner von Arheiligen und Umgegend. Ein zweiter Trupp, dreihundert Personen stark, kam im Oktober 1688 in der Grafschaft Nidda an und wurde in der Stadt und in den Dorfschaften untergebracht. Zu diesen kamen noch in demselben Jahre 120 Personen, die infolge des Orleansschen[21]) Krieges aus der Pfalz auswanderten. Ein Teil dieser letzteren will im Januar 1689 Nidda verlassen, um sich in die Provinz Utrecht zu begeben, wo ihnen günstigere Aussichten gestellt werden. Es wurden ihnen von den Generalstaaten 500 Taler zur Reise bewilligt. Ob der Plan wirklich ausgeführt worden, bleibt dahingestellt. Jedenfalls zog es diese wieder heimwärts, und es mögen daher auch die Piemontesen, denen 1690 die Rückkehr in das Vaterland gestattet war, die alte Heimat wieder aufgesucht haben. Es steht fest, daß 1693 noch Waldenser in Nidda gewohnt haben; denn es finden sich in diesem Jahre noch zwei Einträge im Sterbeprotokoll der Kirchengemeinde zu Nidda, wonach am 25. Februar „ein vertriebener Piemonteser Jakob Passer genand, in der stille begraben", sowie ferner den 25. August „Catharina Chalier eine Wittib von 55 Jahr, so uff Unterschmitten gestorben". Die ersten Einträge welscher Personen im Sterbeprotokoll von Nidda beginnen im Jahre 1688. Darnach sind im Oktober drei Personen verstorben

[19]) Sie lagerten in einem Walde bei Darmstadt, bei „der Täubcheshöhle" zwischen Darmstadt und Gräfenhausen und zogen dann in die Gemarkung „Michelfeld" zwischen Arheiligen und Messel.

[20]) Den Kolonisten im Odenwalde in Rohrbach, Wembach und Hahn wurde der Grund und Boden nur als Erbleihe gegeben.

[21]) Kurz so benannt, weil die Ansprüche der Herzogin von Orleans auf die Pfalz den Vorwand zum Kriege gaben.

und zwar: „eine von den vertriebenen Frantzosen Eheweib Maria Raigon, Daniel Jod und Magdalena Basset, die beiden ersten aus dem Dorfe Ragott, die letztere aus Trabers . . . bördig." „Am 15. November ist Betrifflo (?), eine Wittib von den vertriebenen Waldensern auß dem Land Bimondt in der still begraben worden." Im Jahre 1689 sind in dem Sterbeprotokoll an Personen waldensischer Herkunft eingetragen: Hans Revion, ein 18jähriger Jüngling, „aus Frankreich in dem Dorff Villaret in Douphiné bördig", Johann Vergé, ein Waldenser von Piemont, „so in der Raun, als ein vertriebener Mann sampt Weib und Kindern sich aufgehalten," ein Mann von 50 Jahren, und Peter Jouvenal, ein Junggesell von 28 Jahren, aus Villaret gebürtig. Das Jahr 1690 weist drei Verstorbene nach dem erwähnten Register auf: „Susanna, Peter schaelliers (Challier), Seniors von den Waldensern aus piemont nachgelassene Tochter von 25 Jahr" und zwei Kinder. Im Jahre 1691 finden sich unter den eingetragenen Verstorbenen: Daniel Broveland, ein Waldenser von 70 Jahren und ein Kind von 6½ Jahren. Im Jahre 1692 „ist uf der Underschmitten gestorben und christlich in der stille begraben worden: Magdalena, eines Waldensers aus piemont Tochter, pueur [Pierre] Betonier genandt."

Im Taufprotokolle liegen uns nur vier Namen aus dem Jahre 1689 und 1690 vor: „Johann Steffan; Anna Margaretha, ein französisches Kind von den exulirenden Frantzosen, so hier in der Rauna in Herrn Conrad Haasen Haus ein Jahr lang sich aufgehalten. Der Vatter Jehan pastio de pourière, nat [natif?] de pragala [Pragelas]"; Jean Serris Söhnlein, eines Waldensers, „Gevatter war Johann Wolff, christ apotheker undt sein Eheweib Marialieß"; Anna Maria, eines vertriebenen Waldensers auß piemont Töchterlein zu Kothen getauft. Der Mann hieß Charle Noy (Moy?), Mutter Guilamus."

Die meisten der erwähnten Personen haben in der Raun oder Rauna, in der Vorstadt von Nidda, oder in den Filialdörfern Kohden und Unter-Schmitten gewohnt. Nach 1693 finden wir in den Sterbe- und Geburts-Protokollen keine waldensische Namen. Gar keine Nachrichten enthalten die Kopulationsprotokolle. Sonstige Akten über die Waldenser gibt es in Nidda auffallenderweise nicht. Möglicherweise werden auch sie, wie gar manche andere wichtige Urkunde, unvernünftigerweise vernichtet worden sein. Wir erfahren auch nirgends, daß um diese Zeit, also im Jahre 1693, Waldenser aus Nidda in andere bestehende Kolonien eingewandert sind. Auch lag 1693 kein Anlaß wie 1690 zur Rückkehr in die Heimat vor. Heute findet sich in Nidda nicht ein Name, der auf waldensische Herkunft weisen könnte.

Nachdem im Jahre 1698 laut Urkunde vom 15. Dezember mit dem Geistlichen Arnaud, Papon und dem Hauptmann Pastre Unterhandlungen wegen der Aufnahme der Waldenser in Darmstadt geführt und auch der Landgraf die Bedingungen für die neuen Ansiedler gestellt hatte, langen im Februar 1699 dreihundert Familien unter Führung des Kapitäns von Calmetz an. Ein Teil ging nach Holland und Berlin. Die Zurückbleibenden erhielten unter dem 22. April (2. Mai) 1699 in 33 Artikeln eine Deklaration [22] des Landgrafen Ernst Ludwig. In kirchlicher Beziehung und hinsichtlich der inneren Verwaltung wird den Ansiedlern zugestanden: Freies Religionsexerzitium, das Recht der Wahl ihrer Vorleser, Vorsänger, Schulmeister, Präzeptoren, ingleichen der Pfarrer und Seelsorger, die Berufung eines Konvents oder Kirchenrats, die Veranstaltung von colloquiis, d. h. Synoden in kleinem Bezirk in strittigen Fällen, die Berufung von Synoden „um guter Ordnung und Zucht willen", Ausübung der Kirchendisziplin, Wahl des Magistrats, bestehend in Schultheiß und Schöffen, „als Richter ihrer Nation", freie Bildung eines „Corpus à part für etwaige Kriegsläuffte". Bezüglich der Befreiung von Abgaben und bürgerlichen Lasten wird bewilligt: Gottesäcker und Grabstätten, Kirchen, Hospitäler, Pfarr-, Schul- und andere gemeine Häuser sowie die Plätze, auf denen diese Gebäude etwa errichtet werden sollen, sind von allen Lasten, Steuern und Auflagen auf ewig befreit. Der Kauf und Verkauf von allerhand Kaufmannswaren, sowie der Zugang und Abgang derselben steht innerhalb 15 Freiheitsjahren jedermann zu ohne „alle jura, Zoll, Auflage und andere Beschwehrung". Freiheit in der Errichtung von allerhand Manufakturen in Seiden, Leinen, Wolle, Baumwolle, Befreiung von den Geboten der Zunft, Bestellung gewisser Aufseher über die Manufakturen, Errichten von Messen und Wochenmärkten je nach Belieben wird weiter verwilligt. Auch soll den Ansiedlern das Recht zustehen, eine Börse, ein Handelsgericht, zu errichten, in dem streitige Fälle bis auf 100 Gulden Erledigung finden. Das Schlachten zum Verkauf und das Brauen des Bieres unterliegt innerhalb 15 Jahren keiner Akzise. Alle vakanten Felder in den Gemeinden Arheiligen, Mörfelden, Rüsselsheim und Kelsterbach werden den Waldensern „aus Gnaden auf imer und Ewig franc und frey von allen

[22]) Ausführlich in Geschichtsblätter ꝛc. Zehnt III, Heft 10.

alten und neuen Schulden und Verschreibungen" bewilligt. Alle Ländereien, Privathäuser und Hofraithen sind von allen Real- und Personallasten während 15 Jahren befreit; nach dieser Zeit zahlt die Familie und Haushaltung jährlich 10 Gulden. Innerhalb der Freijahre ist kein Zehnt zu entrichten; nach dieser Zeit soll derselbe zur Unterhaltung der Pfarrer, Pfarrwitwen, Waisen der Lehrer und Vorsänger verwendet werden.

Die infolge der Deklaration vom 22. April in das Land einkehrenden Ausländer lagern sich in verschiedenen Gruppen bei Rüsselsheim, Raunheim und Mörfelden. Eine dauernde Niederlassung hat bei Rüsselsheim nicht bestanden; es wurde wohl ein Teil der Fremden in dem dortigen Schlosse untergebracht, aber nur vorübergehend; wenigstens wissen die Akten nichts zu berichten. Einzelne vorkommende Namen wie Pons seien durch Walldorf später dahin verpflanzt. Auch von einer dauernden Ansiedlung in Raunheim weiß das dortige Kirchenbuch nichts zu melden[23]); wir begegnen darin noch nicht einmal einem französischen Namen. Im Orte wohnt wohl ein Schmied Coutadin, den man seinerzeit veranlaßt habe, von Walldorf dorthin zu ziehen, weil das Schmiedehandwerk im Dorfe nicht vertreten war. Dieser Mann erzählte, er habe von seinem Vater gehört, die Welschen hätten von einer Niederlassung im Raunheimer Gebiet, wo das Land besser wie in Walldorf sei, abgesehen, weil sie infolge der jahrelangen Verfolgung so eingeschüchtert gewesen seien, daß sie sich in einem freien Gebiet wie dem am Main nicht sicher hielten und hätten daher geglaubt, in dem Walde bei Mörfelden sicherer zu sein. Nach dem „Estat des familles vaudoises de la communauté du Pragelas qui s'établissent à Raunheim et à la cense du Neuhoff dans le pays de Hessen-Darmstadt" haben im Juli 1699 dort 266 Personen gelagert. Wohin dieselben gezogen, steht nicht fest; möglicherweise werden einige die in der Nähe befindliche Kolonie Kelsterbach verstärkt haben. Andere sind nach Mörfelden gezogen. Hierher nach dem Walde scheint sich das Gros der fremden Einwanderer bewegt zu haben; lagerten doch dort nach dem „Estat au juste des familles de la colonie de Mœrfelden"[24]) im Jahre 1699 insgesamt 452 Personen. Jahrelang finden dort beständig Zu- und Abgänge in dem Barackenlager statt. Nur wenige von diesen, etwa 15—20 Familien, geben die Ansiedler für Mörfelden-Gundhof, das spätere Walldorf, ab. Andere zogen von dort zurück nach Arheiligen und wurden später in den Odenwald geführt, wo sie die Kolonisten für Wembach, Rohrbach und Hahn abgeben mußten. Eine stattliche Zahl zog wieder südwärts, der Heimat zu, und wurde in Württemberg angesiedelt. Auffallenderweise finden wir in den Kirchenbüchern zu Mörfelden keine Bemerkung, die auf diese Bewegungen von fremdländischen Personen in der Mörfelder Gemarkung nur irgendwie hindeuten. Weder die sogenannten Memorabilia und Notabilia, noch auch die Tauf-, Kopulations- und Sterberegister wissen etwas zu berichten. Es scheint absichtlich wegen der Feindlichkeit der Bevölkerung gegen die fremden Ankömmlinge und auch wegen der feindseligen Stellung der Geistlichkeit den Reformierten gegenüber jede Erwähnung unterblieben zu sein. Es dürfte doch klar sein, daß die fortwährenden Züge fremden Volks, die mit Weib und Kind, Hab und Gut durch den Ort und die Gemarkung sich bewegten und namentlich durch ihren Typus äußerlich auffallen mußten, eine Beachtung seitens der Bevölkerung gefunden haben und auch Gegenstand der Besprechung waren. Findet doch die Kirchenchronik aus dieser Zeit der Erwähnung wert, daß der Dauphin von Frankreich an den „Menschenblattern" gestorben sei, ferner daß in den kalten Wintertagen Leute erfroren, auch Menschen von den „lupis" gefressen seien.

[23]) Allerdings sind auch einige Seiten aus den Registern, wie bemerkt ist „durch ruchlose Hand", herausgeschnitten worden.

[24]) cf. Bulletin de la Société d'Histoire Vaudoise. Nr. 10. La Tours 1893.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitgenössische hessische Dichter.*)

Von Alexander Burger.

II.

Carlot Gottfrid Reuling.

Carlot Reuling ist ein Hesse, aber er ist kein hessischer Dichter. Nur sein neuestes Drama „Der Schatzgräber" **) spielt auf dem Boden seiner Heimat. Dann und wann hat er seine Märchen und Novellen auf heimischem Boden aufgebaut. Aber er ist kein

*) Vgl. „Hessenland" 1902, Nr. 20—22: „Alfred Bock".

**) Sämtliche hier genannten Dramen mit Ausnahme der Tragikomödie „Die gerechte Welt" und der Komödie „Der Mann im Schatten" (beide Verlag von Fontane,

Heimatsdichter. Ihn interessiert das kleinliche, dafür aber gesunde, kräftige und gerade in seiner Kleinlichkeit umso mannigfaltigere Leben des Dorfes nicht. Ihn zieht es hinaus in die Großstadt, wo verschiedene Lebensauffassungen aneinanderstoßen und wo nicht nur der Kampf ums tägliche Brod, sondern auch um die geistige Nahrung, nicht nur um physische, sondern auch um psychische Freiheit ihn fesselt. Da fühlt sich der Dichter wohl. Da vermag er die Kunst zu entfalten, die den Dichter am höchsten ziert: psychologisch zu schildern, und darin ist er Meister.

Er faßt seinen Stoff nicht an, wie ein Naturalist. In Reuling vereinigen sich innig: der Satiriker und der Märchendichter. Das Motiv zu seinen Werken, Romanen wie Dramen, ist meistens nicht groß. Es handelt sich in den meisten Fällen um die Versuche einer Person, sich aus drückenden Fesseln, in einer oder der anderen Hinsicht, zu befreien. Aber da sickert immer ein Fünkchen grimmen Humors mit — immer steckt der Satiriker seine Fühler aus, als wollte er sagen: „versüßt das Leben — — aber mit einer bitteren Pille".

Selbst in seinen Dramen ernsteren Inhalts, wo doch der ganze, aufs Ernste gestimmte Grundton die Satire ausschließen sollte, vermag er sich nicht von seiner Schwäche, im guten Sinne gemeint, zu befreien. In seinen Prosawerken tritt sie natürlich am stärksten hervor, und so hat Reuling denn auch in ihnen das Beste und Vollgültigste geschaffen. Hier ist er der feine Beobachter, mit jener Leichtigkeit erfassend und schildernd (ich denke hier besonders an das Novellenbuch „Fragwürdige Gestalten"*), für die der Franzose den Ausdruck „esprit" gebraucht. Hier tritt sein Talent zu feinster psychologischer Beobachtung aufs glänzendste zu Tag.

Selbstverständlich ist Reuling Tendenzdichter. Ich sage selbstverständlich. Denn wo ist der Dichter, der sich mit jenen Fragen beschäftigt, wie sie Reuling aufrollt und die in der Hauptsache ihren Grund in dem Gegensatze zweier Weltanschauungen haben, und ohne Tendenz zu schreiben vermag? Wo bei dem Künstler Reuling die Sympathie liegt, das brauche ich wohl kaum zu sagen. Stets bei denen, die über die Schranken konventioneller Lüge hinweg ihren Weg nach eigenem Denken suchen; stets bei denen, die gehemmt durch unsere „kulturellen" Eroberungen ihre Persönlichkeit zu entwickeln streben. Da möchte ich besonders auf die erste Novelle in „Fragwürdige Gestalten" hinweisen, „Hermann" heißt sie. Wie der flotte Korpsstudent, der noch auf Pistolen „hängt", durch den Tod seines Vaters, widerwillig hineingerissen wird in die kleinstädtischen Verhältnisse und wie dann die Liebe zur Mutter siegt über den angelernten Ehrenkodex seines Korps — es ist eine der schönsten Erzählungen, die über diese Fragen geschrieben wurden. Und wie einfach und doch so vielsagend der Schluß. „In dem Korps wurde der Name Magenhauers auch nicht mehr mit einer Silbe erwähnt. Das Ehrengericht hatte über seinen Fall entschieden!" — — Wenn Reuling auch hier von seinem starken satirischen Talente so innig unterstützt wird, so gereicht das seinen Werken nur zum Vorteil.

Hierzu kommt noch jene eigenartige Märchenstimmung, die auch fast in allen seinen Werken herrscht und in seinem „Knecht Hagebuchen, eine Holzschnitzerei aus Dämmerland, dem Reiche der seltsamen Sitten und sonderbaren Einrichtungen"*) am stärksten hervortritt (natürlich abgesehen von den von vornherein als Märchen bezeichneten Werken.) Es ist dies der „Faust" Reulings, wenn man dem Ausspruch, daß jeder Dichter seinen Faust geschrieben, nachgehen will. Hier ist alles auf die stärkste satirische Wirkung berechnet. Und so ziemlich alles wird auch in den Kreis der Betrachtung gezogen, nur die Religion bleibt ausgeschlossen. „Knecht Hagebuchen" ist, um diesen etwas abgebrauchten Ausdruck anzuwenden, „ein prächtiges Buch". Nicht ein Büchlein für eine müßige Stunde, sondern eins, das zum Nachdenken anregen soll, und das vielleicht gerade in seiner Satire einen so furchtbar ernsten Hintergrund hat. —

Auch seine Märchen sind nicht von jener naiv-heiteren Stimmung des alten Volksmärchens. Es sind von bitterster Satire durchzogene Stimmungsbilder, bis zu den aktuellen Vorgängen der Neuzeit, Sozialdemokratie und Bismarcks Entlassung usw., nur äußerlich gekleidet in das schimmernde und soviel Freiheit lassende Märchenkleid. Keine Märchen also für Kinder, und dennoch von einem innigen Hauch echtester Märchenstimmung durchzogen, poetisch erdacht und in unbefangener Weise vor uns hingestellt. Wie der „Knecht Hagebuchen" den besten satirischen Werken zuzuzählen ist, so auch die zwei Märchensammlungen „Zwischen Licht und Dunkel" **) und „Aus Hag und Tann" †) den besten ihrer Gattung.

Die Dramen, die uns Reuling bisher geschenkt, es sind deren acht, bauen sich auf denselben Grundlagen auf, wie seine Märchen und Novellen. Ihnen fehlt

Berlin) sind bei Eduard Bloch, Theaterverlag, Berlin erschienen. Die Bauernkomödie „Der Schatzgräber", die von mir bereits in Nr. 22 des vorigen Jahrgangs des „Hessenland" besprochen wurde, habe ich hier nicht in den Kreis meiner Betrachtung einbezogen.

*) Berlin, F. Fontane & Comp., 1895.

*) Berlin 1893 (II. Aufl.), Verlag von Hans Lüstenöder,

**) Berlin 1894, F. Fontane & Comp.

†) Braunschweig 1894. Verlag von Appelhans & Pfenningstorff.

aber zum großen Teile jene überzeugende Wahrheit, die allein das Drama hochhält. Ihr Reiz liegt, wie Richard M. Meyer in seiner Literaturgeschichte richtig bemerkt, auch wieder in jener eigentümlichen Märchenstimmung, die an Schwinds Märchenromantik oder Ludwig Richters gutmütig-ironische Zeichnungen erinnert. Es sind moderne Gesellschaftsbilder, wenn sich nicht die alte Liebe soweit geltend macht, um wie in „Der bunte Schleier“ ein reines dramatisches Märchen zu schaffen. Das ernsteste und vielleicht auch in seiner Gesamtheit beste Stück „Das Stärkere“ zeigt den Einfluß Gerhart Hauptmanns unverkennbar. Es ist die große, grausame, weil immer wiederkehrende, Tragödie des Kampfes zwischen „Pflicht“ und Streben nach innerer Unabhängigkeit, ein Kampf, den Reuling nicht wie Hauptmann in „Einsame Menschen“ mit dem Untergang des Helden, sondern mit dem Siege der inneren, geistigen Freiheit schließt. Sein Johannes endet nicht durch Selbstmord, für ihn beginnt das Leben erst. Er erhebt sich über die Schranken seines Berufs hinüber zu den reinen Höhen geistigen Schaffens und Wirkens.

„Das Stärkere“ ist ein Tendenzstück, aber im besten Sinne des Wortes; Reulings andere Dramen gehören zur selben Kategorie. Wenn er im „Retter“ beschränkten Kastengeist lächerlich macht, oder in der Tragikomödie „Der Mann im Schatten“ auf jene Auswüchse in der Gesellschaft hinweist, die, ohne den geringsten Beruf dazu zu haben, glauben sich als Führer des Volkes aufspielen zu müssen, stets schimmert jener Grundfaden durch, den ich schon vorher angedeutet. Da ist es nun gerade wieder das starke satirische Talent Reulings, das ihm zustatten kommt. Hier, an all den Auswüchsen der menschlichen Gesellschaft kann er seinem Spott die Zügel schießen lassen. Ein kleines, aber charakteristisches Beispiel hierfür ist die einaktige Komödie „Der gute Bruder“, wo die Schwester des Herrn Regierungsassessor, erst mit allen nur erdenklichen Schikanen geärgert, zuletzt noch ihr Lebensglück opfern soll, weil „man“ doch nicht einen Gärtner in der Familie brauchen könne. — Einmal bricht dann Reulings Humor noch durch und schenkt uns in „Anno Dazumal“ ein prächtiges deutsches Lustspiel. In Frankfurt a. M. spielt es, zu einer Zeit, da man noch die Anschaffung einer Feuerspritze für überflüssig hielt, weil dadurch die Bürger nur zu unachtsam würden!

Eine starke, empfindliche Anklage auf so manche Zustände in dieser scheinheiligen Welt ist die Komödie „Die gerechte Welt“, wo gewissenlose Bankiers arme Leute um ihre letzten Pfennige bringen, die Schwester des einen im Unglück sitzen lassen, um mit dem erräuberten Geld sich fern vom Schauplatz ihrer Heldentaten anzusiedeln und ein Waisenhaus zu stiften. Es ist dies eine der besten Komödien Reulings, übertrieben vielleicht manchmal, aber doch nicht über jenes Maß der Übertreibung hinausgehend, das der Satire gestattet ist. Rein märchenhaft wird die Stimmung in „Der bunte Schleier“, einem Stücke, das trotz mancher wirklich poetischen Stelle, als Ganzes abgelehnt werden muß.

Uffm Ammet.

(Niederhessisch.)

Es war mâ recht heiß, so Mitte Ajust,
Daß der Schuster Becker nâh Fritzler [1]) gemußt.
He hatte bim Ammet was usferichten
Un sist au noch angere kleine Geschichten.
He es au richtig sin Weg gedappet
Un hat ver Hitze nur so gejappet.[2])
Bie he nu in de Amtsstowwe trott,
Dâ saſſen sechs Schriewer — wahrhaftig'en Gott!
Die Schriewer, die kunnten den Schuster net liedhen;
Sist daten se als [3]) mit emme sich strieten,
Doch sachen se bale, das Ding gung verkehrt,
Dann he hatte en Mulwerk, das gung wie geschmert.
So saſſen se dâ un schrewwen un schrewwen
Un sin, bie he kamb, au ganz stille geblewwen.
Ocker [4]) enner, der hat so bie sich gedacht:
Den wumme mâ dispen [5]), bann's iewest [6]) sich macht.
Der saite ganz frindlich: „Ei ei, das ist schön!
„Nun, Meister Becker, so lang nicht gesehn!
„Nun setzt Euch.“ Das war nu so'n finer Witz,
In der ganzen Stowwe fung sich ken Sitz.
Der Schuster gock au in jedhe Ecke
Un sach an den Wängen nuff bis ser Decke,
Daß die Schriewer binâh los sin geplatzet,
Dann sait'he un hat hinger'm Ohr sich gekratzet:
„Hie edh'es [7]) bie in miner Schiere grad;
„Ken Stohl gitt es nett, awer Flegel gitt's saat.“ [8])

[1]) Fritzlar, [2]) Atem schöpfen, [3]) dann und wann, [4]) nur, [5]) dämpfen, [6]) irgend, [7]) ist es, [8]) satt = genug.

Jugenheim a. d. Bergstr. **D. Saul.**

„Die Schwalbe singt im Dorf wie einst.“

Von Heinrich Naumann-Nanzhausen.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!
O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!“

Seit jenen Tagen, wo mein Lebensweg jenseits der Grenze der goldenen Jugendzeit angekommen, habe ich dieses Lied von Fr. Rückert gar manchmal gesungen und habe immer gemeint, es sei von dem begnadeten Sänger ganz apart für die hessischen Dorfbewohner gedichtet worden. Gott sei Dank, ich wohne noch „im Dorf wie einst“. Ums Kirchlein und die Linde kreiset die Schwalbe noch und zwitschert und lärmt noch unter meinem Dach. Alles „wie einst“. Und doch — „keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt dir zurück, wonach du weinst“. Und was ist's, das fehlet? Ach, da fehlen die alten, ehrwürdigen Gestalten, die ich einst geschaut, deren Sprache ich oft mit Entzücken gelauscht. Unter der Linde hat man sie hingetragen und den Abschiedsgruß hat die Gemeinde ihnen nachgesungen: „Nun, du Erlöster, schlaf in Ruh“. —

„Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang, die den Herbst und den Frühling bringt:
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang das jetzt noch klingt?“

Wohl sind sie nicht mehr, aber ich will meinem Sohne von ihnen erzählen, bis man auch meinen müden Leib über die Dorfstraße tragen wird, daß er seine Ruhe finde — dort wo die Väter schlafen.

Vor Hennrichs Haus lagerten mächtige Baustämme, alte, große Eichen aus dem Subachwalde. Wenn der alte Schullehrer Sonntags das „zweite Zeichen“ geläutet, dann kamen die Väter des Dorfes hier zusammen. Den mächtigen Dreimaster auf dem Kopfe, in dem dunkelblauen, langschößigen Kamisol, den kurzen Manchesterhosen, den hohen, weißen Strümpfen und den gelben Schnallenschuhen — so kamen sie die Dorfstraße herauf. Sie schritten langsam und bedächtig, legten das blaugestreifte Taschentuch auf die bestaubte Baumrinde und setzten sich darauf, einer neben den andern. Sie grüßten sich nicht „Mahlzeit“ und „'n Morgen“, sondern jeder der kam, sagte „guten Morgen“ und alle erwiderten: „großen Dank“.

Wie manch liebes Mal habe ich als Singschüler vor dieser Reihe alter, braver kurhessischer Bauern gestanden und ihren Unterhaltungen gelauscht, da hat sich auch manches freundliche, faltenreiche Gesicht mir tief in die Seele eingeprägt. Da war eine Ruhe, die man heute so selten auf einem Angesicht sieht. Da war auch die Unterhaltung anders wie heute. Von der Welt „da draußen“ wußten sie wenig zu sagen. Geographie und Landkarten hatten sie in der Schule nicht kennen gelernt. Die Mehrzahl war noch niemals in der Eisenbahn gefahren. Zeitschriften kamen nicht ins Dorf, außer dem Amtsblatt, das wöchentlich der Bürgermeister erhielt. Der Briefträger kam jede Woche einmal von der anderthalb Stunden entfernten Poststation. Zumeist hatte er einen leeren Ranzen, nur dann und wann ein Schreiben vom Amtmann oder einen Brief von „Eckerts-Husar“, der in Kassel bei „Kammis“ war. Auch einmal oder zweimal im Jahre kam ein Brief von „Steffels“ oder „Ernste“ aus Amerika. Diese Briefe waren wichtige Ereignisse, und wie dieselben im ganzen Dorf von Haus zu Hause gelesen wurden, so wurde auch ihr Inhalt auf den Baustämmen unter der Linde besprochen. Der alte Schreiner „Schelt“, der des Briefschreibens kundig, mußte fast sämtliche Briefe im Dorfe beantworten, und da auch nur wenige „Geschriebenes“ lesen konnten, war er auch der Vorleser. Mit gespannten Blicken lauschten dann die Väter. „Ich ergreife die Feder,“ so begann jeder Brief, „um Euch ein paar Zeilen zu schreiben. Wenn Euch mein Schreiben bei guter Gesundheit antrifft, wie es mich verlassen hat, dann soll es mich von Herzen freuen. Ich bin, Gott sei Dank, noch recht gesund, welches ich auch von Euch zu Gott hoffe.“ Und der Schluß lautete fast stets: „Das Papier geht zu Ende und ich will mein Schreiben schließen und lasse Euch alle vieltausendmal grüßen und hoffe zu Gott, daß wir uns gesund wiedersehen, denn wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden“. „Schelt“ las diese Briefe stets mit einer Art Kanzelton vor, und die Zuhörer waren immer tief gerührt.

Besonders interessant aber war es auf den Baustämmen, wenn im Laufe der Woche einer oder der andere der Väter in Marburg oder Gießen, oder gar auf dem Solmsscher Markt gewesen war. Von sämtlichen Leuten, die er unterwegs und auf dem Markte gesprochen hatte, wurde erzählt, denn alle waren „ausgeforscht“ worden. Auch von den großen Häusern und feinen Stadtleuten — mit den „guten Tagen“ — wurde verhandelt. Die Wirtschaft und das Bäckerhaus, sowie der Kaufmannsladen, wo man am „billigsten wegkam“, spielten stets eine Hauptrolle dabei. Ich selber hatte ja noch keine Eisenbahn und keine Stadt gesehen und war entzückt von den Erzählungen der Alten, die schon so weit in der

Welt gewesen. Am interessantesten von allen aber erzählte der „Hecks Petter“. Nicht nur in Kassel bei „Kammis“ hatte er vieles gesehen und kennen gelernt, sondern er war auch 1813 mit nach Frankreich gezogen. Vor Paris hatte ihm ein „Kerls“ mit einer Bärenmütze eine „Blessur“ beigebracht, wobei er das Gefühl gehabt, als ob ihm einer mit einem Dreschflegel in die Rippen schlüge. Die Kugel hat er lebenslang in seiner Hüfte hinkend mitgetragen. Um dieser Kugel willen habe ich den „Hecks Petter“ verehrt wie einen halben Heiligen. Um ihn gruppierte sich auch der größte Teil der Väter, zumal es in „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ wieder Krieg geben sollte (1864). Er wußte, wie es im Kriege zuging und wie „der Preuß“ und „der Östreicher“ „dem Dän“ heimleuchten würden wie Anno 13 „der Ruß“ „dem Franzos“. Dasselbe meinte auch der „Hambels Petter“, der Bürgermeister war und mit dem „Herrn Landreuter“ gesprochen hatte. „Hambels Petter“ war eigentlich der Klügste von allen, denn er wußte, nach welcher Himmelsrichtung „der Preuß“ und „der Dän“ wohnten und auch wieviel tausend Mann sie ins Feld stellten. Ich sehe ihn noch, den braven, patriotischen „Hambels Petter“, wie er den mächtigen Dreimaster zurückstülpte, die langen Haare aus der Stirne strich und dann siegesbewußt sagte: „Und das Pulver auf der Pfann' soll zeigen, was der Deutsche kann“. Dieses Wort habe ich nie vergessen, es war das erste, das ich von deutschem „Soldatenmut“ hörte. So redeten die Väter. Wenn aber der Schullehrer „zusammenläutete“, erhoben sich alle von dem harten Sitz, steckten das Taschentuch ein und schritten feierlich ernst zum alten Kirchlein. Hier auf den langen Bühnen standen sie und hielten die Hüte vors Gesicht und sprachen ein stilles Gebet. Ein ergreifendes Bild, diese Reihen, einer wie der andere gekleidet; Andacht, Ruhe und Würde sprach aus jedem Gesicht.

Auch am Sonntagnachmittag habe ich oft das Ballspielen auf dem Anger im Stich gelassen und bin unter die Linde geeilt. Da kamen sie wieder zusammen, diesmal aber in langen, weißleinenen Kitteln, den weißen Kniehosen und blauen Strümpfen und trugen auf dem Kopfe pelzverbrämte grüne Sammetmützen. Wie haben diese gleichmäßigen, weißen Gestalten mir Ehrfurcht und Achtung eingeflößt! Und was wurde da nicht alles besprochen. Da hatte einer bei dem Gutspächter vor der Stadt einen „Schaufelpflug“ gesehen. Der Schreiner „Schelt“ hatte von einem Licht gehört, das man „Lampe“ nennte, auf dem „Steinöl“ gebrannt würde, und das die Stube heller mache wie 10 „Samenfettlichter“ (eiserne Öllichter). Da wußte der „Hambels Petter“ zu erzählen von einer Maschine, auf der das Häcksel geschnitten würde, und würde „der Strohbank“ bald abgetan werden, desgleichen, wie ihm der Amtmann gesagt, wäre auch schon eine Maschine zum Dreschen erfunden. „Summa, Summa“, verwunderte sich der „Peters Petter“, „was wird das eigentlich noch werden, ich fürchte, daß bei diesen neuen Erfindungen der „Gottseibeiuns“ die Hand im Spiele hat.“ Viele stimmten dem „Peters Petter“ bei, denn er verstand auch was von der Welt und war mit im „Badischen“ gewesen (1848/49). Der „Hambels Petter“ aber meinte, da hat der „Böse“ nichts mit zu tun, die Welt schreitet fort, und wenn wir nach 50 Jahren nochmal wiederkämen, dann würden wir noch mehr Dinge sehen. So wurde über dies und jenes „diskuriert“, bis die Sonne am Giebel der Pfarrscheune angekommen, das war die Zeit „zum Füttern“ — denn Taschenuhren kannten die Väter nicht —, dann erhoben sie sich, und langsam und bedächtig schritten sie die Dorfstraße entlang den Höfen zu. Ich sehe noch die weißen, wallenden Gestalten — das Bild von einst.

Gott sei Dank, ich wohne noch im Dorfe. Vier Jahrzehnte sind seitdem dahin gerauscht. Das Kirchlein und die Linde stehen noch, und „die Schwalbe singt im Dorf wie einst“. Und doch, welch ein anderes Bild. Der „Herr Lehrer“ läßt läuten. Eilenden Schrittes kommen die Kirchgänger von heute. Der eine ein grünes Hütchen, der andere ein fahles, der dritte eine Art Mütze wie Anno 70 die französische Infanterie auf dem Kopf. Der eine im fahlen, der andere im braunen, grünen oder grauen Jackett; der eine in Steh-, der andere in Umlegekragen, von Papier oder Gummi fabriziert; der eine mit einem roten, der andere mit einem blauen Schlips, geziert mit einer Busennadel vom „wahren Jakob“. So kommen sie und haben's eilig, „'n Morgen“ schnarrt einer dem andern zu, die meisten aber grüßen garnicht. Und wie sie gekommen, so gehen sie auch. Unten am Dorf ist der Bahnhof, nachmittags fahren viele nach der Stadt, andere zur nächsten Station. Bei gutem Wetter aber — nimm dich in acht auf der Dorfstraße — zehn bis fünfzehn hintereinander — alle auf Rädern — so eilt sie durchs Leben, die Jugend von heut. Ach, welche Hast und Gier, welche Unruhe auf allen Gesichtern, Unruhe und Mannigfaltigkeit in der Kleidung, der Beschäftigung und der Unterhaltung.

Ich bin unter den Alten aufgewachsen, habe alle die tausend neuen Einrichtungen an Licht, Möbeln, Ofen und Herd, in Haus und Hof, dazu alle Maschinen in Stall und Scheunen auf Feld und Wiesen kommen sehen — und einführen helfen. Die Eisenbahn und Telegraph, die Post und das Telephon habe ich mit Freuden begrüßt, und daß ich täglich neue Zeitungen und Freundesgrüße aus der Ferne bekomme, ist mir nachgerade zum Bedürfnis geworden, wenn auch das Schnarren der Automobile und Klingeln der Zwei-

räder die ländliche Stille störend durchbrechen. Alle Achtung und allen Respekt habe ich vor den neuen Erfindungen, die uns viel Bequemlichkeiten gebracht, dadurch auch der Entbehrungen weniger geworden sind. Und doch hängt mein Herz noch mit alter Treue an den Bildern aus der Jugendzeit — und ich komme mir manchmal vor wie ein Fremdling in der teuren Heimat. Die stetigen Bilder der alten Tage wirken doch beruhigender auf das Herz als die sich überstürzenden Bilder der heutigen, schnelllebenden Generation. Aber auch die Jugend von heute wird alt. Meinem Sohne erzähle ich deshalb gerne aus den stillen Zeiten der Väter. Möchte er einst auch noch seine Freude haben an dem alten Hessendorf; wo auch über meinem Grabe „die Schwalbe noch singt wie einst“!

Aus Heimat und Fremde.

Hochschulnachricht. Der außerordentliche Professor Dr. Erich Jung zu Gießen ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität zu Greifswald ernannt worden.

Ausgrabungen. Zu Ende August und Anfang September fanden auf dem Öchsenberg bei Vacha durch Herrn Museumsdirektor Dr. Boehlau und Herrn General Eisentraut aus Kassel Ausgrabungen statt, welche die Überreste von Befestigungen ergaben, für deren Entstehungs- und Benutzungszeit die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt in Frage kommen. Die auf den Wällen unten an der Quelle am Südabhange des Berges vermuteten Pallisaden konnten jedoch nicht festgestellt werden. Bei den Ausgrabungen wurden hinter dem Ringwalle und in dessen Nähe eine Anzahl Topfscherben und Eisenreste gefunden, unter denen ein eiserner Ring, ein Stück von einem eisernen Gürtel und einem Hackmesser, sowie ein Spinnwirtel besonders zu nennen sind. Die gemachten Funde erinnern sehr an die von der Milseburg in der Rhön. Die Ausgrabungen sind am 4. und 5. September auf der „Hessen-Kuppe“ bei Dermbach mit ähnlichen Ergebnissen fortgesetzt worden und sollen auch noch auf alle in jener Gegend befindlichen Stein-Ringwälle ausgedehnt werden.

Todesfall. Am 27. August starb in Eschwege der Kreisarzt Medizinalrat Dr. Wilhelm Brill im Alter von 68 Jahren. In Bergen bei Hanau geboren, besuchte er das Gymnasium in Marburg und studierte alsdann auf dortiger Universität, wo er dem Korps Teutonia angehörte, und später in Berlin. Zu Anfang der 60er Jahre ließ er sich in Eschwege als praktischer Arzt nieder, 1883 wurde er zum Kreiswundarzt, 1899 zum Kreisphysikus, 1901 zum Kreisarzt und Medizinalrat ernannt, nachdem er den Titel Sanitätsrat bereits 1897 erhalten hatte. Der Dahingeschiedene war nicht nur als Arzt sehr erfolgreich tätig, auch als eifriger Naturfreund hat er sich bleibende Verdienste erworben, da er einer der Gründer des Werratalvereins und lange Zeit Vorsitzender des Zweigvereins Eschwege war. Eine menschenfreundliche und nobele Gesinnung bildete den Grundzug seines Charakters, Humor und Liebe zur Kunst zählten zu seinen geselligen Vorzügen.

Hessische Bücherschau.

Spezialidiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod (Oberhessen). Veranschaulichung des gesamten Sprachmaterials. Inauguraldissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde an der Universität Gießen, eingereicht von Gustav Schöner, evang. Pfarrer zu Eschenrod. VII und 113 S. Heidelberg (Karl Winters Universitätsbuchhandlung) 1903.

Vorliegende Dissertation, die ein Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten“ (1902, Heft 4—6, 1903, Heft 1—2) ist, will den vorhandenen Sprachschatz des Vogelsberger Dorfes Eschenrod zur Darstellung bringen. Sie ist das Resultat einer 5—6jährigen Sammlung, indem die Aufzeichnungen sofort, nachdem sie gehört, nie nach dem Gedächtnis, vorgenommen wurden, und zwar sowohl systematisch als auch gelegentlich. Damit ist nicht nur eine äußerst schätzenswerte Ergänzung zu Vilmars Idiotikon und Crecelius' Oberhessischem Wörterbuch, sondern auch zugleich eine wichtige Vorarbeit zu einer Laut- und Wortbildungslehre des Dialekts dieser Ortschaft entstanden, wie sie David in seiner Dissertation*) schon früher für die Krofdorfer Mundart für wünschenswert erachtet hat. Was ferner Philipp Lenz in der Vorrede seines „Vergleichenden Wörterbuches der neuhochdeutschen Sprache und des Handschuhsheimer Dialekts“ (Baden-Baden 1898) für alle Ortschaften, Deutschlands, Österreichs und der Schweiz fordert, um auf diese Weise das Riesenwerk eines Atlasses des deutschen Sprachschatzes zu ermöglichen, das ist in Hessen für Eschenrod durch vorliegende Arbeit und für Balhorn (Niederhessen) bereits früher durch D. Sauls „Beitrag zum hessischen Idiotikon“ (Marburg 1901) geschaffen worden. Weitere Arbeiten dieser Art existieren meines Wissens für Hessen noch nicht.**) Doch wäre eine möglichst große Anzahl solcher Spezialarbeiten für die genaue Festlegung unseres gesamthessischen Dialekts von unschätzbarem Werte. Auch die hessische Volkskunde würde dadurch eine nicht gering anzuschlagende Bereicherung ihres Materials erhalten und

*) Die Wortbildung in der Mundart von Krofdorf. Gieß. Diss. von Eduard David. Wien 1882. 34 S.

**) Für die Schwalmgegend ist eine solche seit längerer Zeit durch Schreiber dieser Zeilen in Angriff genommen.

daher dürfte die Begründung einer besonderen Abteilung für diese Zwecke in der Vereinigung für Volkskunde ernstlicher Erwägung zu unterziehen sein.

Das vorhandene Eschenroder Sprachgut wird an der Hand einschlägiger Hilfsmittel, namentlich von Schleffings „Deutschem Wortschatz“ fast erschöpfend behandelt und zwar nicht wie bei Vilmar und Crecelius alphabetisch, sondern nach bestimmten begrifflichen Rubriken wie „Tiere“, „Pflanzen“, „Ackerbau“ 2c. In der Rubrik „Tiere“, namentlich „Haustiere“, sind leider die kindersprachlichen Schöpfungen und sprichwörtlichen Redensarten, die sich an die einzelnen Bezeichnungen knüpfen, nicht genug berücksichtigt. Überhaupt hätte das kindersprachliche Element auch sonst, z. B. bei Bezeichnung von Spielzeug und Gerätschaften, Mahlzeiten und Kleidungsstücken, stärker hervortreten müssen, da gerade die Art des kindersprachlichen Benennens und Denkens im Dialekt interessante Aufschlüsse zu einer Grammatik und Psychologie der Kindersprache (einem bisher noch sehr brach liegenden, aber sehr wichtigen Gebiet) liefert. Angefügt ist dem Ganzen eine Eschenroder Namenkunde, enthaltend die Geschlechtsnamen des Dorfes. Interessant wäre auch eine Geschichte und Statistik der im Dorfe üblichen Vornamen mit Angabe der Momente gewesen, die bei den einzelnen Namen eingewirkt haben (adlige Patenschaft, Fürstenhaus 2c.). Aus der dem Ganzen beigefügten Statistik geht hervor, daß dem Eschenroder Dialekt etwas über 5500 Wörter und 285 Fremdwörter zu Gebote stehen.

Ein zweiter Teil dieser fleißigen Arbeit, auf den wir sehr gespannt sein dürfen, soll in der „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten“ (IV. Jahrg. 1903) erscheinen. W. S.

Holzamer, Wilhelm. Die Sturmfrau. Eine Seenovelle. Leipzig (Herman Seemann Nachf.). M. 2.—

Diese kurze Novelle zeigt wieder die ganze Eigenart und Feinheit des geschätzten Verfassers. Die innerliche Natur des Klas Janssen ist packend und anschaulich geschildert. Das Psychologische ist knapp, aber scharf und beredt, ohne Wichtigtuerei. Genau so charakteristisch ist die Sprache. Wahre, greifbare Menschen werden so durch die Wortkunst vor uns gestellt, seltene, in sich vollendete, eigenständige Seelen, denen zu begegnen man einen Feiertag des Lebens abwarten muß.

Eines aber muß gerügt werden: der Preis des Buches ist zu hoch. Jeder Buchhändler weiß, daß an solchen Preisen ein guter Absatz scheitert und alle Mühe vergebens ist, gute Bücher ins Volk, wenigstens erst einmal ins Lesepublikum bringen zu wollen.

Valentin Traudt.

Feddersen, F. A. Erzählungen eines Dorfpredigers. Bilder und Skizzen vom Lande. II. Band. Hanau (Clauß & Feddersen).

Verfasser genannten Buches besitzt einen findenden Blick für alles, was schön, traulich, poesievoll ist. Auch aus armen Verhältnissen geringer Leute weiß er kleine Lichtbilder zu lösen. Er verschmäht es, seine Gedanken mit glänzendem Wortschmucke zu umkleiden, die Schreibart des Verfassers ist schlicht und natürlich. Manches spielt in das Gebiet der Gleichnisse hinüber. Verfasser ist ein feiner Beobachter, der wohl von jedem Spaziergange einen wertvollen Eindruck mit heimnimmt. Aus seinen Erzählungen schaut uns ein klares Auge ruhig an: das Auge der Wahrheit.

R. H. B. (S. E.)

Zur Besprechung eingegangen:

Die Politik Kaiser Karls V. und Landgraf Philipps von Hessen vor Ausbruch des schmalkaldischen Krieges (Januar bis Juli 1546) von Dr. phil. Adolf Hasenclever. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1903.

Personalien.

Verliehen: dem Generalmajor z. D. Harnickell zu Kassel der Charakter als Generalleutnant; dem Hauptmann a. D. Freiherrn von Verschuer und dem Hauptmann d. Landw. a. D. Schlüter zu Kassel der Charakter als Major; dem Generalleutnant von Heeringen zu Kassel der Kronenorden 1. Kl.; dem Hauptmann von Buttlar zu Marburg der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Rechnungsrat Croll zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.

Ernannt: Archivrat Dr. Joseph Rübsam in Regensburg zum Vorstand des Fürstlich Thurn- und Taxisschen Zentralarchivs und der fürstlichen Hofbibliothek; Rechtsanwalt Leroi in Hanau zum Notar; Pfarrer Roth in Altmorschen zum zweiten Pfarrer an der Unterneustädter Gemeinde zu Kassel.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Krebs bei dem Landgericht in Hanau.

In den **Ruhestand** getreten: Wirklicher Rat und Archivar Dr. Cornelius Will in Regensburg

Versetzt: Postinspektor Lenz von Hanau nach Elberfeld und Postinspektor Riemenschneider von Harburg nach Hanau.

Geboren: ein Sohn: Lehrer Heinrich Schunk und Frau Alice, geb. Thilo (Kassel, 30. August); Fabrikant Karl Diemar und Frau Luise, geb. Kropf (Agathof, 30. August); Hauptmann Freiherr von Lepel und Freifrau von Lepel, geb. Gießler (Wiesbaden, 31. August); Landmesser Bünnecke und Frau Frieda, geb. Redecker (Treysa, 7. September); Hotelbesitzer Albert Mann und Frau, geb. Paulus (Kassel, 13. September); eine Tochter: Leopold Kornemann und Frau Else, geb. Berlit (Rinteln, 31. August); Bauunternehmer Gustav Becker und Frau Hedwig, geb. Kaiser (Kassel, 1. September); Dr. med. Hans von Both und Frau Paula, geb. Andreas (Kassel, 13. September).

Gestorben: Pianistin Marie Luise Bott (Branchport, N.-J., 24. August); verw. Frau Domänenpächter Anna Gerlach, geb. Ludolph, 50 Jahre alt (Marburg, 28. August); Bürgermeister Martin Gottfried Schade, 53 Jahre alt (Niederellenbach, 30. August); Regierungssekretär Wilhelm Reith, 50 Jahre alt (Kassel, 31. August); ehem. Magistratsmitglied Ferdinand Koch (Hanau, 31. August); prakt. Arzt Dr. Christian Altmannsperger (München, 31. August); Frau Oberstleutnant Gertrud von Breithaupt, geb. Elliesen (Löbnitz, 3. September); Fräulein Luise von Baumbach, 84 Jahre alt (Kassel, 4. September); Geh. Regierungsrat a. D. Grotefend, 71 Jahre alt (Marburg, 7. September); Rentmeister August Friedrichs, 44 Jahre alt (Kassel, 7. September); Kaufmann Heinrich Selzer, 44 Jahre alt (Kassel, 8. September); Generalmajor z. D. Reichsfreiherr Lothar von Fürstenberg-Eggeringhausen, 63 Jahre alt (Kassel, 8. September); Kreisarzt Dr. Adolf Klingelhöfer (St. Goar a. Rh., 13. September).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№. 19. XVII. Jahrgang. Kassel, 2. Oktober 1903.

Herbstgedanken.

Unter lila Herbstzeitlosen
Steht des Jahres letzte Schönheit,
Steht der Herbst — und hebt die Hände
Nach dem blassen Blau des Himmels,
Als wollt' er die Sonne halten,
Daß sie langsam, langsam sterbe.
. . . Und der letzte Mohn am Saume
Eines öden Stoppelfeldes
Blutet seine letzte Liebe
In den Schoß der treuen Erde,
Die den bunten Traum begräbt.
— — — — — — — — — — —
Oh! wie ist der Weg vom roten
Mohn bis zu der Herbstzeitlose
Ein so kurzer. Sieh! mein eignes
Leben steht selbst schon im Herbste,
In dem Bild der Lilablüte. —
Aus den wenigen roten Blumen
Mohns, die auch mein Herz noch schmücken,
Will ich mir den Trank des Traumes
Still bereiten, zu vergessen,
Wie mein Sommer rasch vergangen.

Doch die lila Herbstzeitlose
Werde mir ein Bild der letzten
Violetten Abendstunde,
Der ich all mein Leben schenke.

Oberklingen. **Karl Ernst Knodt.**

Warum?

Warum nur so trüb und traurig
Klingst du heut', mein trautes Lied,
Wie der Herbstwind still und schaurig
Durch die Gassen klagend zieht!
Haben kummervolle Stunden
Dir die Saiten angeschlagen,
War es Sehnsucht nach den Tagen,
Die im Glück dahin geschwunden?

Hast so freudig schon erklungen
Zu des Lenzes Blütenpracht,
Hast des Glückes Lust besungen
Und der Minne süße Macht;
Jauchztest seliges Verlangen
In der Jugend frohen Tagen,
Warum nun dies bange Zagen,
Wo der Sommer hingegangen?

Trübt dich wohl des Herbstes Zeichen,
Das das bange Auge sah?
Wenn die schwanken Halme bleichen,
Ist die Zeit der Ernte nah.
Und ein fröhliches Vollbringen
Soll das Werk des Lebens krönen,
Magst d'rum fröhlich auch ertönen
Zu des Schnitters Sensenklingen! —

Kassel. **Georg Mohr.**



Geldeswert und Geldbußen im 15. Jahrhundert.

Von Dr. L. Armbrust.

(Schluß.)

Die Arbeitslöhne waren geringer als man bei dem Preise der Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände erwarten sollte. Ein Ziegler, ein Zimmermann oder ein Bäcker verdiente 2 β den Tag, ein Maurergeselle $3^1/_2$ β, ein Mauermeister 6 β, ein Faßbinder 4 β. Der Hausschlachter erhielt 2 β für jedes Schwein, das er schlachtete. Allerlei Leistungen in natura kamen hinzu, sodaß niemand zu verhungern brauchte. Auf diese Weise kam man auch zu einem billigen Briefboten, der unsere Post ersetzen mußte. Man gab ihm das Essen im Herrenhofe und bewilligte außerdem einen Schilling für jede Meile, die er zurücklegte. In ein solches festes Dienstverhältnis trat der Bote aber erst seit 1471.*) Das Hausgesinde stand sich zwar insofern besser, daß es von jeher Wohnung und gesamte Beköstigung im Hause hatte, zum Teil auch Kleidung und statt der Schuhe eine besondere Entschädigung; dafür war dann aber der Lohn um so kärglicher. Eine Dienstmagd empfing jährlich 4 Pfund Pfenniglohn (= baren Geldes), 15 β für Schuhe, 2 β Mietegeld — soviel betrug das Mietegeld gewöhnlich –, 24 Ellen Tuchs und einen Schleier. Als Opfergeld, das unserm Weihnachtsgeschenke entsprach, wurden ihr wie dem übrigen Gesinde zwei Schillinge bewilligt. Der Kellermeister, der nicht bloß den Keller, sondern auch die Kornvorräte in der herrschaftlichen Scheuer („loube") zu verwalten hatte, bezog doppelt soviel Pfenniglohn und ebensoviel Schuhgeld wie ein Mädchen und sechs Ellen Leinentuchs; der Kuhhirt 6 Pfund Lohn, 16 β für Schuhe und einen Kittel. Der Koch stand dem Kellner etwa gleich.

Gegen Mitte der sechziger Jahre des 15. Jahrhunderts (etwa von 1463 an) trat eine Erhöhung der Preise und der Löhne ein, die zum Teil wohl mit der gleichzeitigen Änderung der Münzwährung in einem gewissen Zusammenhange stand. Im Laufe der Jahrzehnte steigerte sich der Geldwert dann wieder. Solche Schwankungen gab es also auch damals schon. –

Aber wie die wirtschaftlichen Verhältnisse immer beschaffen sein mochten, stets waren es ganz erhebliche Geldbußen, die der Schultheiß bei den kleineren Vergehen auferlegte. Er tat dies übrigens nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern es standen ihm, wie im Jahre 1470 mehrfach berichtet wird, außer dem Schreiber regelmäßig zwei, seltener drei Schöffen zur Seite, in einzelnen Fällen auch der gesamte Rat der Stadt Melsungen. Nur der Amtmann oder Vogt, damals Junker Bernd von Herzenrode, der ausnahmsweise bei unbedeutenderen Sachen zu Gerichte saß, glaubte, der übrigen Beisitzer entraten zu können und begnügte sich mit dem Schultheißen und dem Schreiber.

Es überrascht einigermaßen, daß die erdrückende Überzahl der Verurteilungen wegen wörtlicher und tätlicher Beleidigung erfolgte. Da haben wir den schlagendsten Beweis, daß es mit dem holden Frieden und der süßen Eintracht in der guten alten Zeit nicht aufs beste bestellt war. Selbst die Richter betrachteten das Schelten mit milderen Augen, denn sie pflegten in den vier Jahrzehnten bis 1498 dieses Vergehen meistens mit einem Pfunde zu ahnden. Ernster sahen sie aber die Sache an, wenn die Beleidigte eine Frau war. Dann hielten sie nur in wenigen Fällen ein Pfund für hinreichend, sondern erkannten auf eine Geldbuße von zwei bis vier Pfund. Das war schon der halbe Jahresverdienst eines Kellners oder eines Hirten!

Noch weit strenger verfuhren Schultheiß und Schöffen, wenn eine Persönlichkeit höheren Standes oder ein Beamter durch Schimpfworte gekränkt war. Ein Schäferknecht aus Körle, der sich mit dem Einsammler des Zehnten gezankt hatte, mußte das mit $4^1/_2$ Pfund büßen.*) Ein Melsunger Bürger hatte 6 Pfund zu entrichten, weil er dem Schultheißen Übeles nachgesagt hatte, während eine Beleidigung des Rentschreibers nur mit $1^1/_2$ Pfund bestraft wurde.**) Eine Frau aus

---

*) Vorher war es bei schlechtem Wetter oder bei Schneewehen oft schwer, einen Boten zu finden: 1440 Februar 21. Lumerode dem boden 9 beheimsche, der trug eynen briff keyn (= nach) Hune (wohl Burghaun) in dem groszen sny dominica Reminiscere, ye von eyner myle 3 β, wante (= denn) anders nymant ghen wulde; demselben $3^1/_2$ β, der trug die antwurte geyn Cassel widderumme.

*) . . . daz er sich hatte gezweyget myt dem zender (1493).

**) . . . daz her dem schultheissin myssesprochin hatte (1467). — 30 β von einem, der unzuchtige worte von mir (dem Rentschreiber) gehabt hatte (1467).

Ellenberg gebrauchte Scheltworte gegen den Abt von Breitenau; Buße: 2 Pfund. (1469.) Wahrhaft vernichtend wurde aber ein Guxhagener getroffen. Er hatte einem Herrn — anscheinend ebenfalls dem Breitenauer Abte — „an Leib und Ehre geredet". Man trieb von ihm 18 Pfund ein. (1491.) Das war ein Schlag, von dem er sich schwer wieder erholen konnte. In den gesamten Bußregistern dieser vierzig Jahre ist gegen eine einzelne Person niemals wieder eine so hohe Strafe erkannt.

Vielleicht verlohnt es sich der Mühe, noch auf einige Einzelheiten bei den Beleidigungsklagen einzugehen. Der Alkohol spielte zweifellos öfter dabei eine Rolle, wenn auch nur einmal (1467) erwähnt wird, daß der Zank im Bierhause stattfand. Bei Frauen wird in demselben Jahre Putz und Kleidung (ein Schleier!) als Streitgegenstand genannt. Zuweilen führt der Rentschreiber die Schimpfworte an, die den Anlaß zur Klage bildeten. Am beliebtesten war „Schalk", d. h. Knecht oder Mensch von knechtisch bösem, ungetreuem und schadenfrohem Wesen. Der Ausdruck, der jetzt seinen schlechten Sinn verloren hat, galt mit 1½—2 Pfund hinreichend gebüßt, einmal schon mit einem halben Pfunde. Schwerer wog der Zuruf „Dieb" (4, sogar 10 Pfund). Nur ein Mädchen, dessen Ehre durch Schimpfworte arg gekränkt war, kam mit 3 Pfund ab, obwohl es seinem Gegner „Schalk, Dieb, Verräter!" ins Gesicht geschleudert hatte. Dem weiblichen Geschlechte gegenüber war „Katze" eine häufigere Beleidigung, außerdem noch ein anderer Ausdruck, den kein ehrsames Frauenzimmer hören mag. Oft wird vom Schreiber bloß im allgemeinen von törichten oder unzüchtigen Worten gesprochen und eine Geldbuße von 2, 4, 6 oder 12 Pfund*) darauf gesetzt. Dabei läßt sich kein Unterschied in der Bestrafung feststellen, mochten die unzüchtigen Reden auch auf dem Rathause oder gegen eine Frau geführt sein.

Vielfach kamen Verleumdungen und falsche Beschuldigungen vor. Der Richter legte dann jedesmal Wert darauf, ob ein Beweis für die übele Nachrede oder die Anklage erbracht werden konnte. Mißlang der Beweis, so entging der Verleumder nicht seiner Strafe (3 Pfund, auch 1 oder 2 Pfund). Meistens war es Diebstahl oder Unterschlagung, deren jemand ohne Grund beschuldigt wurde. Manchmal handelte es sich um ganz geringfügige Kleinigkeiten, die man mit einem kleinen Bruchteile der Geldbuße hätte neu anschaffen können, wie die Hundekette eines Schäfers. Zuweilen mochte der Wert der entwendeten Sache größer sein: eine Frau sagte einem Mädchen nach, es hätte einen Griff in ihren Geldbeutel getan*); ein Bauer beschuldigte einen Dorfgenossen, sein Land abgeerntet zu haben; noch einer glaubte, von einem Widersacher um Weib und Nahrung betrogen zu sein. Böser erging es zwei Bauern, die behaupteten, von den Männern ihres Dorfes bei der Schatzung zu hoch gesetzt zu sein. Auch sie vermochten ihre Klage nicht zu beweisen und wurden zu 6 Pfund und zu 7 Pfund 4 β verurteilt. (1470.) Wer aber seinen Nächsten meineidig schalt, der hatte eine Strafe von 9 Pfund zu erwarten.

Mit dem Geiste der Zeit stimmte es überein, daß den schlimmen Worten häufig tätliche Beleidigungen folgten. So findet man denn in den Bußregistern außer „schelten" kein Zeitwort so häufig angewendet wie „hauen" und „schlagen". Die Gegner „mangelden also mit eyn" (1470), d. h. sie wurden miteinander handgemein. Die Strafen schwankten zwischen einem und vier Pfunden, wohl je nach Zahl und Heftigkeit der Prügel und nach dem Anlaß zum Streite. Mit 1½ Pfund wurde der Melsunger Happel bestraft für die Züchtigung eines Kirchhöfer Bauern, der über seine Wiese fuhr. Wenig mehr (16 boh.) bezahlte der Bürger, der eine Frau auf der freien Gasse geschlagen hatte. Ein Bürgerssohn, der sich mit einem „Studenten" in eine Schlägerei eingelassen, wurde zu 2 Pfund verurteilt. Um andere Einzelfälle zu übergehen, so mag hier noch die Bestrafung einer Mutter und deren Tochter erwähnt werden. Beide hatten sich an einer Nachbarsfrau vergriffen um der Birnen willen, die in den Garten der letzteren gefallen waren! Buße: 6 Pfund. Auch die Züchtigung fremder Kinder fiel unter Strafe (1 Pfund); man hielt es nicht immer für eine Erschwerung des Falles, wenn der Knabe blutig und blau geschlagen war.

Als Werkzeug zum Hauen benutzte man nicht allein Faust, Gerte und Knüppel, sondern auch gefährlichere Waffen. Dazu gehörte der Schäferstecken (Hirtenstab), noch mehr Messer und Schwert, Axt und Barte. Mehrfach lief der Täter seinem Gegner auf freier Straße mit einer Armbrust nach. Daß es bei allen diesen Angriffen um Leben und Tod ging, daß mindestens die Gesundheit des Menschen in dringende Gefahr

*) Die letztere hohe Geldstrafe wurde einem Malsfelder auferlegt. In Malsfeld gehörte dem Landgrafen nur der vierte Teil des Gerichtes, die andern drei Viertel besaßen die von Falkenberg und von Hebelde. Es war nichts Ungewöhnliches, daß den Untertanen dreier Herrschaften auch die dreifache Buße abverlangt wurde.

*) . . . sie were er ober irme budel gewest (1466).

geriet, erleidet kaum einen Zweifel. Aber die damaligen Richter rechneten Leben und Gesundheit nicht zu den höchsten Gütern. Darum erkannten sie nur auf verhältnismäßig geringe Strafen (1, 1½—3 Pfund), selbst wenn der Angegriffene wirklich verletzt war. Umsomehr fällt es auf, wie ernst sie in den meisten Fällen die Verunglimpfung durch Schimpfworte oder unerweisliche Behauptungen nahmen.

Schwer büßen (mit Geldstrafen bis zu 11 Pfund) mußten diejenigen, die das Gericht umgingen oder ein landgräfliches Gebot oder Urteil nicht achteten. Das gütliche Vertragen ohne Mitwirkung des Richters, das heutzutage so warm empfohlen wird, galt also in der Vorzeit als Vergehn. Hierbei wird der Wunsch, die Kasse zu füllen, den Schultheißen einzig und allein geleitet haben. Dagegen ist es wohl zu verstehn, wenn eine Frau in Strafe verfiel, weil sie die Eintreibung einer Forderung einem Fritzlarer Geistlichen übertragen hatte.*) Denn es mußte sorgsam vermieden werden, dem geistlichen Gerichte wieder weltliche Befugnisse einzuräumen. Auch darin ist dem Richter Recht zu geben, daß er Bannbruch streng ahndete und eine Kräutersucherin, die dem Anscheine nach die landgräflichen und städtischen Forstgesetze wiederholt übertrat, nicht frei ausgehn ließ.**)

Häufig ereignete es sich, daß jemand gepfändetes Fleisch oder einen andern Gegenstand, der von Gerichtswegen mit Beschlag belegt war, heimlich wieder an sich brachte. Man nannte das den Kummer brechen. Die Geldstrafe dafür betrug ein bis sechs Pfund.

Dem herrschaftlichen Zolle zu Melsungen suchten sich auswärtige Fuhrleute und Händler manchmal zu entziehen, zumal wenn das Dunkel der Nacht ihre Absicht begünstigte. Selbst Leute, die Gänse durch die Stadt trieben, machten unbegreiflicherweise einen derartigen Versuch. Aber selbst die flinksten Pferde hätten Mühe gehabt, straflos davon zu kommen; denn der Schultheiß ritt spornstreichs hinterdrein und „bekümmerte“ sie, belegte Fuhrwerk oder Waren mit Beschlag, bis Zoll und Strafe erlegt war. Die Buße schwankte zwischen 15 β und 3 Pfund 12 β; der Inhalt des Frachtwagens oder die Art des Viehes, das durchgeschmuggelt werden sollte, mochten das Urteil beeinflussen.

Eine Münzübertretung wurde nur mit wenigen (16) Schillingen geahndet*), Fischerei im landgräflichen Gewässer, die sich vier Röhrenfurter Knechte zu schulden kommen ließen, mit je einem Pfunde, Unterschlagung herrschaftlichen Gutes indessen erheblich höher (mit 8 Pfund). Milde erscheint die Bestrafung einer Diebin, die einer armen Frau die Butter genommen (2 Pfund), und eines Zieglers, der die Ziegelhütte aufgebrochen hatte (1 Pfund), noch viel mehr die Bestrafung eines Mannes, der die Vaterschaft abgeschworen hatte und später des Meineids überführt wurde (5 Pfund).

Befehlen und Verordnungen nicht nachzukommen, war ein gewagtes Ding. Ein Müller mußte das mit 5 Pfund 12 β büßen. Der landgräfliche Wildhüter zu Lobenhausen, der das Wild vernachlässigt hatte, wurde deswegen zu 2 Pfund verurteilt. In dieselbe oder eine geringere Strafe verfiel, wer seine Gänse oder Pferde auf fremder Wiese weiden ließ und wer die Brauordnung verletzte.

Die Verfolgung wegen groben Unfugs ist keine Erfindung der Neuzeit. Früher redete man vom „Freveln“ und trieb dafür eine Geldbuße ein (1, 2 Pfund, auch mehr). So hatte ein Bürger mit Knechten des Landgrafen vor dem Hause einer Frau gefrevelt, und die von Körle zu Albshausen; gerade wie heutzutage junge Burschen Sonntags nach einem Nachbardorfe ziehen und dort Unfug verüben. Wer aber vor alters die Ruhe auf der Gasse durch Hülfegeschrei (heyllal gesryge) störte, der wurde schärfer angefaßt (4½ Pfund, 1493). Auch durfte der Übermut nicht so weit gehn, daß man einem durch die Stadt schlendernden Bauersmanne eigenmächtig das Schwert aus den Händen nahm (4 Pfund, 1467) oder einen Schuldner auf freier Straße überfiel und am Leibe pfändete (1½ Pfund, 1470).

Zum Schlusse soll hier noch die Verurteilung wegen militärischer Vergehen berührt werden. Der Melsunger Bürger Heyntze Sune vermaß sich (1458) eine Kundschaft vom Feinde einzuziehen, kam aber unverrichteter Sache wieder; er büßte deshalb mit einem Pfunde. Weit übler fuhren die von Körle, die (1469) Halfter aus

*) 1 punt von Gelen Loubaches, daz sie ire sache myt Hartman Korsener von Rodinberg eyme zcu Frideslar geistlichen zcu fordernde gegebin hatte (1468). Vergl. Rommel, Gesch. v. Hessen, II, 334.

**) 10 punt von Frangkinberge, daz er myns gnedigen hern gebodt myt banne gebrochin hatte (1466). —

30 β (= 1½ Pfund) von der Crudern, daz sie myns gnedigen hern und der von Milsungin gebodt nicht gehaldin hatte (1467). —

2 punt von Krudern, daz sie myns hern und der stat gebodt nicht gehaldin hatte (1468). —

*) 16 β von zcwen mennern von Franckfordt, dy gabin 25 wysse pennige vor eynen gulden und brochen unses gnedigen hern geboit (1470). — Ein Gulden war damals 2 Pfund 8 β wert.

Göttingen geholt, aber nicht zur rechten Zeit nach Homberg geschafft hatten (10 Gulden = 20 Pfund). Von Homberg in Niederhessen aus leitete damals Landgraf Ludwig II. die Fehde gegen seinen Bruder Heinrich III.*) Einige Fälle belehren uns über die Kriegszucht dieser selben Zeit (1469). Männer, die die Fahne unerlaubterweise verließen und heimkehrten, wurden äußerst sanft angefaßt (½ bis 1 Pfund); schwerer büßten zwei Malsfelder, die während der Fehde zu Heinebach eine Kette geborgt und nicht zurückgebracht hatten (mit je einem Gulden = 2 Pfund 8 β). — —

Möchte dieser anspruchslose Umriß aus der hessischen Vergangenheit eine günstige Aufnahme finden!

*) Rommel, Geschichte von Hessen III, 37—42.

Zur Geschichte der Hugenotten- und Waldenser-Ansiedlungen in Hessen-Darmstadt.

Von Dr. phil. Bergér-Gießen.

(Fortsetzung.)

a. Die Siedlung Walldorf.

Die Siedlung Mörfelden-Gundhof, wie der Kolonistenort Walldorf ursprünglich hieß, erhielt ihre ersten Ansiedler durch die bei Arheiligen lagernden Flüchtlinge. Sie waren aus der Schweiz gekommen, blieben einige Zeit in Arheiligen und zogen dann im Juli 1699 nach Mörfelden. Die ersten Einträge im Walldörfer Kirchenbuche stammen aus den Jahren 1689, 1692, 1695 und 1698 und nehmen auf Schweizer Orte Bezug, wo die betreffenden kirchlichen Handlungen vollzogen wurden. Diese Einträge sind nachträglich bei Anlegung des Walldörfer Kirchenbuchs gemacht worden. Die zweite Seite des Kirchenbuchs nimmt Bezug auf Arheiligen. Da wird am 14. Juli 1699 eine Trauung erwähnt, die stattfand „a arheilghen dans le pays de Darmstadt“. Weiterhin berichtet der letzte Eintrag der zweiten Seite, daß „Jean Tron getauft wurde dans le dit Areilghen par monsieur jordan pasteur à Herrnbourg“ (Homburg?). Der erste Eintrag, der auf Mörfelden Bezug nimmt, datiert aus Ende Juli 1699 und betrifft die Taufe der Magdalenne Vial. Der Name Walldorf tritt erst 1717 auf; da wird erwähnt: „David Bergér fils naturel de David Bergér à fini sa cource le 30e May 1717 et enterré dans le cimitier de Valdorff.“ Schon der nächste Eintrag bringt die Schreibweise Walldorf.

Die Kolonisten von Mörfelden-Gundhof wohnten jahrelang in Baracken im Walde bei Mörfelden in der Nähe ihres künftigen Bestimmungsortes. Es wurden ihnen die Felder auf dem Weg und in der Richtung nach dem Gundhof, ferner die Ländereien des Gutshofs selbst, im ganzen 214 Morgen bebautes und 403 Morgen unbebautes Land überlassen. Der Gutshof Gundhof war noch bis zum Jahre 1708 an den Handelsmann Jost Johann Lindheimer zu Frankfurt a. M. verpachtet.

Der Gesandte Valkenier wünschte, daß den Waldensern der Gundhof als Erbleihgut für ewige Zeiten zugeschrieben werde. Darauf wurde nicht eingegangen, sodaß ein Teil der Waldenser wieder im Jahre 1701 abzieht und sich nach Württemberg wendet. 14 waldensische Familienhäupter erklären, den Hof weiter bebauen zu wollen. Sie ersuchen ferner am 29. Juni 1715 nach Ablauf der bewilligten 15 Freijahre um ein weiteres Freijahr, da gegenwärtig der Bau fester Häuser ihnen nicht verstatte, den Feldbau so sorgfältig, wie wünschenswert, zu betreiben. Ihrem Wunsche wird am 17. August 1715 stattgegeben. Der Häuserbau schritt nur langsam vorwärts, da die Bauenden von den ihnen stets feindlichen deutschen Nachbarbewohnern keine Unterstützung erwarten konnten. Neben dem Ackerbau wurde in dem Kolonistenort Walldorf Strumpfweberei getrieben, die sich auch lange erhalten hat; im Kirchenbuche begegnet man häufig der Bezeichnung: fabriquant de bas oder faiseur de bas. Daneben werden als Professionisten genannt: serrurier, cordonnier, journalier, charpentier, tailleur.

Die Gemeinde Walldorf zählt heute über 1200 Seelen und erfreut sich jetzt eines gewissen Wohlstandes. Viele Bewohner finden als Maurer und Zimmerleute reichlichen Verdienst in dem nahen Frankfurt, und auch die Ackerbauern kommen wirtschaftlich vorwärts. Rührigkeit und Sparsamkeit wird den Nachkommen jener Waldenser heute noch von den Bewohnern der Nachbarorte nachgerühmt.

b. Die Siedlung Rohrbach, Wembach, Hahn.

Die Gründung der Waldenseransiedlung Rohrbach, Wembach, Hahn fällt in den Herbst des Jahres 1699. Als am Anfang des Jahres 1699 die waldensischen Flüchtlinge im Darmstädter Land erschienen, denen durch die Verhandlungen am Hofe

seitens ihres Geistlichen Papon schon im Jahre 1698 die Aufnahme zugesichert war, wurde neben den Vorstehern der Ämter Darmstadt, Zwingenberg, Rüsselsheim und Kelsterbach auch der Verweser des Amtes Lichtenberg im Odenwald zum Bericht aufgefordert wegen etwaiger Überweisung von freien Ländereien an die neuen Kolonisten. Doch vorerst kamen diese Ämter nicht in Betracht; die welschen Zuzügler wurden nach Arheiligen und dem Gundhof bei Mörfelden dirigiert. Die Zahl der fremden Einwanderer mehrte sich von Monat zu Monat. Als im April 1699 eine größere Anzahl Flüchtlinge ankam, bestimmte man für sie die Umgegend von Rüsselsheim und Raunheim am Main als zukünftigen Ansiedlungsort. Wie schon vorher erwähnt, war den Fremden das Gebiet am Main wegen seiner offenen Lage nicht sicher genug; denn die jahrelangen Verfolgungen hatten sie mißtrauisch gemacht, und so wurden diese Orte im Herbste 1699 wieder aufgegeben. Die Waldenserkolonnen bewegen sich wieder nach Süden in die Nähe von Darmstadt und suchen vorläufig Unterschlupf in der vorhandenen Station Arheiligen. Jetzt wählte man die im Oberamte Lichtenberg befindlichen herrschaftlichen Güter Rohrbach, Wembach und Hahn, die im 30jährigen Kriege sehr gelitten hatten und durch schlechte Bewirtschaftung heruntergekommen waren. Nach diesen drei Höfen begaben sich bereits im September 1699 einige Waldenser. Die Verhandlungen wegen der dauernden Niederlassung bei den Höfen zogen sich bis zum März 1700 hin. Bei der Unsicherheit über die künftige Gestaltung der Verhältnisse fand ein beständiges Hin- und Herziehen statt, was zumal mitten im Winter die größten Verdrießlichkeiten und Leiden mit sich brachte. Am 16. März 1700 werden endlich die Rentmeister zu Dornberg, Rüsselsheim, Darmstadt und Lichtenberg aufgefordert, die Untertanen zu bewegen, den Waldensern aus der Gemeinde Pragelas bei der Fortbringung ihrer Habe behilflich zu sein. An demselben Tage erfolgte dann auch die Ausfertigung des „Reverskontrakts über die Höfe Rohrbach, Hahn und Wembach vor die Waldenser aus dem Thale Pragelas“. Der Kontrakt enthält 12 Artikel und gibt die Bedingungen an, unter denen die drei Höfe den Waldensern überlassen werden sollen.

Die Kolonisten von Rohrbach, Wembach und Hahn hatten anfangs einen schweren Stand. Mißernten und Hagelschlag erschwerten ihnen die Einhaltung der Pachtsumme, sodaß sie um Erlaß des Pachtzinses einkommen mußten. Auch wirkte der Gedanke drückend, daß ihnen die Ländereien nur als Erbleihe überlassen waren. Aber trotz der wenig günstigen Verhältnisse der Neubürger ließen sie den Mut nicht sinken. Ihr Bienenfleiß ermöglichte es, daß schon bis zum Jahre 1715 in Rohrbach 144 Morgen und 30 Ruten, in Wembach und Hahn 125 3/4 Morgen und 2 Ruten angerodet waren. Das angerodete Land wurde ihnen als Eigentum überlassen. Neben dem Ackerbau trieben die welschen Kolonisten fleißig die Strumpfweberei. Bald waren 90 Webstühle im Gange, die jährlich für 12—15000 Gulden Strümpfe ins Ausland lieferten. Die anfangs schwungvoll betriebene Strumpfweberei trat im Laufe der Zeit hinter dem Ackerbau zurück, sodaß jetzt nur noch im Winter vereinzelt die Webstühle gehen. Aus den ursprünglich armen Waldenserkolonien im Odenwalde sind heute durch die Rührigkeit der Bewohner wohlhabende Dorfschaften geworden.

4. Über Herkunft der Einwanderer.

Hugenotten und Waldenser werden oft unter dem gemeinsamen Namen „Franzosen“ zusammengefaßt, was sprachlich nicht zutrifft, da beide Abkömmlinge zweier sprachlich verschiedener Volksstämme sind. Die Hugenotten sind meistens Vertreter der langue d'oui. Die nach Hessen-Darmstadt von 1687—1699 gekommenen Waldenser sind aber nicht Vertreter eines einheitlichen Elements gewesen; unter ihnen finden wir ein buntes Gemisch aller möglichen romanischen Stämme: Delphinaten, Provençalen und Languedocier. Durch die verschiedenen Glaubensbedrückungen Ludwigs XIV. waren zahlreiche Südfranzosen nach den piemontesischen Tälern geflüchtet und hatten sich dort niedergelassen. Das hart an der Grenze gelegene Tal Pragelas, das zeitweise Frankreich gehörte, stellte wohl das größte Kontingent. Es sind unter der Bezeichnung „aus dem Tale Pragelas“ nicht nur Einheimische aus diesem Tale zu begreifen, sondern unter diesen nach Piemont geflüchteten „Pragelaten“ finden wir Bewohner aus verschiedenen Teilen Frankreichs, die ehedem das Tal Pragelas als Zufluchtsort aufsuchten und dann, als dieses auch keinen Schutz mehr gewährte, mit den Einheimischen über die Grenze nach Piemont flüchteten. So läßt sich also aus der Bezeichnung „aus dem Tale Pragelas“ noch kein bestimmter Schluß auf die Herkunft ziehen, da diese Benennung nur eine bestimmte Gruppe zum Unterschiede von den eigentlichen Piemontesen bezeichnen will. In den Ankömmlingen sind unmöglich Bewohner einer bestimmten Gegend zu erkennen, sondern Flüchtlinge verschiedener Art, die sich oft erst unterwegs einander angeschlossen haben. Sehr oft mag sich auch die

eigentliche Herkunft verwischt haben, namentlich bei den zahlreichen elternlosen Kindern. Die Einwanderer sprachen einen Volksdialekt (patois), der auch wieder in den einzelnen Kolonien verschieden war, ja oft in der einzelnen Gemeinde selbst.

Die gemeinsame Kultussprache war die französische Schriftsprache, die durch Unterricht erst besonders gepflegt werden mußte. Von dem Berufe der einzelnen Einwanderer könnte man wohl auf die Herkunft schließen. Die Vertreter des Gewerbes waren wohl aus kultivierteren Gegenden Frankreichs, während wohl die Ackerbauer in den Alpentälern zu Hause waren, mithin als Talleute im eigentlichen Sinne aufzufassen wären. Man könnte wohl auch aus der Tatsache, daß vielen Ansiedlern das Bestellen des Ackers recht sauer wurde und eine ungewohnte Arbeit war, schließen, daß die Einwanderer von Haus aus meistens Gewerbetreibende gewesen seien. Der Ackerbau war im rauhen Pragelas gering und zurückgeblieben, Strumpfwirker und Weber aber stammten aus dem Pragelas in großer Zahl. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß viele durch jahrelange Verfolgungen, durch das beständige Hin- und Herziehen, ohne festen Wohnsitz zu finden, einen eigentlichen Beruf garnicht ausüben konnten. Die Hugenotten stellten jedenfalls das gebildetere Element, wie dies durch ihre Ansiedlung unter dem Großen Kurfürsten für die Landeskultur in Brandenburg-Preußen nachgewiesen ist. Bei der Niederlassung ist nicht immer die genaue Herkunft angegeben oder nicht immer verzeichnet worden, sodaß sich nur Schlüsse aus gleichen Namen in anderen Kolonien, bei denen die Herkunft feststeht, ziehen lassen.

(Schluß folgt.)

Erlebnisse eines lustigen Bruders in Kassel im Jahre 1803.

Mitgeteilt von W. Bennecke.

In den Juli- und Augustheften des von F. J. Bertuch und G. M. Kraus in Weimar herausgegebenen „Journals des Luxus und der Moden“ vom Jahre 1803 befindet sich eine „Die Churfete in Kassel“ überschriebene Schilderung, die sowohl durch ihren flotten Ton wie durch ihren Inhalt noch heute das Interesse der Leser erregen dürfte. Sie stammt angeblich „aus den Papieren eines Bettlers“, ist aber in Wirklichkeit von einem durchtriebenen Spaßvogel verfaßt, der seinem Übermut so recht die Zügel schießen lassen will. In den „Selbstgeständnissen zur Einleitung“ schreibt der lustige Friedrich über sich selbst u. a. wie folgt:

„Ich sollte studieren, ging nach Halle und lernte vortrefflich — schwimmen. Man sandte mich nach Göttingen. Da machte ich den feinen Herrn und — Schulden. Ich exilierte mich, um die überfeinen Sitten wieder etwas auszugleichen, nach Marburg. Dort ist eine treffliche Schule, um die hohe Politur aus ihrem Nimbus zu reißen, und man lernt ganz bequem gewisse freie Künste in größter Vollkommenheit, besonders da unsere Obern mit dem Beispiele vorgingen. Ich war stets in solchen Fächern ein gelehriger Kopf. Jetzt wollten die alten Brummbärte klagen, mein Vater sendete kein Geld mehr, die Kreditoren drückten mich; da hing ich mich aus Verzweiflung — an das Schicksal einer artigen Dame, die Güter im deutschen Frankreich besaß. Unter dem Vorwande, Hofmeister bei ihrem Söhnchen zu sein, wurde sie meine Meisterin. Allein sie war so eifersüchtigen Humors, daß ich kaum die Magdalena der chalkographischen Gesellschaft, die meinem Platze gegenüber im Speisezimmer hing, noch weniger das schöne Fräulein Cäcilie, ihre Nichte, mit zärtlichen Augen anblicken durfte. Ja, eines Tages fand ich sogar dies liebe Magdalenakind mit einer Nebelkappe, unter dem Vorwande, die Fliegen möchten ihr ein Leids zufügen, bedeckt. Seit der Zeit schwur ich im Herzen, mir bald die Freiheit wieder zu schaffen. Ich las gerade einige Schriften über das Bettelwesen in England und die Geniestreiche jener lustigen Menschenrasse. Wenn jemals eine Republik existieren kann, sagt' ich mir, so muß ihr Ideal am leichtesten unter ihnen zu realisieren sein. Durch den Erwerb meiner, ich kann nicht sagen trefflichen, Erziehungskunst besaß ich wieder Geld, die Garderobe war in sehr gutem Stande, denn die Frau Gräfin sah gern elegante Leute, war daher freigebig, und ohne Ruhm zu melden bin ich noch zur Zeit ein hübscher Junge. Da brütete ich mir ein Plänchen aus, zu dessen Ausführung alsobald Hand angelegt ward.“

Er bringt seine Habseligkeiten mit Hinterlassung alles dessen, was er nicht ehrlich verdient glaubte, glücklich aus dem Hause und mit Hülfe eines Freundes weiter, verschafft sich eine alte Pudelmütze, einen Stützelfuß mit der Krücke, verfertigt sich selbst einen Rock zu dieser Maskerade, der in mannigfaltigen Figuren die Farben des Regenbogens spiegelt, sowie ein mächtiges Pflaster, das ja bei einer solchen Verkleidung stets die besten Dienste leistet. Nach all diesen Vorbereitungen aber nimmt

er, als seine Herrschaft eines Tages über Land gefahren ist, französischen Abschied, um „mit seinem Buckel und dem falschen Handfaßel auf Hessen-Kassel zu reisen“, wo demnächst die „Kurfete“ abgehalten werden sollte. Bald spielt er den feinen Herrn und reitet, bald wirft er sich in sein Bettlerkleid, mit der Vorsicht, jedesmal die Hülle nach den Umständen zu modeln. In der Wetterau vernimmt er an der Table d'hôte, der Erbprinz von Hessen werde in vier Tagen aufbrechen, um der Festlichkeit in Kassel beizuwohnen, „so mußte auch ich mich kurz fassen. Doch zuvor hatte ich noch einen Spaß in petto, der mir das Herz wie einen Hammer bewegte.“

In dem Abschnitt „Das Vaterhaus“ erzählt der lustige Friedrich nicht ohne Rührung, wie er als Bettler seine Angehörigen — sein Vater ist hessischer Landpfarrer — besucht, ein Nachtlager erhält und sich erst am andern Morgen, als er weiter ziehen muß, zu erkennen gibt.

Um sich vor dem Tadel der Leser zu schützen, die dem „tollen Friedrich“, wie er sich selbst nennt, vorwerfen könnten, daß er an einem Tag in Kassel mehr verschwende, als seine Angehörigen in langen Monaten herbeizuschaffen vermögen, macht er geltend, daß er sich für diesen ziemlich wohlfeilen Preis die Unsterblichkeit erkaufen wolle und sucht dies mit mathematischer Genauigkeit und einiger Sehergabe zu beweisen.

„Im Jahre 3803,“ sagt er, „wenn die Natur aus unsern sämtlichen Knochen und Säften bessere und schlechtere Kirschen auf den Gottesäckern gen Süden und Norden, wo uns das Schicksal hinschleudert, hervorgebracht haben wird, fällt es einem Professor einer kaiserlich preußischen Universität ein, seinem allmächtigen Herrn ein Kompliment zu machen, indem er die Geschichte des erlauchten hessischen Kurhauses, sowie aller neu akquirierten Länder schreibt, um sich so den Titel des großen Historiographen des halben Deutschlands, nämlich der nördlichen Hälfte, zu erwerben. Er durchwühlt alle Archive, schlägt alle mögliche Bücher nach, die Materialien liefern, und findet einen großen Schatz von Beiträgen in den berühmtesten Modejournalen und Zeitungen unserer Zeit. Da heißt es dann in seinem Werke (wenn nur der Mann einige Gerechtigkeit hat): ‚Damals, als in Hessen Wilhelm IX. zum Kurfürsten anerkannt wurde, und seitdem Wilhelm I. genannt ist, wohnte ein Studiosus, der sich selbst den tollen Friedrich nannte, den Festlichkeiten bei, und hat als Augenzeuge eine wahrhafte und gesalzene Beschreibung davon geliefert, die er, wie er selbst sagt, in ein hochgelbes Buch abdrucken ließ, das zum Zeitvertreib der Weiber damaliger Zeit alle Monat ausgeteilt und in der berühmten Stadt herauskam, die einige Autores am Ilissus, andere an die Ilm setzen, in deren Trümmer man kürzlich mehrere Antiken ausgegraben hat. Da jenes genannte gelbe Buch nur noch durch ein Exemplar existiert, welches, seit die große Nationalbibliothek verbrannte, die aus Patriotismus auf dem Gipfel des Brocken zum eigentlichen Zweck, alle jemals in Deutschland herausgekommenen Journale zu sammeln, angelegt wurde, in die Bettenhäuser Staatsbibliothek niedergelegt ward, so drucken wir hier den Artikel jenes tollen Friedrich ab, damit man die große Verschiedenheit der damaligen Sitten, die deutlich zeigen, welch ein gigantisches Menschengeschlecht unsere Vorfahren gewesen sein müssen, beobachten kann.‘ Und so wird mein Name auf die Nachkommenschaft gebracht.“ *)

In Kassel nimmt der „tolle Friedrich“ zwei Quartiere, das eine als Bettler im „Roten Mantel“ in der Vorstadt, die nach Leipzig führt und die „neuen Häuser“ genannt wird (der heutige Siechenhof), das andere als Gentleman im „Hessischen Hof“ (Ecke der Mittelgasse und Hohenthorstraße) bei Herrn Rivière. Über die kurhessische Residenz läßt er sich im allgemeinen recht charakteristisch aus.

„Es gibt nichts Anziehenderes als die Lage von Kassel; alles ist romantisch. Der Reichtum so vieler Spaziergänge, wo man allenthalben die Natur wie die Kunst ungekränkt erblickt, stimmt das Gemüt in eine idealische Welt, deren Vorstellung hier sicher einen merklichen Einfluß auf den freien Menschen haben muß Ja, hier müssen viel Dichter, viel Enthusiasten, viel Genies, viel Maler wohnen, hier müssen viel schöne Produkte zum Vorschein kommen, viel Geniestreiche begangen und Liebesgeschichten die Fülle angesponnen werden! Denn wer könnte das alles sehen, sich den Eindrücken überlassen, ohne sich nicht durch die korrespondierenden Sinne zu äußern? Antwort — falsch geurteilt. Die Kasselaner haben mehr zu tun, sie sind vernünftig und klug, die Frauenzimmer — bescheiden, und selten kommt man aus dem bekannten Takt. . . .

An einem Abend ging ich ins Schauspiel. Die Schauspielerin Leibnitz spielte mit viel Seele; es fehlt ihr an Schönheit, ihre Stimme ist im Sprechen zu singend, aber bei all diesen Mängeln hat ihr seelenvolles Spiel einen unwiderstehlichen Reiz, sie zieht alle Herzen an sich durch die natürliche Liebenswürdigkeit, die selbst allen Anschein des Gekünstelten verwischt. Es schien mir, als spielte sie die Rolle in den ersten Akten zu ernsthaft; Munterkeit hebt sie außerordentlich.“

---

*) Wir hoffen dem tollen Friedrich nicht zu nahe zu treten, wenn wir seine lustige Erzählung hier schon an das Licht einer bedeutend früheren Gegenwart ziehen.
D. Red.

Der zur Einweihung der Kurwürde bestimmte „festliche Tag“ war, wie unsere Leser wissen, der Sonntag Rogate, der 15. Mai 1803.

„Aufgeputzt standen die Häuser, die Straßen mit Sand befahren, die Fenster, wo der Zug vorbeigehen sollte, waren zu einem halben Laubtaler vermietet, kein Mietwagen mehr zu haben, und die Palais alle mit Gerüsten verbrämt. Ein gedrucktes Reglement alles dessen, was hier vorfallen sollte, kostete zwei Groschen, und in den letzten Tagen hörte man durchaus nur von zwei Gegenständen reden: der eine war die Modekrankheit, Grippe genannt, welche gleich den frivolen Waren aus Paris gen Deutschland gefördert, so viele Menschen unerwartet grippierte.*) Es stehe hier die Silhouette dieses Unwesens: Üblichkeit, Mangel an Appetit, schmerzhaftes Kopfweh im Hinterkopf, endlich erbärmliche Mattigkeit, sehr langsames Genesen und tödliches Ende bei hinzutretender Verkältung. Dies waren die Kennzeichen der Grippe, von der fast kein Haus befreit blieb, weil sie, wie man glaubte, unter gewissen Umständen ansteckend sei. Die Boutiken der Modegöttin standen leer, denn die ihr sonst geweihten hülfreichen Hände lagen selbst darnieder oder bereiteten Arznei für die Angehörigen. In den Wirtshäusern lagen so manche Kranke, die aus entlegenen Provinzen hergeeilt waren, um dem Feste durch irgend eine pflichtmäßige Repräsentation beizuwohnen; ja, am Sonnabend sagte man sich sogar in der Stadt, die Herrschaft sei nun auch von der Grippe befallen. Der andere Gegenstand, womit sich Gesunde und Kranke unterhielten, waren lustige Anekdoten über die nahe Illumination der Stadt, die Emblemen komischer Art und die frommen Wünsche an den Wettergott, um dieses alles in Schutz zu nehmen. Denn ärger als der launigste April schlich kalt und naß ein trüber Mai einher.“

*) Grippieren heißt wegkapern, auf honnette Weise stehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Liebesklänge.

An die Entfernte.

Eile, Grüßlein, über Klüfte,
Eile durch die blauen Lüfte
Dorthin, wo viel Blumen winken,
Wo zwei schöne Sterne blinken —

Dort, mein Grüßlein, kehre ein,
Grüß' die Herzgeliebte mein,
Eile dann zu mir zurück,
Zu beschreiben Liebchens Glück!

Ad astra.

Auf zu den Sternen
Hebt sich der Blick,
Himmlischer Äther
Haucht ihn zurück.

Ird'sche Gefilde
Nehmen ihn auf,
Sternengefunkel
Lenkt ihn hinauf!

Wahre Liebe.

Tust Du Dein Haupt zur Ruhe legen,
Wenn Abendluft Dich süß umweht,
Dann schwebt hernieder Gottes Segen,
Den ich so oft für Dich erfleht.

Und weckt Dich früh der Sonne Kuß
Mit ihrem allerersten Strahl,
So ist's von mir ein Morgengruß,
Der sich zu Dir ins Stübchen stahl.

Intermezzo.

Ich zupft' der Blättchen viele
Er liebt mich ... liebt mich nicht ...,
Indes das letzt' am Stiele
Von Lieb' mit nichten spricht.

Was frommt das Blatt-Entfernen
Von tausend Sternblümlein?
In seinen Augensternen
Les' ich: „Auf ewig Dein!“

Dem fernen Lieb.

Ich trag' in meines Herzens Grund
Ein Bildnis lieb und mild;
Ich küsse sanft den Rosenmund
Auf diesem Engelsbild.

Das Bild hat mir schon oft versüßt
Mein leiderfülltes Sein —
Und hab' ich es genug geküßt,
Schließt's Herz es wieder ein!

Frankfurt a. M. **George Münz.**

Husarens Fritz.

Dorfskizze aus der Diemelgegend von H. Bertelmann.

I.

Es war ein sonniger Mittag im Februar. Der Winter schied, ohne besonders streng gewesen zu sein. Aber viel Regen ging nieder. Heute stritt sich die liebe Sonne wieder mit dicken Schauern herum; doch je heftiger die Güsse, desto goldiger das Gestrahle.

Eben fuhr auf der Bahnstation G. der Zug ein. — Nun stand sie da mit ihrem Jungen im Arm, die arme Anne. — Sie war die Einzige, die ausgestiegen. Als ihr das zum Bewußtsein kam, zog sie das große Tuch fester um ihre liebe Last. Ein kurzer Blick auf den schlafenden Säugling — ein schmerzliches Lächeln — dann schritt sie fürbaß.

Nicht weit hinter dem Stationsgebäude führte die Straße über ein Wasser. Durch die Regenmassen war der Bach mächtig angeschwollen. Gelb wälzten sich die Wogen dahin. Wer sah es ihnen an, was sie in gurgelnden Wirbeln mit sich führten!

Unwillkürlich tastete Annes Hand nach dem eisernen Geländer. Nachdenklich schaute sie hinab. Wie war sie erschrocken über die Fülle der Fluten; das war ein Brausen und Sausen!

Sie dachte an das stille, klare Bächlein, das sonst hier durch blumigen Wiesengrund murmelte.

Ihr war, als gleiche ihr Leben jetzt diesem schmutzigen Strome. Wohin waren die Tage, da ihr Herz klar war bis auf den Grund! — Ja — wie war es nur möglich gewesen, daß sie all das Elend über sich heraufbeschworen, daß sie den falschen Versprechungen ihres Verführers Glauben geschenkt und die wohlgemeinten Warnungen eines treuen Burschen in den Wind geschlagen? Wenn sie jetzt ins Dorf trat, würden nicht alle mit Fingern auf sie zeigen? — Ihrem Kinde würde zeitlebens die Schande ankleben und das traurige Los erblühen, vaterlos durchs Leben zu gehen. —

Ach, was hatte sie nicht schon alles erleiden müssen! Wie ein rettender Engel war ihr jene Wärterin dort in der Anstalt der Universitätsstadt erschienen, die sie mit ihrem Kinde zur Bahn geleitete. Wie elend war ihr auf dem Wege gewesen! — Aber nur fort — fort! Dieser Gedanke gab ihr Kraft, sich aufzuraffen.

In der Bahn hatte sie dann vor Mattigkeit nach einer Stütze gegriffen. Eine freundliche Frau bot ihr den Schließkorb zum Sitzen. Dankbar war sie niedergesunken, kaum noch ihrer Sinne mächtig. Das Rädergerassel vermochte nicht, ihren Schmerz einzuschläfern. — Bald wurde die Tür aufgerissen — nun stand sie hier.

Wohin wollte sie eigentlich? — Sie griff sich an die Stirn. — Es stieg so heiß in ihr auf. — Sollte sie es wagen — dieses schimpfliche Dasein — ? Da unten brauste es so kühl. — In einem Augenblick wäre sie ledig aller Pein. — Und ihr liebes Kind bliebe vor so mancher Enttäuschung bewahrt.

Willenlos lehnte sie am Geländer. Der Kleine erwachte in bitterem Weinen. — War es Zustimmung? — Sie glaubte es.

Da legte sich eine rauhe Hand auf ihre Schulter. Erschrocken wandte sie sich. Der alte Röser stand vor ihr. „Ik hawe jümmer 'ne gode Nase", rief er lachend. „'n Dag auk, Anne, Gott si Dank, dat du widder da bis'. — Mäken, du gleiwest[1] gar ni, wie wi oll na di jamert hat! — Un dat lewe Wörmeken[2])! Lat mik dat doch mal sehn! — — — — Süh, süh — is' doch 'n Engelken! — Und wat för 'ne Stimme schon! Ach Gott, Mäken!"

Dabei legte der Alte die Hand auf Annes Schulter. Die stand in Tränen.

„Dat helpet[3]) nu olles niks! We A säget, mot au B sägen. Kumm herr, Mäken!"

Anne sah getrost zu dem Alten auf. Die vertraute Stimme! Dieser erste Gruß aus der Heimat! Wie klang das nach den überstandenen schweren Tagen unter den wildfremden Menschen so lieblich! — Lebenslust rieselte auf einmal wieder durch ihre Adern.

Ja, leben wollte sie noch, leben mußte sie noch — das fühlte sie, die im Augenblick nicht fähig war, nur ein Wort zu sagen. Trug sie nicht ein junges Leben in ihren Armen?

„Wolle Ji[4]) mik denn langen[5])?"

„Je jewiß, wat kast[6]) du nau fragen!"

Wieder schluchzte Anne laut und suchte den kleinen Schreier zu beruhigen.

Der alte Röser nahm Anne das Päckchen ab. So wanderten sie nebeneinander her.

„Kumm hieherr, hie geit[7]) et sik got!"

Die Sonne trat eben hinter dem Wolkenvorhang hervor und lachte mit strahlendem Gesicht die beiden an.

„Nu lat doch dat Hulwern[8])! — Sühst du ni, wie got et use Herrgott mit di ment! Lett he ni de lewe Sunne so hübsch schienen un het doch den ganzen Morgen 'eregent. G'schüht doch bloß ümme dik un den Saracker da!"

Über Annes Gesicht fuhr ein Lächeln.

„Wat maket denn mien Modder?"

„Wat sall se maken? De sittet wie upp heten Kollen[9]) und tittert[10]) am ganzen Liewe, eh se den Prinzen sehn het."

[1]) glaubst, [2]) das liebe Würmchen, [3]) hilft, [4]) Ihr, [5]) abholen, [6]) kannst, [7]) geht, [8]) Schluchzen, [9]) heißen Kohlen, [10]) zittert.

Anne tat einen tiefen Seufzer. — —

Eine Weile gingen sie schweigend hintereinander.

„Am Sunndage war auk Hochtiet.[1])“

„Wo denn?“

„Frag lange — dat ka'st du doch rappen.[2])“

Annes Gesicht rötete sich wie im Zorn.

„Hochtiet in 'n Fasten bringet Leid un Lasten. In den Kranz de Reggen bringet se üme den Seggen. — Wie se bim Abendetten sittet, ritt sik dem Fritz sin Handgul, dat brune Fanny, laus un schleit dem twejährigen Füllen dat Been dörr. De Schinger[3]) het et glik 'elanget. Dat hett me 'n schönen Anfang, ni, Mäken!“

„Ik will 'me niks Beises wünschen; äwer —“

„Paß Du nur up — et durt gar ni lange, denn erliwe wie nau wat. — Dat kann kin got Enge[4]) mit dem nommen. — Wie se säget, sall de junge Fruge[5]) hellesch rieke sin, äwer dat beste feilt ehr, se is' ni recht gesund.“

„Denn ka' me dat Wiewesmensche[6]) nur beduren.“

Da standen sie schon am Eingang des Dorfes. Anne nahm den Kleinen auf den anderen Arm. Der schlug keck die Augen auf, als wollte er Umschau halten.

Freudestrahlend sah ihn der alte Röser.

„Kuck nur ener an! — De wet, dat he na Heme kömmet.“

Zur Linken bog ein Pfad durch Wiesen und Hecken, der führte ins Hirtenhaus.

II.

Sieben Jahre schon hauste der alte Röser im Hirtenhause zu O. Weit um sich kommen konnte er nicht mehr, denn er hatte ein Stelzbein. Die Bauern mußten ihm der Reihe nach das Essen bringen. Mit Anfertigung und Ausbesserung von Körben und Wannen verdiente er noch einen Groschen, wofür er sich manchmal ein „Kennchen“ leistete.

Wie hatte er sich gefreut, als vor drei Jahren die Witwe Renke mit ihrer Anne Einzug im Hirtenhaus hielt. Nun bekam er in seinen alten Tagen noch Gesellschaft und gar eine Frau ins Haus. Die Frau allerdings kam schweren Herzens. Sie hatte ihr eigen Häuschen nach dem Tode ihres Mannes, der ein Trinker gewesen, dem Juden überlassen müssen. Noch nicht die Ziege war ihr geblieben.

Anne war damals in den Dienst bei dem „Husaren“ getreten. So hieß der Besitzer des stattlichsten Bauernhofes im Dorfe, weil er bei den Husaren in Kassel gedient und bei der Arbeit noch immer die Soldatenmütze trug.

Seine Mutter war ihm im letzten Herbst gestorben. Die Leute erzählten, sie habe sich über

[1]) Hochzeit, [2]) greifen, [3]) Wasenmeister, [4]) Ende, [5]) Frau, [6]) Frau.

ihren Jungen zu Tode geärgert. Vor kurzem hatte er sich eine Frau ins Haus genommen, die stammte aus dem Nachbardorfe.

Die Mutter des Husaren hatte immer ein großes Stück auf Anne gehalten. Da war sie eines Tages nach Hause gekommen. Und das war ihrer Mutter eine großer Schmerz gewesen. Der alte Röser hatte den Kopf geschüttelt. Die Betrübnis und die Sorge saßen nun hinter den Fensterscheiben des Hirtenhauses als Hausgenossen.

Da war's, wo der alte Röser manchmal aus seinem Stübchen hinüber zu den beiden Frauensleuten humpelte, mit der Faust auf den Tisch schlug und rief: „Sall doch 'n Dunnerwedder[1]) rin schlan! — Wartet dat nur aff[2])! Use Herrgott is' nau[3]) da!“

Nun war wieder Sonnenschein im Hirtenhaus. — Selbst wenn der Brauselenz mit Schnee und Eis durch die Blütenluft fuhr und schwarze Wetterwolken über das grüne Tal wälzte — im Stübchen des Hirtenhauses war Sonnenschein. —

An einem Nachmittage im Mai grub des Husaren Frau in dem großen Gemüsegarten, der an das Hirtenhaus stieß. Plötzlich fuhr sie empor. Vom Hirtenhause kam's wie Singen und Jauchzen. — Sie lauschte eine Weile. Da schaute auch schon die Nachbarin über den Zaun.

„De alle Satan danzet! Het widder mal to deep int Glaß 'ekucket!“

Man hörte deutlich das Aufpochen des Stelzbeines. Dazu erklang eine schnarrende Stimme. Die beiden Frauen lachten laut.

Jetzt flog das kleine Fenster auf. Da stand der Alte: Auf seinen Armen wiegte er den Jungen hin und her. Er war so sehr mit seinem Schutzbefohlenen beschäftigt, daß er die Zuschauer nicht gewahr wurde.

„Söll lewer use Rispen[4]) maken! — Wat bruket so'n alt Mann sik mit so'n Pankes[5]) rüm te schlippen!“ meinte die Nachbarin halb ärgerlich, halb lachend.

„Is' äwer 'n toverlässig Kingermäken und för de beiden Wieweslü wat wert. Nu konnt se doch an de Arweit gahn“, erwiderte des Husaren Frau.

„Je ärger dat Stück, je better dat Glück, ka 'me hie auk sägen.“

„'t schient 'n lütek[6]) Kind te siene. So helle Haare un düt schlautewitt Gesichte!“

„Dat art't sik up sienen Vatter.“ Die Nachbarin kniff, als sie das sagte, die Augen zusammen und schaute die junge Frau scharf an.

Doch die ahnte nicht, was das sagen sollte, und meinte: „De Müreker[7]) mag sik gar ni sehn laten.“

„De wärd doch auk so dumm ni sien, un olles up sik nommen.“

[1]) Donnerwetter, [2]) ab, [3]) noch, [4]) Kartoffelwanne, [5]) uneheliches Kind, [6]) soviel als hübsch, [7]) Maurer.

„Ik mene, 't Anne hädde up den Müreker bekennt[1])?"
„We Juch[2]) dat vertellt het, de lüget."
In dem Augenblick wurde die Nachbarin gerufen. — Die Frau des Husaren schüttelte den Kopf und nahm ihre Arbeit wieder auf.

[1]) auf ihn bekannt, d. h. als Vater bezeichnet, [2]) Euch.

Der alte Röser aber hob den Jungen hoch, daß er nur so jauchzte und meinte zu sich selbst: „Nu nau so'n paar Jahre — lewer Gott, füs will ik auk gar niks mei verlangen! — Nu nau so'n paar Jahre ka'ste mik gahn laten!"

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Die Russen in Kassel. Mit dem Ende des Monats September sind einige Tage wiedergekehrt, die in der Geschichte der Stadt Kassel eine bemerkenswerte Stelle einnehmen und in den Erinnerungen der Einwohnerschaft sich wach erhalten, zudem die sichtbaren Spuren jener Zeit, die nunmehr neunzig Jahre zurückliegt, an mehreren Häusern noch zu finden sind. Es war am Morgen des 28. September 1813 als in der nächsten Nähe Kassels, der Hauptstadt des damaligen Königreichs Westfalen, der russische General Tschernyschew mit etwa 2000 Mann Reitern und einigen Kanonen erschien und auf die zur Verteidigung der Stadt ausgerückten westfälischen Truppen stieß. Bei dem Gefecht, das sich entspann, wurde von den russischen Führern der Oberst der Isun'schen Husaren, Bedriaga, tötlich verwundet. Obwohl das Leipziger Tor den andrängenden Russen von Kasseler Bürgern geöffnet worden war, benutzte General Tschernyschew seinen Vorteil doch nicht weiter, da er sich im Rücken durch den General Bastineller von Helsa her bedroht glaubte, und wandte sich durch die Söhre Melsungen zu, während der König Hieronymus von Westfalen ohne eigentlichen Grund nach dem Süden abzog und seine Residenz unter dem Schutze des General Allix im Stiche ließ. In Melsungen, wo das Kosakenkommando schon am Nachmittage des 28. September anlangte, ließ Tschernyschew am folgenden Tage den an seiner Wunde gestorbenen Obersten Bedriaga vom Riederschen Gasthause aus auf dem dortigen Totenhofe beerdigen, wo dem Verblichenen von dem Rittmeister a. D. Eduard Rüppel ein jetzt noch vorhandenes Denkmal errichtet wurde. Am 30. September brach Tschernyschew wieder nach Kassel auf und eröffnete, auf dem kleinen Forst angelangt, mit 13 Geschützen das Feuer auf die Stadt, das vom Friedrichstore aus erwidert wurde. Da die Kasseler Bürgerschaft sich gegen die westfälischen Truppen wandte und General Allix, der selbst vor tätlichen Angriffen nicht mehr sicher war, einsehen mochte, daß Kassel verloren sei, so kam eine Kapitulation zustande. Allix zog mit den Überresten seines Korps ab, und am 1. Oktober hielt Tschernyschew seinen feierlichen Einzug in die Stadt, worauf er das Königreich Westfalen für aufgelöst erklärte. Zwar kehrte General Allix, nach dem Abmarsch der Russen, am 8. Oktober nochmals nach Kassel zurück und auch der König von Westfalen erschien dort wieder, aber ohne festen Fuß fassen zu können, denn nach dem für das Napoleonische Regiment unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Leipzig war an eine Wiederherstellung des Königreichs Westfalen nicht mehr zu denken.

Ein verlorener Ysenburger. In einer geschriebenen „Historia Isenburgia", welche sich in der Fürstlich Ysenburg-Büdingschen Bibliothek zu Wächtersbach befindet, ist auf Seite 1400 bis 1403 folgende sehr amüsante Geschichte zu lesen:

„Graf Wolfgang Ernst*) war der älteste Sohn Grafens Philippi, und zugleich der alleinige Fortpflantzer des ganzen Ober-Isenburgschen Haußes, indem weder seines Herrn Vatters Bruder, noch auch seiner Vettern aus der Ronneburgischen Linie einige Männliche Erben hinterlaßen haben.

Er war Anno 1560 den 29. Dezbr. gebohren, und weil an seiner Erhaltung so gar Viel gelegen war, so wendeten seine Eltern alle mögliche Sorgfalt an, damit dieser junge Herr glücklich möchte erzogen werden. Doch alle diese sorgfaltige Bemühungen waren beynahe vergeblich gewesen, und Graf Wolfgang Ernst in seiner Kindheit durch eine unvermuthete Begebenheit beynahe verlohren gegangen, wo nicht Gott sonderlich über Ihn gewachet und Ihn aus folgender Gefahr errettet hätte, Sein Herr Vatter, Graf Philipp, reisete einsmals nach Frankfurt in die Messe, und nahm Ihn als ein junges Herrchen mit, um die dasigen Seltenheiten, welche Ihm noch etwas fremdes waren, zu sehn. Er gab Ihm zu dem Ende etliche Aufwärter und Bediente zu, welche Ihn in der Stadt herum führen sollten. Weil aber diese sich mehr nach den Neuigkeiten, als nach dem jungen Herrn umsahen, so machten etliche Juden sich diese Unachtsamkeit zu Nutze, fingen den jungen Herrn unversehens auf, und nahmen Ihn mit sich in die Judengasse, alwo sie ihn auch etliche Tage heiml. bey sich behielten.

*) Wolfgang Ernst, Graf zu Ysenburg und Büdingen, wurde Mitregent 1592, sukzedierte seinem Vater 1596 und starb 1633.

Wie seinen Eltern hierbey zu muth gewesen, kan ein jeder von selbst begreifen. Sie schwebten in 1000 Ängsten und Betrübnuß, schickten unverzüglich fast in alle Gassen leute nach Ihm aus, und liesen Ihn mit aller nur erdenklichen Sorgfalt überall in der gantzen Stadt aufsuchen; Allein alle diese Bemühungen waren vergebens, indem sie nicht das geringste von Ihm erfahren oder ausmachen konnten. Indesse regierte die göttliche Vorsehung, der Juden Hertzen, daß sie nicht nur diesen jungen Herrn kein Haar zu krümmen, oder am Leben einigen Schaden zuzufügen vermogten, sondern Ihn gar nach etlichen Tagen von selbst wieder auf freyen Fuß stellten, da Er dann alsobald wieder gefunden, und den betrübten Eltern frisch und gesund wieder zugestellt wurde. So groß nun die Angst und Betrübnuß vorher bey den Eltern über seinen Verlust war, so viel größer war nunmehr die Freude über dieses ihr wiedergefundenes Söhngen, zumal da dasselbe Ihnen selbst erzehlte und rühmte, wie freundlich und wohl die Juden Ihn die Zeit über gehalten und Ihm nicht das geringste Leid zugefügt hätten." *)

C. P.

*) Ein Grund für das merkwürdige Gebaren der betr. Frankfurter Israeliten ist also nicht ersichtlich; wird doch nicht einmal von einem von ihnen geforderten „Lösegeld", das doch den Nimbus der ganzen romantischen Erzählung erhöhen würde, berichtet. D. Red.

Aus Heimat und Fremde.

Königin Margherita von Italien in Marburg. Am Abend des 28. September stattete die Königin-Mutter Margherita von Italien der Stadt Marburg einen Besuch ab, zu welchem sie nicht allein der Umstand veranlaßte, daß sie Chef des dort in Garnison liegenden kurhessischen Jägerbataillons Nr. 11 ist, sondern auch ihre kürzlich nachgewiesene Abstammung von der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, der Heiligen. Nachdem die Königin am Bahnhof von dem kommandierenden General des XI. Armeekorps Herrn Generaloberst von Wittich aus Kassel, dem Kommandeur des Jägerbataillons Herrn Oberstleutnant von Borries und dem Adjutanten Herrn Oberleutnant von Schenk zu Schweinsberg empfangen worden war, fuhr sie zunächst durch die illuminierte Stadt nach der Elisabethenkirche, in die durch eine besondere Leitung Gas gelegt worden war. Nach Besichtigung des Domes unter Führung des Herrn Stadtschuldirektors Dr. Seehausen begab die Königin sich nach der Jägerkaserne, wo das Bataillon bei Fackelbeleuchtung aufmarschiert war, folgte sodann einer Einladung des Offizierkorps in das Kasino und setzte ihre Reise um 9 Uhr weiter fort, nachdem die hohe Frau noch Herrn Oberbürgermeister Geheimrat Schüler für den herzlichen Empfang, der ihr in Marburg bereitet worden war, gedankt hatte.

Stapellauf. Am 18. September fand in Kiel der Stapellauf des Linienschiffes L statt, das vom Großherzog von Hessen im Auftrag des Kaisers auf den Namen „Hessen" getauft wurde. Daß der Name unseres engeren Vaterlandes einem der deutschen Kriegsschiffe verliehen worden ist, wird bei allen Stammesangehörigen diesseits und jenseits des Ozeans sicher ein freudiges Gefühl erweckt haben.

Naturforscher- und Ärzte-Kongreß. Vom 20. bis 26. September tagte in Kassel die 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte. Der Ortsausschuß, unter Vorsitz des Herrn Professor Dr. Hornstein hatte die umfassendsten Vorbereitungen zur würdigen Aufnahme der Gäste, deren Zahl 1000 weit überschritt, getroffen, sodaß diese, zumal die Witterung die ganze Woche hindurch eine sehr günstige war, mit dem Aufenthalt in der kurhessischen Hauptstadt zufrieden gewesen sein dürften. Nachdem Sonntag, den 20., ein Festessen im Hanusch-Saale und ein Begrüßungsabend in der Festhalle in der Wilhelmshöher Allee stattgefunden hatte, wurde der Kongreß am Montag-Vormittag unter Teilnahme der staatlichen, kommunalen und städtischen Behörden eröffnet, wobei Herr Professor Dr. Hornstein die Begrüßungsrede hielt und das Hoch auf den Kaiser ausbrachte. Herr Regierungspräsident von Trott zu Solz hieß die Versammlung im Namen der Königlichen Regierung und Herr Oberbürgermeister Müller im Namen der Stadt herzlich willkommen. Weitere Ansprachen hielten Herr Dr. med. Weber als Vertreter des „Vereins für Naturkunde" und des „Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung" und Herr Medizinalrat Dr. Schotten als Vertreter des „Kasseler Ärztevereins". Den Dank der Versammlung sprach deren Vorsitzender, Herr Dr. van 't Hoff-Charlottenburg aus. Aus der Reihe der vielfachen Vorträge, die aus allen Gebieten der Naturwissenschaft während der Dauer des Kongresses gehalten wurden, seien hier nur einige von hessischen oder in Hessen ansässigen Gelehrten hervorgehoben. Herr Sanitätsrat Dr. Alsberg sprach „Über erbliche Entartung infolge sozialer Einflüsse", über das „erste Auftreten der Menschen in Australien" und gab ferner einen

Überblick „über die bisherige Tätigkeit auf dem Gebiete der Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie in Hessen“. Exz. Wirkl. Geheimrat Professor Dr. von Behring-Marburg hielt einen Vortrag über seine neuen Entdeckungen bez. der „Tuberkulose-Bekämpfung“, in dessen Einleitung er auch dankend der Unterstützung gedachte, die der frühere Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau, Graf Zedlitz-Trützschler, ihm bei seinen Versuchen habe zu teil werden lassen. Herr Generalmajor Eisentraut verbreitete sich über die „vorgeschichtlichen Befestigungen in Hessen“, Herr Sanitätsrat Dr. Eysell schilderte den „mechanischen Vorgang beim Ausschlüpfen der Culicidenimago“. Herr Bergingenieur Rosenthal beschrieb seine Reisen in Südamerika und Herr Schelenz berichtete über „Kräutersammlungen und das älteste deutsche Herbarium“, das von Kaspar Ratzenberger hergestellt und an den Landgrafen Moritz von Hessen geschenkt wurde. — Verbunden mit den Tagen der Versammlung war eine Ausstellung physikalischer, medizinisch-chirurgischer und chemisch-pharmazeutischer Apparate und Instrumente, naturwissenschaftlicher Lehrmittel und vieler sonstiger Dinge, die zum Gebiet der Hygiene zählen. Von fachwissenschaftlichem Interesse war auch der Besuch der Walderholungsstätte Kragenhof. Von dem Vergnügungs-Programm ist noch mitzuteilen, daß am 21. September im Königlichen Theater als Festvorstellung „Tannhäuser“ von Richard Wagner gegeben wurde, am 22. ein großes Festessen in der Festhalle und am 24. ein Gartenfest im Park der Hessischen Aktienbierbrauerei stattfand. Am Freitag, den 25., wurden nachmittags die Wilhelmshöher Wasserkünste zu Ehren der Versammlung angelassen und abends gab die Stadt Kassel ihnen einen Ehrentrunk, bei dem einer der Festteilnehmer als Küfer in altdeutscher Tracht den nachstehenden von Herrn Stadtrat Boedicker-Kassel verfaßten „Küferspruch“ vortrug:

In heut'ger Zeit, da sagt man wohl,
Das Trinken sei nicht rätlich,
Es sei der böse Alkohol
Den Menschenkindern schädlich.
Doch dem ist nicht so, glaubt es mir,
Mein Spruch: „Ein Schmollis“ heißt er,
Drum schenket Wein, drum schenket Bier
Chassalas Kellermeister.
Und Ihr, die Ihr zu uns gewallt,
Der Wissenschaften Fürsten,
Ihr sollt mit nichten, jung noch alt,
Am heut'gen Tage dürsten.
Nein, Rebenblut und Gerstensaft
Wird Euch hier präsentieret,
Ein fester Trunk, der Kräfte schafft,
Wird herzlich offerieret.
Ein „Willkomm“ geb' ich freudig kund,
Euch lieben Gästen allen,
Chassala ruft durch meinen Mund:
„Mög' gut es Euch gefallen!“
Chassala hat befohlen mir,
Ich soll Euch emsig ehren,
Drum will ich meinen Humpen hier
Aufs Wohl der Gäste leeren.
(Trinkt den Humpen aus.)
Der Trunk tat wohl, nun tut mir gleich,
Und trinkt mit voller Muße,
Ich steige wieder in mein Reich,
Lebt wohl und — Gott zum Gruße!

Mit diesem fröhlich verlaufenen Feste nahm die Versammlung in Kassel ihr Ende, denn am nächsten Tage schlug die Scheidestunde, welche die Kongreßteilnehmer nach allen Richtungen auseinanderführte. Etwa 150 von ihnen aber begaben sich nach Marburg, wo sie von den Vertretern des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung, sowie von den Mitgliedern des dortigen ärztlichen Vereins empfangen wurden. Nachdem die Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt und dem Institut des Herrn Geheimrat von Behring ein Besuch abgestattet worden war, vereinigte die Stadt Marburg ihre Gäste zum Frühstück im Restaurant Lederer. Nachmittags fand Festessen im Museum statt. — Der in Kassel abgehaltene 75. Naturforscher- und Ärzte-Kongreß, von dem wir hier nur einige auf unsere engere Heimat bezügliche Mitteilungen machen konnten, bewältigte eine außerordentliche Fülle von bedeutender geistiger Arbeit und wird den Männern der Wissenschaft sowohl wie den Bewohnern Kassels in ständiger Erinnerung bleiben.

Hochschulnachrichten. Professor Dr. Mirbt in Marburg, Rektor der dortigen Universität für das nächste Amtsjahr, ist zum Konsistorialrat und Mitglied des Konsistoriums in Kassel ernannt worden. — Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Kalbfleisch zu Rostock erhielt die Ernennung zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Marburg.

Hessische Bücherschau.

Hasenclever, Adolf. Die Politik Kaiser Karls V. und Landgraf Philipps von Hessen vor Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges. Marburg (Elwert) 1903.

Der Verfasser hat vor zwei Jahren in Eberings historischen Studien eine Schrift über „Die Politik der Schmalkaldener vor Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges“ erscheinen lassen. Im Schlusse gibt er einen kurzen Ausblick auf die Ereignisse der letzten Monate vor Ausbruch des Krieges. Diesen Ausblick hat er nun zu einer neuen selbständigen Arbeit erweitert. Das erste Kapitel behandelt die Parteien am kaiserlichen Hofe und ihre Stellung zum Protestantenkriege. Wir sehen da gerade

die einflußreichsten Personen, Granvella und Karls V. Geschwister Ferdinand und Maria friedlich gesinnt oder wenigstens in vorsichtiger Zurückhaltung gegen die Kriegspläne. Nur des Kaisers Beichtvater und der päpstliche Nuntius suchen eine gewaltsame Unterwerfung der verbündeten Protestanten herbeizuführen. Aber sie wären ohne Erfolg geblieben, wenn nicht des Kaisers Wille dieselbe Richtung genommen hätte. Im zweiten Kapitel werden Karls Bemühungen geschildert, die Niederlande zu sichern und Frankreich und England am Eingreifen zu hindern. Der Höhepunkt liegt im dritten Kapitel. Karl V. trifft in Speier mit dem Landgrafen Philipp zusammen, um einen letzten Versuch zur gütlichen Beilegung der Schwierigkeiten zu machen, zugleich aber um einen ungefährdeten Durchzug nach dem Reichstage in Regensburg zu gewinnen und Mißtrauen zu säen zwischen Philipp und dessen Verbündeten. Eine Einigung war nicht mehr möglich. Über des Kaisers Absichten aber wurden die meisten Protestanten für den Augenblick getäuscht, so erlangte er freie Bahn nach Regensburg. Vielleicht wäre die Gefahr, in die sich Landgraf Philipp bei seinem Ritte nach Speier begab, noch anschaulicher geworden, wenn der Verfasser des venetianischen Gesandten Frederico Badoaro Urteil über Karl V. (1557) angeführt hätte: „In seinen Reden wie bei anderen Sachen hat er sich stets nach den Forderungen der Pflicht gerichtet, ohne daß Liebe oder Haß irgendwelchen Einfluß auf ihn ausüben konnten. Er bemühte sich mehr, denjenigen, mit welchen er sprach, zu gefallen, als ihnen zu widersprechen und nahm mit seltener Urteilskraft Rücksicht auf die Eigenschaften der Menschen." Einem so kühlen und schlauen Diplomaten war — man freut sich beinahe, es zu gestehn — der temperamentvolle Landgraf nicht gewachsen. Allein bald nachher, früher als andere, sah Philipp ein, daß der Kaiser auf dem Kriegspfade ging. Und doch konnte er sich, wie der Verfasser im vierten Kapitel erörtert, nicht entschließen, für die Aufnahme des Kurfürsten von der Pfalz in den Schmalkaldischen Bund einzutreten. In ihm lag eben der leidenschaftliche Mann und der ehrgeizige Landesfürst mit dem gläubigen Protestanten und dem klugen Diplomaten häufig im Streite. So durfte er sich auch nicht wundern, wenn die übrigen Verbündeten, besonders der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, die Kriegsgefahr für nicht so dringend hielten und mit Geldzahlungen und Rüstungen zögerten. Darum hätte auch der Verfasser (S. 66—67) über Johann Friedrich wohl etwas milder urteilen können: sein Optimismus läßt sich wohl erklären, wenn auch durchaus nicht billigen. Das fünfte und letzte Kapitel handelt dann von Karls V. klugen und erfolgreichen Bündnisverhandlungen. —

Wer es liebt, durch den Irrgarten der Staatskunst zu wandeln, der findet an dem Verfasser einen kundigen Führer. Ebenso kommt derjenige auf seine Rechnung, der die fesselnden Charaktere dieser Zeit studieren will. Nur einen hat der Verfasser im Rahmen seiner Arbeit nicht schildern können, den Herzog Moritz von Sachsen, der Karl V. ein „Schach dem Könige!" zurief, und von dessen Tode ein altes Volkslied singt:

> Mit Schwarz tu dich bekleiden,
> O deutsche Nation!
> Reu, klag und hab groß Leiden,
> Jetzt ist dein Held davon.
> Deins Reiches Schutz und Vater gut,
> Moritz, der Fürsten von Sachsen,
> Der hat einen starken Mut.

X.

Schrohe, Dr. Heinrich. Kurmainz in den Pestjahren 1666—1667. Freiburg i. B. (Herdersche Verlagsbuchhandlung) 1903. M. 2,50.

Die vorliegende Abhandlung, die als Heft V des dritten Bandes der „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes" erschienen ist, bildet eine dankenswerte Ergänzung zur hessischen Geschichte. Zum erstenmale wird der Versuch unternommen, in zusammenfassender Darstellung eine Schilderung der Greuel zu geben, welche die furchtbare Krankheit, die von Amsterdam durch Reisende an den Rhein gebracht worden war, hervorgerufen hatte. Der Verfasser beschränkt sich aber nicht auf eine oberflächliche Darstellung, auf Grund eines reichhaltigen Urkundenmaterials beleuchtet er alle Maßregeln, die ergriffen wurden, die drohende Gefahr abzuwenden oder, wenn sie schon im Lande, sie einzuschränken. Die Hauptkapitelüberschriften, die ich hier abdrucke, werden zeigen, in welcher Weise der Verfasser an seinen Stoff herangegangen. Von einem längeren Überblick über „die sanitären Maßregeln des Mainzer Kurstaates in der Zeit von 1526—1665", in welcher er die Errichtung eines Pesthauses in Mainz, die Quarantäne in Bingen u. a. m. bespricht, geht er über zu der durch die Pestgefahr veranlaßten handelspolitischen Korrespondenz. Schon hier tritt uns eine Persönlichkeit gegenüber, die sich hoch erhebt über all' die Mitglieder des Mainzer Domkapitels wie des Hofes, der Domdechant Johann v. Heppenheim, genannt von Saal. Ein halbes Jahr, bevor die Pest in Mainz einzog, hatte er schon den Vorschlag gemacht, der Gefahr vorzubeugen, indem man für Reinigung der öffentlichen Straßen sorge. Aus Sorglosigkeit hatte das Domkapitel nichts getan, um den Antrag, den es formell gutgeheißen, zur Ausführung zu bringen. Als dann die Seuche ihren Einzug in die Residenz hielt, gehörte Johann v. Heppenheim zu den wenigen, welche treu an dem Platze aushielten, den man ihnen überwiesen. Sein Verhalten ist ein Glanzpunkt in der trübseligen Geschichte jener Tage. Im zweiten und dritten Kapitel behandelt Verfasser dann die sanitären Maßregeln und ihre Durchführung und zwar in Kapitel II die Verordnungen, die für das ganze Erzstift galten, in Kapitel III diejenigen, die nur zum Schutze der Stadt Mainz erlassen wurden. Er verfährt hierbei auf das peinlichste und genaueste, wie man überhaupt dem ganzen Werke die Hand des fleißigen Forschers anmerkt. Zur Überwachung der richtigen Ausführung der erlassenen Verordnungen richtete Johann von Saal eine besondere Behörde, das „officium sanitatis" ein, welches täglich Sitzungen abhielt und dessen Tätigkeit das ganze nächstfolgende Kapitel gewidmet ist. Kapitel V und VI handeln von den „medizinischen Heilmitteln" und den „religiösen Verlobungen", während das letzte Kapitel „Der Domprediger Volusius und das religiöse Leben in Mainz zur Pestzeit" in knappen Zügen auf dieses Thema eingeht und (S. 119—121) auch das damals gebräuchliche Pestgebet abdruckt.

Aus dieser gedrängten Inhaltsübersicht wird man schon ersehen, in welcher Weise der Verfasser des Buches seine Aufgabe zu lösen suchte. Es kam ihm vor allem darauf an, ein Bild zu geben von den Bestrebungen, die Pest zu bekämpfen, und das ist ihm vollständig gelungen. An der Hand eines sehr reichhaltigen Materials in schöner Sprache abgefaßt, gehört das Werk zu den erfreulichsten und dankenswertesten Erscheinungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der hessischen Geschichte. Nicht schließen möchte ich aber diese kurze Anzeige, ohne dem Wunsche Ausdruck zu geben, es möchte endlich die Zeit kommen, in der auf Grund gründlicher archivalischer Forschungen uns eine getreue Gesamtdarstellung der Seuchengefahren im 16. und

17. Jahrhundert geboten wird. Der Herausgeber einer solchen Arbeit könnte des Dankes aller Interessenten gewiß sein. Alexander Burger.

Kantor Schildköters Haus. Roman von **Alfred Bock.** 8°. 186 S. Berlin (Verlag von Egon Fleischel & Co.) 1903.

Auch der neueste Roman Alfred Bocks, unseres Heimatdichters κατ' ἐξοχήν, spielt in Hessen, in einem Landstädtchen in der Nähe von Frankfurt. Doch ist das Lokalkolorit bei weitem nicht so stark aufgetragen wie im „Flurschütz“ und der „Pflastermeisterin“.*) Nur die Charakteristik der am Medardusmarkt das Städtchen überflutenden Landbevölkerung und der im Volke scharf ausgeprägte Zug des Antisemitismus, der lebhaft an die Zeiten Böckels erinnert, verraten das spezifisch Hessische. Im Gegensatz zu den letzten Schöpfungen Bocks bietet dieser Roman keine besonderen Überraschungen mehr. Künstlerisch höher als der „Flurschütz“, mit dem m. E. Bock den Höhepunkt seines Schaffens erreicht haben dürfte, steht er keineswegs. Wohl eignen auch diesem Werk alle Vorzüge Bocks: die stetig sich entwickelnde Handlung, die feine Psychologie in der Charakteristik der Personen, das liebevolle Sichversenken in das Gemüt des Volkes und das innige Vertrautsein mit den tausenderlei Sorgen und Mühen, die das Leben in den unteren Schichten mit sich bringt, — aber diese Vorzüge werden durch den übermäßig tragischen Schluß — bekanntlich ein Charakteristikum aller Werke Bocks — wieder verwischt. Man kommt zu keiner rechten befreienden Stimmung und behält das Gefühl zurück, daß hier die Tragik, namentlich auch die des jungen Schildköter, ohne Zwang etwas hätte gemildert werden können.

Was den vorliegenden Roman von den übrigen Schöpfungen Bocks unterscheidet, ist das gänzliche Fehlen des naturalistischen Gepräges. Die fein herausgearbeiteten Frauengestalten, wie die der Christine, Lina oder Lenchens und die damit verknüpften naturalistischen Motive treten in diesem Roman fast ganz zurück. Es sieht zwar aus, als ob Bock in der Figur der Schauspielerin und späteren Verkäuferin Sladky, die übrigens einen gar zu fragmentarischen Charakter trägt, und der Dietrich Schildköters ein ähnliches Motiv vorgehabt, aber später wieder habe fallen lassen. Es scheint mit diesem Roman, der uns das hessische Bürgertum bei der Arbeit zeigt und äußerlich an Gustav Freytags „Soll und Haben“ erinnert, also eine neue Periode in dem dichterischen Schaffen Bocks zu beginnen. Wohin ihn diese führen wird, ob sie wesentlich neue Seiten seiner Entwicklung zutage fördern wird, müssen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist der Eindruck, den wir aus dem vorliegenden Roman wieder, wie aus allen bisherigen Schöpfungen Bocks, erhalten haben, der gleiche geblieben: eine scharf umrissene, tief im Heimatboden wurzelnde Dichterpersönlichkeit, ein Meister in der Schilderung seines Volkes. So wie er, kennt kein zweiter Dichter das hessische Kleinbürger- und Bauerntum. W. S.

*) Vergl. „Hessenland“ 1901, S. 355/56.

Burmester, Marie. Gottfried Rissoms Haus. Hanau (Clauß & Feddersen).

Es werden viele Bücher geschrieben, die keinen bleibenden Eindruck im Herzen des Lesers hinterlassen, Erzählungen, Romane, Novellen, deren Inhalt man vielleicht schon nach ein paar Tagen vergessen hat. Schade! Ein solches Buch ist dem Regentropfen vergleichbar, der in unserer Hand spurlos zerfließt, — ein gutes, edles Buch aber ist wie eine bleibende Perle, wie ein Kleinod, das uns reich machen will. Ein Werkchen, dessen Inhalt nicht wie der Tropfen vor unserem geistigen Auge zerrinnt, ist das oben genannte. Es hat, wie so viele friesische Heimatgeschichten begabter Erzähler, etwas Reines, Tiefes, Gemütvolles an sich; man liest noch mehr darin, als Verf. mit Worten gesagt hat. Ein Vorzug ist, daß M. Burmester niemals weitschweifig oder schwulstig wird, die Schreibweise ist kurz und bündig, ohne direkt skizzenhaft zu wirken; hier und da ist dieselbe vielleicht etwas zu knapp. Aber das ist ja Geschmacksache. Das Buch steht in künstlerischer Hinsicht unstreitig bedeutend höher wie „Pfarrhäuser“ von derselben Verfasserin. Es ist reifer, geklärter. „Gottfried Rissoms Haus“ ist ein Gedankenbuch.

R. H. B. (S. E.)

Zur Besprechung eingegangen:

- **Das Gefecht bei Aschaffenburg am 14. Juli 1866.** Bearbeitet von Adolf Günther. Aschaffenburg (Verlag der Krebsschen Buchhandlung, W. Hausmann) 1902. M. 1.—
- **König Autharis Brautfahrt.** Ein episches Gedicht von Carl Preser. 5. Auflage. Bildschmuck von Ernst Kutzer. Wien und Leipzig (Verlag neuer Literatur und Kunst) 1903.
- **Zwischen Rhein und Donnersberg.** Roman aus der Franzosenzeit von Heinrich Bechtolsheimer. Verlag von Emil Roth in Gießen.

Personalien.

Ernannt: Regierungsassessor Waxmann zu Kassel zum Regierungsrat daselbst; Pfarrer Eckhardt zu Lippoldsberg zum Pfarrer in Allendorf a. Ldsbg.; Pfarrer Maisch zu Wolferborn zum Pfarrer in Oberissigheim; Hülfspfarrer Reich zu Salmünster zum Pfarrer in Wolferborn.

Verliehen: dem Superintendenten Orth zu Schlüchtern der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Oberpostsekretär Schaum in Bad Orb beim Ausscheiden aus dem Dienst der Charakter als Rechnungsrat; dem Lehrer der Zeichenakademie Paul Andorff in Hanau beim Übertritt in den Ruhestand das Prädikat Professor.

Versetzt: Oberlehrer Prévôt in Kassel an die Baugewerkschule in Nienburg; Stationsvorsteher 1. Klasse Riebeling in Limburg in gleicher Eigenschaft nach Ems.

Geboren: ein Sohn: praktischer Arzt Dr. K. Reinhardt und Frau Marie, geb. Apel (Rauschenberg, 14. September); Oberlehrer Architekt Konrad Prévôt und Frau Liesel, geb. Dingler (Kassel, 22. September); Oberlehrer Hauck und Frau (Marburg, 29. September); eine Tochter: Oberlehrer Dr. Christ und Frau Margarethe, geb. Neudorf (Kassel, 16. September); Königlicher Oberförster Hütterott und Frau Elsa, geb. von Rabenau (Forsthaus Lindenberg bei Schlochau, 16. September); Kaufmann August Herwig und Frau Frieda, geb. Bartel (Kassel, 25. September).

Gestorben: Oberleutnant a. D. Albrecht Freiherr von Wittgenstein, 53 Jhre alt (Carlsburg, 15. September); Bürgermeister Ludwig Sydow aus Eilenburg (Rinteln, 19. September); Frau Professor Mathilde Schimmelpfeng, geb. Hoen, 76 Jahre alt (Kassel, 19. September); Rektor H. Ruppel, 81 Jahre alt (Spangenberg, 21. September); Frau Oberstleutnant Sophie Sunkel, geb. Arnold, 80 Jahre alt (Kassel, 24. Septbr.); Eisenbahnbetriebs-Kontroleur z. D. Martin Kurzenknabe, 72 Jahre alt (Kassel, 24. September); prakt. Zahnarzt Heinrich Müller (Kassel, 25. September); Privatmann Christian Leschhorn, 82 Jahre alt (Kassel, 27. September).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 20. XVII. Jahrgang. Kassel, 16. Oktober 1903.

Wenn's Abend wird.

Wenn abends sich des Firmaments
Kristallne Flut in Schleier hüllt,
Mit tiefen Schatten rings der Lenz
Die sonnenschwülen Täler füllt,
Dann ist mein Tagewerk vollbracht.
Mit weichen Schritten naht die Nacht
Und trägt in ihrem Mund die Frage:
Tatst du Genüge diesem Tage?

Dann ist's, als säß sie zu Gericht,
Die Seele prüfend, was geschehn,
Und ob mein Tun, nach Recht und Pflicht,
Vor Gott und Menschen mag bestehn.
Sie prüft die Treue, prüft den Fleiß,
Und legt um meiner Stirne Kreis
Den Schleier schlummersüßer Stunden,
Wenn sie mein Tagwerk wohl befunden.

Und also reihen, bis zur Gruft,
Wie dort am Meer des Firmaments,
Sich Abendglühn an Morgenduft,
Sich Tag an Tag und Lenz an Lenz.
Bricht dann des Lebens Abend an
Und ist All-Tagewerk getan:
Wohlan, mein Herz, so sei zufrieden,
Wird Ruh und Frieden dir beschieden.

Kassel. **Carl Preser.**

❦ ❦ ❦

Herbstnacht.

Da draußen ist es nicht geheuer,
In kalter, böser Herbstesnacht,
Doch traulich ist's bei mir, ein Feuer
Hab' ich im Öfchen angemacht.

Und dicht verhüllt hab' ich die Fenster,
Daß auf mir nicht die Augen ruh'n
Der draußen lauernden Gespenster,
Die nachts den Menschen Leids antun.

Sacht tickt die Uhr, es schnurrt mein Kätzchen,
Behaglich summt der Kessel drein,
Ich schmiege mich ins Sofaplätzchen
Und träume — und ich bin allein.

Allein — was liegt für finst'rer Schrecken
Denn in dem Wort? Was muß so bang'
Ich plötzlich mein Gesicht verstecken —?
Welch jäher Schauder mich durchdrang?

Ob ich vielleicht des Vorhangs Falten
Nicht fest genug geschlossen hab'?
Sah mit dem Aug', dem falschen, kalten,
Mein böser Stern auf mich herab?

Wo ist der Talisman, der bräche
Den Zauber, der mich bangen macht?
Ich wollte, daß die Liebe spräche
Gebet für mich in solcher Nacht.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

❦ ❦ ❦



Daniel Saul †.

Wieder ist einer aus der Zahl derer dahingeschieden, die im Herbst des Jahres 1886 in Kassel zusammentraten, um die Gründung der Zeitschrift „Hessenland" zu beraten. Dr. Daniel Saul, der besonders den älteren Abonnenten wohlbekannte hessische Dichter, der in Verbindung mit dem verewigten Ferdinand Zwenger den entscheidenden Anlaß zur Entstehung unserer Zeitschrift gegeben hat, ist am 8. Oktober in Jugenheim an der Bergstraße gestorben. Sein Lebensgang sei im Nachfolgenden kurz geschildert: Daniel Saul wurde geboren am 2. September 1854 als Sohn des evangelischen Pfarrers Ludwig Saul zu Balhorn im Kreise Wolfhagen und besuchte von 1869 bis 1875 das Gymnasium zu Hersfeld. Nach abgelegtem Abiturientenexamen genügte er seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger in Fulda und zog sodann auf die Universität Leipzig, wo er Philosophie und Philologie studierte. Während seines Studiums aber war er bereits literarisch tätig und trat hierbei mit der „Frankfurter Zeitung" in nähere Beziehungen, die zur Folge hatten, daß er 1879 eine Stelle in der Redaktion derselben übernahm. Da seine Existenz bei diesem Weltblatt als gesichert erschien, so konnte er sich bereits 1881 einen eigenen Herd gründen. Er vermählte sich mit Elly Benn, die ihm eine sorgsame Gattin und treue Mitarbeiterin wurde. Am 1. August 1891 siedelte er als Vertreter der „Frankfurter Zeitung" für Süddeutschland nach Stuttgart über und wurde im folgenden Jahre auf Grund einer Dissertation „Zur Begrenzung des Pyrrhonismus" und nach Ablegung eines Colloquiums von der Universität Tübingen zum Doktor der Philosophie promoviert.

Neben seiner journalistischen Tätigkeit war er frühzeitig mit poetischen Versuchen hervorgetreten und hatte sich als feinsinniger Lyriker bereits in weiteren Kreisen Anerkennung erworben, als er 1894 einen Band „Gedichte" veröffentlichte (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Eine große Anzahl davon war vorher schon in unserer mittlerweile ins Leben gerufenen Zeitschrift erschienen. Über Saul als lyrischen Dichter sei hier das zusammenfassende Urteil Wilhelm Schoofs aus dessen Werk „Die deutsche Dichtung in Hessen" wiedergegeben: „Sauls in einem starken Bande gesammelte Gedichte zeichnen sich durch durchweg eigenartige Empfindung, durch tadellose Form und einen glücklichen, oft volksliedartig knappen Ton vorteilhaft aus. Zwar überwiegt auch bei ihm die weltschmerzliche Stimmung, aber man merkt, daß sie keine Spielerei, sondern ein Ausfluß tiefster Empfindung ist, und überdies wirkt sie nicht monoton, da Saul, namentlich in der zweiten Abteilung, eines herzgewinnenden Humors nicht entbehrt. Saul ist eine echt hessische, im besten Sinne vornehme Dichternatur, die sich fernhielt von dem marktschreierischen Treiben der Mehrzahl seiner dichtenden Genossen und nur einem kleinen Kreise von gemütvollen Lesern die Schätze seines Innern erschloß."

Einige der vielen tiefempfundenen Gedichte, die Saul im „Hessenland" veröffentlichte, seien hier namhaft gemacht: „In der Heimat" (Probenummer 1886), „Mutterliebe" (1887), „Dort oben" (1888), „Sympathie", „Dichtergrab" (1890), „Dem Kastanienbaum vor meinem Fenster" (1891). Auch das den „hessischen Sängern in Hersfeld" im Juni 1894 gewidmete frische Lied, das nur mit drei Sternen unterzeichnet ist, hat Saul gedichtet.

Ferner erschienen einige Erzählungen Sauls im „Hessenland", so „Der Taugenichts", eine kleinstädtische Geschichte, 1893, und die Humoreske „Zwei Freunde" 1894. Ein einaktiges Lustspiel „Die Stoiker" wurde zum überhaupt erstenmale am Sylvesterabend 1888 am Königlichen Theater in Kassel aufgeführt, auch in Frankfurt a. M. und an einigen andern Bühnen zur Darstellung gebracht. Eine ausführliche Würdigung des Stückchens findet sich im „Hessenland" 1889, Seite 29 und 30.

Bei Sauls vielseitigem Wissen entstanden zahlreiche Aufsätze, die sich über das kulturhistorische sowie das literarische Gebiet verbreiteten und Zeugnis von der Reife seines Urteils ablegten. Als eine verdienstliche Arbeit im Bereich der Sprachforschung ist sein „Beitrag zum hessischen Idiotikon" (Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1901), der eine Zusammenstellung Balhorner Idiotismen bietet, zu nennen. (Vergl. „Hessenland" 1901, Seite 269/270.)

Während der Jahre, in welchen Ferdinand Zwenger unsere Zeitschrift herausgab, hatte ihm Saul als ständiger literarischer Berater und Mitredakteur getreulich zur Seite gestanden. Als der

Gründer des „Hessenland“ im Frühjahr 1894 plötzlich starb, widmete ihm Saul einen warmen poetischen Nachruf und übernahm vorläufig die Gesamtredaktion, der er sich mit regem Eifer hingab. Naturgemäß bereitete aber die weite Entfernung seines Wohnsitzes Schwierigkeiten, welche denn auch veranlaßten, daß Saul die Redaktion nach etwa Jahresfrist niederlegte.

In Stuttgart, wo er sich eine geachtete Stellung erworben hatte und sich großer Beliebtheit erfreute, nahm er regen Anteil an den dortigen inneren politischen Verhältnissen und veröffentlichte eine Schrift „Die Verfassungsrevision in Württemberg“, auch wurde er von der württembergischen Volkspartei in den Landesausschuß berufen. Mit großem Verständnis für alle Bildungsinteressen ausgestattet und infolgedessen stets zur wissenschaftlichen Diskussion und zur Förderung literarischer Bestrebungen bereit, wie dies bei seiner in Heidelberg durch Feuer vollzogenen Bestattung einer seiner Stuttgarter Freunde ausführte, gewann er selbst Personen für sich, die in einem andern Parteilager standen, ja zu seinen ausgesprochenen politischen Gegnern gehörten.

All seiner umfassenden Tätigkeit aber wurde durch ein Brustleiden ein allzu frühes Ziel gesetzt. Im vorigen Jahre mußte er seine Stelle bei der „Frankfurter Zeitung“ infolge seiner angegriffenen Gesundheit aufgeben. Er vertauschte seinen Wohnsitz in Stuttgart mit dem Aufenthalt in dem am Fuße des Malchen lieblich gelegenen Jugenheim, wo er, von der aufopferungsvollen Pflege seiner Gattin umgeben, auf Genesung hoffte, die ihm leider nicht zuteil werden sollte.

Wiederholt ist er noch im Laufe des letzten Jahres mit dem „Hessenland“ in Verbindung getreten, sei es, daß es der Förderung eines vielversprechenden Talentes galt, wie er deren schon früher so manches für unsere Zeitschrift und damit für die hessische Leserwelt herangezogen, sei es, daß er aus Eigenem bot. Noch in Nr. 18 konnten wir ja eine letzte Gabe von ihm veröffentlichen, die von einem unerschütterten Humor zeugte, gleichzeitig aber auch Kunde davon gab, wie innig Saul seiner Heimat zugetan war, deren Mundart er trotz so langer Trennung hier meisterlich beherrscht.

Der Dahingeschiedene war eine in hohem Grade beachtenswerte Persönlichkeit, ein lauterer Charakter und treuer, stets hilfsbereiter Freund. Sein Wesen als Dichter aber gleicht dem berühmten Gestein seiner Heimat, das sich durch Feinheit des Korns und schöne Färbung auszeichnet. Möge das von ihm Geschaffene sich ebenso dauerhaft erweisen als dieser hessische Stein!

W. B.

Zur Geschichte der Hugenotten- und Waldenser-Ansiedlungen in Hessen-Darmstadt.

Von Dr. phil. Bergér-Gießen.

(Schluß.)

5. Über die Bewegung innerhalb der einzelnen Kolonien.

Bevor die einzelnen Gruppen der fremden Einwanderer zur dauernden Niederlassung kamen, fand ein beständiges, oft sehr planloses Hin- und Herziehen im Lande statt. Die einzelnen vorläufigen Niederlassungen enthielten mehr Personen, als überhaupt die einzelnen Plätze vertragen konnten. So lagerten im Walde bei Arheiligen im Jahre 1699 426 Personen. Sie werden ihrer Herkunft nach bezeichnet „de la Communauté de Roure“. Wie die Nachforschungen ergeben, sind in Arheiligen keine Welschen angesiedelt worden. Sie litten sehr durch die Feindseligkeiten der deutschen Bevölkerung, und so werden sie denn wieder größtenteils südwärts gezogen sein; nur wenige Trümmer von ihnen gaben später Kolonisten für Rohrbach ab. Andere zogen in die Kolonie Mörfelden. In der letzteren wohnten hauptsächlich Personen aus Château du bois, aus Mean und solche „qui sont venus de Cassel et Hanau“, im ganzen 452 Seelen.

Im Juli 1699 befanden sich „à Raunheim et à la cense de Neuhoff dans le pays de Hessen-Darmstadt“ etwa 260 Personen. — In einer besonderen Liste für die englische Kollektengesellschaft werden die Personen aufgeführt, „qui se sont ramassez d'Allemagne, d'Angleterre, d'Hollande, d'Irlande et d'autres Endroits, et qui se sont joints à la d.te Colonie estants aussy Vaudois, mais ne recevants que la moitié d'autres.“ Ihre Zahl betrug etwa 100 Personen. Da sie unmittelbar hinter den Waldensern der Raunheimer Station aufgeführt wurden, mögen sie wohl dieser Gruppe sich angeschlossen haben.

Im ganzen waren im Juli 1699 in den drei Stationen Arheiligen, Mörfelden und Raunheim über 1200 Personen anwesend. Sie lagerten meistens jahrelang in armseligen Hütten, bis sie dauernd ansässig wurden. Der Wald mußte ihnen Schutz gegen die Witterung gewähren. Infolge

der schlechten Ventilation in den Bretterbuden und der mangelhaften Abführung der Wasser entstanden Krankheiten, die manche Opfer forderten. Viele brachten auch schon Krankheiten in die Station mit. Nur wenige von den Einwanderern des Jahres 1699 sind wohl wieder in die Heimat zurückgekehrt. Die Piemontesen sind jedenfalls in der Schweiz und in Süddeutschland geblieben, von wo sie leichter in die Heimat zu kommen hofften. Sie kehrten von dort auch später zurück oder wurden z. T. im Hessen-Kasselschen aufgenommen, Brandenburg jedoch bereitete ihnen Schwierigkeiten.

Die für Hessen-Darmstadt bestimmten Ansiedler kamen zum Teil aus Württemberg. Die Exulanten, die aus der Schweiz kamen, wählten den Wasserweg und trieben in Barken den Rhein hinunter. Die Einwanderung von Württemberg und umgekehrt die Auswanderung von Hessen-Darmstadt dorthin riß gar nicht ab. Am 10. März 1700 wenden sich 35 waldensische Familien „qui contre leur gré avoyent esté menees au pays de Darmstadt“ nach Stuttgart und bitten in einer schriftlichen Eingabe um Überlassung von Plätzen im Amte Brackenheim, die sie bereits von ihren Deputierten haben besichtigen lassen. Das dem Bittgesuch beigefügte Namenverzeichnis wies statt der angegebenen 35 Familien 48 mit 189 Personen auf, die auch wirklich vom 20.—26. Juni in Brackenheim einzogen. Am 2. Juni 1700 bittet unter Führung des P. Et. Roux aus Perouse eine Abordnung „der im Darmstädtischen hausenden Gemaindt Villaret, von welcher ca. 50 familles wegen zu magern Bodens dort nicht mehr existiren können,“ um Aufnahme im Herzogtum Württemberg. Ein gleiches Gesuch richten am 12. Oktober 1700 „310 in Meifelden seit 18 Monaten aufhältliche Waldenser“ nach Stuttgart. Sie fügen ihrem Gesuche als Empfehlung hinzu: „Les familles ont à elles quatre vingt vaches, plus douze paires de boeufs avec chariots et charettes.“ Außerdem besäßen sie das nötige Ackergerät. Diese Mörfelder Kolonisten sowie die vorerwähnten Villareter geben die Ansiedler ab für die Gemeinde Neuhengstett in Württemberg, während auch eine Anzahl derselben in dem badischen Orte Mutschelbach angesiedelt wird. Am 19. September 1704 werden in einem Verzeichnisse der Gemeinde Wurmberg (Lucerne) als zugezogene Ansiedler „aus dem Darmstädtischen“ genannt: 2 Aymar, 1 Bergér, 2 Filip, 3 Griot, 3 Jouvenal, 1 Seigneret, 1 la Porte, 1 Dulac. Von 1702—1704 findet ein beständiger Nachschub von Einwanderern aus Hessen-Darmstadt in die württembergischen Kolonien statt. Noch am 19. September 1708 ersuchen 20 Familien um Aufnahme im Herzogtume Württemberg, „von denen zwischen Mörfelden und dem Brandthof wohnenden Waldensern, weil sie keine Viehweide bekommen können und sich deshalb auf die Dauer nicht durchzuschlagen vermögen.“ Sie wurden in Wurmberg, Palmbach, Durmenz und Nordhausen untergebracht; die Verhandlungen über die Ansiedlung hatten sich bis 1710 hinausgezogen.

6. Bedeutung der Einwanderer für das Land.

Man ist geneigt, die Bedeutung der welschen Einwanderung zu überschätzen. Ohne Zweifel haben die in Hessen-Darmstadt und Isenburg eingewanderten Franzosen einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der Industrie ausgeübt. Sie stellten das gebildetere Element der Einwanderer. Die Vorstellung, daß durch die Niederlassung in Brandenburg dem Kurfürstentum ein bedeutender Aufschwung in der Industrie geworden, mag wohl auch andere Fürsten zur Aufnahme der Fremden bestimmt haben. Die Verhältnisse der waldensischen Einwanderer waren nicht immer die besten. Viele konnten von sich sagen: Omnia mea mecum porto. Doch lagen die Verhältnisse bei den in Hessen-Darmstadt einziehenden Waldensern etwas günstiger wie bei denen, die in Württemberg und Baden verblieben. Wohl flossen von Holland und England reichlich Unterstützungsgelder; aber wie viel Jahre vergingen auch, ehe von einem eigentlichen Verdienst und Gewinn bei der Niederlassung in der neuen Heimat die Rede sein konnte.

Es wird gewöhnlich angenommen, daß die welschen Einwanderer den Ackerbau bedeutend gefördert hätten. Was die Verbreitung ausländischer Pflanzen, wie des Tabaks, des Luzernerklees, der Kartoffel, die Pflege des Obstbaues betrifft, so mag den Fremden wohl ein gewisses Verdienst gebühren; auf die Bebauung und Bewirtschaftung des Bodens im allgemeinen kann ihnen jedenfalls kein besonderer Einfluß zugestanden werden. Viele verstanden den Ackerbau überhaupt nicht, da sie von Haus aus gar keine Ackerleute waren; sie mußten sich erst einleben. So war unter anderm manchem der Gebrauch des deutschen Pflugs ganz unbekannt. Spaten und Hacke waren meist die ersten Gerätschaften der Ansiedler. Das Verdienst gebührt ihnen allerdings, daß sie, nachdem sie seßhaft geworden, mit Ameisenfleiß an die Urbarmachung des Bodens gingen und daß sie durch ihre Emsigkeit in kurzer Zeit in der Anrodung des Landes Erstaunliches leisteten. Und dies muß umsomehr anerkannt werden, da die neuen Ansiedler sich an die neuen Verhältnisse, insbesondere an das rauhere Klima gewöhnen mußten und durch die Feindseligkeiten der deutschen

Bevölkerung viel Widerwärtigkeiten zu erleiden und dabei noch das stille Weh und die Sehnsucht nach der alten Heimat im Herzen zu tragen hatten. Trotz der zugestandenen Freiheiten waren die jährlichen Abgaben nicht gering, und nur der anhaltende Fleiß und die stete Rührigkeit ermöglichte es ihnen, die Pachttermine einzuhalten, umsomehr, als Mißernten und Hagelschlag die Hoffnung mancher Jahre ganz vernichteten. Und dabei galt es, die zahlreiche Kinderschar, womit die welschen Familien in der Regel gesegnet waren, zu ernähren. Und wie viele Frauen, deren Männer und Ernährer erschlagen worden waren, hatten den Kampf ums tägliche Brot zu führen! Mit der Rührigkeit war der Sinn für Einfachheit und Sparsamkeit gepaart. Die Zucht, namentlich die Kirchenzucht, war in den welschen Kolonien sehr streng; jede Verletzung der herkömmlichen Sitte wurde streng geahndet. So mußten denn die neuen Ansiedler durch ihre bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen, durch ihre ganze Lebensführung nur günstig auf ihre deutsche Umgebung einwirken. Daneben zeigten sich jedoch auch Auswüchse in den Gemeinden, wie Zänkereien unter den einzelnen Gliedern, Uneinigkeit zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde. Der häufige Wechsel der Geistlichen war nicht vorteilhaft für das kirchliche Leben. Nicht immer war es möglich, wirklich gebildete Geistliche zu erhalten. Die Besoldung derselben war sehr kärglich und konnte nur mit Unterstützung der Generalstaaten oder von England aufgebracht werden. Diese stete Abhängigkeit der Gemeinden vom Ausland war für sie nicht vorteilhaft.

Die Nachkommen jener romanischen Einwanderer in Hessen erfreuen sich heute meist eines gewissen Wohlstands. Die französische Sprache als Kultussprache ist schon seit mehr als 70 Jahren in den einzelnen Gemeinden gefallen, und nur sehr wenige mag es heute geben, die noch Französisch verstehen. Auch die Volkssprache hat sich ganz verloren. Die ehemaligen Welschen sind heute ganz in den Deutschen aufgegangen. Die Erinnerung an die Vergangenheit lebt nur noch fort in den Namen. Auch haben sich einige ehemalige kirchliche Gebräuche heute noch erhalten. Die Nachkommen jener Romanen sind jetzt gute deutsche Patrioten geworden, die stets mit Dankbarkeit anerkennen werden, daß ein toleranter hessischer Landesfürst und ein weitblickender Isenburger Graf ihren Vätern Aufnahme und Schutz gewährten, und einen Teil ihrer Dankbarkeit dadurch bezeugen, daß sie dem gegenwärtigen Landesherrn mit Liebe und Treue ergeben sind.

Erlebnisse eines lustigen Bruders in Kassel im Jahre 1803.

Mitgeteilt von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

Schon früh um 4 Uhr warf sich Friedrich in seines Bettlers Galakleid, und sowie das Unterneustädter Tor sich öffnete, trabte er in die Stadt. Eine milde Luft wehte, alles war noch stumm und in Ruhe gelagert. „Nur auf dem Paradeplatz, wo ich mir die sichersten Standpunkte zur Überschauung auszusuchen gedachte, fand ich Landvolk, dem die Zeit schon weit vorgerückt schien. Man gruppierte sich indessen hier und dorthin, um das portative Frühstück zu genießen, bis daß endlich die Nuntien des Tages, die Perrückenmacher, auf dem Morgenwinde getragen, die lebhafte Szene eröffneten. Ich glaubte, im Bettlerkostüm allenthalben leichter vordringen zu können, denn mein Rock, obgleich er mit bunten Flecken ziemlich übersäet war, sah in seiner Art ganz reputierlich aus. Da stand ich hinter dem kurfürstlichen Schlosse neben einem der Frau Kurfürstin zugehörigen Gartenhause und konnte mich nicht satt an der trefflichen Landschaft sehen, wo man mehrere Stunden die Fulda hinaufblickt, deren Ufer erst mit jetzt noch blühenden Gärten eingefaßt, weiter hinauf mit kleinen Dörfern, Mühlen, Steinbrüchen und Waldungen begrenzt werden. Die Gegend war so zart beleuchtet. Am Abhange der entfernten Berge durchstreift goldene Rübesaat das junge Grün des Roggenfeldes, und dieses alles überschaut man von einem Standpunkt, der zugleich die imponierenden italienischen Gebäude, des Schlosses Orangerie und die hochliegende Neustadt umfaßt. Hier hielt ich meinen Morgensegen, als ich mich von einem blaugekleideten Kerl mit gelbem Blech auf dem Herzen, einen eingerosteten Degen an der Seite und einen Stachelstock in der Faust unsanft ergriffen fühlte. ‚Was macht er hier?‘ war die brüllende Anrede. ‚Ich schaue in sein schönes Land.‘ Das klang dem rohen Menschen etwas fein für einen Bettler, doch ließ er es nicht an sich kommen. ‚Scher' er sich zum T—, hier darf kein Bettelvolk sein, heut' partout nicht!‘ ‚Aber ich bettle ja nicht,‘ erwidert' ich, ‚laß er mich immer noch ein wenig hier‘. ‚Was? will er sich mausig machen!‘ und schon nahm er mich bei den Schultern, um mir mit seinem Szeptrum etwas aufzuzählen, das keine Münze war, als ich schnell des Nervus rerum gerendarum gedachte und ihm ein Geldstück in die Hand drückte. ‚Ja, so ist es

mit ihm,' sagte er bescheidener, ‚aber potz Wetter! was zieht er sich denn mit der bunten Jacke herum, wenn er nicht bettelt?' — —

Aber, lieben Leutchen, die Glocken haben schon längst geläutet, schrecklich haben die Kanonen mit ihnen abgewechselt und die schönen Damen liefen scharenweise auf ihre Posten. Die Staatswagen rollten ans herrschaftliche Schloß. Es bildete sich eine Doppelhecke von Soldaten vom Schlosse an durch alle Straßen bis zur St. Martinskirche, um den Weg ganz frei zu halten, durch den der Zug gehen sollte. Es sollen 4800 Mann gewesen sein. Da kam um 8 Uhr der Herold*) zu Pferde in einem sehr theatralischen Gewande, eine Sonne und den Löwen auf dem Rücken, die andern auf dem Leibe, begleitet mit Deputierten der Ritterschaft und einem Detachement Kavallerie, die mit Trompeten- und Paukenschall voraus ritten, um auf allen Plätzen der Stadt das kaiserliche Manifest zu verkünden."

Die abends stattgehabte Illumination ist schon mehrfach beschrieben worden, sodaß nur das bisher weniger Bekannte aus der Schilderung Friedrichs des Lustigen mitgeteilt sei.

„Obenan unter den Illuminationsstücken stand das Hotel der Reichsgräfin von Schlotheim in der Bellevue-Straße; dies war nach italienischer Bauart dekoriert, mit Transparents und Inschriften versehen und perspektivisch mit dem höchsten Pomp erleuchtet. Des Ministers von Waitz Palais liegt vortrefflich wie am Ende einer Allee, als wäre es mit seiner Pyramidenumgebung, die zum eigentlichen Hofe führt, besonders für eine Illumination gebaut. Das langflügelige Hotel stand ganz im Feuer. Dort wurde der Kurfürst mit Fanfaren empfangen. Hoch über dem Hause erhob sich eine Sonne von trefflicher Wirkung, die wie ein Gestirn am Firmament oder eine Aigrette im Frauenhaar am dunkeln Hintergrunde blitzte. Noch mehrere Häuser der Königsstraße zeichneten sich aus, wo eigentlich alles leuchtete. Gegenüber dem Hotel des englischen Gesandten war ein Spiegelfabrikant, der inwendig sein Haus mit Spiegelglas umgeben, auch von außen das glänzende Material angebracht hatte. Die Auszierungen und Inschriften waren von geschliffenem Glase, so wie man wohl in Stahlarbeit Worte auf Armbändern findet. Dies alles mit dem hellsten Kerzenschein beleuchtet, gab dem Hause das nur möglichste Feen-Air, denn alle Lampen der Welt könnten den Gedanken des Reichtums und der Eleganz nicht hervorrufen, den diese Brillantierung bewirkte.

Der Altstädter Markt war sehr reich beleuchtet und verziert. Dort stehen vieler reicher Kaufleute Häuser und das Rathaus, dessen gotische Bauart und die unzähligen Leitern mit Menschen, die auf dem Dache wie die Fliegen hingen, einen sehr guten Effekt machten. Auch die Brücke, die über die Fulda führt und die Stadt von der Altstadt trennt, die des Kurfürsten Namen trägt, war reich mit Ehrenpforten besetzt. Jenseits schien ein verschiedener Charakter unter dem Volke zu herrschen; patriarchalischer, lebhafter und vielleicht weniger gezügelt als in anderen Quartieren der Stadt äußerte man sich hier. Darum benennt man die Altstädter, wie ich hörte, mit dem sehr alten Namen der Unbändigen. Aber es ist alte echte Kattennatur voll Biedersinn, Kraft und Treue. Sonderbar nahm sich ein illuminiertes Fenster des Staatsgefängnisses aus dem sog. Kastell an der Fulda aus — welcher Gefangene kann doch wohl da der Freude geopfert haben? — Jenseits der Brücke sieht man wenig gute Häuser, sie sind wie die Londoner City aneinandergedrückt. Umsomehr überraschen drei schöne Häuser am Leipziger Tor, wo das eine in Transparent die schönsten Gegenden von Wilhelmshöhe darstellte. Noch eine andere feine Idee fand ich in diesem Quartier in einer der entlegeneren Straßen, in die ich mich verirrte. Auf einem Transparent stand Minerva und zeigte auf die Büste des Kurfürsten, auf den sie die Verse der Ilias anwendete:

Dieser ist der Atreide, der weit herrschende Agamemnon,
Als König sehr gut, als Streiter tapfer.

Ein schmales Häuschen in einem Cul de sac war durchaus mit ausgeblasenen Eiern statt Lampen behängt und beleuchtet. Ein Bäcker mit dem Transparent eines großen Kuchens mit der Umschrift:

Wer unsern Kurfürst nicht will lieben,
Den tu' ich in den Ofen schieben.

Ein Perrückenmacher der Altstadt hatte ein Haupt mit hessisch militärischer Frisur hell beleuchtet, die bekanntlich wegen der steifen Zöpfe und Locken berühmt ist; unter dem frisierten Kopfe stand:

Hoch lebe der Kurfürst! Er treibt die Feinde zu Paaren
Und liebt die Leute mit frisierten Haaren!"

(Fortsetzung folgt.)

*) Regierungssekretarius Rat Rüppel.

Kasseler Kunst in der Jubiläums-Ausstellung im Meßhause.

Fünfzigmal hat nun unser altes ehrwürdiges Meßhaus in Ermangelung anderer Räumlichkeiten — denn das „Kunsthaus" dient ja zum großen Teile Schulzwecken — der Aufnahme der alle zwei Jahre wiederkehrenden Gemäldeausstellung des Verbandes von Kunstvereinen westlich der Elbe gastlich seine Pforten geöffnet. Nun soll es vom Erdboden verschwinden und man wird ihm keine Träne nach-

weinen. Zum letztenmale also durchwandern wir die nach Möglichkeit für besagten Zweck herausgeputzten Hallen, um zu prüfen, was uns die Künstler aus allen Gauen Deutschlands Schönes zu bieten haben. Wohlgezählte 703 Nummern enthält der Katalog, von denen aber ein großer Teil jetzt — erste Hälfte Oktober — Raummangels wegen noch gar nicht gehängt werden konnte. Bis auf einige Werke vollständig ist seit Beginn der Veranstaltung nur die Kasseler Abteilung, und mit dieser haben wir uns ja heute auch lediglich zu befassen.

Die heimische Kunst wurzelt naturgemäß in erster Linie in der hiesigen Akademie, deren treffliche Lehrer seit Jahren mit Erfolg bestrebt sind, den jungen Nachwuchs sorgsam heranreifen zu lassen. So sind denn auch mit wenig Ausnahmen die Künstler, deren Werke wir in der Ausstellung schauen, aus unserer Kunstschule hervorgegangen. Die Spitzen des Instituts befleißigten sich zumeist einer vornehmen Zurückhaltung, indem sie einfach fernblieben, was zu bedauern ist. Dagegen beteiligten sich der Direktor und einige Professoren der Kunstgewerbeschule, denen dafür ausdrücklich Dank gesagt sei.

Die mit virtuoser Beherrschung der Technik und feinstem Geschmack ausgeführten, vorwiegend italienische Architekturen behandelnden Aquarelle des Direktors Schick bilden eine Zierde der Ausstellung, wie auch die Schöpfungen der Professoren Woite und Brünner, teils Landschaften, teils Porträts und Studienköpfe, mit Auszeichnung zu nennen sind.

Aus dem Nachlasse des allzufrüh dahingeschiedenen Akademieprofessors *Emil Neumann* wird uns eine ganze Reihe vortrefflicher Nummern vorgeführt und der immer noch schaffensfreudige Nestor unserer Künstlerschaft, Louis Katzenstein, spendete unter anderm eine lebendig komponierte Szene aus der glorreichen Zeit des Kaffeeverbots 1780.

Der hervorragend tüchtige Maler unseres königlichen Theaters, Viktor Sterra, ist mit mehreren landschaftlichen Aquarellen vertreten und der Ziseleur Dürrich, Lehrer der Kunstgewerbeschule, zeigt in einigen zu Schmucksachen verwendbaren Plaketten, denen das Antlitz Beethovens als Motiv diente, aufs neue seine Kunstfertigkeit.

Von Theodor Matthei, welcher sich um das Arrangement der Ausstellung große Verdienste erwarb, sehen wir an neuen Sachen einige lebensprühende Porträts, eines derselben, das eines Oberförsters nebst Gattin, in der gegenwärtig mit Recht öfters angewandten Form eines Genrebildes, wodurch die langweiligen „Sitzmienen“ und gezwungenen oder gedrechselten Stellungen vermieden werden.

Genrebilder im eigentlichen Wortsinne, besonders solche scherzhafter Art, werden immer seltener, wie denn der Humor den Farbenkünstlern nach und nach völlig abhanden zu kommen scheint. Einen Schimmer davon hat nur Armbrusts Idylle, wo im Abendsonnenglanz eine antike Tanzgesellschaft auf blumiger Aue den Reihen schlingt und ein besonders verliebter Jüngling mit seiner Schönen seitwärts in die Büsche sich schlagen möchte.

Anmutig sind die in diskreten Freilichttönen gehaltenen „Lesenden Mädchen“ H. Giebels, blutig ernst dagegen die auch koloristisch düster gehaltene ergreifende Szene „Ein Opfer des Meeres“ von W. Frahm, welcher Künstler auch zwei Drescher in vorn tiefdunkler, rückwärts von einfallendem Sonnenstrahl scharf beleuchteter Tenne talentvoll zur Wiedergabe brachte. — Das Innere eines Tempels, gefüllt mit modern gekleideten, aber im Arrangement dennoch an den biblischen Vorgang zwischen den Schriftgelehrten und dem zwölfjährigen Jesus gemahnenden Gestalten brachte in routinierter Weise Max Lieberg zur Anschauung, die Gruppe zweier „Bärenführer“, welche mit ihrem zottigen Getier bei beginnender Nacht die Landstraße entlang ziehen, Julius Hellner. Freundlicher präsentiert sich des gleichen Künstlers auch betreffs der winterlichen Stimmung gut gelungenes Jagdbild „Nach dem Triebe“, wie er denn außerdem durch mehrere andere Nummern beweist, daß er in verschiedenen Sätteln gerecht ist. — Ein weiteres Genrebild, einstweilen freilich nur skizziert und eine alte Frau schildernd, die in ärmlichem Zimmer an der Nähmaschine sich müht, sandte Jenny Geissel; *Kurt Schneider* eine „Ingeborg“, wie sie in Gedanken an ihren Frithjof unbewußt dessen Bild in ihre Handarbeit verwebt; Mundatas-Harburger diverse urwüchsige oberbayrische Männertypen und einen fidel seine Zigarre zerkauenden Kutscher von gelungener Komik des Ausdrucks; Arno Weber zwei einstweilen noch etwas unfertige, aber eine entschiedene Begabung für Freilichtmalerei verratende Kindergruppen, ferner den ganz netten Studienkopf eines Bauernjungen und mehrere Blumenstilleben von landschaftlichem Gepräge.

Zur Landschaftsmalerei selbst übergehend, bemerken wir, daß auf diesem Gebiete wieder Hervorragendes geleistet wurde. Es sind vorwiegend heimatliche Motive und Stimmungsmalereien, welche den Beschauer fesseln. Ungeschminkte Wahrheit, Vermeidung gesuchter Effekte, liebevolles Versenken in die intimen Reize der Natur, das sind die lobenswerten Eigenschaften, welche überall zutage treten. Hermann Metz' charakteristische „Dorfstraße“, Fennels treffliche „Hessische Landschaft“, Barths morgenfrische Waldpartien, Jeschkes energisch vorgetragene,

koloristisch wirksame Darstellungen vom Dörnberg und Fläming, seine „Blühende Heide“ und sein „Frühlingsmorgen“, Ferdinand Kochs wundervoll poetische, in zarten Duft getauchte Abendstimmungen und warmgetönte Sonnenuntergänge, Julius Jungs ausgezeichnet durchgeführte, eine gereifte Künstlerschaft verratende Herbstlandschaften und melancholischen Regenstimmungen, das alles sind von lebhaftem Naturgefühl und innigem Empfinden durchdrungene Schöpfungen, denen die Gaben August Wenzels — ein Frühjahrsmorgen und zwei Abendlandschaften — mit gutem Gelingen nachstreben.

Was die weiblichen Landschafterinnen anlangt, so sind wir ja gewöhnt, von Frl. v. Hugo die reizvollsten Motive in subtilster Ausführung zu sehen; von den Damen Hedwig Jung-Braunhof und Bertha Braunhof liebliche, verständnisvoll behandelte Partien aus Kassels Umgebung; von Frieda Koeppel mit breiten Pinselstrichen wirkungsvoll hingesetzte Landschaftsgebilde, diesmal von Wilhelmshöhe und aus Holstein. — Frl. Johanna Eysels Bleistiftzeichnung „Waldinneres“ ist sehr niedlich; Frl. Gertrud Queisners Partien vom Haussee könnten in der Farbe abwechslungsreicher sein, wogegen die „Interessante Ecke“, welche sich mehr dem Stilleben nähert, das Können der Künstlerin markanter hervortreten läßt, in noch höherem Grade deren sehr gut gemalte „Schneehühner“ und trefflicher „Fasan“.

Weitere lobenswerte Stilleben bringen Helene Irion (zwei prächtige Blumenstücke), Frl. A. Schultze („Flieder“) und H. Dietzsch („Trauben“).

Fügen wir noch hinzu, daß die Bildnismalerei in hervorragender, zum Teil sogar meisterhafter Weise durch Otto Bruhn und Armbrust, sowie durch die Damen Schick, Soest, v. Holwede, v. Hüllessem und Stern vertreten ist, so können wir unsern diesmaligen Rundgang mit dem Wunsche schließen, daß der Besuch der Jubiläums-Ausstellung ein ebenso reger sein möge, wie die Kauflust.

— a —

Husarens Fritz.

Dorfskizze aus der Diemelgegend von H. Bertelmann.

(Fortsetzung statt Schluß.)

III.

Der kleine Fritz konnte vielleicht zwei Jahre zählen. Es war im Juni am späten Nachmittage, wenn die vollen Heuwagen schwerfällig den Segen der Wiesen heimfahren. Da saß der alte Röser mit seinem Fritz auf dem Brückenrande und schaute den Hohlweg hinab, der zu den Wiesen führte. Peitschenknall kam herauf. Ein volles Fuder schwankte daher. Auf dem Handpferde saß stolz und stattlich der Husar.

Jetzt lenkte er langsam auf die Brücke zu und rief die Pferde energisch an. Schon war er oben, nahm den Strohhut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Vatter, Vatter“, schrie es auf einmal hell vom Brückenrande. Unwillkürlich wandte der Husar den Kopf, und als er den scharfen Blicken des alten Röser begegnete, wurde er rot bis über die Ohren.

Im nächsten Augenblicke haute er in die Pferde. Das Gefährt eilte rasend zum Dorfe hinein. —

Übers Jahr am Johannistage wollte der Husar mit seiner Frau zum heiligen Nachtmahl gehen. Als er die Haustür öffnete, trat er in einen Kreis spielender Kinder, die im Sonntagsstaat auf der breiten Steintreppe saßen. Beinahe hätte er dem kleinen weißhaarigen Buben auf die Finger getreten. Der war hurtig aufgesprungen und schaute nun verwundert an dem schwarzgekleideten Manne hinauf.

Wieder errötete der Bauer. Zornigen Blickes stieß er einen Fluch aus. Entsetzt stoben die Kinder auseinander. Nur Fritz blieb stehen. War es Trotz? —

Den Bauern packte die Wut. Eben rauschte die Bäuerin im seidenen Kleide aus der Tür, da gab er dem ahnungslosen Kinde einen Fußtritt, daß es kopfüber die Treppe hinunter purzelte.

Die Bäuerin schrie auf vor Schrecken, sah ihren Mann vorwurfsvoll an und eilte, den Jungen aufzuheben. An der Stirn klaffte eine tiefe Wunde.

Die aufgeregte Frau wollte mit dem weinenden Kinde ins Haus zurück. Da kam die Magd herbei, lief mit dem Jungen an den Brunnen, die Wunde zu waschen. Der Bauer trieb zur Kirche.

Da wagten sich die entflohenen Genossen wieder herbei. Als Fritz sie gewahrte, entwand er sich den Händen der Magd. Dann ging's die Dorfstraße hinab dem Hirtenhause zu. —

Der Gottesdienst war längst zu Ende. Der Husar saß mit seinem Gesinde am Mittagessen. Da ging die Tür auf — der alte Röser stand da, an der Hand den kleinen Fritz, dessen Kopf mit einem roten Taschentuch verbunden war.

„Da süh, wat Du machst hest! Din egen Kind trest [1]) Du mit Föten.[2]) Un geihst ton Abendmahle? Söst [3]) dik wat schemmen! —

[1]) trittst, [2]) Füßen, [3]) Solltest.

Süh, Junge, dat is' Din Vatter, un het Dik trän! Behalt't in achte!"

Bei den letzten Worten hatte er den Knaben auf den Arm genommen. Seine Augen rollten, seine Faust war geballt. Wie ein Rachegeist stand er in der offenen Tür.

Alle sahen auf den Husaren. Dem war's, als hätte er Blei in den Beinen. Der Bäuerin kam eine Ohnmacht an. Die Magd sprang davon, ein Glas Wasser zu holen. Der Großknecht stieß seinen Gehilfen mit dem Ellbogen in die Seite. Sie standen auf und guckten vor sich und schritten dem Ausgange zu.

Da machte der alte Röser Platz und ging ohne Gruß. Als er zur Tür hinaus war, fuhr der Husar auf und schimpfte im Hause herum. Jeder ging ihm aus dem Wege. —

IV.

„Fall ni vom Gerüste, Willem! Seg mal, wit Du denn dat oll mit dinen twe Hängen[1]) olleine re[2]) bringen?"

„Natürlik."

„Kann mi dat denken, — en egen Hus, dat maket Spaß; da wärd eme niks sur! — Nu kuck! Auk 'n Spruch öwer der Dürr! Wie hett dat?

Wir bauen Häuser stolz und fest
Und sind auf Erden doch nur Gäst';
Doch wo wir sollen ewig sein,
Da bauen wir nur wenig ein.

Schön is' dat, gefällt mi, Junge! — Wenn dat Dine Modder doch nau afverliwet[3]) hädde! Wörst Du doch 'n Jahr ehr kommen! Warst äwer so'n bidden ecköpsch wie Din Vatter."

„Wenn me emal in der Welt is', mott me auk de Gelegenheit wahrnommen. Ik hawe in Berlin n' schönen Häller Gäld verdent."

„Gleiwe ik — is' äwer doch got, dat Du widder da bis'. 't is' doch nergen[4]) schöner wie ter Heme.[5])"

„Ter Heme is' ter Heme — da ha Ji rächt."

„Wi frogget[6]) us auk oll da ungene[7]), dat Du dat Hus kofft[8]) hest. Di gönne wi 't oll minangere.[9]) Wenn Du dat fein terächte[10]) hest, denn wärd sek auk schon — —"

„Denn wärd sek gar niks," fiel Wilhelm dem alten Röser in die Rede. Der ließ sich gemächlich auf einem Baumstamme, der an der Straße lag, nieder.

Wilhelm legte seine Kelle hin und drehte sich um.

„Rächt hadde Ji schon — miner Modder hädde ik dat gären gonnt. — Nu het se schon dat klene Hus, und ik — ik make mi nau so 'n graut[1]) te rechte! Jk draf[2]) ni dran denken!"

„Wenn se düt jetz sehn könnte!"

„Mennigma iset[3]), ose[4]) wenn se hinger dem Fenster stünge[5]) un kuckede un seggte: ‚Jk frogge mik doch, dat Du ter Heme bis'!' Denn packet mik 'n Jfer, dat ik olzen[6]) Etten und Drinken vergette." —

„Hest auk nau düchtig te done.[7])" —

„De Herwest is' för der Dürr. De Sunne mot et nau got mit mi menen, süs' wärd dat Kleid ni mei drüge.[8])" —

„Wi krieget n' drügen Herwest, latet nur langsam gahn." —

Wilhelm kratzte schon wieder mit der Kelle den alten Kalk ab.

Er war der Jugendgenosse Annes. Nach seiner Dienstzeit hatte er noch ein Jahr in Berlin als Maurer gearbeitet. Seine sterbende Mutter rief ihn heim. Er begrub sie und kaufte sich ein Haus. Es war Annes Elternhaus. Bei der Arbeit daran war es ihm, als schaue seine Kindheit um die Ecke. Dort hinten im Berggarten saß er als Knabe neben Anne. Dort blühten die Märzveilchen an der Hecke. Die beiden Kirschbäume luden zum Besteigen ein. Der alte krumme Apfelbaum hatte sich kaum seit jenen Tagen verändert. Unter dem Apfelbaum war es, wo Annes Ziege von der Straße her den Stein in die Rippen bekam. Das war kein anderer gewesen als Fritz, den sie jetzt den Husaren nannten. Der hatte sich immer durch solche heimlichen Streiche ausgezeichnet. Wilhelms Fäuste hatten ihm später die Roheit heimgezahlt.

Nach der Schulzeit, wenn die Burschen und Mädchen an den Sommersonntagen in den Wald und an den Winterabenden in die Spinnstube gingen, waren Anne und Wilhelm zusammengekommen. Wie hatten sie sich so gern gehabt! —

Da kam jenes Schützenfest, an dem Fritz als schmucker Husar auf Urlaub heimkehrte und allen Mädchen, auch seiner Anne, den Kopf verdrehte. Ohne ein Abschiedswort war er wenige Tage darauf wehen Herzens in die Fremde gegangen. Wie hatte er sich Mühe gegeben, zu vergessen! Konnte er es denn! —

Wochen vergingen. Da schrieb er ihr einen Brief, sie möge sich doch nicht von andern betören lassen, die könnten es nicht ehrlich meinen. Die Antwort blieb aus.

Wie er dann die Weihnachten darauf als strammer Gardist heim kam und glaubte, den Husaren ausstechen zu können, da vernahm er über Anne kein

---

[1]) Händen, [2]) fertig, [3]) erlebt, [4]) nirgends, [5]) zu Hause, [6]) freuen, [7]) da unten, [8]) gekauft, [9]) alle miteinander, [10]) zurecht.

[1]) groß, [2]) darf, [3]) manchmal ist es, [4]) als, [5]) stände, [6]) manchmal, [7]) zu tun, [8]) trocken.

gutes Gerücht. Gott weiß, wie wehe ihm das tat. Gleich einer teuren Toten hat er um sie getrauert. Nie würde er wieder in seine Heimat zurückkehren. Da starb seine Mutter. Und er kam doch.

Die Leute im Dorf waren nicht wenig über seinen Kauf verwundert. Der Husar war wütend. Hatte er doch dem Juden ein gutes Gebot getan. Wie gut hätte er das Haus als Wohnung für seine Tagelöhner gebrauchen können. Nun kam dieser „Berliner" daher! — —

Der alte Röser saß da unten und hielt den Kopf in beiden Händen. Wilhelm arbeitete flott darauf los. Da schritt der Herr Pfarrer mit dem heiligen Nachtmahl vorüber. Als er zu Husarens Treppe hinaufstieg, meinte der alte Röser: „Paß up, Willem, dat geit to Enge. Nu schon den twidden dauen[1]) Jungen! Dütmal öwersteit[2]) se 't ni. De lewe Gott mag dem armen Wiewesmensche bistahn, et het hie kinne fraue Stunne[3]) hat."

„Den krieget use Herrgott schon in de Fingere."

Der alte Röser hatte sich erhoben und lehnte an der Gerüststange. Jetzt wankte er zum neuen Stakett, die Latten ob ihrer Festigkeit prüfend.

„We wall dün Hoff[4]) düt Fröhjahr utstellen wärd?[5])"

Er schielte schalkhaft zum Gerüst.

„Wat kümmert Juch dat?" rief Wilhelm unwirsch herab. „Ji sied schlimmer, wie 'n alt Wief.[1]) Jk verstah mik auk up dat Hoffwerk.[2]) Wat Ji wall gleiwet! Usen Hauptmann sien' Garten moßte ik jümmer terächte maken."

„Dat wärd Di äwer n' bidden vill wären. Ne Hülpe[3]) moß Du hawen, helpet olles niks!" Dabei sah er hinauf und wartete vergebens auf Antwort.

„Anne, Anne, wat hest Du macht! So 'ne Dummheit auk!"

„Wat Juch wall anger Lüe[4]) ehre Dummheiten angaht!"

„'n ächte Mäken is' Anne doch, da is' wieders niks bi; wenn 't nu auk den Feiltritt dan het. Wie hat oll use Feilers, Willem, menst Du ni auk?"

Der nickte und fuhr fort: „Jk wet ni, warümme Anne mi jümmer[5]) ut dem Wege geiht. Jk hawe eme niks dan."

„Ach Junge, dat Mäken schemmet[6]) sik. Denk Dik doch mal an sinen Platz. Bis' Du eme denn beise?[7])"

„Jk — warümme söll ik?" —

Wilhelm kratzte heftiger. Eine Staubwolke hüllte ihn ein. Der alte Röser sprang zur Seite. Er hatte die Augen voll bekommen.

„Sall ik 't Anne grüßen?"

„Min'twägen!"

„Denn mak' et got."

„Je, Ji auk." — — —

(Schluß folgt.)

[1]) den zweiten toten Jungen, [2]) Diesmal übersteht, [3]) frohe Stunde, [4]) diesen Garten, [5]) wird.

[1]) Weib, [2]) Gartenwirtschaft, [3]) Hülfe, [4]) Leute, [5]) immer, [6]) schämt, [7]) böse.

Die Forsteiche.

(Zum 18. Oktober.)

Die alte Hesseneiche
Mit ihrem Leichenstein,
Sie mahnt uns junge Hessen,
Wie treu wir sollen sein.

Die Gräber, die beschattet
Ihr grüngewölbtes Dach,
Sie mahnen an die Zeiten,
Wo Deutschland siech und schwach.

Die Helden, die hier liegen,
In dunkler Erde Schoß,
Sie haben schauen müssen
Des Landes traurig' Los.

Sie haben nicht gescheuet
Der Fremden Blutgericht,
Sie sahen mit mutigem Auge
Dem Tod ins Angesicht.

Im Kampf für Landesfreiheit
Gilt Nam' und Stand gering:
Der Oberst wie der Bauer
Für sie den Tod empfing.

O, haltet hoch in Ehren
Der alten Helden Blut!
Bewahrt die Hessentreue
Als ihr ererbtes Gut!

Kassel. **Franz Gubens.**

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 5. Oktober fand im Kaufmannshause zu **Kassel** der erste **wissenschaftliche Unterhaltungsabend** des Hessischen Geschichtsvereins im begonnenen Winterhalbjahre statt. Herr General **Eisentraut** eröffnete die Sitzung mit einem auf archivalischem Studium beruhenden Bericht über **die Belagerung der Festung Ziegenhain** im siebenjährigen Krieg während der Monate Februar und März 1761. **Landgraf Fried-**

rich II. hatte bereits 1760 vor der in Hessen eingedrungenen französischen Armee mit seinem Hofe das Land verlassen und sich nach Braunschweig begeben, während der Herzog von Broglio sein Hauptquartier in Kassel aufschlug und seine Heerhaufen fast im ganzen hessischen Gebiet ihre Winterquartiere bezogen. Vor dem im Februar 1761 mit der alliierten Armee heranrückenden Herzog Ferdinand von Braunschweig räumten die Franzosen das Land, wo es ihnen nicht den nötigen Schutz bot, Kassel und Ziegenhain aber hielten sie besetzt, sodaß die Einschließung dieser beiden festen Städte seitens der Alliierten notwendig wurde. Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg unternahm die Belagerung Kassels, der hessische Artillerie-General von Schlüter wurde mit der Vertreibung der Franzosen aus Ziegenhain beauftragt. Der Herr Vortragende entrollte nun in sehr anschaulicher Weise die so überaus mißliche Lage, in die der brave General Schlüter sich versetzt sah. Auf der einen Seite hatte er der Ordre des Herzogs von Braunschweig, Ziegenhain, es koste was es wolle, zu nehmen, Folge zu leisten, auf der andern Seite war er dem Landgrafen, seinem Landesherrn, für jeden Schuß verantwortlich, der in dessen Stadt Ziegenhain eine Beschädigung oder gar eine Feuersbrunst verursachen würde. Da Baron Zuckmantel, der mit 300 Franzosen und 600 Nassauern die Festung besetzt hielt, ein energischer Mann war und alle Verhandlungen ablehnte, so sah Schlüter sich genötigt, Ernst mit der Belagerung zu machen. Vorher aber hatte er einen Versuch gemacht, Ziegenhain zu schonen, indem er dem Herzog Ferdinand, dessen Hauptquartier sich in Schweinsberg a. d. Ohm befand, Meldung von den obwaltenden Verhältnissen erstattete. Der Herzog aber blieb bei dem einmal gegebenen Befehl, infolgedessen Ziegenhain vom 4. März an mit Geschossen überschüttet wurde, sodaß die meisten Häuser in Flammen aufgingen. Die Verwüstung war aber völlig nutzlos, da der Feind mit seiner Munition und seinem Proviant in den sichern Kasematten steckte. Alles dies berichtete Schlüter in mehreren Schreiben dem Landgrafen nach Braunschweig, sowie auch, daß er schließlich wegen Mangels an Munition mit der Beschießung der Stadt habe aufhören müssen. Obwohl aus Schlüters Berichten die Verzweiflung, in der er sich darüber befindet, gegen den Willen des Landgrafen die hessische Festung bombardieren zu müssen, deutlich hervorgeht, so antwortete ihm Friedrich II. trotzdem sehr ungnädig. Der Brief kam aber nicht mehr in Schlüters Hände, da er bei dem Entsatz Ziegenhains durch die Franzosen einen Pallaschhieb erhalten hatte, der ihm den Kopf fast bis auf die Hälfte auseinander spaltete. Er geriet in Gefangenschaft und starb in Ziegenhain, 62 Jahre alt, am 13. Juli 1761. „Sein Tod," so schloß der Redner, „hat ihn erlöst von schwerem Leiden, aber ihn auch bewahrt vor weiteren Vorwürfen und der ungnädigen Gesinnung seines Landesherrn."

Anknüpfend an diese interessante Schilderung bemerkte Herr Geheimrat Dr. Knorz, daß Landgraf Friedrich II. kurz nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, und zwar 1767, die noch jetzt so segensreich wirkende Feuerversicherungsanstalt ins Leben gerufen habe.

Hierauf berichtete Herr Dr. Lange über die von ihm und Herrn Hauptlehrer Vonderau aus Fulda im Auftrage der vom Geschichtsverein eingesetzten Kommission zur Vermessung der vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen im Regierungsbezirk Kassel vorgenommenen Ausgrabungen im Rhöngebiet, die sich diesmal auf den Öchsen, den Geiskopf, die Diesburg bei Kaltennordheim, die Hessenkuppe, den Beyer und den Stallberg erstreckten. Von besonderer Wichtigkeit ist die Untersuchung des Beyers gewesen, da Herr Dr. Lange hier einen geschlossenen Ringwall von ungefähr 320:250 m Durchmesser fand, von dem man bisher nicht die geringste Kenntnis gehabt hatte. Auf dem Stallberg wurde ferner ein Teil der Mauer des dort befindlichen Steinwalles bloßgelegt, deren Form noch überraschend gut erhalten war. Die unregelmäßig geformten Basaltblöcke und Säulen sind geschickt aufeinandergeschichtet, wogegen Mörtel und Holzkonstruktion vollständig fehlen. — Herr Museumsdirektor Dr. Boehlau, der nunmehr das Wort ergriff, bezeichnete diese Mauerfeststellung als eine archäologische Entdeckung ersten Ranges, da eine wohlerhaltene germanische Mauer von größerer Ausdehnung in unserer Gegend bisher nicht nachzuweisen gewesen sei. Die Rhönburgen vom Öchsen bis zur Milseburg seien als eine Grenzwehr der Chatten gegen die Hermunduren aufzufassen. — Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf hielt darauf einen humorvollen Vortrag über das alte Kassel und unterstützte denselben durch Vorlage zahlreicher Bilder, die von Herrn Photographen Machmar und Herrn Optiker Heß in trefflicher Ausführung hergestellt sind. Exemplare dieser Aufnahmen, die ein kulturhistorisches Interesse haben, sind auch für die Sammlung des Landeskonservators Herrn Professor Dr. von Drach in Marburg bestimmt. — Herr Abt legte ferner eine Anzahl von Dokumenten vor, die meistens aus der westfälischen Zeit stammten. Eine noch sehr gut erhaltene Obligation der Kasseler Leih- und Kommerzbank, die sich bei diesen alten Papieren befand, war dazu angetan, wehmütige Erinnerungen zu erwecken.

Hochschulnachrichten ꝛc. Der außerordentliche Professor für römisches Recht an der Universität Leipzig Dr. jur. Paul Kretschmar ist zum außerordentlichen Professor der juristischen Fakultät der Universität Gießen ernannt worden. — Der Geheime Archivrat Dr. Heinrich Reimer, seither in Marburg, hat die Leitung des Königlichen Staatsarchivs in Koblenz übernommen. — Dr. phil. Otto Merx von Osnabrück wurde an das Königliche Staatsarchiv in Marburg versetzt. — Dr. Friedrich Quilling ist zum etatsmäßigen Bibliothekar, Direktionssekretär und Lehrer an der Zeichenakademie in Hanau ernannt worden.

Freie Feder. Am 8. Oktober wurde die jährliche Hauptversammlung der nun seit zwei Jahren bestehenden Kasseler Schriftstellervereinigung „Freie Feder“ abgehalten. Bei dieser Gelegenheit erfolgte außer der Erstattung des Jahresberichts die Neuwahl des Vorstandes. Sie ergab die Wiederwahl der seitherigen Mitglieder nämlich der Herren Professor Dr. Kreßner (1. Vositzender), Hauptschriftleiter Max Müller (2. Vorsitzender), Dr. Wittgenstein (1. Schriftführer), cand. phil. Heidelbach (2. Schriftführer) und H. Blumenthal (Kassierer). Die Versammlungen finden wöchentlich Donnerstags im Zentralhotel statt.

Kirchenbauten. Bei dem Ausschreiben für den Bau einer neuen evangelischen Kirche in Kassel, die vor dem Holländischen Tor errichtet werden soll, trug unter 40 Entwürfen der von Architekt Arnold in Kassel eingereichte den zweiten Preis davon. Zwei dritte Preise wurden dem Architekt Langenberg und dem Architekt Hansen, beide ebenfalls in Kassel, zugesprochen. Ein erster Preis kam nicht zur Verteilung. — Bei der Konkurrenz des Oberneustädter Kirchenbaues zu Kassel fielen ebenfalls sämtliche Preise an dortige Architekten. Den ersten Preis erhielten die Architekten Karst und Fanghänel, den zweiten Preis Architekt Prévôt, den dritten Preis Architekt Wellerdick.

Todesfall. Am 14. Oktober starb zu Kassel Professor Dr. Heinrich Möhl im Alter von 70 Jahren. Als Lehrer für Naturwissenschaft und Mathematik hatte er lange Zeit an der höheren Gewerbeschule in Kassel gewirkt. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich der Wetterkunde, und als Leiter der königlichen meteorologischen Station in Kassel stand er auch auf diesem wissenschaftlichen Gebiet in hohem Ansehen. Durch seine allgemein verständlichen naturwissenschaftlichen Vorträge erfreute er sich großer Beliebtheit in allen Kreisen. Auf den Lebensgang des Dahingeschiedenen werden wir noch eingehend zurückkommen.

Personalien.

Verliehen: dem Generalkommissions-Präsidenten von Baumbach-Amönau zu Kassel der Kronenorden 2. Klasse; dem Oberregierungsrat Wißmann zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Rektor Peter zu Kassel, dem Amtsgerichtssekretär Kanzleirat Stock zu Fulda und dem Pfarrer Gnatz zu Karlshafen beim Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Pfarrer Schlosser zu Aufenau der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Kommerzienrat Aschrott zu Berlin desgl.; dem Steuereinnehmer Kallmeier zu Hünfeld, dem Stiftskämmerer Klippert zu Rotenburg der Kronenorden 4. Klasse; den Lehrern Brede zu Kassel, Camlott zu Hohenrode und Usbeck zu Neukirchen beim Übertritt in den Ruhestand der Adler der Inhaber des Hohenzollernschen Hausordens; dem Vermessungs-Inspektor Führer zu Kassel der Charakter als Ökonomierat; dem Generalkommissionssekretär Milchsack zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: die Regierungsassessoren Reinhard zu Nieder-Wildungen und Spannagel zu Schmalkalden zu Regierungsräten; Pfarrer Sippel zu Tann zum Pfarrer in Schweinsberg; Lehrer an der höheren Mädchenschule Probst zum Rektor der Bürgerschule 6 in Kassel.

Versetzt: Regierungsassessor Dr. Pommer von Kassel nach Marburg; Hauptzollamtsassistent Lutze in Emmerich als Hauptsteueramtsassistent nach Krefeld; Postassistent Grandjot von Frankenberg nach Kassel.

In den **Ruhestand** getreten: Rektor Braun zu Kassel.

Vermählt: Ingenieur Mariano Soto y Carasquedo mit Fräulein Consuelo Jordan, Tochter des † Dichters Richard Jordan (Oajaca, Mexiko, 1. Oktober).

Geboren: ein Sohn: Regierungsrat Kurt Freiherr Schenk zu Schweinsberg und Maud Freifrau Schenk zu Schweinsberg (Kassel, 8. Oktober); Glasermeister Ludwig Schmidt und Frau Sophie, geb. Schäfer (Kassel, 14. Oktober); eine Tochter: Gasthalter H. Iba und Frau (Witzenhausen, 7. Oktober); Wasserbauinspektor Braun und Frau Agnes, geb. Weber (Breslau, 7. Oktober); Fabrikant Fritz Scheel und Frau Ella, geb. Schirmer (Kassel, 10. Oktober).

Gestorben: Frau Auguste Kley, geb. Gruner, 61 Jahre alt (Waldhausen, 30. September); Lehrer a. D. Jungermann (Hersfeld, September); Frau Baurat Hinkelbein, geb. Schäfer (Hanau, September); Lehrer August Werner, 79 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 30. September); Königl. Domänenrat Karl Softmann, 69 Jahre alt (Kassel, 30. September); Pfarrer Lameyer, 62 Jahre alt (Niederklein, 1. Oktober); Fräulein Amalie Beinhauer, 69 Jahre alt (Vollmarshausen 2. Oktober); Stadtkämmerer a. D. Joh. Kaspar Zirnité, 80 Jahre alt (Kassel, 2. Oktober); Oberpostsekretär Ernst Eichel (Schmalkalden, Oktober); Gasthalter Georg Müller, 52 Jahre alt (Karlshafen, 2. Oktober); Frau Marie Großkurth, geb. Marquardt, 63 Jahre alt (Kassel, 4. Oktober); Lehrer Martin Just, 72 Jahre alt (Rinteln, 4. Oktober); Frau Auguste Hördemann, geb. Rohde, 58 Jahre alt (Kassel, 5. Oktober); Kaufmann Henri Rivoir (Kassel, 8. Oktober); Fräulein Amalie Becker (Kassel, 8. Oktober); Fräulein Maria Arnold (Kassel, 9. Oktober); Professor Dr. Heinrich Möhl, 70 Jahre alt (Kassel, 14. Oktober).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 21. XVII. Jahrgang. Kassel, 2. November 1903.

Allerseelen.

I.

Der Kirchhof glänzt in Lichterpracht
Und drüber um so dunkelblauer
Die klare, sterndurchstickte Nacht.
Ich lehne draußen an der Mauer:
Es wird der Seelen heut' gedacht.

Mich friert. Macht's der Novemberwind,
Daß ich so muß zusammenschauern,
Daß es wie Schnee mein Herz umspinnt?
Ob neben mir, unsichtbar, kauern
Die Seelen, die vergessen sind?

II.

Der Totenhof, sonst nachts so dunkel,
Liegt heute in Verklärungshauch;
Es hat sein lieblich Lichtgefunkel
Entzündet dort ein frommer Brauch.

Von ferne scheint's wie goldne Schleier,
Die ob den dürren Bäumen ruh'n,
Auf Strauch und Gras, — o holde Feier,
O holdes, kindlich frommes Tun!

Da seht sie knien nach alter Sitte,
Ein jeder ehrt sein teures Grab
Und schickt zu Gott die Seelenbitte
Und Tränen auf den Grund hinab.

Die kleinen, lichtgeschmückten Beete,
Der Schein, der durch's Gesträuche weht,
Das dumpfe Murmeln der Gebete —
Wie seltsam mir's zu Herzen geht.

Dem allen lausch' ich wie in Träumen
Und mein Gedanke wandert weit
Mir selbst voraus in Sternenräumen,
Im frohen Glanz der Ewigkeit!

❦ ❦ ❦

An den verstorbenen Dichter Daniel Saul.

Nun schweigest Du, o Dichtermund,
Nun ruhst Du aus im stillen Grund,
O Herz, aus dem so wundervoll
Des echten Liedes Goldstrom quoll.

Ach, diese weiche Liederflut,
O Dichterherz, sie war Dein Blut,
Das aus geheimen Wunden floß,
Die nun die Erde heilend schloß.

Nun schlafe Du und ruhe aus
Und laß aufs Grab als kleinen Strauß
Ein Wort Dir legen schlicht und recht:
„Dein Liedergold war rein, war echt!"

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**





Luise von Ploennies.

Zum hundertsten Geburtstage der Dichterin.

Von W. Bennecke.

Luise von Ploennies, die einst viel gefeierte Verfasserin einer großen Anzahl von wahrer Poesie erfüllter Werke, ist schon seit längerer Zeit, wie so manche ihrer Brüder und Schwestern in Apoll, bei dem größeren Publikum in Vergessenheit geraten, obwohl man sie in den meisten Literaturgeschichten rühmlich verzeichnet findet. Eines ihrer ergreifendsten Gedichte „Die arme Seele" hat das „Hessenland" in Nummer 9 des Jahrgangs 1897 zum Wiederabdruck gebracht und damit einmal wieder auf die Dichterin hingewiesen. Bei Gelegenheit der 100. Wiederkehr ihres Geburtstages möge das Hauptsächlichste aus ihrem Leben und Schaffen mitgeteilt werden.

Diese hessische Dichterin ist am 7. November 1803 als Tochter des Obermedizinalrats Dr. Philipp Achilles Leisler zu Hanau geboren. Als sie vier Jahre alt war, verlor sie ihre Mutter und im elften Jahre ihren heißgeliebten Vater, der eine zweite Ehe mit einer Freundin seiner dahingeschiedenen Gattin, Julie Dupré, eingegangen war. Nachdem sie ihr vierzehntes Jahr erreicht hatte, nahm sie ihr Großvater mütterlicherseits, der in den Adelstand erhobene Geheimrat Professor Georg Wedekind, der Leibarzt des Großherzogs von Hessen, zu sich nach Darmstadt, obwohl die Erzieherinnen in dem Hanauer Institut, das sie besuchte, das hochbegabte junge Mädchen gern zur Lehrerin ausgebildet hätten. Dem in dieser Anstalt genossenen Unterricht verdankte sie insbesondere die meisterhafte Beherrschung der englischen Sprache, die in ihren späteren Übersetzungen aus derselben zu Tage tritt. Das stille Leben der andächtigen Schülerin vertauschte sie plötzlich mit dem glänzenden gesellschaftlichen Umgang im Hause ihrer Großeltern, ohne daß ihr Sinn für das Ideale jedoch Einbuße erlitt. Hoffnung, Glaube und Liebe sollte ihr allein die Poesie sein, wie sie dies in einem ihrer ersten Gedichte aussprach. In die größere Öffentlichkeit trat sie mit ihren dichterischen Versuchen vorläufig überhaupt noch nicht, denn nachdem sie sich 1824 mit dem Hofmedikus und Medizinalrat Dr. August von Ploennies vermählt hatte, lebte sie nur ihren Pflichten als Gattin und Mutter, und erst zwanzig Jahre nach dem geschlossenen Ehebund, der mit sieben Kindern gesegnet wurde, erschien ihr erstes Buch. Es war dies das Ergebnis des Studiums der englischen Dichter, deren Sprache ihr so geläufig wie die eigene war. „Britannia" betitelt sich diese Auswahl metrischer Übersetzungen, die mit einer englischen Vorrede in die Welt gesandt wurden. Bald darauf gab sie den ersten Band ihrer eignen Gedichte heraus, in denen sich ihr reiches Innenleben im formvollendeten poetischen Ausdruck offenbarte. Ein zweites Bändchen erschien 1851.

Wie die englische Sprache sie in ihrer Jugend angezogen hatte, so begeisterte sie jetzt die flämische, die, bisher von der französischen Sprache unterdrückt, seit der Selbständigkeit Belgiens für ihr gutes Recht in der Literatur zu streiten begann. 1844 folgte sie einer Einladung der dortigen literarischen Kreise, um die flämischen Dichter und ihre Werke im Lande selbst kennen zu lernen. Mit ihrer Tochter Maria, die sich ebenfalls in Übersetzung flämischer Gedichte versuchte, trat sie die Reise an, und ihre Erscheinung auf belgischem Boden wurde, wie sie berichtet, als ein neuer Liebesbeweis Deutschlands angesehen, indem sie als die Gesandtin betrachtet wurde, die Germania ihrer lange unter dem Druck der französischen Stiefmutter seufzenden Schwester herüberschickte, um ihr die Versicherung ihrer nicht erloschenen Liebe zu bringen. Als sie in Gent das flämische Theater besucht, findet sie das Haus festlich erleuchtet, sie wird von den ersten Dichtern und Schriftstellern empfangen, in die Loge des Gouverneurs geleitet und das Orchester spielt das Volkslied: „Waer kan men beter zyn —" unter dem lauten Beifallsklatschen des Parterres, worauf ihr erklärt wird, daß dieser Gruß im Volksliede die größte Ehre sei, welche die Stadt Gent ihr erweisen könne. Sehr überrascht aber ist sie, als sie in einer Soirée bei dem Nestor der neueren flämischen Bewegung, Willems, flämisch zu sprechen beginnt und damit bei den anwesenden Damen die größte Bestürzung hervorruft, gleichsam als ob in einem Darmstädter Salon es einer Vertreterin der Aristokratie einfallen sollte, plötzlich Odenwälder Deutsch zu sprechen, denn „le français c'est la langue du pays". Von den literarischen Akademien zu Gent, Brügge und Antwerpen, sowie von der königlichen Akademie zu Brüssel wurde sie

im Verlauf ihrer Reise zum Mitglied ernannt, und mit reichem Stoff versehen kehrte sie in die Heimat zurück. Ihre Reiseeindrücke, verbunden mit einer großen Anzahl Übersetzungen flämischer Gedichte, hat sie in den „Reiseerinnerungen aus Belgien" (Verlag von Duncker & Humblot, Berlin 1845) niedergelegt.

Wie Franz Dingelstedt einige Jahre später von seiner Reise durch Holland „jusqu'à la mer" als dramatischen Stoff die Geschichte der Barneveldts mit nach Hause genommen, so hatte Luise von Ploennies bei ihrer belgischen Fahrt den Stoff zu einem epischen Gedicht „Mariken von Nymwegen" gefunden. Es ist die Sage vom weiblichen Faust der Niederlande, die als Volksbuch bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Antwerpen veröffentlicht wurde. Die Dichterin machte sie sich zu eigen, erfüllte sie mit ihrer poetischen Kraft und schuf in dieser Neugestaltung ihr bedeutendstes Werk.*) Die echte deutsche Romantik leuchtet uns aus „Mariken" entgegen und reißt unaufhaltsam mit sich fort. Von all den vielen prächtigen Stellen, die das Buch besitzt, sei nur eine wiedergegeben, eines der Preislieder, mit denen Mariken auf einem großen Sängerfest zu Brügge obsiegt:

„Gunst will ich mit Kunst verflechten,
Kunst ist Gunst von holden Mächten,
Kunst ist Perl' aus tiefer Flut.
Gunst die Muschel, drin sie ruht.
Kunst ist Rose hundertfach,
Gunst baut ihr ein Blätterdach —
Kunst ist fremder weißer Schwan,
Gunst sie glättet seine Bahn,
Kunst und Gunst flecht' ich im Spiel,
Rosen zwei an einem Stiel.
Der, den meine Gunst beglückt,
Hat der Rosen zwei gepflückt."

Von Luise von Ploennies' weiteren Werken sind zu nennen: „Abelard und Heloise" und „Oskar und Gianetta", beides Sonettenkränze, deren formvollendete Sprache wie Musik klingt. Das erstgenannte Büchlein ist Moritz Carrière, das zweite der Großherzogin Mathilde von Hessen zugeeignet.

*) Mariken von Nymwegen. Verlag von A. Duncker. Berlin 1853. (Jetzt Gebr. Paetel.)

Ferner das Gedicht „Die sieben Raben" und die Dichtung „Sawitri".

Später wandte die Dichterin sich der Bearbeitung religiöser Stoffe zu. Aus dieser und zwar der letzten Zeit ihres Schaffens sei nur das geistliche Drama „Maria Magdalena" (1870) erwähnt, da dieses ein gewisses aktuelles Interesse hat. Maria aus Magdala ist hier eine junge, kinderlose Witwe griechischer Abkunft, die, um nicht die Gattin ihres Schwagers zu werden, nach Griechenland flieht und die dortige Götterlehre und Philosophie auf sich wirken läßt, ohne Befriedigung zu finden. Unter der Gewalt der Dämonen ringt sie, gleich dem Mariken von Nymwegen, nach Erlösung, die ihr endlich nach ihrer Rückkehr in Jerusalem durch den Heiland zuteil wird. —

Den Gatten verlor Luise von Ploennies bereits 1847. Von dessen Tod im Tiefsten erschüttert, zog sie sich mit ihren beiden jüngsten Töchtern auf ein kleines Besitztum in Jugenheim an der Bergstraße zurück. Ihre älteste Tochter war mit dem Germanisten J. W. Wolf verheiratet. Von ihren vier Söhnen wurden zwei Offiziere, zwei hatten sich dem Kaufmannsstande gewidmet. 1860 ließ sie sich wieder dauernd in Darmstadt nieder, wo sie am 22. Januar 1872 starb.

Die Gedichte von Luise von Ploennies haben eine sehr anerkennende Beurteilung erfahren. Rudolf von Gottschall lobt beispielsweise ihr ansprechendes beschreibendes Talent, das über die Form mit großer Sicherheit gebiete, sowie die magische Beleuchtung, die sie der Natur zu geben verstehe, gleichviel ob sie die Nordsee oder die Alpen schildere. Da sie in der Schule der englischen Poesie gebildet sei, befinde sie sich frei von krankhafter Sentimentalität. Dies Urteil aus der Literaturgeschichte wird angeführt, um darzutun, daß die Vorzüge der Dichterin, die man in Formschönheit, Innigkeit des Gedankens und reiner, kräftiger Gesinnung gefunden hat, auch über unsere Grenzpfähle hinaus gebührend gewürdigt worden sind. Wenn sie auch heute nicht mehr zu den viel Genannten gehört, so ist ihr doch ein ehrenvoller Platz unter den anerkannten deutschen Dichterinnen für immer gesichert.

Am Grabe meiner Jugend.

(Nachdruck verboten.)

Ich hab' meine Jugend begraben
In einem goldenen Schrein,
Mit tausend zerstobenen Träumen
Hüllt' ich die Verblichene ein.

Drei Schaufeln voll schwarzer Enttäuschung
Gab ich dem Sarg als Geleit
Und schrieb auf die marmorne Tafel:
„Fahr wohl, du gleißende Zeit!"

Hochragend setzt' ich ein Denkmal
Der Toten aufs blumige Grab,
Vom wimpelumflatterten Glasdach
Wehn wallende Schleier herab.

Nun stehe ich seltsam ergriffen
Am kreischenden Kirchhofstor . . .
Da schreiten von Licht umflossen
Das Glück und der Frieden hervor.

München.

M. von Ekensteen.

Das neu geschaffene, größere Wappen des Großherzogtums*) Hessen.

(Mit zwei Abbildungen.)

Die Tatsachen, daß ein neues, weil bisher fehlendes, sogen. größeres Wappen für Hessen-Darmstadt veröffentlicht sei und daß man die heraldisch richtige Zusammensetzung dem Direktor des hessischen Staatsarchivs Dr. G. Freiherrn Schenk zu Schweinsberg verdanke, während der Münchener Maler O. Hupp die künstlerische Zeichnung schuf, sind bereits im laufenden Jahrgang des „Hessenlandes" Seite 66 berichtet worden. Es erübrigt noch, zu den beiden Abbildungen eine Beschreibung und hier und da einige Erläuterungen folgen zu lassen, die jedoch weder auf Vollständigkeit noch auf streng fachmännischen Ausdruck im einzelnen unbedingt Anspruch machen. Doch dürften sie trotz dem neuerdings so mächtig gewachsenen Interesse auch der Laienwelt an heraldischen Fragen für die Mehrzahl unserer Leser hoffentlich genügen.

Daß die jüngere Linie erst seit 1806, zum Unterschied vom althessischen Löwen, diesem ein Schwert beifügte, vielleicht in Hinsicht auf den damals angenommenen, ephemeren Titel „Vorfechter am Rhein", wird ziemlich bekannt sein, weniger aber der Umstand, daß erst damals der Gebrauch eines größeren Wappens aufgegeben wurde, welches die Landgrafen von Hessen-Darmstadt 1567—1806, wie andere, geführt haben, wie dies in der neuen Auflage des großen Siebmacherschen Wappenbuches unter Hessen bei den Souveränen des deutschen Bundes leicht nachzusehen ist.

Wohl infolge des Artikels 3 der Rheinbunds-Akte verzichtete u. a. Großherzog Ludwig von Hessen in seinem Patent vom 13. August 1806 ausdrücklich auf ein vielfelderiges Wappen, weil „er seine sämmtlichen Herzogthümer, Fürstenthümer, Grafschaften und Herrschaften zu einem souveränen Grosherzogthum erklärt" habe, und dies wurde mit dem Eintritt in den deutschen Bund seit 1816 bis eben 1902, also 86 bezw. 96 Jahre lang beibehalten. Auch dieses bisher allein geführte, nunmehr kleinere Wappen, welches zugleich den Herzschild des größeren bildet, hat die Meisterhand Otto Hupps neu stilisiert, ebenso wie um 1889 Doepler d. J. dies für den bisherigen steifgeformten Adler Preußens und des Deutschen Reiches getan hat. Mit Recht ist man im Stil dabei auf die besseren Zeiten der noch in der Spät-Renaissance lebendigen Heraldik zurückgegangen.



Abbildung Nr. 1.

Wie anbei die Abbildung Nr. 1 zeigt, schreitet der gekrönte Löwe mit dem Schwerte von links nach rechts; denn in der Heraldik rechnet bekanntlich alles nicht vom Beschauer, sondern vom Schildträger aus. Ferner ist der Grund des Schildes blau, der hessische Löwe zehnfach von Silber und Rot quergestreift, gold bewehrt und gold gekrönt; das Schwert aber silbern mit goldenem Griff. Man hat also, entgegen der früher freien Zahl und Folge der Streifen auf zehn weiß-rote sich festgelegt, dem ursprünglich identischen Löwen von Thüringen rot-weiß zuteilend; dagegen die früher im 19. Jahrhundert beliebte Willkür im Zeichnen des Schweifes (für Darmstadt zweifach im Gegensatz zu Hessen-Cassel) fallen gelassen, als heraldisch völlig je nach der Stilform freigegeben.

Auf dem Schilde ruht eine zweibügelige, mit Perlen und Steinen verzierte, offene, goldene Königskrone.

Anders aber ist man, ebenso wie bei dem neugeschaffenen größeren Wappen des Königreichs Sachsen, bei den Helmzierden des größeren Wappens durch Zurückgehen auf die Prunkhelme aus den blühenden Zeiten der Heraldik

*) Gros-, nicht Großherzog von Hessen ist noch 1893 z. B. auf dem in Berlin geprägten Zehnmarkstück mit dem Kopfe Ernst Ludwigs zu lesen; diese auffallende Form soll aus den Zeiten des Rheinbundes beibehalten sein, fand jedoch nie Anklang.

verfahren, wie ein Blick auf Abbildung Nr. 2 deutlich zeigt.

Der Schild selbst ist zweifach je in Höhe und in Breite gespalten bezw. geteilt und weist deshalb neun Felder auf, von denen jedoch das ursprünglich fünfte in der Mitte wegfiel, weil es durch den dazutretenden Herzschild völlig verdeckt wurde. Die Zählung lauft nunmehr nach heraldischen Regeln von rechts nach links, natürlich unter Vorantritts des Herzschildes, wie folgt durch:

2	3	4
5	1	6
7	8	9

Wie man sich vielleicht erinnern wird, waren bis 1866 im kurhessischen Wappen die Felder 3 und 8 je in sich noch einmal quergeteilt, also daß im ganzen elf Wappenfelder herauskamen; freilich nunmehr etwas überladen und auf Kosten der Deutlichkeit in den Bildern. (Vgl. die Abbildung auf S. 116 des lfdn. Jahrgangs.)

Doch wollen wir hier jetzt das neue, neunfelderige Wappen ansprechen:

1) Der Herzschild ist als Gesamt-Wappen für Hessen-Darmstadt schon beim kleineren Wappen eingehend beschrieben.



Abbildung Nr. 2.

2) Rechts oben: im blauen Felde der rechts schreitende, zehnfach silbern und rot quergestreifte Löwe, goldgekrönt und -bewehrt, für die alte Landgrafschaft Hessen, von der nur einige Teile in der heutigen Provinz Oberhessen noch dazugehören; der Rest aber nach Hessen-Cassel entfällt.

3) In der Mitte oben: im roten Felde ein sechsspeichiges silbernes Rad für das ehemalige Reichsfürstentum Mainz, dessen jetzt großherzoglichen Gebiete zumeist in Rheinhessen neben wenigen in der Provinz Starkenburg zu suchen sind.

4) Links oben: im schwarzen, mit goldenen Kreuzen bestreuten Felde ein schräg gestellter, silberner Schlüssel wegen des ehemaligen Fürstentums Worms (in Rheinhessen).

5) Rechts in der Mitte: wegen der ehemaligen Grafschaft **Ziegenhain** ein von Schwarz und Gold geteilter Schild, in dessen oberer Hälfte ein silberner Stern; doch liegt der Hauptteil dieses Gebietes im heutigen Regierungsbezirk Cassel.

6) Links in der Mitte: für die obere Grafschaft **Katzenelnbogen** in Gold einen roten Leoparden mit blauer Krone, Zunge und Klauen; so recht für das Stammgebiet um Darmstadt herum.

7) Rechts unten: wegen der Grafschaft **Isenburg** (bezw. Büdingen) in Silber zwei schwarze Balken, für diese Standesherrschaft um die Hauptstadt Offenbach und in Oberhessen.

8) In der Mitte unten: für die ehemalige Grafschaft **Hanau** von Rot und Gold achtmal sparrenweis geteilt, für die in den Provinzen Oberhessen und Starkenburg eingesprengten Gebiete, da die eigentlichen Erbschaftsteile von Hanau-Lichtenberg (zumeist im Elsaß) längst wieder verloren gegangen sind. Im kurhessischen Wappen dagegen befand sich für Hanau-Münzenberg ein mehrteiliges Wappen, — nämlich Alt-Hanau im Quartier 1 und 4 nebst Rieneck im Quartier 2 und 3 sowie Münzenberg als Herzschildchen, — das also hier höchst glücklich vereinfacht erscheint.

9) Links unten: in der oberen Hälfte des schwarz-goldenen Feldes zwei silberne Sterne für die ehemalige Grafschaft **Nidda**, den Hauptteil der gesegneten Wetterau im südlichen und westlichen Teile der Provinz Oberhessen.

Wenn nach dieser Reihenfolge des Schildes der große Titel sich gestaltet, so würde er lauten: „Ernst Ludwig, souveräner Grosherzog und Landgraf zu Hessen, Fürst von Mainz und Worms, Graf von Ziegenhain, Katzenelnbogen, Isenburg, Hanau und Nidda."

Da aber für neun oder acht Helmzierden auf dem Schild kaum Platz war, so schied man zunächst Worms, Isenburg und Nidda aus und ließ für beide Hessen nur einen Helm auftreten, also daß fünf Spangen-Helme übrig geblieben sind:

1. in der Mitte gekrönt zwei silberne Büffelhörner, besteckt mit je fünf Lindenzweigen; die Helmdecken sind silber-rot (früher im Wechsel mit silber-blau) für die Landgrafschaft Hessen;

2. rechts davon als Kleinod ein roter Samthut mit weißem Stulp, besteckt mit dem sechsspeichigen silbernen Rad, für Mainz, zu dem rot und silberne Helmdecken gehören, die aber wenig oder gar nicht zu sehen sind;

3. links neben Hessen, gekrönt ein schwarzer Flug (oder Sachs) mit goldener Scheibe belegt, auf der das Feld von Katzenelnbogen erscheint, dazu, fast ganz verdeckt, rot-goldene Helmdecken;

4. rechts am Rande, wachsende, mit dem ziegenhainischen Wappen geflügelte Ziege mit silbernen Hörnern und Klauen, nach links gewandt, mit schwarz-goldenen Helmdecken, und

5. links am Rande, rechts sich wendend, ein wachsender silberner Schwan mit goldenem Schnabel wegen Hanau mit rot-silbernen Helmdecken.

Aus Gründen der Symmetrie haben Ziegenhain und Katzenelnbogen ihre Plätze getauscht, wohl um die zwei Tierfiguren vom Rande nach der Mitte schauen und den Löwen ungeändert zu lassen.

Als **Schildhalter** treten dann endlich noch zwei goldene, gekrönte, goldbewehrte und rotbezungte Löwen, auf grünem Boden stehend, hinzu.

Im großen und ganzen dürfte mit diesen um das Gesamt-Wappen von Hessen-Darmstadt gruppierten acht Feldern jedes Gebiet vertreten sein, vielleicht mit einziger Ausnahme der 1806 mediatisierten Grafschaft Erbach, deren Wappen, unbekannt aus welchen Gründen, keine Aufnahme gefunden hat: es ist rot-silber quergeteilt, mit zwei silbernen Sternen in der oberen und einem roten Stern in der unteren Hälfte.

Als Landgraf Philipp seine hessischen Lande 1567 zur Teilung brachte, erhielt der jüngste Sohn Georg etwa ein Achtel des Ganzen, die Ober-Grafschaft Katzenelnbogen mit dem Sitze in Darmstadt, wozu in großen Zügen, wie folgt, Neueres sich angliederte:

1604 bezw. 1647 aus der Marburger Erbschaft einige Teile von Ziegenhain und Nidda, 1736 Hanau-Lichtenberg, das jedoch meist 1803 verloren ging, und 1815 Mainz, Worms und Isenburg, als Ersatz für das 1803—1815 besessene Herzogtum Westfalen, um Arnsberg herum.

Das Jahr 1866 brachte neben Verlust des sogen. Hinterlandes und der eben erst ererbten Landgrafschaft Hessen-Homburg (nebst Meisenheim) einige Gebietsaustausche, wobei das bisher kurhessische Nauheim erworben wurde, und die Errichtung des Deutschen Reiches machte dem unhaltbaren Zustand ein Ende, daß die Provinz Oberhessen zum Norddeutschen Bunde gehörte, die südlich der Mainlinie gelegenen Provinzen Rheinhessen und Starkenburg aber nicht.

Im XVIII. Armeekorps stehen nunmehr die großherzoglichen Regimenter mit ihren hessischen Bannern als Kern im Süden neben kurhessischen, nassauischen und Frankfurter Truppen Preußens, während im Norden das XI. preußische Armeekorps neben Thüringern hauptsächlich aus den andern kurhessischen Regimentern besteht, deren Geschichte Se. Majestät der Kaiser — neben „Hochhalten des althessischen Waffenruhmes" — bis 1813, zur Neuerrichtung unter kurhessischen

Fahnen nach der Fremdherrschaft, neulich zurückdatierte.

Vergleichen wir aber das neue großherzoglich hessische neunfelderige Staatswappen mit dem bis 1866 bestandenen elffelderigen Wappen Kurhessens, so ist, abgesehen vom Darmstädter Löwen nebst Schwert, dort selbstredend Mainz und Worms neu hinzugekommen, die ja niemals mit Hessen-Cassel etwas zu tun hatten, dagegen sind Althessen, Ziegenhain und Nidda, Katzenelnbogen, Hanau sowie Isenburg beiden gemeinschaftlich geblieben, Hanau, wie berichtet, abgeändert, während Hessen-Kassel für sich allein noch fünf abweichende Bilder aufzeigt:

1. Für die Grafschaft Diez zwei goldene Leoparden übereinander in Rot, die seit 1557 nur noch als Anspruchs-Wappen zu gelten haben und deshalb mit Recht in dem neuen Wappen Darmstadts nicht mehr Platz fanden, während die durch die vier folgenden Felder bezeichneten Gebiete der älteren Linie niemals zu Hessen-Darmstadt gehörten.

2. Für Hersfeld ein rotes Patriarchenkreuz in Silber, das seit 1648 zum althessischen Wappen für die ältere Linie Cassel hinzutrat, als die Fürstabtei definitiv säkularisiert wurde, ebenso wie 1648

3. für die Grafschaft Schaumburg aufgenommen wurde im roten Felde ein silbern und rot geteiltes Schildchen, umgeben von drei silbernen Nesselblättern mit silbernen Nägeln.

4. Für das 1803 erworbene Fürstentum Fritzlar ein *schwebendes goldenes hohes Kreuz im blauen* Felde und

5. für das 1815 erst angegliederte Großherzogtum Fulda ein schwarzes Kreuz auf silbernem Grunde.

Durch zwei Jahrhunderte hindurch aber hatte für alle Linien gegolten bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges das althessische Wappen mit vier Feldern und einem Herzschild mit dem althessischen Löwen, bestehend aus Katzenelnbogen, Ziegenhain, Nidda und Diez, zumeist auf dem Helme geschmückt mit den zwei silbernen Büffelhörnern und dazugehörigen Zweigen. Diese fünf Felder hat das kurhessische Wappen, wie wir sahen, alle beibehalten, dagegen sich mit der offenen Königskrone seit 1815 über dem Schilde geschmückt, während das neue Wappen des Großherzogtums den alten Mittelhelm festgehalten und von den fünf althessischen Feldern nur Diez allein aufgegeben hat, dagegen aber die Felder von Hessen-Darmstadt, Hanau, Isenburg, Mainz und Worms sich anfügte nebst den Helmen von Mainz, Katzenelnbogen, Ziegenhain und Hanau.

Alles in allem betrachtet und erwogen, entspricht sowohl in fachwissenschaftlich-heraldischer Beziehung als auch in künstlerischen Formen das neu geschaffene Wappen des Großherzogtums Hessen jedem berechtigten Wunsche. Was einst Jakob Hoffmeister vor fast zwei Menschenaltern im 4. Bande der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Seite 44 über das kurhessische Wappen urteilte, nämlich „wenige Fürstenwappen Deutschlands erfreuen sich einer der Symmetrie und Farbenharmonie so günstigen Zusammenstellung", können wir unbedenklich auf das neue Wappen des Großherzogtums Hessen übertragen. Es sollte uns gar nicht wundern, wenn *nach dieser außerordentlich schönen Leistung* in Bälde andere deutsche Staaten Otto Hupp die Um- oder Neuzeichnung ihrer Wappen nach streng heraldischen Grundsätzen anvertrauen würden.

Dr. philos. Fritz Seelig.

August Wilhelm Hofmann.

Ein Erinnerungsblatt von Dr. Hans Braun-Berlin.

Am 18. Oktober, am Geburtstage Kaiser Friedrichs, wurde in Berlin die Bildsäule August Wilhelm v. Hofmanns enthüllt. Das Leben des letzteren kann man als die Fortsetzung der Tätigkeit Liebigs bezeichnen. Beide sind innerlich eng verknüpft. Die stille Arbeitsstätte des chemischen Laboratoriums zu Gießen hat so manchen hinausgehen lassen, der im Liebigschen Geiste die Welt erobern sollte. Und Hofmann gehörte ohne Zweifel zu den größten und bedeutendsten von Liebigs Schülern. Hofmann hat aber für das Hessenland nicht allein als Schüler Liebigs Bedeutung — nein, Hofmann ist auch selbst ein echtes Hessenkind gewesen. In Gießen, wo er seine chemische Laufbahn begonnen, hat auch seine Wiege gestanden. Am 18. April 1818 erblickte er das Licht der Welt.

Hofmanns Hauptruhmestitel beruht in der Begründung der Anilinfarben-Industrie. Dem Genie Hofmanns verdankt unser deutsches Vaterland eine Einnahme von vielen Millionen, und zahllose Arbeiter finden bei der Darstellung von organischen Farbstoffen ihr reichliches Brot. Die deutschen Anilinfarben beherrschen den Weltmarkt, und jedes Päckchen Aufbürstfarbe, welches der sparsame ruf-

fische Bauer zum Aufbessern seiner Sonntagskleidung benutzt, jedes Päckchen Eierfarbe, dessen Pracht am Ostersonntag-Morgen so viele Kinderherzen erfreut, jedes farbige Ballkleid, jeder Strich roter Tinte in den Schulheften, jeder Stempelabdruck einer Firma, jeder bunte Lappen, der im Innern Afrikas als Tauschobjekt dient, alle erzählen den Ruhm unseres hessischen Landsmannes. Nachdem Runge 1834 das Anilin*) im Steinkohlenteer entdeckt hatte, gelang es Hofmann im Jahre 1841 nachzuweisen, daß man die einzelnen Wasserstoffatome des Ammoniaks durch andere Atome und Atomgruppen ersetzen könne. Im Anilin ($C_6H_5NH_2$) besaß man aber einen solchen Ammoniak, in welchem ein Wasserstoffatom durch C_6H_5 ersetzt ist. Auf diese Weise hatte Hofmann die Möglichkeit geschaffen, eine große Reihe von Körpern herzustellen; weiter entdeckte Hofmann aber, daß das Anilin überhaupt kein reiner Körper sei, sondern aus einem Gemisch bestehe von Anilin und Toluidin. Und gerade der letztgenannte Körper ist es, der bei der Farbstoffbildung des Fuchsins die wesentliche Rolle spielt. Diese Entdeckung führte zur Ausarbeitung des ersten technischen Verfahrens zur Fabrikation von Fuchsin, der bekannten „roten Anilinfarbe". Bald folgte die Entdeckung von Anilinschwarz, Anilingrün, Anilinblau und einer großen Reihe anderer Farbstoffe. Heute stellt man sie dar in einer Reinheit und in einer so wunderbaren Abstufung der Farbentöne, daß es nicht vermessen klingt, wenn man sagt: die Musterkarte einer modernen Anilinfarben-Fabrik ist mit dem Regenbogen zu vergleichen. Die Arbeiten eines Bayer (München), eines Emil Fischer (Berlin) und eines Otto Fischer (Erlangen) sind die Bausteine gewesen zu einem Gebäude, dessen Fundament Hofmann gelegt hat.

Heute weiß man, daß der Steinkohlenteer, jenes unangenehme Nebenprodukt bei der Leuchtgasgewinnung, noch eine ganze Reihe von Körpern enthält, die sich zur Darstellung künstlicher organischer Farbstoffe eignen. Früher war Steinkohlenteer ein Artikel, mit dem man nichts anzufangen wußte, heute kann nicht genug davon auf den Markt gebracht werden, denn der Bedarf an Teerfarbstoffen — die Bezeichnung Anilinfarben ist veraltet und falsch — ist ein ganz bedeutender.

Hofmann gehörte zu den wenigen, welchen es vergönnt war, die Früchte ihres Strebens zu schauen. Erst vor elf Jahren starb er. Sein Leben war reich an schönen Erfolgen. Nachdem er Liebigs Laboratorium verlassen hatte, ging er 1845 als Privatdozent nach Bonn, um dort sofort außerordentlicher Professor zu werden. Aber noch in demselben Jahre folgte er einem ehrenvollen Rufe nach London an die Kgl. Chemieschule, die infolge seiner Tätigkeit mit der Bergakademie vereinigt wurde. Aus London stammen Hofmanns Beziehungen zur späteren Kaiserin Friedrich. 1864 ging er nach Bonn zurück. Kaum war er aber dort auf dem Lehrstuhl der Chemie warm geworden, als man ihn zur Leitung des ersten chemischen Laboratoriums der Berliner Universität nach der preußischen Hauptstadt rief. Gleich im Anfang seiner Berliner Tätigkeit strebte er einen Zusammenschluß der deutschen Chemiker an, und so wurde durch seine Bemühungen im Jahre 1868 die Deutsche Chemische Gesellschaft gegründet — die vornehmste wissenschaftlich-chemische Vereinigung. Zur Erinnerung an ihren Gründer hat man vor einigen Jahren das eigene Heim der Deutschen Chemischen Gesellschaft in der Sigismundstraße zu Berlin Hofmannshaus genannt. — Am Hofe des preußischen Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich, war Hofmann eine viel gesehene Persönlichkeit und seinen Vorträgen folgte das kronprinzliche Ehepaar mit regem Interesse. In der kurzen Regierungszeit Kaiser Friedrichs wurde Hofmann in den persönlichen Adelsstand versetzt, und Kaiser Wilhelm II. verlieh ihm den erblichen Adel.

Das Denkmal, welches Kaiser Wilhelm II. seiner erlauchten Mutter gestiftet und welches am 18. Oktober auf dem Platz vor dem Brandenburger Tor zu Berlin enthüllt wurde, zeigt die Büste A. W. v. Hofmanns. Sie ist das zweite Chemiker-Denkmal, welches Berlin besitzt. Dasjenige Mitscherlichs steht im Kastanienwäldchen hinter der Universität.

*) Zuerst aus dem Indigo erhalten (1826 durch Unverdorben), daher der Name; Anil portugiesisch = Indigo.

Ihr violetten Wälder.

Ihr violetten Wälder,
Muß ich nun euer Sterben sehn
In diesen müden Herbstestagen,
Wo all die fahlen Felder
Und Stimmen, die in Lüften wehn,
Um ein begrabnes Leben klagen:

Fühl' ich im eignen Herzen
Des Abschieds schwere Schmerzen,
Und weiß mein Weinen nicht zu stillen.
Ich ehre der Natur Gebot
Und wehre mich doch gen den Willen
Des Schicksals und den eignen Tod.

Oberklingen.

Karl Ernst Knodt.

Husarens Fritz.

Dorfskizze aus der Diemelgegend von H. Bertelmann.

(Schluß.)

V.

Es war am Sonntag nach Michaelis. Die Herbstsonne spendete noch einmal in verschwenderischer Pracht ihr Gold den feiernden Talbewohnern. Die liebe Sonne konnte sich wieder ihres Werkes freuen. So mancher Acker, den der Bauer im Lenze mürrisch und achselzuckend betrachtet, hatte sich mit Segen bedeckt. Selbst Schutthaufen und Berghalden hatten ihr Teil getragen.

Zwischen weißen Giebeln leuchteten Obstbäume, vollbehangen und gestützt. Von den Hügeln am Dorfrande riefen ganze Kolonien haushoher Garbenmassen: „Für uns war kein Platz mehr unter Dach und Fach."

Das ganze Dorf rüstete sich zum Dankgottesdienst. Auch die Hirtenhäusler wollten heute ihr „Danket dem Herrn" singen und standen, ehe die Glocken riefen, im Sonntagsstaat vor der Tür. Wie Anne als Letzte im dunkelgrauen Kleide heraustrat, stampfte der alte Röser mit seinem Holzbein auf:

„Du sö'st balle upeheiren [1]) mit Troren.[2]) Ik wüßte enen, de froggede sik, wenn Du Dik hübsch makedest." —

Anne erwiderte lächelnd: „Me söllt ni gleiwen, so 'n alt Kärel maket sik auk nau wat ut Farwe!"

Die Witwe Renke sagte etwas von Aufziehen und zum Narren halten, doch der Alte fiel ihr ins Wort:

„Schwieg nur stille, wi erliwet nau wat tesammene." —

Da läuteten die Glocken. —

Denselben Nachmittag schritt Wilhelm mit brennender Zigarre die Dorfstraße hinab. Als er in das Gäßchen zum Hirtenhause einbog, tat er einen kräftigen Zug. Alle Anstrengung war vergeblich. Ärgerlich warf er das Kraut an die Mauerecke. Die Nachbarn sahen ihm neugierig nach. Er kam und kam nicht wieder zurück. Was der nur dort zu tun hatte? Körbe zu flicken hatte er wohl kaum.

Am andern Morgen ging es von Mund zu Mund: „Ha Ji 't schon 'ehort [3])? De Willem un Anne sid Brutlüe.[4]) — Dat is' nu hübsch von dem Willem, dat he dat Anne ni het sidden laten."

„Kingere,[5])" hatte der alte Röser gesagt, „wat förnangere[6]) bestimmet is', dat kömmet tesammene. Da bliewe ik bi. — Wi twe Allen hat us auk fröher gären [7]) hat, — west Du nau, Christine? Bim Holthogen[1]) schlog mi de Heister[2]) dat Been dörr. Da waren mine Kermessen [3]) verbi, un Du wost niks mei von mi widden. Nu finge[4]) wi us naumal hi tesammene! We hädde dat 'edacht? — För us is' dat nu to spede. Dat Kopulergäld si wi ni mei wärt. Äwer dat düse twe Menschen nau tesammene kommet, dat is' doch de größte Spaß, den ik afverliwet hawe." —

Es war ein Freudentag im Hirtenhause, wie es wohl noch keinen gesehen.

[1]) aufhören, [2]) Trauern, [3]) Habt Ihr es schon gehört? [4]) Brautleute, [5]) Kinder, [6]) füreinander, [7]) gern.

[1]) Holzhauen, [2]) starker Stamm, [3]) Kirmeß, [4]) finden.

VI.

Mehr als zehn Jahre waren ins Land gegangen Mit der jungen Frau hatten Annes Mutter und auch der alte Röser ihren Einzug in Wilhelms Haus gehalten. Der kleine Fritz hatte in einem Bruder und einer Schwester Gesellschaft bekommen. War das ein Leben in dem Hause!

Der alte Röser konnte nicht mehr hinausgehn. Den Tag über saß er im Lehnstuhl am Fenster und schaute die Straße entlang, wie jemand, der einen Freund erwartet. Wilhelm war in der Achtung der Bauern gestiegen. Hatte er sie doch von einer lästigen Sache befreit: das Hirtenhaus leer geheiratet, wie sie scherzweise sagten. Man hörte Stimmen, die Wilhelms ruhiges, verständiges Wesen lobten und ihn bei der bevorstehenden Wahl eines Gemeindeverordneten in Aussicht nehmen wollten.

Der Husar, der bis dahin ein solches Amt bekleidet, pfiff auf dem letzten Loche. Nach dem Tode seiner Frau hatte er allen Verkehr mit Verwandten und Nachbarn aufgegeben, dafür aber eine neue Freundschaft geschlossen, die — mit der Flasche. Sein ohnehin nicht widerstandsfähiger Körper hielt das nicht lange aus.

Es war wieder in der Heuernte. Der Husar saß an seinem gewohnten Platze am Fenster und brütete vor sich hin. Ein böser Traum beunruhigte ihn. Er war unter ein Fuder Heu geraten, das sein Junge Fritz in den Hof führte. Unter Erstickungsqualen war er heute früh erwacht. Bange sah er dem Ende des Tages entgegen. —

Eine furchtbare Schwüle lastete über dem Dorfe. In der Ferne grollte der Donner. Schwerfällig rollten die vollen Wagen die Straße herauf.

Da rast es plötzlich heran — wie nahendes Unheil klingt das laute Gerassel dem Bauern im Ohre —, näher und näher kommt es, schon biegt's

um die Ecke, die ersten Tropfen schlagen schwer an die Fenster, der Bauer schnellt empor, mit zitternden Händen stützt er sich auf die Fensterbank, und was er sieht, raubt ihm die Sinne: Fritz führte ein volles Fuder auf den Hof. Vom Schlage getroffen stürzte er zu Boden.

Fritz, der dreizehn Jahre zählte, war wie versessen auf die Pferde. Er kannte sie alle im Dorfe mit Namen, wußte, auf welchem man am besten saß. Da war des Husaren Hektor einer von seinen Lieblingen. Am Sonnabend, wenn der Großknecht zur Schwemme ritt, stand Fritz erwartungsvoll auf der Brücke. Vom hohen Rande schwang er sich dann behende auf den Rücken des frommen Tieres.

Heute hatte er den Knecht beim Abfahren auf der Wiese gequält, ihn auf das Pferd zu heben. Dieser gab dem Drängen des Jungen nach. Als das Dorf erreicht war, drückte Fritz dem Tiere die Hacken in die Seiten und in vollem Galopp ging es dem Gehöfte zu. Der Knechte mußte hinterher laufen.

Die Magd schrie um Hilfe, als sie ihren Herrn wie tot am Boden fand. Der Knecht rief die Nachbarn. Man trug ihn ins Bett. Nach einiger Zeit schlug er die Augen wieder auf.

Das stiere Auge irrte ruhelos im Raume umher. Den Großknecht packte er krampfhaft an dem Ärmel, zog ihn zu sich nieder und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der ging hinaus und schickte die Magd zum Pfarrer. Nach einer Weile kehrte er zurück. An seiner Hand trat Fritz etwas zaghaft in die Stube. Die hellen Haarsträhne hingen zerzaust in dem hochroten Gesicht. Der Bauer hatte sich aufgerichtet. Beide Arme streckte er nach dem Jungen aus. Fest drückte er den Widerstrebenden an sich: „Min Junge — Fritz — min Junge! Hergott, vergiff[1]) mi de Sünge[2])!“

Der Knabe hatte Mühe, sich den Liebkosungen seines Vaters zu entziehen. Verständnislos und verwirrt starrte er auf den kranken Mann, der immer wieder mit seinen Händen nach ihm reichte.

[1]) vergib, [2]) Sünde.

„Kumm Junge, haw[1]) kin Bange, ik si din Vatter! — Nei, nei, ik trä[2]) dik ni mei, säg dat diner Modder, Junge — geschwinde — ik mott sterwen, — sterwen!“

Der Pfarrer war inzwischen eingetreten. Dem Bauern die Hand reichend, sagte er: „Ich sehe, Ihr wollt das Unrecht Eures Lebens wieder gut machen, ehe Ihr scheidet; das ist Christenpflicht Wer seinen Fehltritt einsieht, dem hat Gott längst verziehen. Ich bin gern bereit, Euren letzten Willen niederzuschreiben.“

Der Pfarrer ließ sich an dem Tische, der dicht ans Bett gerückt wurde, nieder und setzte ein Schriftstück des Inhaltes auf, daß das ganze Anwesen des Bauern nach seinem Tode auf seinen einzigen Sohn Fritz übergehen sollte.

Als der Bauer mit zitternder Hand seinen Namen daruntersetzte, trat Anne aufgeregt in die Stube. Dem Bauern entfiel die Feder.

Noch einmal richtete er sich mit aller Kraft empor, streckte seine Hände dem Jungen entgegen, rief: „He — het —“, die Stimme versagte, ein Toter sank in die Kissen zurück.

Der Pfarrer sprach ein Gebet und ging. Anne stand schluchzend da. Sie führte Fritz an das Bett und sagte: „Junge, bä, 't war din Vatter!“ —

Als die Beiden die Sterbestube verließen und im Hausflur standen, nahm der Großknecht Fritzens Hand, drückte sie kräftig und sprach: „Use junge Häre[3])! Ik wünsche Di auk Glücke derto[4])!“

Der alte Röser hatte alles mit stillem Lächeln entgegengenommen. Er schien alles so erwartet zu haben. Viel Sprechen war schon lange seine Sache nicht. In den Lehnstuhl verlangte er nicht mehr. Eines Morgens war er eingeschlafen. Dicht neben den Husaren haben sie ihn gebettet. — —

[1]) habe, [2]) trete, [3]) Herr, [4]) dazu.

Mahnen.

Ein ernstes Mahnen geht nun durch die Welt:
Hast du, o Menschenkind, dein Haus bestellt?
Vorüber Sommerlust und Blütenpracht;
Du stehst im Herbst — bald kommt die Winternacht.

Und nimmer dringt der lichte Sonnenschein
Zu dir herein ins dunkle Kämmerlein,
Und nimmer weht durch deinen schweren Traum
Das Lied der Nachtigall im Fliederbaum!

Du liegst im Kämmerlein in tiefer Ruh,
Und Gott, der Herr, schließt selbst die Türe zu;
Vergebens pochen Erdenglück und Schmerz
Mit leisem Finger an dein stilles Herz.

Der Herbst ist da — schon kürzer wird der Tag;
Bald hebt die Glocke aus zum zwölften Schlag.
Du bist im Sturm verweht, das Lied ist aus.
Hast du, o Menschenkind, bestellt dein Haus?

Kassel. **Meta Artzt.**

Adrienne.

Novelle von Nora Keller.

I.

Es ist gegen fünf Uhr nachmittags. Das Tageslicht schwindet mehr und mehr, die Sonne ist bereits untergegangen. In den Häusern werden überall die Lichter angezündet, die Jalousien heruntergelassen.

Drüben in dem Hause, das Adrienne de St. Pierre bewohnt, bleibt alles dunkel, und doch wußte man, daß dieselbe schon seit einigen Tagen wieder in Paris weile. — —

In dem Zimmer wirft nur das Feuer im Kamin einen roten Schein über Teppich und Gemälde. Im Sessel, der dicht an das Feuer gerückt ist, sitzt eine schlanke Mädchengestalt und starrt träumend in die rote Glut. Ein Lächeln zuckt um den Mund Adriennes. Wie schön ist es doch wieder, daheim zu sein! Monatelang hatte sie jetzt mit ihrer alten Tante in Italien geweilt, um sich von einer schweren Krankheit zu erholen; es war eine schöne Zeit für sie gewesen, und tief hatte sich alles, was sie gesehen, in ihre Seele gegraben, um es nimmermehr zu vergessen. Aber trotz allem Schönen hatte eine unsagbare Sehnsucht sie wieder in die Heimat gezogen — sollte Terry — Eric Terry vielleicht schuld daran haben? Bei diesem Gedanken errötet Adrienne ein wenig. O, sie liebte ihn, das wußte sie jetzt -- aber ob er ihre Liebe erwiderte?!

Vor einem Jahr hatte sie diesen jungen Engländer in einer Gesellschaft getroffen und gleich bei der ersten näheren Bekanntschaft war er ihr sympathisch gewesen; wie edel und tief seine Gefühle waren, wie nobel er dachte, hatte sie schon bald aus ernsteren Gesprächen herausgefühlt. Er hatte sich für alles interessiert, — aber hatte auch er sie lieben gelernt? Zuweilen war es ihr wohl so gewesen, wenn seine großen Augen forschend auf ihren Zügen ruhten! O, wie sehnte sie sich so sehr nach Liebe, nach einer edlen, großen Liebe, der sie sich ganz hingeben könnte, nach einem Freunde, der sie schützen würde vor der kalten, harten Welt. In Adriennes Augen stiegen Tränen auf, um ihren Mund zuckt es schmerzlich. Wie einsam und verlassen war sie doch! Ihre Eltern schon längst tot, und außer ihrer Tante, die alte Jungfer ist und sich selbst nur liebt, niemanden auf der ganzen Welt. Wahre Freunde besaß sie nicht, — sie waren ja alle ganz anders als sie, — niemand verstand sie, es war ihr Reichtum, dem sie schmeichelten, der ihnen imponierte. Adrienne lacht bitter auf. O Gott, was gäbe sie nicht um die Liebe Terrys!

Sie ist jung, kaum 23 Jahre alt, und doch wie ernst war sie und wie viel Bitterkeit lag schon in ihr.

Schwer aufseufzend erhebt sich Adrienne. Im selben Augenblick klopft es leise an der Türe, und ehe das junge Mädchen Zeit hat „Herein!“ zu rufen, öffnet sich dieselbe schon. Ein Duft von Veilchen erfüllt das Zimmer, ein Rauschen von Seide, silberhelles Lachen, und bevor Adrienne recht erkennt, wer der so plötzliche Eindringling ist, haben sich schon zwei Arme um ihren Hals geschlungen und auf jeder Wange fühlt sie einen Kuß.

„Ah, ma chère Adrienne, endlich bist Du wieder zurück! Lange genug mußte ich Dich vermissen. Du siehst jetzt wieder viel besser aus, diese rosa Toilette mit den feinen Spitzen kleidet Dich vorzüglich, wahrlich Adrienne, Du gleichst einem Engel! O wie schön und warm es bei Dir ist. Nun muß ich Dir aber gestehen, daß ich mich recht hungrig und durstig fühle, nachdem ich in der Stadt den ganzen Nachmittag umhergefahren bin und Einkäufe gemacht habe. Willst Du so gut sein und mir eine Tasse Tee bereiten lassen, vielleicht hast Du auch noch nicht getrunken?“

Adrienne muß über den Redeschwall der jungen Frau, der kein Ende zu haben scheint, lächeln.

Das junge Mädchen drückt auf einen Knopf und befiehlt dem eintretenden Diener, Tee zu bringen, auch solle er das elektrische Licht andrehen, aber dagegen protestiert die junge Frau, sie fände es reizender im Dunklen, beim hellen Feuer ließ es sich doch viel hübscher plaudern.

Einige Minuten später sitzen die beiden Damen am Feuer und trinken ihren Tee. Es herrscht Schweigen. Adrienne, die in Gedanken versunken ist, blickt ernst vor sich hin, und Georgette ist damit beschäftigt, einen ihrer Lieblingskuchen, für die sie „schwärmt“, zu verzehren.

„Ach, weißt Du, Adrienne, ich habe mir ein neues Kleid aus himmelblauer Seide machen lassen, ganz im Empire-Stil, es steht mir großartig, ich bin in mich selbst wirklich ganz verliebt, aber Jules, nun er, — er ist ganz toll vor Wut, er meint, diese Rechnungen könne er nicht bezahlen, und er würde es nicht mehr tun. Nun, ich weiß ja auch, warum dieser plötzliche Geiz, aber darüber will ich lieber schweigen! Jedenfalls verstehe ich mich zu trösten! — Du mußt entschuldigen, Adrienne, wenn ich Dir Deinen ganzen Kuchen aufesse, aber diese Kälte hat mich wirklich entsetzlich hungrig gemacht.“

Adrienne lächelt und blickt halb mitleidig, halb verächtlich auf die junge Frau.

„Hör' einmal, Adrienne, eben fällt mir wieder ein, was ich Dir noch erzählen wollte. Du weißt doch, dieser hübsche junge Mensch, Deine Tante stellte ihn mir vor bei einem Deiner jour-fixes, — ich glaube, Du kennst ihn gut, er heißt — warte einmal, — ah, da habe ich den Anfang des Namens, Monsieur Terr — —"

Adrienne erbleicht.

„Du — meinst wohl — Terry?"

„Ja, ja, so war der Name! Aber verzeihe, willst Du so gut sein und mir wohl noch eine Tasse Tee einschenken, ma chère? Nun aber, um fortzufahren: Dieser Terry liebt eine arme Pfarrerstochter, heiraten aber kann er sie nicht, da ihm, wie es scheint, die Mittel fehlen. Nun sucht er nach einem reichen Mädchen, um das er so bald wie möglich anhalten will, — aber — sieh doch einmal, chérie, Du schenkst mir ja lauter Wasser statt Tee ein!" —

Adrienne war noch bleicher geworden und zittert am ganzen Leibe.

„Du mußt entschuldigen, Georgette, aber, — wie Du siehst, bin ich heute so — benommen, — ich glaube, die Reise hat mich ein wenig angegriffen, — erzähle nur weiter."

„Nun, ich habe auch das Mädchen, diese Marie Jeton, die Terry liebt, gesehen. Sie ist garnicht hübsch, im Gegenteil, sie sieht recht dumm aus; das einzige vielleicht ist, daß sie ganz gutmütig scheint. Weißt Du, Adrienne, Du könntest wirklich ein gutes Werk tun, wenn Du diesem jungen Menschen von einer Geldheirat abraten würdest. — Aber um Gottes Willen, Kind, was fehlt Dir, Du bist ja ganz blaß geworden?!"

Das junge Mädchen ist in der Tat im Stuhl zurückgesunken, und zitternd drängt es sich jetzt über ihre Lippen:

„Mein Kopf schmerzt mich, Georgette, beunruhige Dich nicht, es wird schon besser werden; aber mein möglichstes — werde ich — tun, um — den jungen Mann — von so einer — Heirat abzubringen."

„Bemühe Dich nicht, Petite, wenn es Dir unangenehm ist! Nun, ich glaube, ich habe mich verschwatzt, es scheint schon recht spät zu sein, ich muß auch schnell nach Hause fahren, da ich heute eine kleine Gesellschaft habe! Lebe wohl, Adrienne, recht gute Besserung. Auf Wiedersehen!"

Ein Lachen, ein leises Rauschen von Seide, und Madame Georgette Crantelle hat das Zimmer verlassen. Einige Minuten ist alles still. Plötzlich schlägt das junge Mädchen beide Hände vor das bleiche Antlitz und bricht in ein verzweifeltes Schluchzen aus. Vom Hofe her klingt Musik, eine lustige Weise, die irgend ein alter Mann auf der Orgel spielt. — —

II.

Einige Tage später hält ein Schlitten vor dem Hause des Fräulein de St. Pierre und ein junger Mann, in großen Pelzmantel gehüllt, springt leicht heraus. Es ist eine schlanke, hohe Gestalt; die Züge sind markiert, die Augen blau, das Haar blond, an seinem Äußern und seinem Benehmen erkennt man, daß er kein Franzose ist.

Einige Sekunden später klingelt er. Ein Diener öffnet. Der junge Mann erkundigt sich, ob die Herrin des Hauses zu sprechen sei; der Diener bejaht, und der Herr atmet erleichtert auf.

Oben betritt er den kleinen Privatsalon der jungen Dame und wartet. Das Zimmer ist durchhaucht von Rosenduft, die Wände sind mit einigen schönen und wertvollen Gemälden behangen. An der einen Wand steht ein kleiner Flügel. Der Teppich ist fast weiß, die zierlichen Stühle sind mit hellrosa Atlas bezogen, die Vasen mit Blumen gefüllt. In der einen Ecke steht eine hohe Lampe, die das Zimmer hell erleuchtet. Das Ganze macht einen eleganten und zarten Eindruck.

Der junge Mann scheint sehr erregt zu sein; er hat sich nicht niedergesetzt, ungeduldig geht er auf und ab, dann sieht er wieder nach der Uhr und murmelt etwas vor sich hin. Da, ein leichtes Rauschen von Kleidern, die Portièren teilen sich, und Adrienne de St. Pierre steht dem jungen Mann gegenüber! Gott, wie wunderschön war sie doch, ihre schlanke Figur ist in ein weißes griechisches Gewand gehüllt, das blonde, wellige Haar leuchtet wie ein Glorienschein um ihren Kopf, aber wie bleich ist ihr Antlitz, wie unendlich traurig blickt sie vor sich hin.

Der junge Mann kann seinen Blick nicht von ihrem Gesicht abwenden, und schmerzlich zuckt es um seinen Mund. Sich aber schnell zusammennehmend, tritt er einige Schritte vor, ergreift ihre schmale, weiße Hand und drückt einen leichten Kuß auf dieselbe.

Adrienne erwidert steif und kalt seinen leise gemurmelten Gruß, sodaß Terry leicht zusammenfährt. Was hatte er ihr getan, daß sie ihm gegenüber diesen Ton anschlägt, wie war sie doch sonst immer so freundlich und sanft gegen ihn gewesen!

Das junge Mädchen ladet Terry ein, sich zu setzen, er aber dankt, er könne sich nur einige Minuten aufhalten, sie müsse entschuldigen, daß er nur einen flüchtigen Besuch mache, aber —

Adrienne, die sich im Sessel zurückgelehnt hat, sieht plötzlich den jungen Mann an, um ihren Mund spielt ein eigentümliches Lächeln.

„Eh bien, monsieur, haben Sie vielleicht etwas anderes vor?“

Terry sieht das Mädchen erstaunt an, behandelte sie wohl immer ihre Freunde so, wenn sie ihrer müde wurde? Ruhig und kaltblütig erwidert jetzt auch er:

„Viel anderes habe ich nicht vor, aber ich kam heute, um Sie zu begrüßen, und dann, um Ihnen mitzuteilen, daß ich heute in acht Tagen mich in London nach Südafrika einschiffe!“

Adrienne fährt zusammen und läßt den kleinen Dolch, womit sie eben noch gespielt hat, zur Erde gleiten. Terry springt dazu, um ihn aufzuheben, da bemerkt er, wie aschfahl das Mädchen plötzlich geworden ist; es mußte sie schmerzen, daß er fort wollte, sonst wäre sie bei seinen Worten nicht so zusammengezuckt; er will es heute wagen, mag ihre Antwort ausfallen wie sie will, er mußte Gewißheit haben.

„Erlauben Sie, daß ich eine Frage an Sie stelle? Ihre Antwort auf dieselbe, wenn sie günstig ausfällt, kann mich zum Glücklichsten der Menschen machen!“

Schnell und leidenschaftlich hatten sich die letzten Worte über seine Lippen gedrängt, nun tritt er dicht an das Mädchen heran und, ihre Hand ergreifend, sieht er ihr fest in das ein wenig abgewendete bleiche Antlitz.

„Adrienne, ich liebe Sie schon längst, alles, alles würde ich opfern, um Sie glücklich zu machen.“

Terrys Stimme wird leiser und zittert ein wenig.

„Die Pflichten gegen mein Vaterland rufen mich, wer weiß, ob ich je wiederkehre, aber meine Liebe zu Ihnen wird ewig bleiben, nichts in der Welt kann sie töten! Oh, Adrienne, ich bitte Sie, wollen Sie die Meine werden?“

In der Seele des jungen Mädchens gehen furchtbare Kämpfe vor; ihre Hände, die eiskalt sind, zittern und vergraben sich krampfhaft in die Spitzen ihres Kleides. O Gott, warum durfte ihr nicht alles erspart bleiben, sie liebte ihn mit ihrer ganzen Seele, — aber dennoch, — sie konnte ihm nicht glauben, — er liebte ja eine Andere.

Das gequälte Mädchen hat sich erhoben. Sie dreht Terry fast den Rücken zu, ihre Lippen hat sie fest aufeinander gepreßt, von ihren Wangen ist alle Farbe gewichen. Sie will reden, aber sie kann nicht, es ist, als ob ihr die Kehle zugeschnürt sei. Nur das Ticken der Uhr unterbricht die Stille, die im Zimmer herrscht.

Da kann das junge Mädchen es nicht länger ertragen, sich plötzlich umwendend sieht sie Terry voll ins Gesicht, aber die Kraft versagt ihr, sie kann nicht, sie liebt ihn und doch, es mußte sein, — er hat ja nur mit ihr gespielt. Ihre Liebe bäumt sich, und hart und rauh drängt es sich von ihren Lippen:

„Monsieur, — ich bitte, — verlassen Sie mich, ich kann nie und nimmermehr — die Ihre werden! Ich bitte — kein Wort mehr!“ —

Weiter kann sie nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrt sie vor sich hin!

Terry ist erbleicht und einige Schritte zurückgetreten. Verständnislos blickt er auf das junge Mädchen. So vergehen einige qualvolle Sekunden, die einer Ewigkeit gleichen. Da lacht er plötzlich bitter auf, sodaß Adrienne erschreckt zusammenfährt, und nach seiner Pelzmütze greifend, wendet er sich zur Türe. Er will das Zimmer verlassen, ohne sich umzuwenden, da zaudert er, wendet sich noch einmal gegen sie und sich steif verbeugend wünscht er kalt und höflich guten Abend. Dann ein leises Knarren der Türe und Terry hat auf immer das Haus verlassen. — —

Adrienne steht versteinert da. Eric Terry fort, auf immer! O Gott, es ist zu viel. Lautlos bricht sie zusammen.

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 26. Oktober wurden die Monatsversammlungen des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel für das laufende Winterhalbjahr unter Vorsitz des Herrn Generals Eisentraut durch einen sehr dankenswerten Vortrag eröffnet, den Herr Geheimer Regierungsrat Fritsch über die oftgenannte Reichsgräfin von Bernhold zu Eschau hielt, die unter drei hessischen Landgrafen eine bedeutende Rolle gespielt hat. Sie war eine Tochter des Hessen-Kasselschen Oberstleutnants von Bernhold und dessen Gemahlin Anna Lukretia von Ratsamhausen zum Stein. Von den vier Töchtern dieses Ehepaares zog Barbara Christine die Aufmerksamkeit des Landgrafen Karl auf sich, als die Bernholdschen Damen nach dem Tode des Familienhauptes von Wiesbaden aus in die landgräfliche Residenz übergesiedelt waren. Der verwitwete Landgraf zählte damals schon 66, Barbara Christine 31 Jahre. Der Landgraf, von ihrer Schönheit und Liebens=

würdigkeit gefesselt, ernannte sie zur „Reisehofmeisterin“ und machte ihr bedeutende Zuwendungen, u. a. ein Wohnhaus mit Land in Veckerhagen, das Observatorium mit zwei Gärten in der Oberneustadt zu Kassel, 50 000 Taler bar und 4000 Taler jährlich für ihren Unterhalt. Landgraf Friedrich I. bestätigte die Schenkungen seines Vaters in ihrem vollen Umfang und sein Bruder Wilhelm VIII. schätzte das Fräulein von Bernhold so hoch, daß sie wahrscheinlich seinem Einfluß die Erhebung in den Reichsgrafenstand durch Kaiser Karl VII. im Jahr 1742 mit zu danken hatte. Barbara Christine von Bernhold starb in Kassel am 27. Dezember 1756. In ihrem Testament bestimmte sie, daß 50 000 Taler ihres Vermögens an das fürstliche Haus zurückgegeben würden, womit sie den Betrag der ihr verliehenen Dotation diesem wieder zuführte. Ihre Hinterlassenschaft erbten ihre drei Schwestern, nach deren Tod die Hälfte des Nachlasses nach ihrer Bestimmung zu einer wohltätigen Stiftung verwendet wurde, die noch heute ihren Namen führt und ihn in segensreicher Weise auch auf die Zukunft übertragen wird. Das Stiftungskapital, aus dessen Zinsen adelige Damen Unterstützungen beziehen, ist auf 245 000 Mark angewachsen.*) Von den drei Schwestern der Reichsgräfin Bernhold war eine ledig geblieben, eine mit dem Freiherrn von Durlach, die dritte, Marie Amalie, mit dem Geheimen Rat und Kammerpräsidenten von Franckenberg vermählt gewesen. Diese letztere, die auf dem Fuß einer großen Dame jener Zeit gelebt hatte, machte ebenfalls einen sehr guten Gebrauch von ihrem bedeutenden Vermögen. Zum Bau der (alten) lutherischen Kirche schenkte sie der lutherischen Gemeinde 2000 Taler, sowie 10 000 Taler zu einer Witwen- und Waisenkasse für die lutherischen Prediger, welche Schenkung den Hinterbliebenen derselben längere Zeit die einzige Hilfsquelle war, und 4000 Taler zu einem Stipendium in erster Linie für Söhne der lutherischen Prediger, Vorsteher und Beamten des Waisenhauses, die sich dem Studium widmen. Das lutherische Armen- und Waisenhaus aber ist ihre Hauptstiftung, der von Wilhelm VIII. im Jahre 1758 die Konzession erteilt wurde. Die Anstalt erhielt ihren Sitz (in dem ehemaligen Hausmannschen Haus) in der Obersten Gasse zu Kassel, an der Ecke des „Seidenen Strümpfchens“, und wurde mit 10 200 Talern zur Unterhaltung bedacht. Marie Amalie von Franckenberg starb, 83 Jahre alt, 1776 und wurde gleich ihrer Mutter und ihrer Schwester, der Reichsgräfin Bernhold, in der Oberneustädter Kirche zu Kassel beigesetzt. Als weitere hochherzige Förderer des lutherischen Armen- und Waisenhauses nannte der Herr Redner den Medizinalassessor Dr. Fiedler, den Geheimen Hofrat Stracke und Frau Hofbäckermeister Sander, welche das Grundstück geschenkt hat, auf dem sich nunmehr das neue Anstaltsgebäude in der Weserstraße erhebt. Ganz besonders aber gedachte er des dahingeschiedenen Oberstleutnants von Heathcôte, sowie dessen Gattin, welche dem Waisenhaus bedeutende Zuwendungen gemacht haben, sodaß die Anstalt durch königlichen Erlaß nunmehr den Namen „von Franckenberg und von Heathcôtesche Stiftung“ führt. — Der auf aktenmäßiger Forschung beruhende Vortrag des Herrn Geheimen Regierungsrats Fritsch ist aus dem Grunde von besonderer Wichtigkeit, weil durch ihn die Angaben Vehses und anderer Schriftsteller, die bald zwei Favoritinnen des Namens Bernhold bestehen lassen, bald die Präsidentin von Franckenberg zur Tochter der Reichsgräfin machen, endgiltig widerlegt erscheinen. — Nach diesem Vortrag ergriff Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf das Wort und schilderte in ergreifender Weise den Tod, den am 28. Oktober 1853 der Bürgermeister Henkel und vier Feuerwehrleute bei dem Brand der Engelhardtschen Färberei am Altmarkt zu Kassel durch eine einstürzende Wand gefunden haben. Der Sohn des Bürgermeisters Henkel, Herr Direktor Friedrich Henkel, befand sich unter den Anwesenden.

*) Nach Piderit „Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel“ S. 264 gehörte die Reichsgräfin von Bernhold auch zu den Wohltätern der Garnisonkirche in Kassel, deren Bau unter Wilhelm VIII. begonnen wurde. Sie steuerte zur Errichtung dieses Gotteshauses mit dem Gouverneur Diede vom Fürstenstein das meiste bei und zwar „aus Egard vor die brave Hessen“.

Ehrung. Am Morgen des 28. Oktober, des Tages, an dem vor fünfzig Jahren die Engelhardtsche Färberei am Altmarkt zu Kassel abbrannte, wurde von Herrn Bürgermeister Jochmus und Herrn Branddirektor Baehr, sowie von einer Abordnung der Feuerwehr an dem Grabe des Bürgermeisters Henkel, der in heldenmütiger Ausübung seiner Pflicht bei dem Rettungswerk sein Leben verlor, sowie an den Gräbern der in gleicher Berufstreue verunglückten vier Feuerwehrleute Kränze niedergelegt.

Gustav Adolf-Spiel. In Kassel fanden in der zweiten Hälfte des Oktobers sechs Aufführungen des mit geistlichen Gesängen durchflochtenen Volksschauspiels „Gustav Adolf“ von dem heimischen Dichter Franz Treller statt. Veranstaltet waren sie von dem Verein zur Förderung deutscher Volksschauspiele. Die Aufführungen wurden sämtlich sehr zahlreich besucht und die volkstümliche Dichtung Trellers hatte bei guter Darstellung eine erhebende Wirkung.

Der Schillerverband deutscher Frauen, der in Marburg kürzlich gegründet ist, veranstaltete am Montag den 19. Oktober einen Vortragsabend in der Aula der Universität. Der Schriftsteller Luwig Fulda sprach über Schiller und die Modernen. Er ging davon aus, daß im Jahre 1859 Schillers hundertster Geburtstag mit der größten Begeisterung gefeiert wäre, während man den großen Dichter heutzutage totschwiege, oder jeder Winkelschreiber verächtlich über ihn zu urteilen wagte. Diese Wandlung liegt, nach Fuldas Ausführungen, an der Veränderung der politischen Verhältnisse und des gebildeten Bürgertums, das 1859 noch voll Freiheitsluft und Einheitswünschen war, jetzt aber nach der Erfüllung seines Sehnens den Männerstolz vor Fürstenthronen nicht mehr in den Vordergrund stellt, sondern sich zu fügen gelernt hat, wenn es auch im geheimen manchmal seine Unzufriedenheit äußert. Für dieses heutige Bürgertum paßt der Freiheitsdichter Schiller nicht mehr. Ebensowenig für unsere Philosophie. Schiller predigt in seinen Werken Immanuel Kants kategorischen Imperativ, er hat das Wort geprägt: Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. Jetzt heißt es aber: Der starke Mann denkt an sich selbst zuerst. Friedrich Nietzsche, der diese neue Moral begründet hat, macht sich auch über Schiller, als über den „Moraltrompeter von Säckingen" lustig. Und Friedrich Nietzsche beherrscht die Gedankenwelt der zeitgenössischen Literatur. Zunächst war die Abkehr der neueren Dichter von Schiller wohl erklärlich. Jahrzehnte lang hatte er ausschließlich auf dem deutschen Parnasse gethront, die Nachgeborenen wandelten seine ausgetretenen Pfade, unfähig, einen andern Weg zu bauen, einen selbständigen Schritt zu tun. Wenn die Dichtung die Fesseln des Epigonentums abstreifen und ein neues, freies Leben beginnen sollte, dann mußte die Losung sein: los von Schiller! So trat die neuere Literatur, die Goethe so hoch schätzt, in einen scharfen Gegensatz zu Schiller. Schiller liebte das Idealistische und Sentimentalische, die Neueren das Realistische und Naturalistische; Schiller die großen Taten, die Neueren die kleinen, feinen Züge; Schiller die männlichen Helden, die Neueren das Seelenleben des Weibes („die feminine Psyche"); Schiller die geschichtlichen Stoffe und das Hellenentum, die Neueren das moderne, alltägliche Leben; Schiller den Vers, die Neueren die Prosa; Schiller die veredelte Sprache, die Neueren die Rede des gewöhnlichen Lebens und die Mundarten. Aber schon läßt sich ein Einlenken bei unsern Schriftstellern bemerken. Auf der ganzen Linie betonen sie das Naturalistische längst nicht mehr so scharf, Kunst und Vers kommen wieder zu Ehren. Vielleicht ist es, nach Fuldas Meinung, einer nicht zu fernen Zukunft vorbehalten, Schiller wieder auf den Thron zu heben und neben Goethe zu stellen, wie jener jetzt noch immer im Herzen des einfachen Volkes eine Stätte hat, im Herzen der Entbehrenden und Begehrenden, während die Wohlhabenden und Gesättigten (ohne diesen Ausdrücken irgend einen gehässigen Beigeschmack zu geben) mehr an Goethe hängen. Wenn aber beide Größen nebeneinander wieder zur Geltung kommen, dann wird Goethe die belebende und erwärmende Sonne sein, Schiller der tröstende Vollmond. — Lauter Beifall lohnte den Redner, der mit Schillerschem Pathos sprach. — Übrigens ist die Aula der Universität durch Peter Janssens geschichtliche Gemälde eine große Sehenswürdigkeit Marburgs geworden. Dr. A.

Abschied. Herr Superintendent Wolff zu Eschwege, der zehn Jahre lang an der dortigen Altstädter Kirche gewirkt hat, ist in den Ruhestand getreten, bei welcher Gelegenheit ihm zahlreiche Zeichen der Liebe und Verehrung seiner Gemeinde zuteil wurden. Herr Superintendent Wolff ist nach Kassel, dem Ort seiner früheren Wirksamkeit als Archidiakonus, übergesiedelt.

Hochschulnachrichten. An der Universität Marburg habilitierten sich als Privatdozenten Dr. phil. F. Drevermann in der philosophischen Fakultät und Lic. theol. Dr. phil. Gustav Westphal in der theologischen Fakultät. — Dem Zahnarzt Dr. med. Reich zu Posen wurde die Leitung des zahnärztlichen Instituts an der Universität zu Marburg übertragen.

Todesfall. Am 23. Oktober starb zu Kassel der Oberstleutnant z. D. Theodor von Stamford im Alter von 70 Jahren. Bei der Umwandelung des Kurstaates 1866 war er Premierleutnant im 2. kurfürstlichen Husaren-Regiment und trat in das königlich preußische Dragoner-Regiment Nr. 5 ein. 1867 wurde er zum Rittmeister und Eskadronchef ernannt, 1875 zum Major und 1882 zum Oberstleutnant befördert. 1883 unter Verleihung des Ranges eines Regiments-Kommandeurs zu den Offizieren von der Armee versetzt, wurde er 1884 in Genehmigung seines Abschiedsgesuchs mit Pension zur Disposition gestellt. Der Dahingeschiedene beschäftigte sich gleich seinem Bruder, dem vor zwei Jahren verstorbenen Major Karl von Stamford, eifrig mit Geschichtsforschungen, von denen am bekanntesten seine Untersuchungen über die Hermannsschlacht sind.

Merkwürdiger Fund einer hessischen Kriegsmedaille. Ein angesehener Fabrikant

in Kassel erhielt im Laufe der vergangenen Woche den Brief eines Geschäftsfreundes aus Texas in Amerika, der ihm schreibt, daß er bei einer Jagd unter einer Eiche im dichtesten Walde eine Münze, halb im Moose, halb in der Erde steckend, gefunden habe, von welcher er eine genaue Zeichnung einschickt. Die Münze ist aber nichts anderes als die bekannte Gedächtnismedaille, die Wilhelm II. im Jahre 1821 seinen Kriegern von 1814—15 aus erobertem Geschütz gestiftet hat. Dieselbe kann aber nur dadurch in den amerikanischen Urwald gekommen sein, daß ein alter Veteran, der aus Kurhessen vielleicht 1848 nach Texas ausgewandert ist, sie mitgenommen und in diesen sonst wenig betretenen Jagdgründen verloren hat. Kurhessen sind aber in großer Zahl nach Texas gerade ausgewandert, wie z. B. Herr v. Buttlar, der die gefeierte Sängerin Luise Eder geheiratet hatte, Herr v. Baumbach und noch viele andere. Welcher hessische Veteran die Medaille verloren hat, kann man nicht mehr feststellen, daß sie aber von einem solchen herstammt, unterliegt keinem Zweifel. Nicht allein Bücher, auch Münzen haben ihre Schicksale.

C. S.

Literarisches. Im Verlage der Hofbuchhandlung von Ernst Hühn in Kassel wird demnächst erscheinen: Hessischer Kunstkalender in 12 Originallithographien von Kunstmaler Hans Meyer-Kassel in München, die sämtlich schöne Landschaftsbilder aus Hessen darbieten. Der Preis wird 2 Mark betragen. Nach dem Erscheinen werden wir noch auf das Werk zurückkommen.



Personalien.

Verliehen: Fräulein Consbruch, der Lehrerin Fräulein Ganslandt und Fräulein Schönian in Kassel, Frau Pfarrer Gnatz, geb. Hesse in Karlshafen und dem praktischen Arzt Dr. Haas in Homberg die Rote Kreuzmedaille 3. Kl.; dem Metropolitan Wittekind in Wachenbuchen und dem Kanzleirat Stock in Fulda, diesem beim Übertritt in den Ruhestand, der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Lehrer Zehner in Hanau der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Pfarrer extr. Werner zum Pfarrer in Wippershain; Forstassessor Leyendecker in Chattenbühl zum Oberförster in Hilders; die Referendare Hartdegen, Pfeffer, Schotte, Theobald und Weymar zu Gerichtsassessoren

Übertragen: dem Landrat des Kreises Waldbroel (Reg.-Bez. Köln) Springorum die kommissarische Verwaltung des Landratsamt Fulda.

Versetzt: Königlicher Forstmeister Weis zu Frankenberg auf die Oberförsterei Ville; Badekommissar Oberst a. D. von Dreski zu Nenndorf in gleicher Eigenschaft nach Ems.

In den **Ruhestand** getreten: die Lehrer Ehlich zu Berndshausen, Gieß zu Holzhausen, Linker zu Salmünster, Lorge zu Hünfeld, Manz zu Bergen, Oppenheim zu Barchfeld, Ruth zu Langendiebach, Seyl zu Bergen, Usbeck zu Neukirchen.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Rechtsanwalt Lietzmann bei dem Amtsgericht in Fritzlar.

Entlassen: Gerichtsassessor Weiß aus dem Justizdienst infolge Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Oberlandesgericht in Hamm; Strafanstaltsdirektor Fliegenschmidt zu Kassel-Wehlheiden auf Antrag.

Geboren: ein Sohn: Oberlandesgerichtsrat Schröder und Frau (Hamm i. W., 16. Oktober); Bürgermeister Poppelbaum und Frau Paula, geb. Riemann (Wesel, 22. Oktober); eine Tochter: Zahnarzt H. Rosellen und Frau Johanna, geb. Gerhardt (Kassel, 15. Oktober); Rechtsanwalt Eckhardt und Frau Minna, geb. Reccius (Witzenhausen, 18. Oktober); Korpsstabsapotheker Dr Kribben und Frau (Kassel, 23. Oktober).

Gestorben: Frau Emma Juliane Dithmar, geb. Coing, 69 Jahre alt (Altenburschla, 13. Oktober); Frau Geheime Medizinalrat Anna Krause, geb. Bromm, 62 Jahre alt (Kassel, 15. Oktober); Privatschulvorsteher Johannes Reinhard, 69 Jahre alt (Kassel, 16. Oktober); Bürgermeister und Kreistagsabgeordneter Nikolaus Schade, 58 Jahre alt (Nenterode, 16. Oktober); Fräulein Luise Brinkmann, 81 Jahre alt (Wahlershausen, 17. Oktober); Stiftsdame Elisabeth von Berlepsch, 82 Jahre alt (Dresden, 18. Oktober); Rittergutsbesitzer Wilhelm Metz, 74 Jahre alt (Kalbsburg bei Borken, 19. Oktober); Oberstleutnant z. D. Theodor von Stamford, 70 Jahre alt (Kassel, 23. Oktober); Großhändler Moritz Abt, 77 Jahre alt (Kassel, 24. Oktober); Privatmann Wilhelm Prack, 77 Jahre alt (Melsungen, 25. Oktober); Hofkonditor Johann David Paulus, 56 Jahre alt (Kassel, 30. Oktober).

Briefkasten.

Th. M. in Kassel. Auch aus Ihrer Darlegung geht hervor, daß die Genetivbildung mit e, z. B. Hassie, im 15. Jahrhundert neben der Bildung ae in Urkunden als gleichberechtigt vorkommt. Selbstverständlich ist die letztere Form auch damals die korrektere gewesen.

E. B. in Niedermöllrich. Der Scherz wird gebracht werden. Besten Gruß.

M. A. in Kassel und M. v. E. in München. Für die freundlichst übersandten Gedichte unsern besten Dank.

P. Schw. in Hanau. Wir bitten, um über das eingesandte Märchen in Briefwechsel treten zu können, um Ihre nähere Adresse.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 22. XVII. Jahrgang. Kassel, 16. November 1903.

Schöpfungs-Rätsel.

Ich war schon in der Macht des Herrn
Und mußte meinem Meister dienen,
Bevor noch Sonne, Mond und Stern
Am Grund des Firmaments erschienen.

Er ließ, zu Füßen seiner Macht,
Mich schon die Ewigkeit durchdringen,
Ich hörte durch die Erdennacht
Das Lied der Menschheit schon erklingen.

Und hieß er dann im Weltenraum
Sich Sonnen und Planeten regen:
Ich war's, die ihres Weges Saum
In feste Bahnen mußte legen.

Er rief in seinem Schöpfersinn
Nach Land, und gab den Meeren Grenzen,
Doch ich, der Urkunst Meisterin,
Ließ ew'ge Schönheit rings erglänzen.

Er ließ der Kreaturen Heer
Beleben Luft und Land und Meere,
Ich aber gab für Land und Meer,
Nach Daseins-Zwecken, Daseins-Lehre.

Im Himmelsglanz der Ewigkeit
Folgt so das All der Allmacht Winken.
Und ich, — ich laß es allbereit
Von meinen Lippen Leben trinken.

Und fragt ein Mund nun, wer ich bin? — —
Was auch den Schöpfer hier verkündet:
Ich, seine Weisheit, wohne drin,
Bewundert wohl, — doch nie ergründet.

Kassel. **Carl Preser.**

Hessenlied.*)

Du trautes Land, drin einst gesessen
Das Volk der Chatten frohgemut,
Mein Heimatland, du liebes Hessen,
In dir all meine Sehnsucht ruht!
Du treues Land, so recht und schlicht,
Wer dir gehört, vergißt dein nicht!
Wie lieblich seid ihr anzuschau'n,
Ihr blauen Berge, grünen Au'n
Am Diemel-, Eder-, Fuldastrand,
Am Lahnstrom hin — o herrlich Land.

Auf deinen Höhen Schloß und Mauern
Erzählen von Vergangenheit —
Erinnerungen überdauern
Glorreiche und gedrückte Zeit,
Und beide schlingen festes Band
Um dich und uns, vielliebes Land!
Ihr Hessen, reicht im Geist die Hand,
Wir stehen fest zu unserm Land. —
Im Glück und Unglück, jeder Not
Mein Hessen lieb' ich bis zum Tod!

Wolfsanger. **Jeannette Bramer.**

*) Nach der Melodie des Liedes „Grüß dich Gott, Westfalenland" zu singen. Kompostion v. Joh. Peters. Köln, Verlag Joh. Fr. Weber.



Selbstbiographie des Johann Sigmund Arend,

hessischen Berg- und Hütteninspektors und Amtmanns zu Nentershausen.*)

Mitgeteilt von Dr. Karl Knetsch.

Ich bin geboren ao. 1698 den 9. Dezember in Hessen auf der Bernsdorfer Kupferhütte, eine halbe Stunde von dem Dorf Richelsdorf, in deren Parochie es gehörig, und zwei Stunden von dem Flecken Berka an der Werra gelegen. Der Taufzeuge war meiner Mutter Vater Johann Sigmund Merckell, Hochfürstl. Hessen=Cassel. Ober-Bergmeister im Hennebergischen in der Herrschaft Schmalkalden, von welchem mir der Name Johann Sigmund in der Heil. Taufe mitgeteilt worden. Mein Vater ist gewesen Johann Christoph Arend, Hochfürstl. Hessen=Casselischer Berg= und Hütten=Inspektor, wie auch Beamter der Dörfer Nentershausen, Tannenberg, Weißenhasel, Blankenbach und Machtlos, geboren den 12. April 1668, gestorben den 1. Juni 1735. Meine sel. Mutter namens Sophia, geboren den 12. Mai 1677, war des obgedachten Oberbergmeisters und seiner Eheliebsten, Herrn Dr. Finkens zu Schmalkalden ehelichen Tochter Elisabetha einzige Tochter, ist aber anno 1714 den 12. November im Kindbett verstorben. Etwa drei Jahre nach meiner Geburt bekam mein Vater zu seiner Berginspektion noch die Administration über besagte Dörfer, welche der Herr Landgraf einigen Edelleuten abgekauft und ein Amt daraus gemacht, deswegen von der Hütten weg und nach Nentershausen eine Stunde von dannen gezogen, an welchem Ort ich mich auch bis ins siebte Jahr bei meinen Eltern aufgehalten, da mich alsdann mein Vater nach Schmalkalden zu meinem Großvater getan, um daselbst in die Schule zu gehen, allwo ich auch bis ins 13. Jahr meines Alters verblieben. Nach diesem aber nahm mich mein Vater zu sich nach Nentershausen, hielt mir einen Privatinformator aus der Herrschaft Schmalkalden gebürtig, so sich Heppe nannte, und jetziger Zeit Rektor zu Offenbach am Main ist, 3 Jahr lang. Als selbiger aber Rektor zu Offenbach wurde, bekam ich einen andern praeceptor, so Ulifex hieß, aus der Stadt Ziegenhain der Grafschaft gleichen Namens gebürtig, welcher mich gleichfalls bei zwei Jahr informirte, nachmalens aber, als dieser gleichfalls Rektor zu Ziegenhain wurde, habe mich noch beinahe ein halbes Jahr bei meinem Vater zu Hause aufgehalten und nachmal den 4. April 1717 von Haus weg nach Jena auf die Universität gezogen, da ich zu Pferde bis nach Berka an der Werra gangen und von da per posta auf Eisenach, Gotha, Erfurt und Weimar gangen. Als ich daselbst*) nachts um 12 Uhr angekommen, logierte ich mich in die „Sonne" und morgens frühe producirte ich bei dem H. Professor Brückner mein bei mir habendes Recommendationsschreiben, welcher mir dann sogleich ein Zimmer in seinem Haus eingab. Als ich mich ein halbes Jahr in Jena aufgehalten, ging ich im Oktober mit einem Schwaben namens Cämmerer über Naumburg, Weißenfels, Ranstädt, Lützen und Leipzig nach Wittenberg, um daselbst die Zeremonien wegen der Jubilaei Lutheranorum mitanzusehen. Auf dieser Reise habe weiter nichts Merkwürdiges gesehen als bei Lützen einen Stein, wo der König von Schweden Karl Gustav [!] tot soll geschossen worden sein. Vor Wittenberg, ehe man die Elbe passiret, liegt ein Dorf, so sich Bratha nennt, allwo man ein Haus zeigt, aus welchem der Teufel den berühmten Zauberer Fausten soll geholt haben. In Wittenberg habe auch die Stube, worin der Teufel Doktor Luthern versucht, wie auch das Fleck, wo er mit dem Tintenfaß nach dem Teufel geworfen, welches, ob man es schon zehnmal überweißt, nicht auslöschen soll, gesehen. Sonsten sind die auditoria publica alldorten sehr schön, sonderlich das Theologicum, und haben sie einen schön Medicinischen Garten.

Wie der Tag des Jubilaei anbrach, wurden wider Vermuten gar wenige Zeremonien gemacht, weil der Landesherr nicht mehr lutherischer Religion

*) Die Original=Niederschrift dieser kulturhistorisch interessanten Selbstbiographie eines hessischen Beamten des achtzehnten Jahrhunderts befindet sich im Besitze einer Urenkelin Johann Sigmund Arends, des Stammvaters einer Familie, die unserm Lande eine ganze Reihe tüchtiger Männer, besonders auf dem Gebiete des Baufachs, geliefert hat. Die Biographie reicht leider nur bis zum Jahre 1738. Über die ferneren Schicksale Arends, der bis zu seinem vor 1769 erfolgten Tode in Nentershausen lebte, sind wir nicht unterrichtet. In dem vorliegenden Abdruck ist die ursprüngliche Schreibung der bequemeren Lesbarkeit wegen meist durch die heute übliche ersetzt.

*) d. h. in Jena.

war. Die professores kamen nur auf des Doktor Luthers Stube zusammen und die Studenten auf einem großen Saal daneben, da sie dann nach dem Alter ihrer Inscription gerufen und paar und paar hinter den professoribus her mit vor sich hergehen habenden Musikanten in die Schloßkirche gingen, an welcher Kirchtür Dr. Luther seine erste Theses gegen Tetzels Ablaß angeschlagen, allwo unten bei der Tür noch eine kleine Cajutte gezeigt wird, allwo der Tetzel seinen Ablaß verkauft. Daselbst wurde eine schöne Musique und nach selbiger vom Dr. Wernsdorff eine Predigt gehalten. Die übrigen zwei Tage wurden auch auf gleiche Art zugebracht, da ich dann den letzten darzu anwendete, um den vor dem Tor liegenden Luthersbrunnen, allwo man jetzt ein schönes Haus gebaut, zu besehen. Auf diesem Wege führte man mich auf einen Kirchhof, allwo man mir einen Grabstein zeigte, in welchem ein Loch war, von solchem man vorgab, daß darin ein Kind läge, so seine Mutter allezeit geschlagen, nachmals verstorben, die Hand aber allezeit zum Grabe herausgestreckt, bis daß die Mutter auf Befehl der Obrigkeit herzugerufen worden und selbige brav gepeitschet, da dann endlich diese Hand sich wieder hineingezogen.

Zuletzt creirte man bei 60 Doctores, backete auf 300 Magisters und krönte bei 180 Poeten.

Als dieses vorbei, nahm ich wieder meinen Rückweg, nachdem ich bei den Herrn Professoribus meine Aufwartung gemacht, auf Leipzig. Als ich daselbsten ankam, sah ich noch in verschiedenen Kirchen schöne Ehrenpforten aufgerichtet und vernahm auch, daß man sich hier viel besser als in Wittenberg divertiret und unter andern, wie daß man allerhand schöne illuminationes mit allerhand devisen gemachet und die Studenten des Pabst sein Bildnis auf öffentlichem Markt verbrannt und dem sogenannten Peter Eckhardt, so ehemals ein Lutheraner gewesen, das Haus gestürmt und ihm Nase und Ohren abschneiden wollen. Ich retournirte gleichfalls wieder von hier über Lützen, Weißenfels und Naumburg nach Jena zu und bei meiner Ankunft, so Samstags war, befand ich, daß sich die Jenaischen Studenten durch allerhand illuminationes und Feuerwerk bisher noch divertirten.

Darauf blieb ich bis Ostern beständig in Jena. Auf das Fest aber ritt mit einem studiose von Eisenach namens Keßler, so damals secretarius von dem Herrn von Baumbach war und dem nachherigen Regierungsrat zu Cassel von Cornberg, und alle beide nunmehr verstorben sind, nach Hause. Von solcher Reise wir in 14 Tagen wieder retournirt. Nach diesem blieb ich noch ein ganzes Jahr und drei Monate in Jena, da ich Schreiben von meinem Vater bekam, nach Hause zu kommen, weil er sich nicht wohl befände, verfügte mich per posta dahin, traf selbigen aber frisch und gesund wiederum an. Ich verblieb acht Tage bei ihm und alsdann ging ich per poste wiederum zurück, verblieb drei Monate daselbst und war das letzte halbe Jahr nicht mehr bei dem Doktor Brückner, sondern bei dem Doktor Cronmeyer in der Leitergassen logiret. Von Jena ging ich zu Pferd nach Halle und meine Sachen schickte ich durch die Landkutsche voraus. In Halle logirte ich mich bei dem traiteur Schlurken hinter dem Rathaus gleich dem Stifte über, verharrte daselbst ein Jahr, hörte Collegia bei Hr. Thomasio Ludwig Ludovici und Schachwitz und Gundling, war während der Zeit einmal zu Leipzig und einmal zu Naumburg auf der Messe anno 1720. Vierzehn Tage vor Michaeli retournirte von Halle mit der Landkutsche über Buttstädt, Weimar, Erfurt, Gotha und Eisenach. In Eisenach ließ ich meine Sachen stehen und ritt zu Pferd bis folgends nach Hause. Selbigen Winter über blieb zu Haus bei meinem Vater; anno 1721 aber in der Osterwoche reisete von Hause weg, ritt zu Pferd bis nach Berka, allwo ich en compagnie des Herrn Metzens, Kaufmann und Posthalter alldort, mit seinem Wagen über Hirschfeldt (= Hersfeld) und über den Vogelsberg nach Frankfurt reisete. Als ich zu Frankfurt nach achttägiger Reise angelangt, besuchte ich meinen alten praeceptorem Heppen zu Offenbach, hielt mich bei selbigem bei acht Tage auf. Nach diesem ging mit der Landkutsche auf Worms. Zu Worms nahm ein Pferd mit einem Boten durch das Leinigertal auf Lautern, Landstuhl und Homburg zu bis nach Zweibrücken, im Westreich gelegen, allwo der Herzog von Zweibrücken, Gustav Samuel Leopold, dazumalen nach dem Tode Karls XII. die Regierung angetreten (ist eine kleine, aber sehr volkreiche Stadt) und langte daselbst zu Ende des April an; nachdem ich mich nun zu Zweibrücken bis Pfingsten aufgehalten und die Gnade gehabt, zweimal mit Ihrer Hochfürstl. Durchlaucht dem Herzog zu sprechen, einmal als ich spazieren war mit meinem Oncle oder Vatersbruder, dem Kammerrat, da er mich anredete, wo ich her wäre, und einmal, da mich des Herrn Präsidenten Baron von Schorrenburg Excellenz Ihm praesentirte, tat ich eine Reise mit meinem Onkel auf Annweiler, Speier, allwo wir erst etliche Tage uns aufhielten, um den Hirschwirt, so meines Vaters Bruders Tochter zum Weibe hatte, zu besuchen. Von da gingen wir auf Schwetzingen, Heidelberg, allwo wir das Schloß, Garten, große Faß, auditoria ꝛc. besahen,

auf Mannheim, und von da zurück nach Speier, hielten uns allda noch etliche Tage auf und retournirten alsdann über Landau und Annweiler nach Zweibrücken. Acht Tage nach unserer Ankunft zu Zweibrücken erhielt von meinem Vater Erlaubnis, nach Metz zu gehen, um mich in der französischen Sprache zu exerciren. Ich ritt deswegen en compagnie des Herrn Amtmann Hechten von Stadecken seinem Sohn nach Metz und ließen unsere Koffer mit der Landkutsche nachkommen. Unterwegs passirten wir durch Saarbrücken, welches ein artiges und lustiges Städtchen oben auf dem Berge, jenseits der Saar liegt das Schloß, worinnen der Graf residiret, und daherum noch etliche Straßen Häuser, welches eigentlich Saarbrücken heißt. Diesseits aber liegt das Städtchen St. Johann, ist ein wenig fortificiret. Von da passirten wir Forbach, wo der Herr Baron von Strahlenheim, ehemaliger königl. schwedischer Gouverneur des Herzogtums Zweibrücken, wohnet, von da ferner durch Oberlothringen durch auf St. Abo (? Avold) und so ferner durch etliche Städtchen, deren Namen mir entfallen, auf Metz. Zu Metz logierten wir in der Teutschen-Gaß im Fuchs. Metz ist sonst sehr wohl situiret und eine sehr große Stadt. Sie liegt auf etlichen Bergen, ist aber sehr altfränkisch gebaut, hat sehr enge Straßen und die Häuser stecken in den hohen Brandmauern, daß man fast kein Dach sieht. Die Einwohner sind mit Unterschied ziemlich complaisant, doch sind sie tiefer in Frankreich viel höflicher. Es wächst allda ein guter roter Wein wie auch ein weißer, so aber nichts taugt. Die Seille teilt die Stadt in zwei Teile und auf der rechten Seite nach dem Gebirge fließt die Mosel vorbei, worüber eine schöne Brücke gebaut. Jenseits der Mosel, auf einem hohen Berge, liegt die Eremitage St. Quentin, woselbst sich allezeit ein Einsiedler aufhält, so von Almosen lebt. Der Ort ist sonst ziemlich gesund, obgleich das Wasser in der Stadt nicht allzu vortrefflich. Die Juden haben ihre aparte Straße und befinden sich selbiger eine erschreckliche Menge darinnen, genießen eine große Freiheit, reden schlecht französisch und fast gar keins, aber ziemlich deutsch. Selbst die gebornen Metzer haben eine Sprache, so verstümmelt französisch, und von einem gebornen Franzosen ohne Not nicht vollkömmlich kann verstanden werden. Auf der Seite der Stadt liegt eine schöne Zitadelle. Die übrigen Festungswerke der Stadt aber werden schlecht im Stand erhalten. Während der Zeit, als ich daselbst mich aufhielt, wurde der König von Frankreich Louis XV. von seiner gehabten Krankheit wieder gesund, da dann das ganze Königreich und also auch die Stadt Metz ihre Freude sehen ließ, eine Profession nach der andern ging processionaliter in die Kirche und stimmten das Te deum laudamus unter Trompeten- und Paukenschall an, machten auf den Abend Freuden- und allerhand Kunstfeuer, selbst die ganze Garnison war im Gewehr und gaben dreimalige Salve und wurden die Stücke von der Zitadelle tapfer dazu gelöst. Ein schönes Feuerwerk präsentierte sich auf der Esplanade der Zitadelle. Die Gendarmerie ließ sich tapfer à Lille wann man nach Longeville geht, in selbiger Allee mit Feuer sehen, und auf der Höhe von St. Quentin hörte man die Karkassen [Brandkugeln] brummen und allerhand Lustfeuer fliegen. Jeder Bürger hatte großes Feuer vor der Tür, auch sogar die Juden ritten köstlich gekleidet, mit Degen und Pistolen versehen, in der Stadt herum, hatten die zehn Gebote auf einer Stange anstatt der Fahne hängen. Vorn her ritt ein Harlekin mit einem großen Horn und dergleichen Gaukelei mehr, welche ebenfalls zum öftern Feuer gaben und auf den Abend ein ebenfalls schön Freudenfeuer präsentierten — in summa alles war lustig. Wie die Weinlese anging, ging ich mit meiner hospita Madame Oger Cogemt à la rue basse Seille auprès de remparts de Juif (dann zuvor war ich bei zwei Monat nicht weit von der Teutschen Gaß an Mons. Elenri Coginet) auf das Dorf Jussi, welches ihr zugehörte, in die Weinlese, allwo ich mich nebst ihrem Sohne, dem Kapitän Oger, und einem Major von dem Regiment de Périgort bei drei Wochen mit Jagen und Ball gehen divertirte. Nach der Zurückkunft hatte man zu Metz auf St. Urbanustag ein Fest, da man des Abends ein großen Turm mit Reiswellen aufgetürmet, darin oben in einem Käfig einige Katzen saßen, anzündete, und geschah solches auf folgende Weise: Abends bei der Dämmerung ging die ganze Garnison auf der Stadt und der Zitadelle ins Gewehr, darauf kam der ganze parlement und Magistrat in Ordnung mit rot und schwarzen Mänteln. Vorne her gingen und hinten schlossen ein Trupp Stadtbedienten mit Fackeln, gingen dreimal um den Haufen und zuletzt zündete der Maitre Echevin oder Bürgermeister den Haufen an. Wann dann das Feuer zu denen Katzen kam, daß selbige brav anfingen zu tanzen, gab die Soldateska zu dreien malen Feuer, wie auch die Garnison von der Zitadelle und Artillerie, da sie dann in ihrer Ordnung wieder nach Haus marschierten; und soll diese Zeremonie ihren Ursprung von einer alten Fabel haben, da ein Drache gewesen sei, so in der Stadt herumgangen und viele Menschen gefressen, welcher durch dieses Heiligen Gebet gefangen und also verbrennet worden sei. (Fortsetzung folgt.)

Das Museum des Hanauer Geschichtsvereins.

In der Festschrift des Hanauer Geschichtsvereins „zum 600=jährigen Jubiläum der Erhebung Alt=Hanaus zur Stadt, im Selbstverlag des Vereins, 1903" lesen wir auf Seite 21 u. ff. eine Beschreibung des zweiten Rathauses, historisch hoch bedeutend und erbaut 1537, welcher Text von einer großen Anzahl Abbildungen erläuternd begleitet ist. Dieses Gebäude hat die Stadt Hanau Ende des Jahres 1901 dem Hanauer Geschichtsverein zur Aufstellung seiner Sammlungen überwiesen, und sie hat damit einem schon lange bestehenden Bedürfnis abgeholfen, dem Vorstand und den Mitgliedern des Geschichtsvereins eine große Freude gemacht und die Möglichkeit gegeben, die Ansammlung und die in zwei Menschenaltern gepflegten und vermehrten Schätze dem Publikum in so sehr geeigneten Räumen zugänglich zu machen.

1902 sind dann im ersten Obergeschoß die reichhaltigen und ansehnlichen römisch=germanisch=fränkischen Funde und Erwerbungen in zwei größeren Sälen und Glasschränken wohlgeordnet zur Aufstellung gebracht und das anschließende Sitzungszimmer ebenfalls für historische Gegenstände verwendet, namentlich mit Aufhängung von Abbildungen, Ansichten und Darstellung solcher Begebenheiten, die sich auf Hanau beziehen, mit herangezogen worden.

1903 wurde dann auch mit der Herrichtung des zweiten Obergeschosses fortgefahren und in den Räumen desselben ein sogenanntes modernes Museum eingerichtet, an welches sich der Kupferstichsaal mit seinen Schaukästen und Aufstellungsrahmen anschließt.

An hervorragenden Gegenständen enthält dieses zweite Obergeschoß eine Anzahl sehr wertvoller gestickter mit Wappen und Ornamenten verzierter Fahnen, Geschenk des Grafen Philipp Reinhard an die Bürgerwehr 1696; dann in verschiedenen Gruppen die einzelnen Perioden der Bürgerwehr mit uniformierten Puppen in Original=Uniformen und Bewaffnungsarten derselben; an den Feldzug 1870/71 wird erinnert mit der überlebensgroßen Büste Kaiser Wilhelms I., durch französische Waffen und Ausrüstungen aller Art und einen feldmarschmäßigen Infanterist (82er) vom Jahre 1870, auch Geschosse und andere Dinge. Eine interessante Nummer ist die Sonderausstellung der Modelle von öffentlichen Gebäuden des 17. Jahrhunderts, die im historischen Festzuge 1897 getragen wurden, woran sich Zunftembleme und Gegenstände anderer Art von historischer Bedeutung für Hanau und Hessen anschließen, während die besonders schweren Gegenstände, wie Grabsteine aus dem 16. und 17. Jahrhundert, eine Anzahl Steinsärge, die großen Mithras=Steine, römische Wasserleitungsröhren, Heizungsteile von Hypocausten, Mahlsteine &c., in größerer Menge der Aufstellung im Stockwerk gleicher Erde harren.

Die Ausstellungsräume sind in guter Jahreszeit an Sonntagen von 11—12½ Uhr dem Publikum unentgeltlich zugänglich, sie werden gut besucht, und da die aufgestellten Gegenstände von Bedeutung nicht blos mit Nummern, sondern mit Zetteln versehen sind, auf welchen die Provenienz und das Alter angegeben sind, so hat die Besichtigung einen besonders bequemen und gleichzeitig belehrenden Charakter.

Hanau ist um eine hervorragende Sehenswürdigkeit bereichert worden, die fortgesetzt durch Geschenke und Zuweisungen, letztere zuweilen unter Vorbehalt des Eigentumsrechtes, vermehrt und auch von auswärts vielfach besucht wird.

In den letzten Monaten hat die im Oktober 1896 gegründete Grimm=Museums=Gesellschaft ihre wertvolle Sammlung von Erinnerungszeichen an das Brüderpaar Jakob und Wilhelm Grimm wegen Mangel an geeignetem Aufstellungsraum mit dem Museum des Hanauer Geschichtsvereins vereinigt, wo sie in besonderem Raum zur Aufstellung gelangen. Die Inventarisierung dieser Erinnerungszeichen, bestehend in den Modellen, welche bei der Konkurrenz um ein Nationaldenkmal preisgekrönt wurden, in Büchern, Handschriften, Abbildungen, die auf das Leben der Brüder Grimm Bezug haben, unter besonderer Berücksichtigung der vorhandenen überaus wertvollen Briefe, sowie des Kassenbestandes von ca. Mark 1700 ist vorgenommen worden, der letztere wird besonders verwaltet und zur Vermehrung und Ankauf Verwendung finden. Nachdem der verstorbene Professor Herman Grimm, Wilhelm Grimms Sohn, s. Z. nicht blos einen Kapitalbetrag, sondern auch eine Anzahl von Grimm=Erinnerungen in Aussicht gestellt hat und auch neuerdings dahingehende Gesuche diesseits gestellt worden sind, so ist zu hoffen, daß auch unsere Mitbürger und die zahllosen Verehrer des Brüderpaares sich durch Zuweisungen an der Vervollständigung beteiligen werden, damit unser Museum eine immer reichere Ausstattung erfährt und an vaterstädtischer sowie an Bedeutung in unserem engeren Vaterlande Hessen gewinnen möge.

Hanau, Oktober 1903. ..... t.

Erlebnisse eines lustigen Bruders in Kassel im Jahre 1803.

Mitgeteilt von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

Vom zweiten Festtag meldet der Bericht des lustigen Bruders unter der Überschrift: „Hessus, der Katte," das Folgende:

„Des Abends sollte eine Freikomödie gegeben werden. Als ich mir das Billett zu verschaffen suchte, vernahm ich beim Direktor, daß sie nur unter der Bedingung frei sei, einen Laubtaler für das Billett zu erlegen. Das Paradies sollte nur einen schweren Gulden kosten; das war etwas viel, wenn ich mir Lottchens (der Schwester) rote Hände an dem Butterfaß dazu dachte. — Du ziehst deinen Bettelkittel an und gehst einmal vor der Zeit — ins Paradies. Früh fand ich mich ein, sah aber, daß man hier wie am Himmel hing, und außer der schlechten Nachbarschaft der Pauker und Trompeter erspähten meine Falkenaugen im ersten Range ein Gesicht, das nicht sowohl wegen seiner Schönheit, als um des feinen Ausdrucks seiner Physiognomie schon letzthin meine Aufmerksamkeit an sich gezogen hatte, als ich die Loge im „Mädchen von Marienburg" besuchte. Seitdem begegnete mir das nämliche Frauenzimmer zu verschiedenen Malen. Dem Bettler hatte sie ein kupfernes Achthellerstück, das er als Reliquie von Kassel mitnimmt, mit mildem Blicke verehrt, dem wohlgewachsenen Friedrich im schwarzen Frack nicht unfreundlich gedankt usw."

Da das Haus um 5 Uhr gegen die Erwartung noch nicht überfüllt war, so gelangte er zu einem raschen Entschluß. Er läßt sich seinen Gulden an der Kasse wiedergeben, geht nach dem „Hessischen Hof" zurück, schlüpft glücklich in sein dortiges Zimmer, wo er die Bettlerlarve abreißt und in wenigen Minuten „wie einst Adonis aus seiner Grotte, in männlich gut stehender Kleidung wieder heraustritt". Nun löst er sich an der Theaterkasse ein Billett für einen Laubtaler in jene bessere Loge, wo ihn ein besonderer Magnet anzog. „In Kassel", fährt Friedrich in seiner Erzählung fort, „dürfen die Fremden nicht in alle Logen gehen, sowie die Einheimischen nicht in gewisse fremde Logen eingelassen werden; doch gibt es auch welche, wo Fremde und Einheimische friedlich die Freuden des Schauspiels zusammen genießen. Dieses alles erfuhr ich, als ich erspähte, daß jene Dame einheimisch wäre. Kaum fand ich noch einen Platz. Die Damen saßen, die Herren standen, und dies erleichterte die Annäherung. Mehrere der Damen hatten Geist und Kenntnis ... die kürzlich erfolgte Vorstellung der „Braut von Messina" und der „Natürlichen Tochter"*), das Für und Wider der Chöre, welches man verhandelte, gaben der Stunde dreirädrige Schwingen. Das Haus war indessen besetzt, die herrschaftliche Loge enthielt alle Fürstlichkeiten, allein nicht in der Rittertracht, wie man vermutet hatte. Bei dem Eintritte des Kurfürsten rief man von unten ein Vivat, auch sollte applaudiert werden, aber die Ungewohnheit der Erscheinung ließ letzteres nicht zum Worte kommen. — Nun ist es aber billig, zu erzählen, was dem Publikum gereicht wurde.

An der Existenz einer Dichterwelt habe ich in dem schönen Kassel nicht gezweifelt; von einem aus ihr war das Stück „Hessus"**), ein Schauspiel, mit Chören vom Direktor Haßloch durchwebt. Da ich durchaus kein Musikkenner bin, so kann ich auch kein Urteil darüber fällen, ich denke, die Komposition mag gut gewesen sein, wäre es auch nur auf den juristischen Satz: Quilibet praesumitur bonus donec probetur contrarium. Aber außerdem erinnerten diese Chöre an so manche ähnliche aus andern guten Opern, daß sie schon darum nicht ganz unbemerkt bleiben konnten. Doch hätte es keinen Menschen wundern sollen, wenn sich der Kompositeur an diesem rauhen nordischen Produkte wie die Zuschauer verkältet hätte. Wäre ich ein Kattenabkömmling, ich hätte mich zu Tode geärgert, daß man mir meinen Ahnherrn wie einen Schwächling einen langen Abend von Nymphen mit Blumen umstrickt, tatenleer und nur seinen Mut durch verliebtes Gewinsel beweisend, aufgestellt hätte. Mir ist noch schwach, wenn ich an die unzähligen Handküsse denke, die Hessus, der alte Katte, an seiner Schönen verschwendet. Und nun vollends die Artigkeit des Gott Wodans, des Altvaters, der ganz besonders auf seinem Wolken-Wiski†) herunterkam, um die Fee der Wälder auf eine Spazierfahrt in die höheren Regionen abzuholen. Er hatte gewiß nicht bedacht, in welches Gerede ein solches Rendezvous mit dem Göttervater der Katten die Dame bringen würde, und wie unangenehm die schönen weiblichen Kattenabkömmlinge durch die sonderbare

---

*) Lynker in seinem Werk „Das Theater in Kassel", Seite 332, bemerkt, daß Haßloch keine der besseren Dichtungen auf dem Repertoir gehabt habe. Dies scheint demnach nicht ganz richtig, Haßloch hat auch die „Räuber" und „Maria Stuart" gegeben.

**) „Hesus, oder Lohn für Vaterlandsliebe", wie es in anderen Berichten genannt wird Verfasser war der Inspektor des Kadettenhauses Wilhelm Döring.

†) Ein kabriolettartiges Fuhrwerk mit hohem Gestell.

Aufführung, die der Dichter dem Geschlechte zumutet, berührt sein mußten. Es konnte dieser handlungslosen Handlung nicht frommen, daß man unwillkürlich in den Szenen bald ein Stück des Prüfungsplans in der „Zauberflöte", bald den Rinaldo bei der Armida, bald ein Stückchen mütterlicher Verzweiflung aus „Pizarro" zu erleben glaubte. Dreierlei Resultate nahm ich indessen aus der Vorstellung mit: erstlich, daß man nie für ein Gelegenheitsstück einen Laubtaler ausgeben sollte, wenn man anders klug wäre, weil sie auszehrenden Wesen gleichen, für die es keine Genesung gibt; zweitens, daß der Dichter nie verliebt gewesen sein kann, sonst würde er wissen, daß es höchst unbarmherzig ist, seinem Publikum zuzumuten, zwei Stunden der Liebesdemonstration eines so zärtlichen Pärchens zuzusehen; und drittens, daß ein romantisches Lokal vielleicht den Dichtersinn stärken, aber, wie ich vermute, nicht hervorbringen kann. Wie schön die Kasseler Bühne und ihr Dekorationswesen ins Auge fällt, ist aller Welt bekannt; auch hatte man manches für die Garderobe des Abends angewendet. Aber ist es überhaupt nicht schade, daß man bei so mancher Ausgabe nicht auf einen würdigern Gegenstand dachte. Gibt es nicht jetzt manche treffliche Produkte der Ton- und Schauspielkunst, deren würdige Ausführung einer guten Bühne bei der feierlichen Veranlassung Ehre machen mußte! Oder war es patriotischer Eifer, der so viel als möglich das Geld im Lande erhält? Genug, beim Herausgehen hörte man mehr als einmal sagen: Wie, es ist noch nicht zehn Uhr? Man müßte mir einen Laubtaler geben, um es noch einmal zu besuchen u. dgl. Es wäre ungerecht, den Schauspielern die Schuld aufzubürden."

Die Dame, der zu Liebe er den Laubtaler für die Loge ausgegeben, unterhielt er viel mit einer Reise in Dänemark, wo er nie gewesen. Als er etwas Dänisches sagen soll, erfindet er schnell ein Idiom, und als man ihn um die Übersetzung bittet, antwortet er: „Mädchen, ich liebe Dich!" worauf sie sogleich hinzusetzt: „Sagen Sie mir doch, wenn Sie es behalten haben, wie heißt in der Sprache das schöne Wort Bescheidenheit?"

Als die schmetternde Fanfare die Herrschaften zum Hause hinaus begleitete, folgte er der Dame, die sich einer andern angeschlossen hatte, und ließ sich nicht abweisen. „Ob man mir gleich alle Kälte fühlen lassen wollte, so war ich so glücklich, die Damen in eine Unterhaltung zu verwickeln, zu der mir während des langen Weges Doktor Galls Schädellehre den vollkommensten Stoff lieh. Denn, wie alle geistvollen Frauenzimmer, nahmen sie lebhaften Anteil an der Sache und möchten wohl die Freiheit haben, dem Fremdling den Schädel zu fühlen, wo sie dann an meinem den Schelm bald auskundschaften müßten." Schließlich stellt er sich selbst als den Doktor Gall aus Wien vor und küßt der Dame die Hand, was er „vom Herrn Hessus, dem Katten, gelernt hatte, denn übrigens war es nicht du bon ton."

(Schluß folgt.)

Adrienne.

Novelle von Nora Keller.

(Schluß.)

II.

Jahre sind vergangen. — — Es ist eine schöne Julinacht, kein Lüftchen regt sich. Der Himmel ist mit Sternen besät und der Mond wirft sein bleiches Licht über Wald und Wiesen. Da ertönt durch die stille Nacht Pferdegetrappel, immer näher und näher kommt es, es sind mehrere Equipagen, die den breiten Weg entlang zum Restaurant Louis XIV. eilen. Die Kutscher knallen mit den Peitschen und die Tiere, die ganz mit Schaum bedeckt sind, jagen durch den Staub! Jetzt sind sie bald am Ziel, eine große eiserne Pforte wird geöffnet, einen Moment nur stehen die Pferde still, dann jagen sie weiter durch den großen Park, bis sie vor dem hellerleuchteten Hause halten. Diener eilen herbei, um den Wagenschlag zu öffnen, ein Stimmengewirr, Lachen, und einige Damen in hellen Balltoiletten springen leicht heraus. Aus den andern Wagen sind verschiedene Herren gestiegen, die jetzt die Damen unter lustigem Geplauder die breite Treppe hinauf führen.

Einige sind auf die breite Terrasse herausgetreten, die einem wunderbar schönen Garten gleicht. Überall stehen große Palmen, verschiedene andere tropische Gewächse und blühende Blumen, der Duft ist fast berauschend. Zwischen dem Gewirr von Pflanzen lugen kleine bunte Lämpchen hervor, die dem Ganzen einen feenhaften Zauber verleihen. Wie wunderschön ist die Luft hier draußen, drinnen im Tanzsaal ist es drückend heiß.

„Wollen wir uns hier niederlassen, Chartan, es wäre schade, diesen schönen Abend im Tanzsaal zu verbringen; die jungen Damen und Herren können auch ohne uns fertig werden!"

Der Angeredete lacht leise auf, und sich in den Sessel werfend und eine Zigarette anzündend antwortet er in einem leicht sarkastischen Ton:

„Wie Sie meinen, de Ritelle, mir ist es auch lieber, wir bleiben hier unter freiem Himmel, man wird alt und kann es der Jugend nicht mehr gleichtun; es wird ja ohnedies heute flotter als je getanzt. Haben Sie vielleicht bemerkt, wie Madame Crantelle eben lachend am Arm ihres Tänzers dahinschwebte? Und ihr Mann kaum ein Jahr tot! Das Weibervolk vergißt scheint's gar zu leicht."

Diesen Worten folgt ein halb sehnsüchtiger, halb ärgerlicher Blick auf die junge Witwe, die, sich unbeobachtet glaubend, mit ihrem Tänzer eifrig kokettiert.

„Nun, nun, Chartan, Sie denken schon gar zu schlecht von den Frauen und beurteilen nach solch einem leichtsinnigen Wesen die übrige Frauenwelt. Sie tun mir leid, wenn Sie nie im Leben einer edlen Frau begegnet sein sollten, — — mon Dieu, da scheint ja wahrhaftig Terry, Eric Terry zu sein!"

De Ritelle ist plötzlich, ohne den Satz zu beenden, vom Sessel aufgesprungen, einem Herrn entgegen, der eben auf die Terrasse heraustrat. De Ritelle kräftig die Hand schüttelnd, begrüßt er ihn herzlichst; dann verbeugt er sich leicht vor Chartan, den er nur früher einmal flüchtig gesehen hat.

„Nun, nun, Terry, Sie glauben nicht, wie sehr es mich freut, Sie wiederzusehn, hat doch dieser langwierige Burenkrieg endlich ein Ende genommen, wahrlich, ich hätte Sie kaum wiedererkannt, so braun hat Sie die Sonne Afrikas gebrannt."

Terry lächelt ein wenig, die Freundschaft und die herzliche Begrüßung des älteren Herrn ist ihm wohltuend. Trotz der strammen Haltung und der braunen Gesichtsfarbe macht Terry einen älteren Eindruck. Er ist kaum 30 Jahre alt, aber sein Haar ist an den Schläfen schon weiß und in seinem Gesichte liegt ein müder Ausdruck.

„Hören Sie, Terry, sobald es Ihnen möglich, müssen Sie uns auf längere Zeit in unserer neuen Villa besuchen. Der Landaufenthalt kann Ihnen nur gut tun, und wie sehr meine Familie sich freuen wird, Sie bei uns zu sehen, können Sie sich denken."

De Ritelle klopft dem jungen Mann freundlich auf die Schulter; Terry nimmt die Einladung mit Dank an, er wußte, wie gut der alte Herr es mit ihm meinte.

„Eh bien, mon ami, haben Sie hier schon noch andere Bekannte entdeckt? Passen Sie auf, die Damen werden in Ihnen jetzt einen Helden sehen und Sie nur so umschwärmen!"

„Nein, nein, Monsieur de Ritelle, ich habe sonst niemanden begrüßt, ich bin auch eben erst gekommen. Als ich hörte, daß Sie hier seien, suchte ich Sie sofort auf. Einen Augenblick aber war es mir, als ob ich Madame Crantelles zierliche Figur unter den Tanzenden entdeckt hätte."

Chartan hat sich erhoben und mustert den jungen Engländer mit einem mißtrauischen Blick. Sollte derselbe sich auch für die junge Witwe interessieren, nun, so unmöglich wäre es ja nicht, — „parbleu!" murmelt er, „ich kenne ihn nicht genauer, aber was schadet es, ich will ihn an seine Braut erinnern."

Lächelnd, im tänzelnden Schritte, tritt er auf ihn zu.

„Sie müssen entschuldigen, Monsieur, aber ich will nicht einer der letzten sein, die Ihnen zu Ihrer Verlobung und gewiß baldigen Hochzeit gratulieren. Ihre Verlobung wurde ja erst nach Ihrer Abreise zum öffentlichen Geheimnis."

Erstaunt sieht Terry Chartan an, dann aber antwortet er ihm schnell:

„Monsieur, Sie irren, ich — —"

Überlegen und herablassend lächelnd, immer familiärer werdend, tritt Chartan dichter an Terry heran, ohne sich zu entschuldigen, unterbricht er ihn einfach:

„Nun, nun, leugnen Sie nur nicht, es ist ja auch keine Sünde, ein wenig verliebt zu sein, aber es ist Ihnen vielleicht nicht angenehm, daß man schon von Ihrer Hochzeit spricht! Eh bien, monsieur, wissen Sie denn nicht, daß Sie und Ihre Braut die einzigen Erben der vor kurzem verstorbenen Adrienne de St. Pierre sind? Ha, ha!"

Erbleichend wankt Terry einige Schritte zurück, wie um sich zu stützen, greift er nach einem Stuhl.

Chartan hat sich laut auflachend in den Tanzsaal begeben; de Ritelle sieht ihm verächtlich nach, dann blickt er ängstlich zu seinem jungen Freund hinüber.

„Terry, Sie scheinen sich nicht ganz wohl zu fühlen. Kann ich Ihnen vielleicht irgendwie behülflich sein?"

Seine ganze Kraft zusammennehmend antwortet dieser ruhig:

„Ich danke, Monsieur, es ist schon wieder vorbei, ein kleiner Schwindelanfall; die Wunden wollen noch immer nicht heilen! Ist die Baronesse — schon — vor langer Zeit — gestorben?"

„Nein, sie starb erst vor einigen Wochen. Die Nachricht ihres Todes hat uns alle sehr ergriffen. Sie war ein liebes, edeles Kind. Es ist eine merkwürdige Sache. Es war zur Zeit ungefähr damals, nachdem Sie Paris verließen, als man bemerkte, wie sie immer melancholischer wurde. Schließlich verließ sie gleichfalls Paris und zog sich ganz auf ihr Schloß zurück. Gar manche Nacht hat man das junge Mädchen im Park allein umherwandeln sehn, zuweilen soll sie auch wild aufgelacht haben. Der Tod schien eine Erlösung."

Terry ist sehr blaß geworden, reden kann er nicht. De Ritelle besinnt sich einen Moment und fährt dann schnell fort:

„Aber wie überrascht waren alle, als das Testament eröffnet wurde, in welchem Fräulein de St. Pierre Ihnen, Terry, und einem jungen Mädchen, Marie Jeton, alles hinterläßt. Vor zwei Jahren schon soll sie ihr Testament gemacht haben, und damals, wie es heißt, war sie vollständig gesund. Können Sie es begreifen, ich glaube, Sie waren doch mit ihr nur flüchtig bekannt?“

Einige Sekunden bleibt alles still. Terry atmet schwer, es ist ihm, als könne er kein Wort hervorbringen. Aus dem Saale tönt eine lustige Gavotte.

„Ach, sieh da, Monsieur Terry! Also Sie leben noch! Ich dachte schon, die Buren hätten Sie zum Mittagsmahl verspeist. Haha!“

Terry schrak zusammen. Er hatte nicht bemerkt, daß jemand auf die Terasse getreten war. Auch der alte Herr sieht sich unangenehm berührt um.

Madame Crantelle, denn sie ist es, steht vor Terry, und ihn schelmisch und kokett ansehend, reicht sie ihm ihre kleine Hand. Die kleine Witwe, die immer eine besondere Vorliebe für den ruhigen, talentvollen Engländer hatte, ist hübscher als je, sie weiß ja selbst, wie allerliebst sie aussieht! Aber ein Schatten legt sich plötzlich über ihr eben noch lachendes Gesicht und schmollend blickt sie zu Boden. Sie ärgert sich, denn Terry würdigt sie keines Blickes. Eine Minute nur schmollt Madame Crantelle, dann lacht sie wieder heiter auf und sich zu Terry wendend flüstert sie ihm zu:

„Ich glaube, Sie wissen noch garnicht, was Sie alles mir zu verdanken haben. Nun, Sie Glückspilz, daß Adrienne de St. Pierre Ihnen doch fast alles, was sie besaß, vermacht hat, werden Sie wohl schon wissen! Daß Sie aber heute ein reicher Mann sind, haben Sie, wissen Sie es, mir ganz allein zu verdanken! Und denken Sie sich, Monsieur, alles ist eigentlich nur durch einen Irrtum gekommen. Ich habe Ihren Namen mit dem von Monsieur Terris verwechselt und Adrienne erzählte ich, daß Sie, — eigentlich Monsieur Terris — ein armes Mädchen lieben, aber er sie nicht heiraten könne, da er selbst so sehr arm sei. Nun, Adrienne hatte scheint's Mitleid mit Ihnen, und da sie niemand anders auf der Welt besaß, hat sie Ihnen und dem Mädchen alles vermacht. Sehen Sie, nur durch eine ganz kleine Namensverwechselung sind Sie zum reichsten Mann in Paris geworden. Haha!“

Laut aufstöhnend ist Eric Terry in den Sessel zurückgesunken. Der Mond hat sich hinter einer Wolke versteckt, Madame Crantelle konnte daher nicht sehen, wie furchtbar verzerrt Terrys Züge waren.

„Georgette, — pardon, Madame Crantelle, — ah, voilà que vous êtes!“

Es ist Chartan, der ruft. Lachend tritt er auf die Terasse heraus, wo er die junge Witwe endlich entdeckt hat. Einen Augenblick stutzt er. Georgette und Terry allein zusammen! merkwürdig, sehr verdächtig. Madame Crantelle hat ihn bald beruhigt. Lachend tritt sie Chartan entgegen und legt ihren Arm in den seinen. Dann meint sie verächtlich lächelnd:

„Mon Dieu, was sind doch diese Engländer für undankbare und steife Geschöpfe! Kommen Sie, Chartan, wir sind doch lustiger und unterhalten uns besser. Gleich beginnt die Musik, diesen Walzer wollen wir zusammen tanzen.“ —

Terry bleibt allein zurück. Laut aufschluchzend bedeckt er das Antlitz mit beiden Händen. — — — — — — — — — — — — — — —

Auf den Treppen, die in den Park führen, steht Terry, einsam und verlassen, und blickt zum Abendhimmel empor.

„O Adrienne, Adrienne, kehre zu mir zurück. Von Deinen Lippen möchte ich hören, wie grenzenlos Deine Liebe!“

Schwer aufseufzend wankt Terry bleich und müde die breiten Stufen hinab. — — —

Vom Saale her tönen lustige Weisen! Gläser klirren und fröhliche Stimmen hört man, dazwischen klingt Madame Crantelles helles Lachen.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus der Großmutter Hinterlassenschaft. Das nachstehende Gedicht ist von Freifrau Clementine von Gilsa, geb. von Cronenberg verfaßt, von welcher in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein Bändchen geistlicher Lieder als Manuskript gedruckt zu Marburg erschienen ist. Ihr Gatte, der Reitersmann, von dem im Gedicht die Rede ist, führte, nachdem General von Lepel gefallen war, in der Schlacht bei Borodino 1812 die weitern Angriffe der westfälischen Kürassierregimenter gegen die Russen und fand an der Spitze seiner Geschwader ein rühmliches Ende. Bei der Nachricht von seinem Tode verfiel Freifrau von Gilsa in ein dauerndes, schweres Leiden, das sie bis zu ihrem Ende an das Zimmer fesselte. Sie starb, 58 Jahre alt, 1832 in Marburg, ihrer Geburtsstadt. Die folgende anspruchslose Idylle sei zur Probe ihres

sinnigen Reimtalents wiedergegeben. Das Standquartier des Obersten von Gilsa war damals Ziegenhain.

Ein Winterabend 1811 in Gilsa.

Trüb war die Flur umzogen
Und Schneegestöber flogen
Wohl über Berg und Tal.
Sturm braust in kahlen Reisern,
Und aus des Dorfes Häusern
Blickt hier und dort ein Lampenstrahl.

Die Finsternis wird dichter,
Des Edelhofes Lichter
Erhell'n den Lindenkranz.
Schnee knistert an den Scheiben,
Und holde Kinder treiben
Im Zimmer fröhlich Spiel und Tanz.

Zu Nacht hat's längst geläutet,
Und auf dem Blachfeld reitet
Ein Reiter frischen Trab.
Jetzt geht's den Berg hinunter
Durchs Dorf — dann schwingt er munter
Im Tore sich vom Pferd herab.

Leis' öffnet er die Türe,
Die Gattin am Klaviere
Wird seiner nicht gewahr.
Doch „Vater, lieber Vater!"
Schrie alles laut, da hat er
Im Arme schon die kleine Schar.

„Da bin ich noch, ihr Lieben.
Lang bin ich ausgeblieben,
Ritt irr' in Schnee und Wind!
Kein Sternlein wollte schimmern,
Doch ließ ich mich's nicht kümmern,
Mich zog mein Herz zu Weib und Kind."

„Willkommen, stets willkommen,
Geliebter Mann! beklommen
Sah ich des Winters Graus.
Dacht': heute kommt er nimmer,
Da trittst Du schon ins Zimmer,
Bringst Glück und Freude mit ins Haus!"

Sein liebend Auge strahlet,
In Beider Blicken malet
Sich süße Harmonie.
Die Kinder aber scherzen
Froh um ihn her und herzen,
Reih' um, des Vaters Hand und Knie.

„Leg ab die Wehr und Waffen,
Die großen Kinder schaffen
Dir wohl den Flausrock her."
„Die Freude war gelungen.
Gieb, Liebchen, mir den Jungen!
Der Mutter wirst Du gar zu schwer."

In Liebe so verbunden
Flieh'n ihre Abendstunden,
Zu schnell verrauscht die Zeit.
Eins in dem andern findet
Sein Erdenglück begründet
Und in den Kindern ihre Seligkeit.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Bei dem am 2. November stattgefundenen zweiten wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel führte Herr Geheimrat Knorz den Vorsitz. Zu Beginn des Abends widmete Herr E. Grebe dem dahingeschiedenen Daniel Saul einen Nachruf, der die nach dem Tode dieses hessischen Dichters gebrachten Würdigungen zusammenfaßte. Herr Bankier Fiorino ließ Bilder von Wilhelmshöhe, Dokumente aus der westfälischen Zeit, Briefe des Kurfürsten Wilhelm I. an den Grafen von Hessenstein, sowie ein sehr interessantes Skizzenbuch Ludwig Sigismund Ruhls, das auch ein drastisch wirkendes Konterfei Steinhöfers enthält, zirkulieren. Herr Major von Löwenstein berührte dann eine aus dem Kreis der Versammlung ergangene Anfrage, ob etwas Näheres darüber bekannt sei, daß Kurfürst Wilhelm I. die untauglich gewordenen Pferde seines Marstalls auf Wilhelmshöhe habe erschießen lassen. Authentisches darüber sei nicht mitzuteilen, in dem Nachlaß des Baudirektors Ruhl aber habe sich der Entwurf zu einem Denkmal vorgefunden, das durch die daran angebrachten Pferdeköpfe jedenfalls sich als ein Erinnerungszeichen für die kurfürstlichen Pferde darstelle, da die Umgebung auf die Wilhelmshöhe hinweise. Außer diesem Blatte legte Herr Major von Löwenstein eine Gedenktafel vor, die dem kurhessischen Generalmajor August Schirmer, Kommandeur der 2. Infanteriebrigade und Kommandant von Kassel, gelegentlich seines fünfzigjährigen Jubiläums am 21. Juni 1851 von einem früheren kurhessischen Offizier, dem Premierleutnant Robert, der damals dem Bundeskontingent in Altona angehörte, gewidmet worden war. Die umfangreiche Tafel, die zum Aufhängen an die Wand bestimmt war, enthält die Namen sämtlicher Regimentskameraden Schirmers, sowie die Gefechte und Schlachten, an denen er während der napoleonischen Zeit in Deutschland, Rußland und Frankreich teilgenommen. Anknüpfend an die Huldigung Roberts für seinen alten General gab der Herr Redner einen Lebensabriß Schirmers, aus dem wir entnehmen, daß er als Sohn des Kapitäns Schirmer und dessen Frau, geborenen Holzschue, am 29. Mai 1789 in Kassel geboren wurde und schon im elften Jahre in den hessischen Militärdienst trat. 1813 in westfälischen Diensten stehend, machte er in der Nähe Kassels einen Vorstoß gegen Tschernyschew. Während des Feldzuges 1815 in Frankreich wurde er von Kleist von Nollendorf mehrfach mit Aufträgen an Blücher geschickt, auch

hatte er die Kolonnenwege seines Korps zu dirigieren. Hochangesehen bei seinem Landesfürsten hatte er sich eines guten Avancements zu erfreuen und trat 1853 als Generalleutnant in den Ruhestand. Er starb zu Kassel 1870 im Alter von 81 Jahren als Junggeselle. Sein Name lebt in einer von ihm gegründeten Stiftung für weibliche Hinterbliebene von Militärpersonen fort.

Herr Oberlehrer Dr. Henkel kam nochmals auf eine von ihm schon vor einiger Zeit veröffentlichte Hinweisung zu sprechen, nach der das Wilhelmshöher Riesenschloß mit Pyramide und Herkules eine so große Ähnlichkeit mit dem Grabmal des Königs Mausolus habe, das sich in seinen Überresten im britischen Museum in London befinde, daß sich die Frage aufdränge, ob Landgraf Karl und Guernieri nicht nach diesem Vorbild ihr Bauwerk gestaltet haben könnten. In der damit verbundenen Besprechung betonte u. a. Herr Kanzleirat Neuber, daß der Landgraf auf Grund der Eindrücke seiner italienischen Reise die Figur des Herkules aus der griechischen Heldensage nur deshalb gewählt habe, weil er seinen siegreichen Truppen ein Denkmal setzen wollte. Darauf ergriff Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf das Wort, um die freundliche Haltung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. zur Eisenbahnbaufrage, im Gegensatz zu den Landständen, zu erörtern. Nach den Mitteilungen aus den Zeiten der Eisenbahngründung war der damalige Kurprinz-Mitregent sogar sehr darauf bedacht, daß seiner Residenzstadt Kassel durch die neue Einrichtung ein größerer Verkehr zugeführt werde. Herr Direktor Henkel machte sodann noch einige interessante Angaben über die Familienverhältnisse des Landgrafen Friedrich mit dem silbernen Bein von Hessen-Homburg. — Der Bibliothek des Vereins wurde u. a. von Herrn Kaufmann Klein eine Anzahl Fuldaer Ansichten zum Geschenk gemacht.

Hanauer Geschichtsverein. Im Vorstand des Hanauer Geschichtsvereins sind einige Veränderungen eingetreten. Vorsitzender ist Herr Landgerichtspräsident Geheimer Oberjustizrat Koppen, nachdem Herr Professor Dr. Suchier das Amt niedergelegt hat. Zum Schriftführer wurde Herr Akademielehrer Dr. Quilling gewählt an Stelle des Herrn Pfarrer Neßler, der wegen Amtsüberhäufung zurückgetreten ist.

Professor Dr. Möhl. Der zu Kassel am 14. Oktober verstorbene Professor Dr. Heinrich Möhl wurde am 28. Dezember 1833 in Rauschenberg bei Kirchhain als Sohn des dortigen Lehrers geboren. Von 1848 besuchte er die polytechnische Schule in Kassel, wo er Schüler von Dr. Hehl (Mathematik und Physik), Dr. Burhenne (Mathematik), Dr. Dunker (Mineralogie und Geognosie), Dr. Philippi (Zoologie und Botanik), Ungewitter (Architektur) und Professor Dr. Winkelblech (Chemie) war. Nach Absolvierung aller Klassen verließ er 1852 diese Unterrichtsanstalt und studierte in Marburg Mathematik und Naturwissenschaften. Nach beendetem Studium war er zuerst an der Realschule in Kassel tätig, vom Jahre 1866 an aber wurde er Lehrer für Technologie, Geognosie und später auch für Mathematik an der dortigen höheren Gewerbeschule, deren Schüler er selbst gewesen war. Ferner war er auch Vorstand und Observator der meteorologischen Anstalt zu Kassel. Von seinen zahlreichen in wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen seien genannt: „Die Urgeschichte des kurhessischen Landes" (1863), „Über die Verbreitung der Jurabildung in Hessen" (1865), „Die geognostischen Bodenverhältnisse des Kreises Kassel", „Die Entstehung und Formen der Kasseler Gegend mit besonderer Berücksichtigung der Grundwasserverhältnisse" (1878), „Das Auftreten des Basaltes in der Umgegend von Marburg" (1863), „Über Basalt und Phonolith in der Rhön" (1864). Ferner veröffentliche er „Leitfaden für den geographischen Unterricht von Kurhessen in Wort und Bild" (1866), „Topographisch-geognostischer Plan von Kassel nebst Panorama vom St. Martinsturm" (1878), „Führer durch Wilhelmshöhe", mit Abbildungen (1883) u. a. Großer Beliebtheit erfreuten sich seine populär-wissenschaftlichen Vorträge, durch die er belehrend auf weitere Kreise wirkte. Professor Dr. Möhl war auch längere Zeit Vorsitzender des Vereins für Naturkunde und des Gartenbauvereins in Kassel. Das reiche Wissen, das der Dahingeschiedene besaß, machte ihn hochgeschätzt als Gelehrten, sein kerniger Humor aber zu einer volkstümlichen Persönlichkeit.

Hochschulnachrichten. Als Privatdozent der juristischen Fakultät der Universität Marburg habilitierte sich Dr. jur. Wedemeyer. — Dem Geheimen Kirchenrat Dr. Kattenbusch, der seit 25 Jahren an der Universität Gießen als ordentlicher Professor angestellt ist, wurde bei seinem Jubiläum am 4. November vom Großherzog von Hessen das Ehrenkreuz des Verdienstordens Philipps des Großmütigen verliehen. — Der Superintendent Wolff in Eschwege wurde aus Anlaß seiner Versetzung in den Ruhestand von der theologischen Fakultät der Universität Marburg zum Ehrendoktor ernannt.

Preis-Roman. In der Frankfurter „Kleinen Presse" erscheint gegenwärtig von unserer hochgeschätzten Mitarbeiterin Frau Elisabeth Mentzel der Roman „Fränkische Erde", der bei einem

Ausschreiben des genannten Blattes preisgekrönt worden ist. Die Handlung, deren Hauptteil in den Jahren 1865 und 1866, also in der Zeit der politischen Wandlung, vor sich geht, hat durchaus Frankfurter Gepräge, spielt aber hie und da auch ins Hessische hinüber.

Todesfall. In seiner Vaterstadt entschlief am 9. November der Landschaftsmaler Fritz Klingelhöfer. Er war am 4. Mai 1832 zu Marburg als Sohn des dortigen Amtsarztes geboren. Da sein Talent frühzeitig erkannt wurde, bezog er schon im 16. Jahre die Kunstschule zu Kassel und darauf die zu Düsseldorf. Im Alter von 19 Jahren wanderte er nach Amerika aus. Dort hielt er sich zwei Jahrzehnte lang auf, nahm auch am Kriege gegen die Südstaaten teil. 1872 ging er mit einem Freunde nach Westafrika. Diese Reise wurde für seine künstlerische Laufbahn von großer Wichtigkeit. Die Landschaft des schwarzen Erdteils zog ihn mit Macht an. Die großartigen Blätter der Palme und der Musa, die zarten Halme des Bambus malte er mit liebevoller Sorgfalt und Feinheit; darunter ein dunkles Gewässer oder die kleinen Hütten der Eingeborenen. Die Glut der Tropensonne und die wüste Gewalt der Gewitterstürme liebte er nicht, wohl aber den sanften, in den Fluten sich spiegelnden Vollmond, der seinen Gemälden aus dem Nigerdelta etwas Trauliches, Anheimelndes gibt. Klingelhöfers naturgetreue Schilderungen des Landes fanden Aufmerksamkeit und Anerkennung (ebenso die Negergerätschaften, die er mitbrachte). Mehrerlei erwarb das Berliner Museum für Völkerkunde auf Veranlassung des berühmten Ethnologen Adolf Bastian. Auch des Malers Sammlungen von Tieren und Gesteinen wurden von wissenschaftlichen Anstalten der Universität Marburg gern genommen. Zweimal reiste er nach Afrika. Professor Bastian wäre es lieb gewesen, wenn er sich so noch ein drittes Mal in den Dienst der Forschung gestellt hätte. Allein nach der zweiten Heimkehr im Jahre 1878 zog es Klingelhöfer vor, seiner Vaterstadt Marburg treu zu bleiben. Er entlehnte nun seine Vorwürfe der heimatlichen Landschaft. Leider gelang es ihm aber nicht, für seine Kunst in weiteren Kreisen Teilnahme zu finden. Stille Entsagung lag daher auf seinem Leben und Schaffen. Das sprachen zum Teil schon die dunklen Farbentöne aus, die er liebte. Soweit wir seine Bilder aus Marburg und Umgegend kennen — das letzte, „Nordeck", war jüngst in Gießen ausgestellt —, müssen wir zugeben, daß sie für den Reiz des Fremdartigen, das seine afrikanischen Gemälde so anziehend macht, keinen vollen Ersatz bieten. Es fehlt ihnen die bedeutende Eigenart, manchen auch die intime Stimmung. Im allgemeinen malte Klingelhöfer rasch, versäumte aber nie, die erkannten Fehler gründlich zu bessern. Da seine Bilder keinen genügenden Absatz fanden, erteilte er Malunterricht. Eine kleine Gemeinde, die er um sich versammelt hatte, trauert dem Entschlafenen nach. Das Denkmal, das ihm die Welt versagt, wird ihm im Herzen seiner Freunde. (Vgl. den Nachruf in der „Oberhessischen Zeitung" Nr. 292 vom 11. November 1903). Dr. A.

Personalien.

Verliehen: dem Superintendenten a. D. D. Wolff zu Kassel der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Postdirektor a. D. Schmidt zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Eisenbahngüterexpedienten Grube zu Bockenheim und dem Hegemeister a. D. Zech zu Allendorf (Kreis Kirchhain) der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: die Eisenbahnbauinspektoren Lehmann und Höfer in Kassel zu Regierungs- und Bauräten; Forstassessor Klingholz in Flörsbach zum Oberförster daselbst.

Versetzt: die Oberförster Grütter von Flörsbach nach Pölsfeld und Rieloff von Junkerhof nach Frankenberg; Pfarrer Jungmann von Obersuhl nach Altmorschen.

Geboren: ein Sohn: Dr. Bernstein und Frau (Kassel, 6. November); Hotelbesitzer August Schäffer und Frau Hedwig, geb. Fuhse (Kassel, 6. November); Dr. Baumgart und Frau, geb. Hahn (Kassel, 7. November); Bezirkstierarzt Dr. Göhre und Frau (Großenhain, 9. November); — eine Tochter: Landmesser Riebeling und Frau Lina, geb. Thomas (Marburg, 30. Oktober); Dr. Beckmann und Frau Marie, geb. Knatz (Kassel, 6. November).

Gestorben: Reichsgerichtsrat Braun, 71 Jahre alt (Leipzig, 29. Oktober); Rektor a. D. Karl Althans (Rinteln, 30. Oktober); Dr. med. Franz Schütze, 53 Jahre alt (Kassel, 8. November); Stiftsoberförster a. D. August Euler, 72 Jahre alt (Oberkaufungen, 7. November); Porzellan- und Glasmaler Heinrich Wilhelm Wenzel, 71 Jahre alt (Kassel, 7. November)); Pfarrer Julius Günst, 65 Jahre alt (Volkmarsen, 8. November); Kunstmaler Fritz Klingelhöfer, 71 Jahre alt (Marburg, 9. November); Privatmann Bernhard Bräutigam, 78 Jahre alt (Kassel, 11. November); Kaufmann Ludwig Lotz, 28 Jahre alt (Barcelona, 12. November); Major a. D. Franz Freiherr Schenk zu Schweinsberg (Darmstadt, 12. November).

Berichtigung.

In Nr. 21 Seite 293 Spalte 1 Zeile 2 von unten muß es statt „Kunst und Vers" heißen: „Vers und Phantasie."
A.

Einem Teil der Auflage ist ein Prospekt betr. „Reflexlichter!! Ein Bilderbuch für alte Kinder. Humorist. Dichtungen von Conrad Lampmann, illustr. von Adolf Wagner" (Verl. v. Rich. Eckstein Nachf., Berlin) beigelegt, um dessen Beachtung gebeten wird.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 23. XVII. Jahrgang. Kassel, 1. Dezember 1903.

Neues Leben.

Nun wird mein Leben Dir geweiht, —
O, komm', laß uns zusammen gehn!
Dahinten liegt die schwere Zeit
Und vor uns eine Welt so schön.

In diese Welt voll Licht und Glut
Da laß uns fröhlich ziehen ein, —
Du liebes, langentbehrtes Gut,
Jetzt bist Du wieder mein, ja mein!

Vertraue nur dem jungen Tag,
Der unsre Seelen freier macht,
Und in die fernsten Weiten trag',
Was schmerzvoll uns war zugedacht. —

In neues Leben schreiten wir
Nun herzerhoben, glückdurchbebt, —
Und wieder über Dir und mir
Ein lieber, alter Zauber schwebt.

München. **Gustav Adolf Müller.**

Der Saiten Erwachen.

Wie Äols Harfe schweigen muß,
Bis sie sein Atem zärtlich streifet,
So schweig' ich, bis mein Genius
In meiner Seele Saiten greifet.

Verschlafen träumt da die Musik,
Bis ihr ans Herz die Hauche gleiten,
Dann wacht sie auf im Augenblick,
Und horch: nun klingen alle Saiten.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

Der Stern des Schweigens.

Nun ruh'n des Tages Geister, müd' des Reigens.
Nun leg' auch ich die Hände in den Schoß.
Der Nacht-Tau sinkt. Schon steht der Stern des Schweigens
Hoch überm schwarzen Walde hell und groß.

Den Namen gab ich ihm, — er heißt nicht so hienieden —
Weil er so einsam wacht, weil er so wunderklar.
In seinem Blicke les' ich tiefen Frieden,
Der überirdisch süß, unwandelbar —

Und übers Lilienbeet, das weiße, abendfeuchte
Weht's heimlich hin wie Geigenmelodie:
„O, Kind der Erde, gleiche jener Leuchte!
Sei wachsam, ewig treu — und still wie sie!"

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Winterweh.

Es hat der Reif sich auf Dein Grab
Und auf mein Herz gelegt.
Wenn ich noch weit zu wandern hab',
Nicht weiß ich, wer mich trägt.

Die Füße wund, der Mut so kalt
— Und die mein Stärkstes war,
Die Sternensehnsucht, ward so alt,
Als trüg' sie tausend Jahr.

Ober-Klingen. **Karl Ernst Knodt.**



Wilhelm Dilich als Landschafter.

Von Professor Dr. K. Heldmann (Halle a. S.).

Später als die Literatur und später als die niederländische und italienische Kunst hat sich die Malerei in Deutschland der Landschaftsdarstellungen bemächtigt.[1]) Ihre Anfänge fallen ins 15. Jahrhundert. Und bald begannen auch Kupferstich und Holzschnitt in Martin Schongauer, Israel von Meckenem u. a. die Landschaft zu erobern. Das Geburtsjahr der wahrhaft künstlerischen Landschaftsmalerei in Deutschland aber ist erst das Jahr 1495. Damals wurde der 24jährige Albrecht Dürer auf seiner ersten Wanderung nach Italien durch die Majestät der Alpenwelt zum Begründer der deutschen Landschaftskunst geweiht. Ein „künstlerisches Tagebuch" hat man die Aquarellblätter und Skizzen genannt, in denen die neu erwachende Liebe des jungen Künstlers zu seiner landschaftlichen Umgebung ihren ersten Ausdruck gefunden hat. Suchte er hier noch die Schönheiten der Natur sich wahrhaft zu eigen zu machen durch sorgfältiges Studium der Einzelheiten des Landschaftsbildes, fast bis ins Topographische und Geologische hinein, so sehen wir ihn doch bald über das sozusagen Wissenschaftliche zum rein Künstlerischen hinausstreben. Um sich in Bologna „die geheime Kunst der Perspektive" lehren zu lassen, trat er 1505 seine zweite italienische Reise an, und sie trug ihm die naturwahre und künstlerische Erfassung des Ganzen im Landschaftsbilde ein.

So ist, wie unter den Niederländern Jan van Eyck, unter den Deutschen Albrecht Dürer der Erste geworden, der die Landschaft im modernen Sinne mit offenem Auge zu sehen, um ihrer selbst willen mit naiver Freude liebevoll zu erfassen, nach ihren charakteristischen Linien und Formen, nach ihren perspektivischen Verhältnissen künstlerisch in sich zu verarbeiten und in ganz selbständiger Weise auf dem Blatte festzuhalten gewußt hat. Stehen in seinen Gemälden die Figuren oft mehr vor als in der Landschaft, so kommt diese am harmonischsten und stimmungsvollsten zur Darstellung in seinen Feder- und Silberstiftzeichnungen, in seinen Stichen und Holzschnitten. Und weil Dürer die Schönheit und Wahrheit der Natur im Kleinen wie im Großen ergriffen und begriffen, darum tragen seine Landschaften so viel genrehafte Züge; darum treten umgekehrt in seinen Genreszenen die landschaftlichen Motive so häufig und stark hervor. „Denn", so sagt er, „das Leben in der Natur gibt zu erkennen die Wahrheit dieser Dinge; darum sieh sie fleißig an, richte dich danach und gehe nicht von der Natur in deinem Gutdünken, daß du wollest meinen, das besser von dir selbst zu finden; denn du würdest verführt. Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie."

Das ist der moderne Mensch in Dürer, „der in der Landschaft das Gegenbild seiner Gemütsstimmung sieht, in ihrem Anschauen einen Quell seelenbefreiender Wirkung findet."[2]) So hat er durch seine Werke und Worte Programm und Maßstab für die weitere Entwickelung der Landschaftskunst gegeben. Unter seinem Einfluß stehen alle jene tüchtigen Meister der Landschaftsdarstellung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts[3]): Georg Penz und Hans Sebald Beham, Albrecht Altdorfer und Augustin Hirschvogel, Hans Sebald Lautensack und Hans Burgkmair, vor allem endlich die beiden Lukas Cranach Vater (1472—1553) und Sohn (1515—1586) — die Mehrzahl von ihnen auch darin Dürers Nachfolger, daß sie ihre ursprüngliche Freude an der Natur nicht nur in Gemälden, sondern namentlich auch in Stichen und Holzschnitten künstlerisch zum Ausdruck gebracht haben. An Dürer selbst freilich ragt keiner von ihnen heran.

Und auch nur ein halbes Jahrhundert etwa währte dies verspätete und bescheidenere Quattrocento Deutschlands. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts tritt die Landschaft bei den deutschen Künstlern immer mehr zurück hinter anderen Motiven, und die Freude am unmittelbaren Schauen und Wiedergeben des Erschauten macht in der Landschaftskunst einem italisierenden Manirismus und einem antikisierenden Humanismus im Dienste der Wissenschaft Platz. Den Tizian, Breughel

---

[1]) Vgl. R. Frhr. v. Lichtenberg, Zur Entwickelungsgeschichte der Landschaftsmalerei bei den Niederländern und Deutschen im 17. Jhdt. Leipzig 1892 (= Beiträge zur Kunstgeschichte. N. F. 18), S. 85—99. Die chronologischen Ansätze zur Lebensgeschichte Dürers bei v. L. sind durch neuere Untersuchungen überholt; cf. M. J. Friedländer im Museum VII, S. 2 ff.

[2]) M. Thausing, Dürers Briefe, Tagebücher und Reime. Wien 1872 (= Quellenschriften für Kunstgeschichte. III), S. 93.

[3]) v. Lichtenberg S. 99—122.

und andern Meistern des Auslandes hat die deutsche Kunstgeschichte dieser Periode nichts entgegenzustellen als den jüngeren Cranach, der in der Hauptsache noch der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und Adam Elsheimer, der als Künstler bereits dem 17. Jahrhundert angehört.[4]) Über dem Gezänk der Theologen um die richtigste Art, das Jenseits zu erwerben, scheint die Fähigkeit, das Diesseits in künstlerischer Verklärung zu erschauen, verloren gegangen zu sein.

Daß der Waberner Pfarrerssohn Wilhelm Scheffer (Schäfer, Schäffer) genannt Dilich[5]), dessen künstlerische Leistungen auf dem Gebiet der Porträtdarstellung nicht nur, sondern namentlich auch der Landschafterei uns neuerdings aus den Originalen bekannt geworden sind, diese klaffende Lücke auszufüllen imstande sei, wird niemand behaupten wollen. Denn Wilhelm Dilich war vor allem kein Maler. Seine Eltern, bekennt er, hätten nicht die Mittel gehabt, um ihm die Möglichkeit zu geben, sich als Künstler auszubilden; deshalb habe er in geringerer Weise mit Tinte zeichnen müssen, statt seine Entwürfe etwa in Farben zur Ausführung zu bringen. Und wer bisher allein die Städebilder in seiner „Hessischen Chronica“ vom Jahre 1605 (und öfters) zu betrachten Gelegenheit hatte, konnte schwerlich auf den Gedanken kommen, daß sich hinter ihnen überhaupt auch nur ein wirklich künstlerisches Talent verborgen halte.

Erst der Auflösung der Wilhelmshöher Schloßbibliothek im Jahre 1897, deren Bestände zum weitaus größten Teil in die Ständische Landesbibliothek zu Kassel, zum kleineren in das Kgl. Staatsarchiv zu Marburg wanderten, ist es zu danken, daß Wilhelm Dilich als Künstler, speziell als Landschafter, entdeckt wurde: denn die vortreffliche Zeichnung, die Dilich im Jahre 1594 von Leipzig entworfen und G. Wustmann in den Quellen zur Geschichte Leipzigs (I, S. 32) bereits 1889 reproduziert hatte, ist bei uns in Hessen wohl ziemlich unbekannt geblieben.

Konnte schon hier „die malerische Behandlung“ gerühmt werden, die auch die übrigen im Original erhaltenen, aber leider noch nicht veröffentlichten Städtebilder aus Dilichs späterer Zeit (in Dresden und Leipzig) auszeichne, so gilt das Gleiche erst recht für seine Handzeichnungen, die aus der Abgeschiedenheit der Bücherei im Weißensteinflügel des hessischen Fürstenschlosses neuerdings ans Tageslicht getreten sind.

Bereits im Jahre 1901 veröffentlichte C. Michaelis aus der jetzt Kasseler Originalhandschrift Dilichs Aufnahmen rheinischer Burgen[6]), und C. Krollmann schrieb eine treffliche einführende Abhandlung dazu über Dilichs Leben und Werk, um „die künstlerische Tätigkeit dieses vielseitigen Mannes, der bisher eigentlich nur den Ruf eines mittelmäßigen Chronikenschreibers genoß, in das rechte Licht zu setzen“ (S. 1). Und durch die Herausgabe der von L. Theuner mit einer Einleitung versehenen Dilichschen Ansichten hessischer Städte aus dem Jahre 1591 nach der jetzt Marburger Originalhandschrift hat unsere rührige hessische Verlagsbuchhandlung N. G. Elwert in Marburg ihre Verdienste um die Erschließung der heimischen Geschichte nicht nur, sondern im Besondern auch der künstlerischen Leistungen Wilhelm Dilichs[7]) um ein neues vermehrt.

Leider komme ich jetzt erst dazu, die Leser des „Hessenland“ mit dieser bereits 1902 erschienenen herrlichen Publikation[8]) bekannt zu machen: hoffentlich doch noch rechtzeitig genug, um gerade zur Weihnachtszeit alle diejenigen auf dieses Geschenkwerk ersten Ranges hinzuweisen, die ein Interesse an hessischer Geschichte, Landschaft und Kunst besitzen oder bei ihnen Nahestehenden glauben voraussetzen zu dürfen. Es ist heute so viel von Heimatskunst die Rede: nun wohl, hier ist echteste, unverfälschteste Heimatskunst! Ich glaube mich keiner Übertreibung schuldig zu machen, wenn ich sage, daß wir keine ähnliche dem heimischen Boden entsprungene und dem heimischen Boden gewidmete Sammlung von Kunstblättern in gleich geschmackvoller und vornehmer Ausstattung besitzen wie diese 7 doppelseitigen und 40 halbseitigen graziösen Landschaftsbilder, die vor 312 Jahren der Marburger Bruder Studio Wilhelm Dilich aus Wabern auf fröhlicher Burschenfahrt durchs Hessenland mit Feder und Tusche zu Papier gebracht hat.

Das Entzücken an diesen 47 Landschaftszeichnungen steigert sich, wenn man bedenkt, daß es das Erstlingswerk eines kaum Zwanzigjährigen ist,

[4]) v. Lichtenberg, S. 123—128.

[5]) Über ihn vgl. Keßler, Ztschr. d. Ver. f. Hess. Gesch. I; J. Caesar, ebda., N. F. VI; Allg. Deutsche Biogr. V. S. 225 f. und die Einleitungen der gleich zu nennenden Werke.

[6]) Rheinische Burgen nach Handzeichnungen Dilichs (1607). Hgg. von C. Michaelis. Mit Beiträgen von C. Krollmann und Bodo Ebhardt. Berlin 1901. Fol.

[7]) Als Porträtisten hatte sie ihn bereits bekannt gemacht durch die unter dem Titel „Supplementum editionis Caesarianae, Professorum Marpurgensium icones a Wilhelmo Dilichio delineatas ed. Ferd. Justi“ der 1. Jahresversammlung der Histor. Kommission für Hessen und Waldeck am 7. Mai 1898 überreichte Festschrift.

[8]) Wilhelm Dilichs Ansichten hessischer Städte aus dem Jahre 1591. Nach Federzeichnungen in seiner Synopsis descriptionis totius Hassiae. (Mit Einleitung von L. Theuner.) Marburg, N. G. Elwert 1902. Fol. In Mappe (mit dem hess. Wappen) Mk. 20.

das wir hier vor uns haben. Einen objektiven Wertmaßstab für dieselben aber gewinnt nur, wer mit historischem Sinne an sie herantritt. Man muß sich nicht bloß der zu Dilichs Zeit herrschenden Öde auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei überhaupt erinnern, sondern auch in Vergleich stellen, was damals auch an geschnittenen und gestochenen Landschaftsdarstellungen aufgrund von Zeichnungen geliefert wurde und existierte.

Dilich war im wesentlichen Autodidakt. Er habe, sagt er, seine „Bilder nicht auf irgend eine erlernte Kunstfertigkeit, sondern auf die Neigung, welche die Natur ihm zugeteilt habe, vertrauend, mit allem ihm zu Gebote stehenden Fleiße verfertigt, durchaus nach der Wirklichkeit, zu Fuß sein Hessenland durchstreifend". Diese dürerisch ursprüngliche Freude an der Natur, an den waldbedeckten Bergen und fruchtbaren Niederungen, den starrenden Felsen und sanft hingleitenden Flüssen, den hochragenden Burgen und friedlichen Städten seiner Heimat von der Werra bis zum Rhein: das ist der Grundakkord, der die Seele des Jünglings durchzogen hat, die Grundstimmung, die ihn zum Künstler weihte, das Ewige, das ihn noch heute wirksam zu uns reden läßt. Es ist das Erbteil seiner Jugend.

Aber nicht Form und Linie allein war ihm die Natur, die sein Auge fesselte. Als Leben trat sie ihm entgegen. Dilichs Landschaften sind belebte Individualitäten. Man nehme gleich das erste Blatt (St. Goar). Wolken ballen sich über dem Rheintal zusammen und entladen sich im Gewitterregen. Ein junger Wanderer, der soeben die Anhöhe im Vordergrunde erstiegen hat und landeinwärts schreitet, faßt den Degen mit der Linken unter dem Mantel und streckt die gespreizten Finger der Rechten von sich, der ersten Tropfen harrend, denen er im eiligen Lauf vielleicht doch noch zu entgehen hofft. Unter dem mächtigen Baum aber, der mit schräg geneigtem Stamm den Mittelgrund zum Teil verdeckt, sucht ein Holzfäller Schutz, nachdem er die Axt von sich gelegt hat. Und auf den Fluten des Rheins wiegen sich Schiffe und Kähne. Ganz prachtvoll ist das durchaus andersartige nächste Blatt (Darmstadt). Zwei zum Teil schon geborstene knorrige Bäume im Vordergrund geben dem Bild seinen Rahmen. Unter den Bäumen rechts, zwischen deren Stämmen eine Spinne ihr Gewebe gezogen hat, sitzt der Zeichner selbst in seine Arbeit vertieft, den Blick über das wogende Ährenfeld auf die Stadt und die Berge des Odenwalds dahinter gerichtet. Hut, Pistole und Pulverhorn hat er an einen Ast gehängt, den Degen vor sich an den Baumstamm gelehnt. Hinter ihm hat sich auf dem Wurzelwerk des anderen Baumes der Genosse seiner Wanderfahrt, es ist der Professor Johannes Hartmann, niedergelassen und skandiert an den Fingern gewiß die lateinischen Verse, die dem Originalblatt der Zeichnung beigegeben sind. Zwischen beiden Männern schreitet ein Bote, den Spieß als Wanderstab kräftig auf die Erde stoßend, das Faustrohr an der Seite, rüstigen Schrittes durch das Kornfeld, indem er dem versedrechselnden Poeten einen vielsagenden Blick über die Achsel zuwirft (Theuner, S. III). Weiter vor ihm aber auf dem Feldpfad sieht man, bis zur Brusthöhe hinter den langen Halmen verborgen, einen Bauer mit der Sense über der Schulter einherschreiten.

Auf dem Blatt Alsfeld (Taf. 4) kommen zwei Männer im eifrigen Gespräch von der Stadt her: ein Graubart, die Axt über der Schulter, während sein Begleiter sich auf den Karst stützt. Hinter ihnen hat ein Eilbote soeben das Stadttor verlassen. Wieder ganz anders ist das nächste Bild (Gießen). Baumgärten, regelmäßig bepflanzt, umziehen die Stadt, jenseits deren Vetzberg und Gleiberg sich erheben, und im Vordergrunde links steht auf langer Leiter ein Mann am Obstbaum und pflückt Äpfel. Unmittelbar in dramatischer Bewegung dem Leben abgelauscht sind die prächtigen Gestalten, die sich auf dem Felde vor Grünberg (Taf. 6) begegnen: ein bärtiger Bauer, die Kufe auf dem Rücken, auf den Stock gestützt, erfragt den Weg; zwei andere, ein feingekleideter Herr und ein Mann, der mehr aussieht wie ein Handwerksbursch, bescheiden ihn mit eifrigen Handbewegungen. Wieder vielleicht der wandernde Künstler selbst ist es, der im Schatten einer Baumgruppe vor Gemünden (Taf. 10) behaglich hingestreckt in tiefem Schlafe ruht: der Schlapphut liegt neben, der Degen zur größeren Sicherheit unter ihm. Eine ländliche Szene zeigt das unmittelbar vorhergehende Bildchen (Wetter): einen Ackerbürger, der die Sense zur Mahd schwingt, während sein Geselle die seinige gerade wetzt; ebenso sind die Leute vor Kirchhain (Taf. 7) gerade beim Heumachen.

Ein Wanderbursch, das Felleisen an den geschulterten Stock gehängt, schreitet auf dem Blatt Treysa (Taf. 17) an uns vorüber; auf Wolfhagen zu eilt ein Amtsbote, die Pike geschultert, am Gürtel einen krummen Säbel (Taf. 21); aus Waldkappel kehrt ein Bauer nach Hause zurück, und im Mittelgrund klimmt mühsam ein alter Graubart, auf seinen Karst gestützt, zwischen den Felsen hervor (Taf. 13); ähnlich Taf. 20 (Gudensberg). Von Kassel her kommen zwei elegante Herren spaziert; ein dritter, der den Krummsäbel im linken Arm hat, geht auf sie zu. Links vorn lagert ein jüngerer Mann auf seinem Mantel am Fuße eines Baumes und macht einen

Begleiter, der rechts hinter ihm stehend zu denken ist, auf die vor ihm liegende Residenz, vielleicht auch nur auf die gewaltige Rauchsäule aufmerksam, die aus einem Kalkofen vor der Stadt aufsteigt (Taf. 22). Höchst originell ist das Blatt Zierenberg (Taf. 23): die Landschaft wird nach vorn zu abgeschlossen durch einen Feldzaun, dessen Stäbe gerade ein mit Brust und Kopf vor dem Beschauer jählings auftauchender Bauer durch Reisiggeflecht verbindet.

(Schluß folgt.)

Selbstbiographie des Johann Sigmund Arend,
hessischen Berg- und Hütteninspektors und Amtmanns zu Nentershausen.

Mitgeteilt von Dr. Karl Knetsch.

(Schluß.)

Anno 1721 im November empfing ich Briefe von meinem oncle, dem Pfaltz-Zweibrückenschen Kammerrat, wie etwas zu Zweibrücken bei der Kanzlei vakant und ich mich aufs eheste zurückverfügen möchte, welches dann auch geschah, einen Boten mit zwei Pferden nahm und den 6. November daselbst anlangte, da ich dann, nachdem mich der Herr Präsident Baron von Schorrenburg Ihrer Durchlaucht präsentiret, welche resolviret denselben Ihrem premier Ministre und Mignon einen Secretarium zu halten, meine Person gnädigst agreirten und den 9. ejusdem meine Pflicht auf der Regierung als secretarius ablegte und den Access auf allen collegiis bekäme. Im Julio dieses Jahrs wurde von Serenissimo benebst meinem oncle auf das Fischbacher und Nohfelder (?) Bergwerk gesendet, um die dasigen Gruben zu befahren und die Bergwerksrechnungen abzuhören.

Anno 1722 im Januarius starb meine Tante, die Frau Kammerrätin, des Herrn Präsidenten Schwester, an der Wassersucht, und in eben diesem Jahr im Mai wurde der Herr Präsident als Gesandter wegen der vorgewesenen Wildfangs-Strittigkeit und andere Differenzien nach Mannheim in dem kurpfälzischen Hof geschickt, da ich als Legations-Secretarius benebst dem Herrn Kammer- und Verwaltungsrat Rettinger (?), so Verwaltung wegen dorten zu tun hatte, mitginge. Wir reiseten en Carosse über Annweiler, Roth, wo wir zu Mittag bei dem Herrn des Orts Herrn von Schellard speisten, so uns ziemlich hart mit seinem roten Wein zugesprochen, auf Mannheim, da wir uns in „Güldene Schwan“ logierten und nochmal bei dem Obristkämmerer Herrn von Sickingen sowohl als dem ersten Kammerjunker des Herrn Pfalzgrafen und Obristhofmeisterin der Frauen Pfalzgräfin des Herrn Gesandten Ankunft wissen machte, dem Obristkämmerer die credentiales überbrachte und um Audienz bei Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht sowohl als denen andern Beiden zu prokurieren anhielte, welches dann auch des andern Tages geschah und der Herr Gesandte in einer kurfürstlichen Staatskutsche an Hof geholt und bei allen dreien Audienz gehabt. Darauf er, wie nachmalen noch zum öfteren geschehen, bei Hofe gespeist. Im übrigen habe auch complimentes namens des Herrn Gesandten bei den übrigen Herren Staatsministern, als bei Herrn Obristhofmeister Grafen von Manderscheidt, Herrn von Hundthin, Herrn Kanzler Mayen, Herrn Regierungspräsident Grafen von Hillesheim, Herrn Kammerpräsident Baron von Dalberg und andern mehr, so mir entfallen, abstatten müssen.

Während der Zeit, da wir zu Mannheim, ging der Kurfürst, wie alle Sommer zu geschehen pflegt, von dar weg nach Schwetzingen auf die Reiherbeiz. Die Herrn von der Wohl, holländische Kaufleute und Holzhändler, traktierten den Herrn Präsidenten auf ihrer Jagd, so auf dem Rheine liegen hatte, recht manifique, dabei sie ihre kleine Stücke, so sie auf der Jagd hatten, tapfer brummen ließen, von danen wir bei spätem Abend wieder zurückkamen. Wie wir nun unsere affairen verrichtet, mich der Herr Präsident auf Schwetzingen mit einem Gardereiter schickte, um die Abschiedsaudienz anzuhalten, welche dann auf dem andern Tag beschah, dann des Morgens gegen 8 Uhr erschien eine kurfürstliche Kutsche mit 6 Pferden bespannt vor des Wirtshauses Tür und begleitete ich solche zu Pferde nebst einem Jäger, so das Handpferd führte und 2 guarden oder Einspännigen in gewöhnlicher Zweibrückischer Livré bis Schwetzingen; da wir dann bei unserer Ankunft die ganze kurfürstliche Wache paradieren sahen, da der Herr Gesandte wiederum, wie er seine Abschiedsaudienz hatte, nachmals an der kurfürstlichen Tafel speiste, ich aber mit dem Hofkaplan, Sekretarien und andern am Hof gleichfalls speisen mußte. Nach der Tafel invitierte der Kurfürst den Herrn Präsidenten zur Reiherbeize, welcher dann auch mit dem Kurfürst auf der Wurst hinausfuhr, ich aber zu Pferd folgete. Es gingen selbige aber eine halbe Stunde von Schwetzingen am Rheine vor sich, allwo das kurfürstliche Zelt aufgeschlagen. Es wurden verschiedene Reiher gebeizt und fiel

einer mitsamt dem Falken vor meines Pferdes Kopf nieder; da wir dann bei spätem Abend wieder retournirten. Etliche Tage hernach reisten wir auf die lustige Stadt Heidelberg, Corp. Evang. Gevollmächtigten envoyé den Herrn von Recken besuchten, besahen abends nochmals das große Faß und gingen andern Tages mit extra Post die Bergstraße hinunter über Darmstadt nach Frankfurt, allwo wir bei dem königl. preußischen Geheimen Rat und Präsidenten Herrn v. Hecht einkehrten, reisten von da auf Wetzlar, wo bei dem damaligen Kammerrichter und dem Kammerpräsident von Ingelheim wegen gewisser Prozeßangelegenheiten Cour gemacht wurde, reiseten nachmalen wieder zurück auf Frankfurt und retournierten über Mainz, Maisenheim und Cußell auf Zweibrücken.

Im Julio dieses Jahres wurde an der Gelbsucht und einem hektischen Fieber sehr krank, sodaß an meiner Aufkunft gezweifelt wurde. Anno 1729 im Junio wurden Ihre Durchl. der Herzog durch ein päpstliches Breve von Ihrer bisherigen Gemahlin, der Prinzessin von Veldentz, wegen allzu naher Verwandtschaft geschieden, und verheiratete sich im Julio mit dero gewesenem Kammerfräulein Fräulein von Hoffmann, dero Oberjägermeisters Fräulein Tochter. Zu eben diesem Monat war mit dem Herrn Präsidenten in seiner Herrschaft Dörrmoshell und wurde von da aus zu dem Herrn Grafen von Löwenhaupt zu Reipoltzkirch und an den Herrn Rheingraf zu Grumbach geschickt, um ein compliment von dem Herrn Präsidenten abzustatten, da dann die Gnade hatte, mit dem letzteren mittags an der Tafel zu speisen, und von da über Lauterecken auf Meisenheim retournierten, allwo den Herrn Präsidenten wieder antraf, darauf wir wiederum auf Zweibrücken retournierten und vor unserer Abreise, daß die nach Straßburg sich retiriert gehabte Prinzessin von Veldentz Todes verblichen sei, Nachricht bekamen.

Im Oktober reiste mit dem Herrn Präsidenten auf Bergzabern, allwo Ihre Durchlaucht der Herzog sich damals aufhielt und verschiedene visiten vom König Stanislao sowohl als anderen daherum wohnenden großen Herren empfing, und retournierten in zehn Tagen wiederum auf Zweibrücken.

Anno 1724, den 24. Februar, wurde der Herr Präsident von Schorrenburg aller seiner chargen entsetzt und hat sich selbiger auf seine freiherrlichen Güter auf Dörrmoshell retiriert und führt mit Ihrer hochfürstl. Durchlaucht einen kostbaren Prozeß beim Reichshofrat, wovon der Ausgang es zeigen wird. Es möchte aber solcher sobald schwerlich oder gar nicht zu seinem Vorteil ausschlagen. Und nachdem höchstgedachte Ihre hochfürstl. Durchlaucht in Beisein des Herrn Kanzlers von Haumüllers und Herrn Regierungsrat und Geheimen Secretario Weber mir befohlen, in meiner Secretariatscharge zu continuieren, so bin auf Gutbefinden meines Vaters fernerhin allhier zu Zweibrücken verblieben und endlich den 4. Januar 1726 von Ihrer hochfürstl. Durchlaucht zum Oberkonsistorial- und Verwaltungs-Secretario ernannt worden, welche charge nunmehr auch ein Jahr versehen und zu deren Versehung mir der Allmächtige fernerhin Gnade und Weisheit, auch Gesundheit verleihen wolle. Zweibrücken, den 3. Dezember 1726.

Continuatio Anno 1727, den 3. April. Bin nach Hause gereist, um meinen Vater zu besuchen, bin anfang den 8. Mai wiederum zurückkommen.

In anno 1728 im Januar habe mich mit Jfr. Dorotheen Sophia Follenien, des vor etlichen Jahren verstorbenen evangel.-luther. Konsistorialrats und Generalinspektors der lutherischen Kirchen im Herzogtum Zweibrücken, wie auch ersten Predigers daselbst Johann Justus Follenii hinterlassenen jüngsten Jfr. Tochter mit consens meines Vaters verheiratet und sind den 8. dito durch Herrn Konsistorialrat und Inspectorem Bruch in der französischen Kirche zu Ernstweiller bei Zweibrücken getrauet.

Anno 1731 den 27. August habe meinen Vater samt meiner Frau und Söhnchen besucht und sind in der Frankfurter Herbstmesse den 18. September wieder weggefahren und den 24. um 1 Uhr wiederum nach Zweibrücken über Frankfurt, Oppenheim und Kaiserslautern retournirt, den Herzog aber tot angetroffen, der den 17. September zwischen 8 und 9 Uhren im 61. Jahr seines Alters verstorben, und das Land von kaiserlichen Commissarien, so der Fürst zu Fulda und Landgraf zu Hessen-Darmstadt waren, in Sequestration genommen.

Den 3. August 1728 war allhier zu Zweibrücken zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags ein sehr starkes Erdbeben, sodaß die Glocken von selbsten geläutet, in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhr ließ es sich wiederum spüren.

Den 13. November 1728 hat mir gedachtes mein liebes Weibchen den ersten Sohn geboren, so den 15. dito in der reformierten Kirche zu Zweibrücken die heilige Taufe empfangen und ihm der Name Christoph Wilhelm beigelegt worden. Die Paten und Gode waren mein Vater, der Berg- und Hütteninspektor Herr Johann Christoph Arend zu Nentershausen, meine Frau Schwiegermutter allhier zu Zweibrücken, die Frau Konsistorialrätin Anna Ester Folleniin, geb. Böhmerin, und der hochfürstl. Pfalz-Zweibrückische Kammerrat und Amtmann Schmidt in Zweibrücken. Es

ist aber dieses Kind in seiner besten Blüte und der allerschönsten Hoffnung zu unserm größten Leidwesen den 11. August 1733 an einem vermutlich auszehrenden hektischen Fieber nach einer kurzen Krankheit abends zwischen 9 und 10 Uhr Todes verfahren und liegt auf dem Zweibrückischen Totenhof begraben, ist alt worden 4 Jahr 8 Monat und 29 Tage. Gott gebe ihme eine sanfte Ruhe und uns allen nach seinem heiligen Willen eine baldige Nachfahrt und selige Wiederauferstehung.

Anno 1729 hat mir mein Fräuchen das zweite Kind und zwar ein Töchterchen geboren, so aber gleichfalls dem vorigen bereits in anno 1733 in die Seligkeit, vermutlich an einem Zahnfieber, vorangegangen und nur alt geworden etliche Jahr. Dessen Paten und Gode waren meine Schwester Juliana und meiner Frauen Schwester Maria Dorothea, wovon sie den Namen Dorothea Juliana bekommen. Liegt gleichfalls zu Zweibrücken begraben.

Während meines Ehestandes nun, da ich mich zu Zweibrücken aufgehalten, ist es übrigens in meinen Amtsgeschäften nach Wunsch gegangen, und obgleich mein bisheriger Souverain, der Herzog Gustav, wie gemeldet, Todes verblichen, so habe doch bei denen Herrn Subdelegaten, kaiserlichen Commissarien, dem Herrn Baron von Dalberg und Herrn Hofrat von Blumencron fürstlich fuldaischer Seiten, und dann dem kaiserlichen Reichshofrat und Kanzler Herrn von [nicht ausgefüllt], nach dessen Absterben aber von dem Herrn Burggrafen zu Friedberg, Freiherrn von Riedesel allen geneigten Willen genossen, sodaß mir selbige endlich auch eine Zulage von 60 Gulden zu meiner desto besseren Subsistence (nachdem bereits vorhero die Aufsicht über alle zu denen geistlichen Gefällen gehörige Weine mit etwas Besoldung davon erhalten) accordiret haben. Wie ich dann auch während der Zeit schier kein Quartal an einem Stück in Zweibrücken gewesen, sondern in Prozeß- und Bausachen einiger katholischer Kirchen in Lothringen, Untersuchung der Rechnungen einiger Bedienten, bald in Lothringen, bald in die Pfalz und sonsten verschickt worden.

Den 18. Mai 1733 zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags war allhier ein starkes Erdbeben abermals, jedoch ohne Schaden.

Nachdem es nun endlich Gott so gefügt, daß in anno 1732 von Ihrer Königlichen Majestät Friedrich I. in Schweden, wie auch Landgrafen zu Hessen, dem Gott langes Leben verleihen und eine langwierige gesegnete Regierung geben wolle, an meines Vaters Platz (so seine Bedienungen Alters und Schwachheit halber zu resigniren vorhabens) als Berg- und Hütteninspektor wie auch Beamter allhier vociret worden, nachdem mich Ihrer hochfürstl. Durchlaucht dero Herrn Statthaltern zuvor untertänigst zu präsentieren die Gnade gehabt und zu dem Ende den 20. August 1733 auf Cassel gereist und den 23. September wieder nach Zweibrücken gekommen, so habe unter Anrufung Gottes diese Bedienung angenommen und mich zu dem Ende mit meinem lieben Weibchen in dem miserabelsten Wetter ganz allein, weil unsere beiden Kinder verstorben waren, den 11. Dezember 1733 über Meisenheim, Mainz, Frankfurt, Alsfeld und Herschfeld nach Rentershausen begeben, wo wir den 20. dito nach vielen ausgestandenen fatiquen glücklich und gesund, Gott sei Dank, angekommen, daraufhin ich dann im Januar 1734 nach Cassel gereist und meine Pflichten abgelegt. Der Herr helfe weiter!

In anno 1735 den 15. Martii abends gegen 5 Uhr hat mein Fräuchen ihren zweiten Sohn im herrschaftlichen Hause zu Rentershausen, die Ruhl genannt, zur Welt geboren im Zeichen des Schützen und ist den 17. vom Herrn Pfarrer Hartert daselbsten getauft. Die Paten waren mein Vater, welcher seinen Namen hergab, der Herr Pfarrer Prollius zu Solz aber solchen in der Taufe vortrug und den Namen Christoph Jeremias bekam. Gott erhalte das liebe Kind gesund und laß uns solches in seiner Furcht groß erziehen.

Den 1. Juni 1735 zwischen 10 und 11 Uhr vormittags ist mein Vater Joh. Christoph Arend im Herrn selig entschlafen. Gott der Herr gebe dem Leib eine sanfte Ruhe und eine dereinstige selige Nachfahrt und Auferstehung.

Den 22. Dezember 1736 hat mir mein Fräuchen abends um 8 Uhr im Zeichen des Löwen den dritten Sohn zur Welt geboren, so den 20. dito getauft und Carl Wilhelm genannt worden. Die Paten waren Herr Magister Carl Salomon Limpert, Pfarrer zu Sueß, und Herr Geörge Wilhelm Follenius, meiner Frauen Bruder von Zweibrücken, studiosus juris. Gott erhalte diesen gleichfalls und lasse ihn uns zu seinen Ehren groß erziehen.

Anno 1737 haben Ihre Königliche Majestät die Gnade vor mich gehabt, mir in Betracht meiner weitläufigen und beschwerlichen Bedienung eine jährliche ansehnliche Zulage zu tun, damit desto eher subsistiren könne, welches deroselben in Ansehung sich meine Famille täglich vermehrt, der Höchste vergelten wolle.

In anno 1738 haben Ihre Königliche Majestät aus selbsteigener Bewegnuß, ohne mein Nachsuchen, die hohe Gnade vor mich gehabt, mir in denen von Sachsen-Eisenach ertauschten aequivalents Dorfschaften Sueß, Boseroda und Raßdorff wie im Gericht Rentershausen die jurisdiction unter

dem Prädikat als Amtmann allergnädigst bei Beibehaltung meiner vorigen Bedienungen anzuvertrauen und bin zu dem Ende im August h. a. zu Cassel gewesen und neue Pflichten abgelegt.

Den 25. Octobris d. a. 1738 hat meine Frau ihren vierten Sohn des Nachts zwischen 10 und 11 Uhr zur Welt im Zeichen des Widders geboren, so den 29. dito getauft, von Herrn Reinhard Wilhelm von Baumbach zu Sontra Hochwohlgeboren zur Taufe gehalten und ihm dessen Namen beigelegt worden.

Deus imposterum providebit!



Ad astra.

Knabe war ich noch, ein schlimmer Range,
Wild, verwegen und voll Übermut;
Doch mein Schwesterlein, das holde, kleine,
Immer war sie sanft und mild und gut.

Süße Wehmut lag im schmalen Antlitz,
Das der Locken Gold so schön umfloß;
Darum saß ich gern an ihrem Bette,
Bis der Schlummer ihre Augen schloß.

Denn der Himmel wollte schon sie rufen,
Und sie sah des Friedhofs offnes Tor;
Dennoch grüßte mich ihr blaues Auge
Ohne Leid auch aus dem Tränenflor.

Heimlich schlich ich nachts zum Schmerzenlager,
Wenn sie schlaflos seufzte: „Komm, o Tag!
Oder laß, du süße Nacht, mich träumen
Von des Frühlings blütenvollem Hag."

Und sobald ihr lilienweißes Händchen
Fiebernd lag in meiner kühlen Hand,
Sprach sie leise, mir die Lieb' zu danken:
„O wie lindert das den heißen Brand!"

Aber einmal, als ich bei ihr wachte,
Sprach sie: „Heute war der Tod bei mir,
Und indem er mir umschlang die Hände,
Sprach er: ‚Kind, mich sendet Gott zu dir.

Denn ich soll dir goldne Flügel bringen,
Die dich tragen bis zum höchsten Stern,
Wo du wirst im Chor der Sphären singen
Mit uns allen: Lob und Preis dem Herrn!'"

Sprach's und auf den goldnen Flügeln war sie
Schon entschwebt in Gottes schön're Welt,
Und ich hielt im Arm die kleine Tote,
Wie sein sterbend Kind der Vater hält.

Und seitdem? Wie viel der Jahre schwanden
In das große Meer der Ewigkeit,
Und wie oft auch hab' ich an der Bahre
Andern Toten meinen Schmerz geweiht?

Sprich, o Liebste, wo du bist begraben?
Armut hat ja nie ein Grab, das bleibt,
Weil den Namen ihrer lieben Toten
Nicht in Stein, nur in das Herz sie schreibt.

Doch es blieb auch so dein Staub der Erde
Und so bist du mir noch immer nah;
Dein gedenkend, wein' ich meine Träne,
Wenn ein Kind, das schön wie du, ich sah.

Weiß ich doch, die guten Engel tragen
Jeden Gruß für dich zum höchsten Thron,
Daß ich lausch' im Jubelsang der Sphären
Fromm auf deiner Stimme süßen Ton.

O so bringe, Tod, auch mir einst Flügel,
Daß auch mich sie tragen himmelwärts
Und im Lied der Engel und der Sphären
Ganz verklinge all mein Erdenschmerz.

Wien. **A. Trabert.**



Erlebnisse eines lustigen Bruders in Kassel im Jahre 1803.

Mitgeteilt von W. Bennecke.

(Schluß.)

Am dritten Festtag machte Friedrich morgens einen Spaziergang durch die Aue, „einen schönen Park am Fuße der Neustadt". Ob auch manches von dem, was der muntere Geselle über die Aue mitteilt, durchaus nicht lustig ist, so sei es zur Vervollständigung doch wiedergegeben.

„Hier findet man," so sagt er, „unendlich anmutige Partien. Für meinen Geschmack rechne ich besonders dahin den mannigfaltig geschlängelten Weg, der mit dem feinsten englischen Rasen überdeckt ist. Ferner die großen Alleen; hier findet man die schönsten Gruppen von Bäumen; Licht- und Schattenpartien sind so romantisch verteilt, daß man sich an ein treffliches Gemälde hingezaubert wähnt, wo Maler und Dichter in erhöhtem Kolorit zu uns redet. Der ganze Park liegt tief

und hat keine Aussicht. Aber hier vermißt man sie nicht, es scheint ein italienisches Tal. Nachdem man durch liebliche Bosketts gewandelt ist, kommt man auf einen Platz mit gruppierten Syringen-Lilas, deren Duft die Luft balsamiert und den Lustwandelnden in süße Stimmung bringt. Von dort aus kommt man in die größeren Partien. Doch hier wird der Eindruck durch eine Art Vernachlässigung unterbrochen, die allenthalben herrscht. Die Wege, Rasenplätze, Berge, Tempel und Bänke zeigen Mangel an Unterhalt und gehöriger Wartung. Diese Bemerkung war mir schon in einem hübschen Garten unter dem Berge, auf dem die Oberneustadt ruht, aufgefallen. Mitten in der Aue steht ein halb zertrümmerter Tempel, der für das Übrige den lautesten Beweis führt. Noch unangenehmer aber berührte mich der Anblick der verstümmelten Alleen des Parkes. Alte ehrwürdige Linden, die vormals einen schattenreichen Dom bildeten, stehen da, als hätte sie der Blitz getroffen. Nicht eine hatte volle Äste oder Laub. Holzverständige wollen diesen mißhandelten Edlen, unter deren treuem Schatten man sonst wandelte, den Jammertod prophezeien, weil man sie lebendig zerlegt und verhandelt. Mit Rührung sah mein Führer die Reihe verstümmelter Masten, die meinem Auge kolossalische Zahnstocher dünkten, an. Ob sie sich jemals erholen werden, muß die Zeit beweisen; mein Wunsch ist es, sonst blieben sie ein Denkmal der wenigst erfreulichen Art."

An der table d'hôte begegnete er einem bekannten Kunstkenner im Fache der Malerei. Mit diesem besuchte er die Galerie, doch nicht, „um wie gewöhnlich alles und nichts anzuschauen, wenn man in ein paar Stunden eine ganze Galerie durchläuft und ermüdet durch tausend verworrene Vorstellungen heimkehrt, sondern um meine Augen nur an einigen Tableaus zu weiden. Man findet hier außer den bekannten und von der chalkographischen Gesellschaft schon in Kupfer gestochenen Claude Lorrains noch eine fünfte Landschaft dieses Meisters, die meines Wissens noch nie gestochen wurde. Auf einer steinernen Brücke, die sich auf dem Bilde, die Nacht dieses Meisters genannt, befindet, entdeckte sich die Jahreszahl 1632, wo der Meister das treffliche Stück malte, so subtil angegeben, daß man fast das Vergrößerungsglas braucht. Wer weiß, wie manches die Maler noch in die Dunkelheit ihrer Bilder verhüllten!"

Am Abend fand ein großes Fest im Orangerieschloß statt, bei dem sich ein kleines Begebnis zutrug, das allgemeines Aufsehen erregte. Friedrich schildert es folgendermaßen:

„Der Kurfürst hat zwei Brüder; der jüngste, Prinz Friedrich, wohnte der Annahme der Kurwürde bei, nicht aber der ältere, Prinz Karl, dänischer Feldmarschall und Vizekönig von Norwegen, der als ein weiser, gütiger Regent geliebt wird. Dieser Fürst hatte sich eine rührende Überraschung bereitet, die dem Feste zur wahren Zierde gereichte. Er erschien in einem weißen venetianischen Mantel, als man noch an der Tafel saß. Beim Aufstehen überreicht er seinem kurfürstlichen Bruder einen Brief; dieser aber steckte ihn unerbrochen in die Tasche (vermutlich um ihn zu gelegener Zeit zu lesen, denn schon wollte er nach Hause fahren, wie der Kurfürst, als ein äußerst tätiger Mann stets zu tun gewohnt ist, da er schon früh an der Arbeit zu sein pflegt). Da geht der Prinz zur Frau Kurfürstin und überreicht einen ähnlichen Brief. Sie öffnet ihn sogleich und liest: Überbringer dieses ist Prinz Karl von Hessen. In diesem Augenblick zieht der Venetianer die Maske ab, der schon im Wagen sitzende Kurfürst wird durch die Kavaliere wieder eingeholt, und nun bietet die Wiederumarmung der fürstlichen Familie den Umstehenden eine Szene der Herzlichkeit, die den fühlenden Herzen unendlich wohl tut, da so selten fürstliche Personen in ihrer schönsten Menschlichkeit vor unseren Augen erscheinen. Seit dem Augenblick schien ein neuer Geist in der Versammlung erwacht zu sein. Ich war aber dabei in eine zu weiche Stimmung geraten, um nun noch die Nacht auf muntere Studentenart zu verschwärmen. Als ich noch einige Tänze getanzt, ein schönes Feuerwerk, das ein mecklenburgischer Kammerherr im Bezirk der fürstlichen Illumination zum besten gab, mit angesehen und die erleuchteten Gänge durchwandert hatte, zog ich mich zurück, weil es nicht kalt aber sehr feucht war."

Der lustige Friedrich ist nun am Ende seiner Kasseler Abenteuer angelangt und überschreibt den letzten Abschnitt seines Berichtes:

Frédéric pour prendre Congé.

„Ich habe Ihnen, teuerste Leser und schöne Leserinnen, nun nicht allein alle meine Peccadillen, sondern auch selbst ihre Motiven treu gebeichtet, und insofern meinem zarten Gewissen Luft gemacht. Allein noch eins habe ich auf dem Herzen und will es zu meiner Rechtfertigung noch vor dem gänzlichen Scheiden gestehen. Ich wollte mir so gern einige Denkzeichen von dieser meiner ersten und letzten Bettelmummerei verschaffen und habe zu diesem Behufe die mir von Gott verliehene freie Kunst und Gewandtheit, auf leichte Weise den Menschen etwas zu entwenden, gehandhabt. Da nun vermutlich mancher und manche den Defekt bemerkte und den Verdacht auf einen Unschuldigen

bringen könnte, mir auch vielleicht die ertrotzte Gabe mißgönnt, so setze ich hier die Liste der artigen Sächelchen her, welche ich aber in einem zedernen Holzkästchen zu bewahren gedenke, doch aus besonderer Ehrlichkeit dem Eigentümer auch wieder herauszugeben bereit bin, wenn er sich in frankierten Briefen nach Göttingen poste restante an den lustigen Friedrich wendet und das Eigentumsrecht beweiset.

Liste.

1. Ein langer brauner Handschuh mit einem rosa Band zum Zubinden versehen, in der Eckstube des Gasthauses zu Wilhelmshöhe einer munteren Brünette entwendet.
2. Die goldne Glocke eines Kammerherrnschlüssels, die ich ihm, als er mich im Gedränge auf die große Zehe trat, aus Schmerz abriß.
3. Eine blonde Haarlocke — sie ist nämlich falsch und spielt ins rote.
4. Ein rosa seidener, reich in Silber gestickter Schuh, den ich am Illuminationsabend vor einem Hause am Königsplatze, wo eben eine schön geputzte Dame ausstieg, die sich wegen des Gedränges von dem Bedienten tragen ließ, ihr behend abzog.
5. Ein zärtliches französisches Billet von einem guten Stilisten an eine Dame, einem nachlässigen Bedienten, der es auf ein Fenster legte, abgenommen.
6. Ein Zahnstocher von Elfenbein.
7. Eine Spielmarke von Komposition, einem Kammerjunker zugehörig.
8. Ein feines Batistschnupftuch, auf vier Kanten mit einer Hohlnaht genäht und an einem Ende in dem gestickten Kranze von Ephen den Buchstaben — — — tragend, der Dame aus dem Beutel entwendet, die mir in Kassel die Liebste war.

Übrigens bittet Friedrich mit zerknirschtem Herzen alle Damen und Herren um Verzeihung, die seine Possen etwa gallsüchtig machen sollten, und verspricht, gewiß sobald keine Seele wieder zu necken — wofern er es — nur lassen kann!"

Ob einer der Eigentümer sich gemeldet hat, ist aus den ferneren Heften des „Journals des Luxus und der Moden" nicht zu ersehen. Aus den Mitteilungen Friedrichs aber erkennt man noch die Zeit der leichten Herzen, die bei allen ihren Fehlern und Schwächen doch so liebenswürdig war.

König Lustik.

Das war ein lustiger Karneval.
Im Schlosse wogt der Maskenball,
Welch Schleifen, Drehn und Schweben!
Der König lacht in Pracht und Glanz,
Er führt galant zum Vierertanz
Madame la Combe soeben.
Madame la Combe ist hoch entzückt,
Daß sie des Königs Huld beglückt,
Er raunt ihr in die Ohren.
Ihr zierlich Ohr wird rot und heiß,
Ihr Busen hebt und senkt sich leis,
Ihr Herz ist schon verloren.
Sie hüpfen „en avant" zu zweit, —
Da öffnen sich die Tore weit;
Ein Ruf geht durch die Menge.

Ein stolzes Weib tritt frei herein,
Das führt ein Bürschlein, prinzenfein,
Und schreitet durchs Gedränge.
Der König starrt, erglüht, erbleicht, —
Sie schaut so groß und neigt sich leicht
Und flüstert: „Baltimore!"
War das ein Geist? sein Weib? war sie's,
Die dort er freite und verließ?
Ihm gellt das Wort im Ohre!
Dann zupft er am Brigantenhut
Und lächelt wieder frohgemut:
„Allons, Madame, sans gêne!"
Madame la Combe lacht nicht mehr,
Das Herz ward ihr so seltsam schwer
Bei dieser schönen Szene.

Gießen. **Otto Kindt.**

Aus Heimat und Fremde.

Prinzessin Elisabeth von Hessen †. Am 16. November erkrankte die achtjährige Tochter des Großherzogs von Hessen, Prinzessin Elisabeth, die sich mit ihrem Vater als Gast des russischen Kaiserpaares in Skierniewice in Rußland befand, an einem typhösen Fieber, das schnell einen tödlichen Ausgang nahm. Die Leiche der Prinzessin wurde nach Darmstadt überführt und dort im Mausoleum auf der Rosenhöhe am 19. November beigesetzt. Prinzessin Elisabeth war das einzige Kind des Großherzogs Ernst Ludwig aus seiner nunmehr geschiedenen Ehe mit der Prinzessin Viktoria Melitta von Sachsen-Koburg-Gotha. Der frühe Tod der kleinen Prinzessin, die wegen ihres zutraulichen Wesens in Darmstadt überaus beliebt war, hat bei der gesamten hessischen Bevölkerung große Trauer hervorgerufen.

Hochschulnachrichten. Der Privatdozent der Geschichte an der Universität Halle-Wittenberg Dr. Karl Heldmann ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — Dr. Opitz, bisher Privatdozent an der Universität Berlin, ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Marburg ernannt worden.

Militärisches. Wie aus Marburg berichtet wird, hat Generalmajor Karl Fischer, der im

Oktober nach fast fünfzigjähriger Dienstzeit auf sein Nachsuchen in den Ruhestand getreten ist, dortselbst seinen Wohnsitz genommen. Mit ihm ist, die Richtigkeit der Mitteilung vorausgesetzt, der letzte ehemals kurhessische Offizier aus dem Verbande der aktiven Armee geschieden. 1866 stand der Genannte als Leutnant bei dem kurhessischen Jägerbataillon, in das er 1854 eingetreten war.

Hessischer Geschichtsverein. In der am 30. November abgehaltenen Monatsversammlung des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel hielt Herr Oberlehrer Grebe einen Vortrag über „Das Gefecht am Speyerbach“, das vor nunmehr 200 Jahren, am 15. November 1703, stattgefunden hat. Der Herr Redner betonte, daß er keine genaue Beschreibung vom militärischen Standpunkt aus geben, sondern nur in schlichter Weise den Hergang des oft genannten, aber wenig bekannten Treffens erzählen wolle. Nach einer kurzen politischen Übersicht über die Weltlage zu Beginn des spanischen Erbfolgekrieges, in dem der Landgraf Karl von Hessen sich auf die Seite des deutschen Kaisers Leopold, wohin er gehörte, gestellt und diesem 9000 Mann Soldaten mit mehreren seiner Söhne, darunter seinen Erbprinzen Friedrich, ins Feld geschickt hatte, gelangte der Vortragende zur eingehenden Schilderung des für die Hessen und die gesamten kaiserlichen Truppen so unglücklichen Tages. Die Hauptursache des verlorenen Treffens gegen die Franzosen unter Marschall Tallard scheint in der Rivalität zwischen beiden Heerführern, dem Grafen von Nassau-Weilburg und dem Erbprinzen Friedrich von Hessen, sowie in dem Umstande gelegen zu haben, daß die von ihnen befehligte kaiserliche Armee, die zum Entsatz von Landau endlich herangerückt war, zwei Ruhetage erhielt, statt den Feind sofort anzugreifen, sodaß dieser bedeutende Verstärkungen herbeiziehen konnte und nun selbst unvermutet zum Angriff überging. An der Hand einer von dem Vorsitzenden Herrn General Eisentraut den Anwesenden in sehr dankenswerter Weise zur Verfügung gestellten Übersichts-Skizze erörterte Herr Oberlehrer Grebe nun die Schlacht in allen ihren Wechselfällen bis zum Rückzug der Hessen über den Speyerbach und gab ein anschauliches, mit vielen Einzelheiten versehenes Schlachtgemälde. Am Schluß aber wies er auf die berühmte „Revanche für Speyerbach“, die Schlacht bei Höchstädt, 1704, hin, wo Marschall Tallard von hessischen Leibdragonern gefangen genommen wurde und seinen Degen dem Erbprinzen Friedrich übergeben mußte, ein Siegeszeichen, das sich noch jetzt im Kasseler Museum und zwar im Unterstock der Gemäldegalerie befindet. Anknüpfend an den sehr beifällig aufgenommenen Vortrag legte Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf ein nach seinen Angaben angefertigtes Bild vor, das die Überreichung dieses berühmten Degens seitens des französischen Marschalls an den hessischen Prinzen darstellt und in genauer Wiedergabe der Uniformen eine Anzahl hessischer Soldaten der verschiedenen Regimenter zeigt, deren Ausrüstung Herr Dr. Schwarzkopf genau erläuterte.

Maler F. Klingelhöfer. Zu dem in voriger Nummer veröffentlichten Nekrolog des Kunstmalers Fritz Klingelhöfer ist uns von einer dem Dahingeschiedenen nahestehenden Seite ein Nachtrag zugegangen, der zeigt, wie man in Freundeskreisen über ihn urteilt, wie hoch man ihn schätzt. Es wird darin zunächst ausgeführt, daß Klingelhöfer einen ausgesprochenen Widerwillen gegen das Beschicken von Kunstausstellungen gehabt und in so guten Verhältnissen gelebt habe, daß er nicht auf Gelderdienst angewiesen war. Unbemittelten, die mit Talent begabt gewesen seien, habe er unentgeltlich Unterricht erteilt. Dann heißt es weiter: „Er hatte überhaupt ein goldenes Herz! — Seine hessischen Bilder aus den letzten Jahren zeigten ein im höchsten Maße bewunderungswürdiges taktvolles Eingehen auf die moderne Malweise. Ohne seine angestammte Düsseldorfer Technik zu verleugnen, erfaßte er die Vorzüge der pastosen Freilichtdarstellung in vollendetster Weise. Gerade seine letzten Bilder (das in Gießen ausgestellte „Nordeck“ *ist längst nicht das letzte!) sind von hinreißender* Naturwahrheit und edelstem Farbenschmelz. — Aber Klingelhöfer lebte nach wie vor höchst bescheiden und zurückgezogen. Er offenbarte sich nur wenigen Freunden. Männer wie Karl Bantzer in Dresden, Hans von Volkmann, Geh. Oberbaurat Schäfer in Karlsruhe und viele andere können sich nicht genug tun in seiner Anerkennung! — Klingelhöfer hat freilich eine Anzahl Bilder als „Mondscheinbilder“ gemalt, aber seine Darstellung der sonnigen und glühenden Tropenlandschaften, seine farbenprächtigen, von tiefster Glut durchsättigten tropischen Sonnenuntergänge sind von packender Wirkung. Klingelhöfers Eigenart ist eine hochbedeutende, und die Stimmung seiner Bilder stets treffend und tief empfunden, wenn er auch „heroische Landschaften“ nicht gemalt hat.“

Todesfall. Am 22. November starb im Elisabeth-Kloster zu Kassel Engelbert Otto Freiherr von Brackel im 74. Lebensjahre. Er gehörte einem alten westfälischen Adelsgeschlecht

an, dessen Familiensitz Schloß Welda bei Warburg in der Nähe der hessischen Grenze ist. Freiherr von Brackel widmete sich der militärischen Laufbahn, trat aber schon in jungen Jahren aus der vaterländischen Armee in die Dienste des Kirchenstaates. Später ging er nach Mexiko, wo er als Oberstleutnant unter dem Kaiser Maximilian diente. Nach dessen Tode blieb er als Privatmann in Mexiko und gab sich wissenschaftlichen Studien hin, deren Ergebnisse er in den angesehensten Zeitschriften veröffentlichte. Ungefähr vor acht Jahren kehrte er nach seiner deutschen Heimat zurück und nahm seinen Wohnsitz in Kassel, wo er seines liebenswürdigen Wesens und seiner ausgebreiteten Kenntnisse wegen in den gesellschaftlichen Kreisen sehr geschätzt wurde. Noch bis vor kurzem von großer Rüstigkeit, machte das Alter sich mit überraschender Schnelligkeit bei ihm bemerklich, und ohne an einer Krankheit gelitten zu haben, schied er dahin. Seine Beisetzung fand am 26. November in Welda statt. Der Verewigte war Ritter des Gregorius- und des Piusordens.

Hessische Bücherschau.

Justi, Ferdinand. Hessisches Trachtenbuch. 3. Lieferung. 44 Seiten Folio mit 8 Blättern Farbendruck und 4 Abbildungen im Text. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1903. Preis M. 4.—

Nachdem von diesem als Veröffentlichung der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck herausgegebenen Prachtwerk 1900 und 1901 die beiden ersten Lieferungen erschienen sind*), liegt nunmehr die dritte Lieferung als willkommene Weihnachtsgabe vor. Diese bringt in Fortsetzung der Beschreibung der einzelnen Trachten westlich der Lahn diejenigen aus dem Kreise Biedenkopf, ferner die Tracht von Battenberg, die sich durch ihre bunten Farben auszeichnende Tracht der katholischen Dörfer und endlich die Tracht bei Marburg. Der Herr Verfasser gibt, soweit nötig unter Mitteilungen aus der politischen Geschichte der betreffenden Gegenden, eine bis ins einzelnste eingehende Darstellung der zu jeder Tracht gehörigen verschiedenen Teile, wobei er die Entwicklung geschichtlich erläutert und unter Angabe der dialektischen Bezeichnungen hierzu wertvolle sprachliche Erklärungen bietet. Die vom Herrn Verfasser selbst gezeichneten, reizvoll ausgestatteten farbigen Tafeln zeigen uns die mit Stickereien bedeckten Teile der Kleidung im größeren Maßstab und führen uns durch lebensvolle Darstellungen mitten unter die Bevölkerung, deren Trachten beschrieben werden. Wir sehen sie zum Ausgang zur Kirche bereit, auf dem Wege in die Kirche, Besuch empfangend, ruhig und still im Zimmer sitzend oder mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Allen Freunden deutschen Volkstums in und außerhalb Hessens wird auch diese neue Lieferung eine wertvolle Gabe sein.

Hildesheim. Otto Gerland.

*) Vergl. „Hessenland" 1899, S. 311, 327; 1900, S. 304; 1901, S. 12.

[Heußner, Dr. Alfred.] Die französische Kolonie in Kassel. 8°. Magdeburg (Heinrichshofen) 1903. (= Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins. Bd. XII. Heft 2/3.)

In der vorliegenden, höchst verdienstlichen Arbeit behandelt der Herr Verfasser (Pfarrer der Oberneustädter Gemeinde zu Kassel) die Geschichte der französischen Kolonie, welche mit der Oberneustadt bekanntlich aufs engste in Verbindung steht. Nach einer kurzen kritischen Übersicht der Literatur entwirft uns Herr Dr. H. ein anschauliches Bild der allgemeinen Lage und politischen Verhältnisse, welche der Gründung der Kolonie voraufgingen, bespricht sodann die Gründung selbst und die hugenottische Einwanderung, die sich in zwei Abteilungen, 1685—87 und 1698 vollzog, die Erbauung der Kirche, und schildert dann eingehend die rechtliche Verfassung der Gemeinde, die in kommunaler Beziehung eine gewisse Selbständigkeit besaß (Freiheit vom Zunftzwang usw.). Hieran reiht sich die Darstellung der kirchlichen Verfassung, deren Grundlage die französische Kirchenordnung von 1559 bildete, der Gottesdienstordnung, des Bekenntnisstandes, des Presbyteriums, der Kirchenzucht, der allgemeinen Kirchenverwaltung und der vortrefflich geordneten Armenpflege; eine Liste der französischen Prediger, deren letzter, Karl Georg Wilhelm Robert, 1825 starb, ist eine auch familiengeschichtlich interessante Beigabe. „Die Hugenotten", so schließt der Verfasser, „haben überall im Sinne der Toleranz und Union gewirkt, sie haben ihre Kirchen- und Synodalordnungen nach Deutschland verpflanzt, haben zuerst das Muster einer wirklichen Armenpflege vorgeführt und sind vorbildlich geworden durch ihre ernste Kirchenzucht".

Die Abhandlung des Herrn Dr. H., welche sich auf ein umfangreiches und sorgfältig bearbeitetes Urkunden- und Aktenmaterial stützt, bedeutet eine wertvolle Bereicherung unserer hessischen Literatur, sowohl nach ihrer kirchengeschichtlichen Seite hin, als bezüglich der Geschichte unserer Heimatstadt. Zu wünschen wäre nur, daß der Herr Verfasser mit seiner Arbeit bald recht viele Nachfolger unter den hessischen Theologen fände. Die Schwierigkeiten, welche sich der Bearbeitung solcher Monographien entgegenstellen, dürften doch keine unüberwindlichen sein, zumal die Vorarbeiten durch die amtlich geführten Pfarreichroniken schon ein gut Stück gefördert sind. Dr. Lge.

Hessischer Kalender 1904 mit Original-Lithographien nach Studien aus Hessen-Nassau und dem Großherzogtum Hessen von H. Meyer-Kassel in München. Kassel (Ernst Hühn). Mk. 2.—

Hinter dem bescheidenen Titel verbirgt sich ein Kunstwerk, dem man im Interesse der Heimatkunde und Heimatliebe eine recht große Verbreitung wünschen möchte. Dieser eigenartige Kalender, welcher in der Gebrüder Gotthelftschen lithographischen Anstalt zu Kassel hergestellt ist, hat die Form einer geschmackvoll ausgestatteten Mappe von 25 cm Höhe und 42 cm Breite. Dieser Umschlag enthält zwölf Original-Lithographien nach Studien aus Hessen-Nassau und dem Großherzogtum Hessen von Hans Meyer-Kassel, deren jede einzelne als wundervolles Landschaftsgebilde bezeichnet werden kann und den respektablen Raum von 18 × 28 cm einnimmt. Die in moderner Linienornamentik gehaltene Umrahmung birgt den eigentlichen Kalender nebst den historisch bedeutsamsten hessischen Gedenk-

tagen. Die Vorderseite der Mappe schmückt das alte Felsennest Greifenstein zwischen Westerwald und Dilltal und läßt durch dessen kraftvolle künstlerische Ausführung schon erkennen, was von dem Inhalte nach dieser Richtung zu erwarten ist. Hans Meyer ist ja auch ein Künstler, welcher unter den Münchener Vertretern der Schwarzweißkunst in erster Reihe steht und auch bereits in seiner Heimatstadt Kassel durch wiederholte Ausstellungen von Werken seiner Hand aufs vorteilhafteste bekannt wurde. Die von ihm für den Kalender gewählten Motive sind durchweg von hohem malerischen Reiz, poesievoll erfaßt, in Licht und Schatten prächtig abgetönt, perspektivisch meisterhaft konstruiert und in der technischen Ausführung von unfehlbarer Sicherheit. Da sehen wir Spangenberg mit seiner hoch aufragenden Feste; das alte gotische Schloß zu Marburg, als dunkle Silhouette vom hellen Horizont sich abhebend; das bergumkränzte Karlshafen aus der Vogelschau mit dem schimmernden Silberband der Weser. Sodann das liebliche Diemeltal nebst Trendelburg, unser abwechslungsreiches Fuldatal nebst Guxhagen und Breitenau, sowie das weit zu unsern Füßen sich dehnende Lahntal mit seinen pittoresken Burgruinen. Ferner unsern alten „Großen Christoph“ auf dem Kamme des Habichtswaldes, den Hanstein und Ludwigstein im Werratal, sowie den Heiligenberg und Felsberg in reizend sonniger Stimmung, worauf wir dann noch überaus lohnende Ausflüge machen auf die Höhe des Auerbacher Schlosses mit der wunderbaren Fernsicht über den Odenwald. Dann weiter zu dem romantischen Taunusdörfchen Eppstein mit reizvollem verfallenen Kastell und schließlich in die betreffs der Stimmung trefflich gelungene winterliche Rhön. Und sämtliche genannten hervorragenden Schönheiten unserer näheren und ferneren Heimat können wir erstehen um den so sehr billigen Preis von zwei Mark. Also alles in allem: eine künstlerisch wertvolle, originelle und außerordentlich preiswürdige Festgabe, deren Erwerbung mit gutem Gewissen angelegentlichst empfohlen werden kann.

—a—

Reflexlichter!! Ein Bilderbuch für alte Kinder. Humoristische Dichtungen von **Conrad Lampmann.** Illustriert von **Adolf Wagner.** Berlin (Rich. Eckstein Nachf., H. Krüger). Elegant broschiert M. 2.—, vornehm gebunden M. 3.—

Das vorliegende „Bilderbuch für alte Kinder“ rührt von zwei hessischen Landsleuten her, von denen der Name des Illustrators als eines geschätzten Kunstmalers dem Publikum nicht fremd ist. Conrad Lampmann aber tritt hier zum ersten Male mit einem Buche hervor. Der Herr Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt die Menschen mit ihren Leidenschaften und Fehlern in der Tierwelt und in sachlichen Gegenständen widerzuspiegeln, ohne dabei die seither übliche Form der Fabel anzuwenden. Fehlte das Porträt des „pessimistischen Straßenköters“, könnte man bei dem Gedicht „der Paria“ beispielsweise in Zweifel geraten, ob ein Mensch oder ein Hund der Redende sei. Ein kerniger Humor tritt fast in allen Gedichten zu Tage, von denen „Die verfall'ne Starenburg“ den Lesern des „Hessenland“ aus Nr. 10 des lfd. Jahrgs. bereits bekannt ist. Um Gedichte dieser Art schreiben zu können, muß der Blick für die Eigentümlichkeiten der Tiere besonders scharf sein, eine Fähigkeit, die der Herr Verfasser jedenfalls besitzt, aber auch leblose Gegenstände nehmen unter seiner Behandlung eigenartiges Leben an, wie dies u. a. „Der verdrehte Hausschlüssel“ beweist. Aus den rein menschlichen Begebnissen ist „Das Kamel“ hervorzuheben. Hin und wieder könnte die Ausdrucksweise eine abgerundetere sein und eine Beschränkung der Anführungsstriche eintreten, welche letzteren bei den meisten Worten, falls sie nicht wie bei „Stratuari“, in „Die verirrte Geige“ (Seite 77) eine abweichende Form bemerklich machen sollen, überflüssig sind. 36 Zeichnungen **Adolf Wagners** geben dem Humor Lampmanns auch äußere Gestaltung und veranschaulichen das Leben auf dem Hühnerhof, vor der Hundehütte u. s. w. mit ebenso treffenden Zügen wie die Episoden aus dem menschlichen Dasein.

B.

Sphinx. Poetische Originalrätsel, Charaden, Anagramme, Homonyme usw. von **Marie Schumacher.** Neue Folge. Kassel 1904.

Der Name des Buches gibt schon Kunde vom Alter des Rätsels, das von allen geistig entwickelten Völkern gepflegt worden ist. Wir lesen, daß die Königin aus dem Lande Arabia zu dem weisen Könige Salomo reiste, um ihn mit ihren Rätseln zu versuchen, und kennen die rätselwütige Prinzessin Turandot. Seit jenen alten Zeiten ist man nicht müde geworden, sich gegenseitig Rätsel aufzugeben und ihre Zahl ist schier unermeßlich, denn seitdem die Zeitungen und Zeitschriften entstanden sind, dürfen in denselben Rätsel nicht fehlen, gar nicht zu gedenken der wieder aus der Mode gekommenen Taschenbücher, in denen „Agrionien“ ständig vertreten waren. Fräulein Schumacher, deren liebenswürdiges Talent, Rätsel in ansprechenden poetischen Formen zu gestalten, bereits durch eine beifällig aufgenommene Sammlung in weiteren Kreisen bekannt ist, hat soeben einen neuen starken Band, aus den verschiedensten Rätselarten bestehend, veröffentlicht, dessen Inhalt sich vorwiegend durch geistvolle Erfindung, Witz und hübsche Einkleidung auszeichnet. Für den einzelnen sowohl wie für den Familienkreis sind diese sich über alle Gebiete verbreitenden Fragen eine sehr anregende Unterhaltung, da das Interesse dabei stets wach gehalten wird. Die letzten Seiten des Bandes aber tut der Leser gut, nur im äußersten Notfall aufzuschlagen. Auf ihnen befinden sich die Lösungen, die er später nur zur Kontrolle benutzen sollte, da er sich sonst um den Hauptgenuß des Buches bringt. — Als Probe sei die nachfolgende zweisilbige Charade wiedergegeben, deren Auflösung der *Name einer bekannten* hessischen Schriftstellerin ist:

Nicht alle sind klug oder reich,
Nicht viele glücklich und zufrieden;
Das Erste aber völlig gleich
Ist jedem hier zu sein beschieden.

In niedern Hütten wie im Schloß,
Im Märchen, wie in unsern Tagen,
Am Ackerpflug und hoch zu Roß
Kannst du nach meinem Zweiten fragen.

Wie alles Schöne ist es zwar
Vergänglich, aber still im Innern
Bewahren wir mit weißem Haar
Ihm noch ein seliges Erinnern.

Bedeutendes das Ganze weiß
In seinen Schöpfungen zu bieten,
Und einen großen Leserkreis
Erwarben seines Geistes Blüten.

B.

„Vor dreißig Jahren.“ Rückerinnerungen eines Dreiundachtzigers. Von **Franz Plitt.** 3. verbesserte Auflage. Kassel (Selbstverlag) 1903. Broschiert Mk. 1.60; elegant gebunden Mk. 2.25.

Durch seine frische und unmittelbare Erzählungsart hat das vorliegende Buch sich einer sehr freundlichen Aufnahme zu erfreuen gehabt und in den weitesten Kreisen Verbreitung gefunden. Auf kaiserlichen Befehl wurde es durch das Kriegsministerium den Generalkommandos empfohlen und bei den verschiedenen Truppenteilen eingeführt. Die nun erschienene dritte wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage bringt u. a. auch das namentliche Verzeichnis sämtlicher 1870/71 Gefallenen des Regiments, sowie der mit dem Eisernen Kreuz dekorierten Offiziere und Mannschaften. Außer dem Bilde des damaligen Kronprinzen und mehrerer

hervorragender Heerführer enthält das Buch ferner eine Skizze des 83er-Denkmals für Wörth, das gegenwärtig durch den Bildhauer Brandt in Kassel seiner Vollendung entgegengeht, und eine Marschroute des Regiments und der 22. Division in Frankreich. Da gar viele Hessen dem 83. Regiment angehört und unter seinen Fahnen den französischen Feldzug mitgemacht haben, so werden diese Rückerinnerungen eine willkommene Weihnachtsgabe sein, welche die ruhmvollen Taten von 1870/71 von neuem so recht lebhaft in das Gedächtnis zurückruft. —e.

Das Gefecht bei Aschaffenburg am 14. Juli 1866. Bearbeitet von Kgl. Eisenbahn-Oberexpeditor Adolf Günther. Aschaffenburg (Verlag der Krebsschen Buchhandlung) 1902.

So umfangreich die Literatur über den Feldzug des Jahres 1866 auch geworden sein mag, so wird doch immer noch neues Material durch den Druck der Öffentlichkeit übergeben, um unsere Kenntnisse über den genannten Feldzug mehr zu erweitern und uns mit neuen Einzelheiten bekannt zu machen. Dankbar können wir es begrüßen, daß Herr Oberexpeditor Adolf Günther Veranlassung genommen hat, das Gefecht, das sich in seiner engeren Heimat Aschaffenburg abgespielt hat, eingehend zu schildern und Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes von diesen blutigen Tagen uns zu berichten. Für uns hat das Gefecht bei Aschaffenburg insofern eine besondere Bedeutung, als das 2. Husarenregiment als einziger kurhessischer Truppenteil hier Gelegenheit gefunden hat, dem althessischen Waffenruhm Genüge zu tun und damit zu zeigen, daß die kurhessischen Soldaten der neuen Zeit nicht hinter ihren Vätern zurückgestanden haben und wie diese im Kampfe Mut und Kaltblütigkeit gezeigt haben. Die Teilnahme unserer Husaren an diesem unglücklichen Gefechte wird hier leider! nicht so eingehend und so wohlwollend geschildert, wie man vielleicht wünschen könnte, und wahrscheinlich aus Mangel an Quellen nicht so anerkennend dargestellt, wie sie Rittmeister von Wrangel in der trefflichen Geschichte des 14. Husarenregiments uns beschrieben hat. Dem Vernehmen nach wird im hessischen Geschichtsverein demnächst ein größerer Vortrag gehalten werden, der sich mit diesem Thema beschäftigen und somit Gelegenheit geben wird, die Einzelheiten jenes Tages, soweit dieselben unsere Husaren betreffen, hier und da zu berichtigen und in ein anderes Licht zu rücken. —f.



Personalien.

Verliehen: dem Forstmeister a. D. Kalckhoff zu Wahlershausen der rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem bisherigen Konsul in Söul Dr. Weipert zu Kassel der Kronenorden 3. Klasse; dem Arzte Mütze in Holzhausen, Kreis Kirchhain, der Charakter als Sanitätsrat.

Ernannt: die Amtsrichter Dr. Baier in Rotenburg, Bohnée in Hanau, Dannhausen in Rinteln und Strothmann in Hofgeismar zu Amtsgerichtsräten; die Königlichen Oberförster Appel zu Bischhausen, Goebel zu Rumbeck, Lemmel zu Obernkirchen, Lorge zu Haste, Merkel zu Karlshafen und Rothnagel zu Frankenau zu Forstmeistern mit dem Range der Räte 4. Klasse; Regierungsbauführer Georg Claus aus Philippsthal zum Regierungsbaumeister im Eisenbahnbaufach; Hauptsteueramtsassistent Scheele in Frankfurt a. M. zum Ober-Grenz-Kontrolleur in Alstätte (Westfalen).

Bestellt: Pfarrer extr. Castendyk aus Hanau zum Hilfspfarrer in Fechenheim; Pfarrer extr. Fuchs zum Hilfspfarrer in Salmünster.

Entlassen: Gerichtsassessor Hartdegen aus dem Justizdienst infolge Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Amtsgericht in Weilburg.

Verlobt: Domänenpächter August Kiele zu Besendorf in Mecklenburg-Schwerin mit Frl. Cläre Meyer, Tochter des Rentners Theodor Meyer zu Kassel (15. November).

Vermählt: Hauptzollamtsassistent Oskar Badenhausen in Emden mit Frl. Helene Schirg (Rittergut Hübenthal, Kreis Witzenhausen, 14. November).

Geboren: ein Sohn: Wirklicher Geheimrat Professor Dr. von Behring, Exzellenz, und Frau (Marburg, 14. November); Vorstand der Kgl. Eisenbahn-Betriebsinspektion Schneider und Frau Elisabeth, geb. Geffcken (Eschwege, 19. November); eine Tochter: Dr. med. F. Wigand und Frau Elisabeth, geb. Lühl (Clausthal a. H., 15. November).

Gestorben: Dr. med. Karl Wettlaufer, Augenarzt in Offenbach, 40 Jahre alt (Frankfurt a. M., 15. November); Freiin Charlotte von Poten, Chanoinesse des Klosters Marienwerder (Kassel, 16. November); Pfarrer Magnus Hartmann, 65 Jahre alt (Michelsrombach, Kreis Hünfeld, 17. November); früherer Fabrikant Georg Trömner, 58 Jahre alt (Wahlershausen, 17. November); Privatmann Julius Grebe, 72 Jahre alt (Kassel, 19. November); Regierungs- und Forstrat a. D. Wilhelm Krause, 76 Jahre alt (Kassel, 19. November); Frau Stadtbaumeister Ida Burger, geb. Körber, 48 Jahre alt (Hersfeld, 20. November); Eisenbahnsekretär Christian Scheel, 50 Jahre alt (Kassel, 22. November); Posthalter Konrad Otto, 38 Jahre alt (Wabern, 22. November); Oberstleutnant a. D. Freiherr Engelbert Otto von Brackel, 73 Jahre alt (Kassel, 22. November); Inspektor Gustav Gombsen, 50 Jahre alt (Nauheim, 23. November); Rektor Reinhard Stück, 65 Jahre alt (Wanfried, 24. November); Kunstmaler Joh. Aloys Odenkirchen, 41 Jahre alt (Hanau, 25. November); Kaiserlicher Konsul Dr. Karl Reinhardt (München, 25. November); Justizrat Dr. Julius Müller, 72 Jahre alt (Wiesbaden, 25. November); Lehrer a. D. Gustav Lohr, 61 Jahre alt (Kassel, 25. November); Apotheker Fritz Gleim, 83 Jahre alt (Eschwege, 26. November); Gymnasialoberlehrer a. D. Professor Dr. Eduard Auth, 69 Jahre alt (Kassel, 28. November); Bijouteriefabrikant Heinrich Deines, 45 Jahre alt (Hanau, November).

Hierzu **2 Beilagen:**

a) Prospekt der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg betr. **„Hessische Kunst“**, Zimmerschmuck für jedes hessische Haus nach Zeichnungen und Gemälden von W. Thielmann und Prof. C. Bantzer.

b) Empfehlung und Bestellkarte der Hofbuchhandlung von Ernst Hühn, Kassel, betr. **Hess. Kalender 1904** (vgl. S. 318).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 24. XVII. Jahrgang. Kassel, 16. Dezember 1903.

Weihnachtsabend.

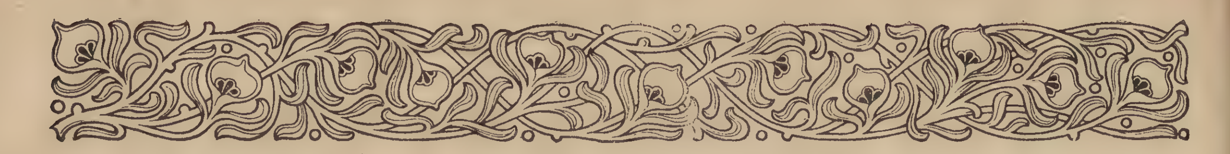
(Berlin 1893.)

Am Schreibtisch saß ich. Graue Tabakswolken
Entrückten mich und die Gedankenfluten,
Die sich der flinken Feder anvertrauten,
Der Welt da draußen, — bis der Weihnachtsteller,
Den schüchtern meine alte Wirtin brachte,
Ein andres Bild mir vor die Seele führte.
Zum Fenster trat ich.
Feierlich und leise
Fällt unablässig dichter Schnee hernieder.
Nur selten huschen durch der Gaslaternen
Gespenst'gen Lichtkreis eilende Gestalten.
Dort drüben durch die schwerverhang'nen Fenster
Dringt matter Schein und wirft gigant'sche Schatten;
Ganz oben, unterm schrägen Dachgesimse,
Erstrahlt ein Bäumchen durch die kleinen Scheiben,
Ein Bübchen, auf dem Arm der Mutter ruhend,
Greift nach den Lichtern.
Und dies kleine Bübchen
Läßt mich der lang entschwund'nen Zeiten denken,
Die mir auch einst die frohe Botschaft brachten,
Der Zeit, wo ich mit kindlich frommem Glauben
Der Welt geheimstes Wunder leicht erfaßt.
Das war ein Fest im engen Kreis der Lieben!
Noch heute strahlt vom Scheine dieser Stunden
Ein lichter Glanz mir in das Herz hinein.

Zum ersten Male bring' ich diesen Abend
Fern von der Heimat zu. — Wo bleibt die Träne,
Die grollend mit des Schicksals Ungunst hadert?
Mag auch ein Sehnen die Gedanken tragen
Nach jenen, die mir sonst in dieser Stunde
Die Hand gedrückt am grünen Weihnachtsbaum,
— Der Weihnachtsfrieden, der an diesem Tage
Das Herz beschleicht, ihn fesselt keine Stätte,
Er dringt durch alle Welt, wo Menschen wohnen,
Er weht auch hier durch meine stille Klause
Und läßt der Kindheit Glück mich wieder schau'n.
Der Kinderglaube und die Kinderfreude,
Sie haben ihre Zeit, ihr Ziel, ihr Ende, —
In ihren Zauber sich hineinzuträumen
In dieser Nacht — wer wollte es vermissen?

Kassel. **Paul Heidelbach.**

* * * *



Zur Erinnerung an den 15. November 1703 (Schlacht bei Speyerbach).

Von Freiherrn von Dalwigk.

Am 15. November waren es 200 Jahre, daß hessische Truppen ihr Blut in heldenmütigem, aber unglücklichem Kampfe gegen den Erbfeind verspritzten.

„Revanche für Speyerbach" wurde ein allbekanntes Sprichwort in hessischen Landen, und „Revanche für Speyerbach" klang es aus den Reihen der hessischen Schwadronen, als sie wenige Monate später bei Höchstädt zum entscheidenden Angriffe vorbrausten und ihren ehemaligen Besieger, den stolzen Marschall Tallard, gefangen nahmen.

Die seit 1697 von den Franzosen widerrechtlich in Besitz genommene, 1702 aber von den Kaiserlichen wiedereroberte Festung Landau war von einem Heere unter Tallard eingeschlossen und hart bedrängt. Vergebens schaute ihr heldenmütiger Verteidiger, der Graf von Friesen, nach Entsatz aus, zu schwach war das Reichsheer, das unter dem Grafen Johann Ernst zu Nassau-Weilburg bei Stollhofen stand. Da zog der Erbprinz Friedrich von Hessen-Kassel (später Landgraf Friedrich I., zugleich König von Schweden) mit einem in holländischem Solde stehenden Korps von Hessen, Braunschweigern und Münsterischen aus der Gegend von Verviers und Limburg herbei, um sich mit Nassau-Weilburg zu vereinigen und den belagerten Landsleuten zu Hilfe zu eilen.

Aber den Franzosen war der Abmarsch dieses Korps aus den Niederlanden nicht entgangen, und so konnten sie rechtzeitig Gegenmaßregeln treffen. Der bei Marche und La Roche an der Ourthe (45 km südwärts von Verviers) mit 10000 Mann stehende Graf Pracontal (sonst fälschlich Précontal genannt) erhielt Befehl, über Luxemburg und Diedenhofen auf Kaiserslautern zu marschieren und von dort aus mit Tallard in Verbindung zu treten. Beide Korps hatten 240—250 km zurückzulegen, wozu sie etwa 3 Wochen gebrauchten, eine für damalige Zeiten — man muß nur den Zustand der Wege bedenken — ganz tüchtige Leistung.

Schon war der Graf zu Nassau am 10. November 1703 mit etwa 4000 Mann bei Mühlburg (westl. Karlsruhe) über den Rhein gegangen, der Rest seiner Truppen sollte in den nächsten Tagen auf Schiffen nach Speyer gebracht werden, schon war der Erbprinz Friedrich am 11. in Alzey eingetroffen und nur noch 60 km von Speyer entfernt, und noch immer sah Tallard vergebens nach dem Korps des Grafen Pracontal aus.

Am 13. November fand dann wirklich die Vereinigung der Verbündeten bei Speyer statt. Da ein Teil des oberrheinischen Korps fehlte, waren sie jetzt 16000 Mann stark, jedenfalls stärker als Tallards Truppen ohne die Verstärkung durch Pracontal.

Statt aber am 14. November energisch auf Landau vorzugehen und so die Belagerer zwischen zwei Feuer zu bringen, wurde der Vormarsch erst auf den 16. festgesetzt[1]), mit der Begründung, daß die aus Holland herbeigeeilten Hilfstruppen noch zu ermüdet seien und der Ruhe bedürften. Außerdem sei der 15. November der Namenstag des Kaisers Leopold, den dürfe man doch ohne die üblichen Ergötzlichkeiten für die Mannschaften nicht vorübergehen lassen. Wieviel tatkräftiger handelten — leider! — die Franzosen!

Am 14. schickte Tallard einen Boten nach dem andern an den Grafen Pracontal, der an diesem Tage in der Gegend von Kaiserslautern, rund 60 km von Speyer, stand, er solle sich „coûte que coûte" spätestens in der Nacht zum 15. bei Essingen[2]) mit ihm vereinigen. Man sieht, der Marschall wagte nicht, sich mehr wie wenige Kilometer von der belagerten Festung zu entfernen, um den vor ihr zurückgelassenen schwachen Truppen im Notfalle beispringen zu können. Pracontal konnte mit dem größten Teil seiner Regimenter unmöglich zur befohlenen Zeit in Essingen sein. Er tat aber sein Möglichstes, indem er sich selbst an die Spitze seiner 19 Schwadronen setzte, diesen 800 Infanteristen auf Wagen folgen ließ und nach dreißigstündigem Ritt am 15. November bald nach 4 Uhr früh zu Tallards Truppen stieß. Dieser war am Abend des 14. in aller Stille aus den Laufgräben vor Landau aufgebrochen,

[1]) Nicht auf den 15., wie „Die Erzählungen aus der hessischen Kriegs-Geschichte" (Ditfurth) berichten.

[2]) 6 km von Landau, 46 km von Kaiserslautern entfernt.

hatte die Queich überschritten und trat nun, nachdem er den ermüdeten Reitern Pracontals nur wenige Stunden der Ruhe gegönnt hatte, mit 18 000 Mann den Vormarsch auf Speyer an.

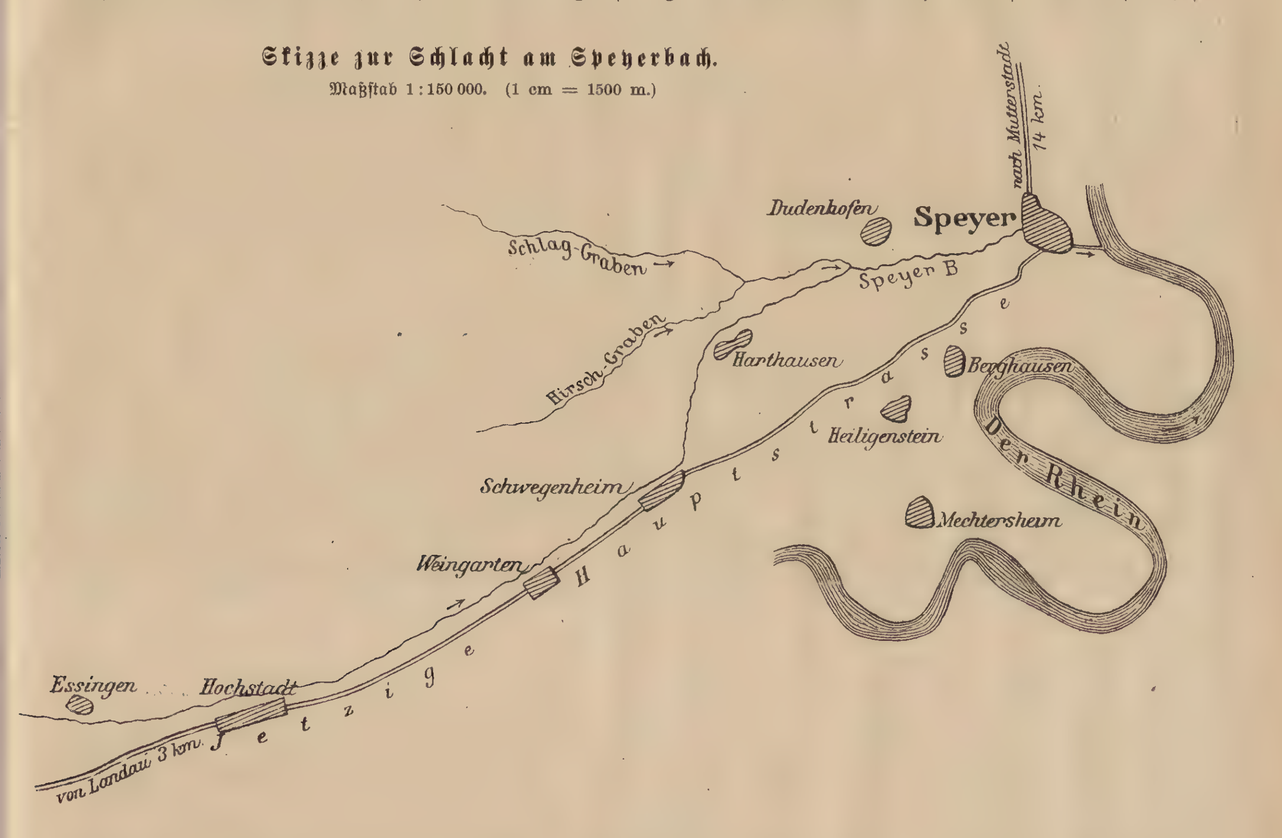
Auf Seiten der Verbündeten war am Morgen des 15. alles in Feststimmung. An den Zelten der Regimentskommandeure versammelten sich die Offiziere, um ihren Vorgesetzten einen guten Morgen zu wünschen. Es wurde gut gefrühstückt und auf das Wohl des Kaisers mancher Becher geleert. Die Generale befanden sich in Speyer, ebenso die Obristwachtmeister sämtlicher Regi-

menter, die die Parole empfangen mußten; das holländische Hilfskorps hatte sogar einen Teil der Mannschaften dorthin beurlaubt.

Das Lager der beiden Korps erstreckte sich von Dudenhofen am Speyerbach (rechter Flügel, Erbprinz von Hessen) über Heiligenstein (linker Flügel, Graf zu Nassau) nach Mechtersheim (Artillerie). Um zehn Uhr morgens kam ins Lager bei Heiligenstein auf schäumendem Rosse ein pfälzischer Karabinier gesprengt und brachte die unerwartete Nachricht vom Anmarsche der Franzosen. Schnell bestieg er ein anderes Pferd und jagte weiter nach Speyer, wo die versammelten Generale der Meldung durchaus keinen Glauben schenken wollten da sie am Tage vorher selbst die Anwesenheit nur schwacher Truppen bei Weingarten festgestellt hatten, die sich sogar beim Erscheinen von vier pfälzischen Reiterregimentern nach Landau zurückgezogen hatten.

Zum Glück für die Verbündeten war der Vormarsch der Franzosen durch schlechte Wege und Ermüdung der Truppen derart verzögert worden, daß sie erst um zwölf Uhr mittags bei Schwegenheim ($5\frac{1}{2}$ km von Heiligenstein, aber von dem Lager der Verbündeten wohl nicht so weit entfernt) zum Aufmarsche kamen. Vierzehn französische Eskadrons attackierten die kaum geordnete Front der pfälzischen Infanterie, die zur Abteilung des Grafen Nassau gehörte, wurden aber durch deren Feuer abgewiesen. In diesem Augenblicke trafen verschiedene Generale, die durch die Aussage zweier in Speyer eingetroffener Überläufer endlich von dem Anmarsch der feindlichen Hauptkräfte überzeugt worden waren, auf dem Gefechtsfelde ein. Graf Johann Ernst von Nassau-Weilburg und der Generalwachtmeister Graf von Vehlen setzten sich an die Spitze einiger pfälzischer Schwadronen und hieben in die fliehenden feindlichen

Skizze zur Schlacht am Speyerbach.
Maßstab 1:150 000. (1 cm = 1500 m.)



Reiter ein. Hierbei gerieten die Verbündeten aber vor einem Gehölze[3]) in feindliches Infanteriefeuer, wandten sich ihrerseits zur Flucht und trugen nun Verwirrung in die Reihen des pfälzischen Fußvolks. Als jetzt noch die französische Artillerie mit gutem Erfolge auf sie zu wirken begann, fingen einige Bataillone des linken Flügels an zu weichen. Die Artillerie der Verbündeten stand immer noch bei Mechtersheim, wenig mehr wie 2 km vom Schlachtfelde entfernt.

Vergebens versuchten einige Schwadronen kaiserlicher Husaren, den Feind zum Stehen zu bringen, sie mußten vor dem verheerenden Feuer der französischen Infanterie Kehrt machen und ließen ihren braven Führer, den Oberst Loosz, auf dem Platze.

Als endlich am Nachmittage die Batterien von Mechtersheim her eintrafen, gelang es einigen oberrheinischen Kreisregimentern, die ihre Geschlossenheit noch bewahrt hatten, eine Zeitlang stand zu halten. Aber als diese von der feindlichen Artillerie in der Flanke angegriffen wurden, mußten auch sie sich eiligst zurückziehen. Hierbei ging ein Teil der Geschütze verloren.[4])

Unterdessen hatte der Erbprinz von Hessen seine Truppen zu ordnen versucht, was sehr langsam von statten ging, da ja ein Teil nach Speyer beurlaubt war. Auf Bitten des pfälzischen Generalwachtmeisters Grafen von Vehlen schickte er dem bedrängten linken Flügel 8 Eskadrons unter dem Grafen Hompesch[5]) zu Hülfe. Diese ritten mehrere französische Bataillone nieder, vermochten aber den gänzlich geschlagenen linken Flügel nicht mehr zu retten und kehrten deshalb zu ihrem Korps zurück. Diesem gegenüber war unterdessen der linke Flügel der Franzosen bei Harthausen aufmarschiert und hatte durch zweimalige Kavallerieattacken die verbündete Infanterie über den Haufen zu rennen versucht, „das ruhig abgegebene Feuer der im ersten Treffen stehenden Hessen und Braunschweiger trieb jedoch die attackierenden Eskadrons zweimal zurück“[6]). Ein dritter Angriff der feindlichen Reiterei brach sich an dem Gegenstoße der verbündeten Kavallerie, von der besonders die Regimenter Schulenburg (Braunschweig-Celle) und Hessen-Homburg (Hessen) genannt werden, und die Franzosen erlitten bei dieser Gelegenheit die empfindlichsten Verluste des ganzen Tages. Nun aber ließ Tallard eine Zeitlang seine Artillerie gegen die Truppen des Erbprinzen spielen und dann noch einmal 14 Eskadrons zum Angriffe vorbrechen. Dieser um vier Uhr nachmittags unternommene, besonders ungestüme Stoß brachte den rechten Flügel teilweise zum Weichen. Da aber der linke Flügel um diese Zeit schon vollkommen geschlagen war, befahl der Erbprinz den Rückzug auf Mutterstadt (südwestlich Mannheim).

Die Verbündeten hatten 4000 Tote und Verwundete und 2000 Gefangene verloren. Von höheren Offizieren waren getötet die Generale Prinz Philipp von Hessen-Homburg (Chef des nach ihm genannten Regiments), Graf Hochkirchen und von Tettau (Kommandeur des Hessischen Regiments Grenadiere), die Obersten Graf Friedrich Ludwig von Nassau-Weilburg, Aubach, Kranz und Loosz[7]), die Oberstleutnants Kriechbaum, Anuthon und Hellmuth[8]). Verwundet und gefangen wurden Generalwachtmeister Isselbach, die Obersten Roche (Samuel de la Roche, Oberstleutnant im Hessischen Grenadier-Regiment), Greber, Graf von Barbo und Barts; die Oberstleutnants Elberfeld und Salmou, die Obristwachtmeister Hattenbach (Inhaber der 6. Kompagnie des Hessischen Grenadier-Regiments, vgl. Dechend, Geschichte des Füsilier-Regiments von Gersdorff, S. 650), Baron Boutscheler, v. d. Meulen, Wellbrunn, Hiertta, Kühler und Severin[9]). Aber auch die Franzosen hatten fast 4000 Tote und Verwundete zu beklagen, unter ersteren den tüchtigen Pracontal.

Die nächste Folge der Niederlage am Speyerbach war die Übergabe von Landau. Der Sohn des tapferen Kommandanten, Heinrich Friedrich von Friesen, Adjutant des Erbprinzen, war von den Franzosen gefangen genommen — ein Beweis, wie nahe diese Gefahr dem erlauchten Herrn selbst gewesen — und wurde nun von Tallard zu seinem Vater mit der Aufforderung zur Übergabe ge-

[3]) Dieses Gehölz scheint nach der Karte nicht mehr vorhanden zu sein.

[4]) Viele können es nicht gewesen sein; denn unter den 23 Kanonen, die von den Franzosen erobert wurden, werden sich doch auch Regimentsstücke befunden haben.

[5]) Die Regimenter Schulenburg (Braunschweig-Celle), Hessen-Homburg-Dragoner (Hessen, 1798 Prinz-Friedrichs-Dragoner) und Bendingen d'Haen (Holländer?).

[6]) So wörtlich im K. u. K. Kriegsarchiv, Feldzüge des Prinzen Eugen, V, 377. Nach der in demselben Werke S. 713 gegebenen Standestabelle befanden sich überhaupt keine hessischen Infanterieregimenter im Korps des Erbprinzen. Sie sind eben einfach als Holländer gerechnet.

[7]) Es fehlen die hessischen Obersten Wolf Karl Schenk zu Schweinsberg, Chef des gleichnamigen Regiments, und Ludwig Tilemann genannt Schenk, Chef des gleichnamigen Regiments (Grundlage zur Hess. Mil.-Gesch.).

[8]) Es fehlen die hessischen Oberstleutnants Hans Hermann von Wartensleben (Kommandeur des Infanterie-Regiments Erbprinz) und von Lübken (Chef der 3. Kompagnie des Regiments Grenadiere). Vgl. Grundlage zur Hess. Mil.-Gesch. und Dechend, Geschichte des Füs.-Reg. von Gersdorff, S. 650.

[9]) Die Namen scheinen z. T. entstellt zu sein.

schickt, die am 17. unter sehr ehrenvollen Bedingungen zustande kam.

Soweit bin ich im allgemeinen der Darstellung des amtlichen österreichischen Werkes (Die Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, herausgegeben von der Abteilung für Kriegsgeschichte des K. u. K. Kriegsarchivs, I. Serie, V. Band) gefolgt. Dabei kommen aber die Hessen, oder richtiger gesagt, die Hessen-Kasseler, zu kurz, wie schon die Liste der toten und verwundeten Stabsoffiziere ergibt. Das österreichische Werk gibt z. B. in der Anlage 42 eine Ordre de Bataille des erbprinzlichen Korps, die nicht ohne Fehler ist, und die hier Platz finden möge.

Erstes Treffen.

Hessen:

Schmettauer Dragoner	4	Eskadrons
Haremberg- „	3	„
Stubenvoll- „	3	„
Göden- „	2	„
Erbprinz- „	3	„
Leib-Regiment- „	2	„
Spiegel- „	2	„

Braunschweigische und Münsterische Hilfstruppen:

Grenadiere	1	Bataillon
Carles	1	„
Prinz von Preußen	1	„
Hirschfeld	1	„
Erbprinz	1	„
Wartensleben	1	„
Ufflingen	1	„

Zweites Treffen.

Holländer:

Schulenburg-Dragoner	3	Eskadrons
Hessen-Homburg-Dragoner	3	„
Bendingen d'Haen	2	„
Stückradt	1	Bataillon
Schöneck	1	„
Dillmann	1	„

Von der Reiterei des ersten Treffens waren nur Erbprinz, Leib- und Spiegel hessische Regimenter, aber Leib- und Spiegel waren auch keine Dragonerregimenter, sondern sog. Regimenter zu Pferde. Regiment Göden zu Pferd war ein Braunschweigisches, die andern drei vermag ich nicht zu bestimmen.

Von der Infanterie des ersten Treffens war das Regiment Carles das einzige Braunschweigische (Sichart, Geschichte der Hannoverschen Armee S. 240). Die Regimenter Grenadiere, Erbprinz und Wartensleben sind Hessen (Grundlage, S. 253, 277, 303), keine Braunschweiger oder Münsteraner!

Im zweiten Treffen sind die Schulenburg-Dragoner Braunschweiger, die Hessen-Homburg-Dragoner Hessen, die Infanterie-Regimenter Stückradt (Grundlage, S. 321), Schenk (so muß es statt Schöneck heißen, Grundlage, S. 120) und Tilemann genannt Schenk („Dillmann", Grundlage, S. 133) Hessen.

Regiment und Bataillon ist in diesem Falle dasselbe, jedes Regiment hatte nur ein Bataillon.

Nach hessischen Berichten setzte sich der Erbprinz, nachdem ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen war, an die Spitze des Grenadier-Regiments, brachte den Flankenangriff der Franzosen dadurch zum Stehen, geriet aber dabei in eine sehr gefährliche Lage, indem seine mutige Schar, die allein noch standhielt, bald von allen Seiten von feindlicher Kavallerie attackiert wurde. Zwar suchten die Dragonerregimenter Erbprinz und Hessen-Homburg (später Leib- und Prinz Friedrich, ihre Traditionen erbte das jetzige Husarenregiment König Humbert von Italien [1. Kurhess.] Nr. 13) den bedrängten Landsleuten und ihrem erhabenen Führer zu Hilfe zu kommen, aber nachdem der Prinz Philipp von Hessen-Homburg[10]) gefallen war, gerieten seine Dragoner dermaßen in Wut, daß sie bei Verfolgung des geschlagenen Feindes zu sehr in Unordnung gerieten und daher dem mächtigen Anprall frischer feindlicher Schwadronen erlagen. Nun war das Schicksal des braven Regiments besiegelt. Von drei Seiten her drangen die Regimenter Le Roi, La Marche und Navarre[11]) auf die Grenadiere ein. Der Oberst des letzteren Regiments rief, als er die neuen und glänzenden Uniformen der Hessen sah, seinen Leuten in wilder Beutelust zu: „Hier, Kinder, kleidet euch neu!"

Und nun begann ein furchtbares Blutbad, dem nur 80 Mann entkommen sein sollen, 23 Offiziere aber und 523 Mann blieben entweder tot auf dem Platze oder fielen, meist mit Wunden bedeckt, in Gefangenschaft[12]).

Auch die anderen hessischen Truppen werden mannhaft wie immer gekämpft haben, verloren doch die Regimenter Schenk und Tilemann ihre Kommandeure, und der des Regiments Erbprinz wurde verwundet.

---

[10]) Dritter Sohn des bekannten Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg, der unter dem Großen Kurfürsten bei Fehrbellin kämpfte. Er war damals erst 27 Jahre alt.

[11]) Die Namen der Regimenter nach dem österreichischen amtlichen Bericht.

[12]) Erzählungen aus der Hess. Kriegs-Geschichte, S. 14, 15 ff.

Aber noch waren nicht neun Monate vergangen, da rächten die Hessen diese ihre glorreiche Niederlage in der Schlacht bei Höchstädt (13. August 1704), und als der Marschall Tallard seinen Degen, der noch heutzutage in Kassel gezeigt wird, dem siegreichen Hessenprinzen übergab, rief dieser: „Sehen Sie, das ist die Revanche für Speyerbach!"

Wilhelm Dilich als Landschafter.

Von Professor Dr. K. Heldmann (Halle a. S.).

(Schluß.)

Ganz ebenso belebt erscheinen aber auch diejenigen Blätter, die ihren intimsten Reiz nicht durch die menschlichen Gestalten erhalten, die in ihnen ihr Wesen treiben, sondern durch die Landschaft selbst; z. B. Schmalkalden (Taf. 12), Ziegenhain (Taf. 17), Borken (Taf. 18). Immer zeigt die Szenerie große Abwechselung im ganzen nicht nur, sondern auch im einzelnen.

Dilich ist eben durchaus Genrekünstler von äußerst feiner Beobachtungsgabe und liebenswürdigem Humor: „kunstreich und sinnreich", wie Landgraf Moritz ihn charakterisiert hat.[1]) Fast immer sind seine Figuren direkt dem Leben nachgezeichnet, und das verleiht ihnen wie den Landschaften, deren Belebung sie dienen, den Reiz unmittelbar lebendiger Frische und Treue.[2]) So konnte nur ein wirkliches, echtes Künstlerauge sehen, nur eine wirkliche, echte Künstlerhand schaffen.

Gleichwohl hat auch Dilich sich nicht nur an der Natur, sondern auch an dem Beispiel guter Meister gebildet. Auf dem Schlußbild seiner Städteansichten, einer „freien Komposition landschaftlicher Motive aus Städten, Burgen, Ruinen, bäuerlichen Gebäuden mit Vertretern der verschiedenen Stände in charakteristischen Trachten seiner Zeit, wie in Typen der Vergangenheit", ist die Figur eines der vornehm gekleideten Männer rechts einem Kupferstich Dürers entlehnt[3]). An eine Dürersche Gestalt erinnert auch der Bote mit der geschulterten Pike auf der Ansicht von Wolfhagen (Taf. 21): nämlich an den patrouillierenden Landsknecht auf der Landschaft mit der Kanone im Berliner Kupferstichkabinet. Dürers nur halb ausgeführte Federzeichnung einer Gebirgslandschaft in der Wiener Albertina mit der sich kulissenartig gegen einander schiebenden Felspartie des Vordergrundes und den weitgespannten Bogen der Berge im Hintergrund hat zwar wohl schwerlich unmittelbar auf die ähnliche Szenerie in Dilichs Waldkappel (Taf. 13) eingewirkt: aber jedenfalls erkennt man auch hier eine Geistesverwandtschaft zwischen beiden Künstlern; und, eine Einwirkung vorausgesetzt, so bliebe doch immer die Belebung der Landschaft durch die beiden Männer Eigentum Dilichs. Theuner schließt aus der Bildung besonders der Hände und den bisweilen langgestreckten sehnigen Gestalten auf Dilichs Zeichnungen, daß sonst im Figürlichen namentlich Aldegrever auf ihn eingewirkt habe. Dilichs Studienaufenthalt in Wittenberg von 1589—91 wird ihn auf Lukas Cranach d. Ä. hingewiesen und außerdem die Wittenberger illustrierten Buchdrucke des 16. Jahrhunderts kennen gelehrt haben. Und daß endlich die Holzschnitte in Sebastian Münsters Kosmographie (zuerst 1544 erschienen) ihm nicht unbekannt geblieben sind, hat man bereits früher aus etlichen Karten und Städteansichten seiner hessischen Chronica geschlossen.[4])

Aber wie hoch haben geniale Anlage und gute Vorbilder den Jüngling emporgehoben über die Landschaftsdarstellungen gerade bei Sebastian Münster! Man vergleiche einmal die Ansichten von Marburg bei beiden. Welche Unbeholfenheit roher Umrisse bei Münster (S. 829)[5]), welch fein ausgeführte Zeichnung bei Dilich (Taf. 8)! Auch bei Münster sitzt im Vordergrund ein Mann unter einem Baum, neben sich den Degen. Aber wie steif gegenüber Dilichs bequem hingestrecktem Professor, der über den aufgeschlagenen Blättern eines Buches träumt, das er bei seinem Spaziergang durch Weidenhausen und auf die Anhöhen mitgenommen hat. Und dann vor allem die Perspektive! Bei Münster ist das Lageverhältnis z. B. der Stadttore zu einander völlig verschoben, während Dilich ein natürlich proportioniertes Stadtbild in fein perspektivischer Zeichnung bietet. Die „zwene Flüß von der Lon" scheinen sich bei Münster von einem Berg herabzustürzen; bei Dilich schlängeln sie sich, der Kahnfahrt günstig, durch die Ebene.

Aber auch den Kupferstichen des großen Städtewerkes von G. Braun (Bruyn) und F. Hoogenberg gegenüber, das seit 1572 zu erscheinen begonnen

[1]) Wustmann I, S. 22.
[2]) Theuner, S. III.
[3]) Theuner, S. III f.
[4]) Caesar a. a. O. S. 317.
[5]) Ich zitiere nach der mir zugänglich gewesenen Ausgabe Basel 1550. In der erweiterten Ausgabe von 1614 auf S. 1161.

hatte[6]), vermögen die Zeichnungen des jungen Dilich mit vollen Ehren zu bestehen. Zwar kommt Dilichs Ansicht von Marburg in bezug auf Realistik der Darstellung im einzelnen dem Kupferstich der beiden Kölner (I 26) im allgemeinen nicht gleich. Dafür überragt sie diesen aber an künstlerischer Auffassung des Ganzen bei weitem. Während der Kupferstich nichts als eine in mannigfacher Hinsicht variierende Stadtansicht bietet, tritt uns bei Dilich ein wirkliches, rechts und links von Bäumen umrahmtes, von Menschen belebtes Landschaftsbild entgegen. Und selbst in einer Einzelheit zeigt sich das überlegene Künstlerauge unseres Landsmannes: nur der Protestant Dilich hat einen Blick für die schlanken gotischen Formen der Marburger Kirchen, wie überhaupt der gotischen Kirchen der hessischen Städte, während bei den Kölnern die Türme gedrungener und niedriger sind und die Fensterstürze Renaissanceformen zeigen.

Ganz dasselbe gilt von allen übrigen Ansichten hessischer Städte, die sich sowohl bei Dilich wie bei Braun und Hoogenberg finden[7]): hier reine Stadtansichten, aus größerer Nähe aufgenommen und daher mit realistischerer Wiedergabe im einzelnen bei steifer Ausführung des Ganzen, dort wirkliche Landschaftsbilder mit Städten als Mittelpunkten in künstlerischer Gesamtauffassung, die zwar mit ihren Motiven freier schaltet, aber nirgends der Wirklichkeit Zwang antut. Und vor allem, an Erfindung des Szenischen ist Dilich relativ weit reicher und vielseitiger als Braun und Hoogenberg, bei denen immer die gleichen vornehm geputzten Herren- und Damenpaare, wie Puppen vor die Stadttore gestellt, wiederkehren.

Daß bei aller seiner entschiedenen geistigen Selbständigkeit und künstlerischen Fähigkeit, die Landschaften im ganzen zu erfassen und als belebtes Ganzes wiederzugeben, auch die Schatten bei Dilich nicht fehlen, versteht sich von selbst. Aber daß er sich hin und wieder verzeichnet hat, wird man einer Sammlung von 47 Ansichten ebensowenig hart anrechnen, wie man mit dem eben der Schulbank entwachsenen jungen Studenten darüber ins Gericht gehen wird, daß auch er dem antikisierenden Zeitgeschmack in Einzelheiten der landschaftlichen Staffage bisweilen erlegen ist. Aber das alles verschwindet dem, der unbefangen und mit historischem Sinn an die Blätter herangeht und sie auf sich wirken läßt als das, was sie sein sollen: Reiseblätter eines wanderfrohen Studenten.

[6]) Civitates orbis terrarum. I. Vorrede 1572, kaiserliches Privileg 1576, Beendigung des Druckes 1599; II. 1597; III. 1606. — [7]) Vgl. z. B. Dilich Taf. 11 (Frankenberg), Taf. 13 (Eschwege) und Taf. 22 (Kassel) mit Braun und Hoogenberg III 38, 39 u. I. 26.

Um Dilich als Künstler und Landschafter kritisch zu würdigen, bleibt noch ein Punkt zu besprechen. Krollmann hat die Ansicht aufgestellt, daß Dilichs Städte- und Burgenbilder aus der Synopsis von 1591 „fast ausnahmslos" (S. 2) oder wenigstens zu „einem großen Teil" (S. 3) in die Hessische Chronik von 1605 übergegangen seien; und auch Theuner hält letztere auch in illustrativer Hinsicht „im wesentlichen" nur für „eine Erweiterung" der Synopsis (S. V, VI), nur daß unsere Zeichnungen in der Chronik in „keineswegs genügender Weise" verwertet worden seien (S. I).

Eine Vergleichung beider Werke bestätigt diese Annahmen aber nur in sehr beschränktem Maße. Die Chronik ist zunächst, da sie ja nicht bloß Hessen, sondern überhaupt das alte Chattengebiet umfassen will, weit bildreicher als die Synopsis. Aber immerhin entfallen von den circa 75 Bildern, die sie mehr hat, etwa 20 sogar auf wirklich hessische Orte. Drei Orte von 1591 sind erst in der Ausgabe der Chronik von 1608 berücksichtigt worden: Ulrichstein (Taf. 4) auf S. 108, Staufenberg (5) und Allendorf a. Lumbe (6) auf S. 107[8]); aber alle drei mit charakteristischen Veränderungen. Bei Staufenberg ist zwar die Aufnahme die gleiche, es fehlt aber im Stich die bewegte Fluß- und Uferlandschaft im Vordergrund. Allendorf ist 1608 mehr von der Nähe aufgenommen, sodaß einerseits die Häuserpartie rechts von 1591 weggefallen ist, andererseits sich aber der Blick auf zwei Burgen im Hintergrund eröffnet. Auf dem Blatt Ulrichstein von 1591 liegt links im Tal der Ort selbst, während auf einem kleinen Hügel in der Mitte des Vordergrundes ein hoher Baum die Landschaft beherrscht und die Tiefenwirkung des Bildes bedingt. Auf dem Bild von 1608 ist der Ort größtenteils durch eine quer den Mittelgrund durchziehende Felsengruppe verdeckt, auf deren höchster Erhebung ein Baumstumpf hervorragt, der die Perspektive direkt schädigt. Nach rechts zu fließt 1591 unter dem Hügel ein Bach vorbei, an dessen Ufern wieder jenseits eine Gruppe schlanker Bäume und diesseits ein das Bild abschließender Baumstumpf das mäßig bewegte Landschaftsbild malerisch machen; dagegen wird 1608 der Prospekt nach dieser Seite hin durch eine öde, unbewaldete Fels- und Hügellandschaft abgeschlossen.

Die entzückende Aufnahme der Weidelsburg (23) hat weder 1605 noch 1608 Aufnahme in die Chronik gefunden, sondern hier wird die Burg

[8]) Die Ausgabe von 1605 beschreibt zwar S. 106 Staufenberg und Allendorf, S. 107 Ulrichstein, wiederholt aber irrtümlich nach S. 107 die schon S. 105 gebrachten Abbildungen von Homberg a. Ohm, Amöneburg und Kirchhain.

nur in Verbindung mit der Ansicht von Wolfhagen (S. 167) geboten.[9])

In 19 Fällen sind die Ansichten in der Chronik von 1605 gegenüber denen aus dem Jahre 1591 von ganz anderen Himmelsrichtungen aus aufgenommen worden. So St. Goar (Taf. 1) S. 43, Darmstadt (2) S. 39, Nidda und Schotten (3) S. 92, letzteres aber mit der Baumgruppe links des Vordergrundes von 1591, Alsfeld (4) S. 109, Gießen (5) und Grünberg (6) S. 103, Marburg (8) S. 101, Biedenkopf (9) S. 99, Wetter und Frankenberg (10 und 11) S. 97, Eschwege (13) S. 135, Witzenhausen (15) S. 139, Wolfhagen (21) S. 167 mit der Malsburg links und der Weidelsburg rechts, Zierenberg (23) S. 167.

Bei 12 Orten sind zwar die Bilder der Chronik von der gleichen Seite aus aufgenommen wie die der Synopsis, aber einmal sind sie bei der Übertragung auf die Kupferplatten dem Format des Buches zu Liebe in die Breite gezogen, sodaß man glauben könnte, der Zeichner habe 1605 seinen Standort mehr in der Nähe der Orte gewählt als 1591[10]); und zum andern fehlen die reizvollen Vordergrundmotive fast stets.[11]) Selten, daß umgekehrt der Kupferstich eine Bereicherung der Motive erfahren hätte, wie bei der Aufnahme von Kirchhain (S. 105), die gegen Tafel 7 um die lauschige Lindenaukapelle unterhalb der Amöneburg erweitert ist. Auf das Blatt Felsberg ist 1605 noch links die Altenburg, rechts der Heiligenberg mit Gensungen gekommen, wie auf das Blatt Gudensberg rechts Fritzlar, links die auf der Zeichnung von 1591 durch einen als Bildgrenze hingesetzten Baum verdeckte Homburg.

Es bleiben also nur 10 Blätter übrig, die in den Werken von 1591 und 1605 im wesentlichen übereinstimmen: Rauschenberg (Taf. 9) und Gemünden (10) S. 117, Schmalkalden (12) S. 177, Waldkappel (13) S. 135, Allendorf a. W. (14) S. 139, Borken (18) S. 163, Niedenstein (21) S. 161, Kassel (22) S. 155, Immenhausen (24) S. 171 und Trendelburg (26) S. 175. Aber selbst hier sind fast überall (9. 12. 13. 14. 18. 22. 24. 26) die malerischen Vordergrundmotive weggelassen und nur nüchterne Stadtprospekte auf die Platten gekommen. Die einzige glückliche Ausnahme macht das Blatt Gemünden mit dem köstlichen schlafenden Wandergesell.

Von der „malerischen Behandlung" landschaftlicher Motive durch Dilich geben also seine Druckwerke, speziell seine Hessischen Chroniken, tatsächlich so gut wie gar keine zutreffende Vorstellung; und Wustmanns günstige Meinung in dieser Hinsicht (S. 32) bedarf jetzt, da wir Dilichs Originalblätter besitzen, einer sehr erheblichen Einschränkung. Dilich war ein genialer Zeichner, aber ein höchst mäßiger Kupferstecher. Das Beste und Künstlerischste aus seinen Zeichnungen ist in seinen Stichen einfach unter den Tisch gefallen. Mag Dilich immerhin in den „Allgemeinen Bemerkungen über das Landschaftliche" in der topographisch-kulturhistorischen Beschreibung seiner Chronik „den lebendigen Sinn und das klare Verständnis des Verfassers für die schöne Landschaft gezeigt" haben, und insofern „bahnbrechend" aufgetreten sein[12]): seine Stiche haben ihm in der Kunstgeschichte bisher mit Recht keinen Namen gemacht, auch wenn Merian (Mitte des 17. Jahrhunderts) sie seinem Werke zum großen Teil einverleibt hat. Und allein als Theoretiker der Landschaftskunst würde auch Dürer seine Stelle in der Kunstgeschichte nicht erobert haben. Nur als mäßiger Chronikenschreiber hat Dilich deshalb bis in unsere Tage fortgelebt, und nachdem wir nun sein Erstlingswerk in mustergültiger Ausgabe besitzen, wäre es Zeit, auch die in Dresden und Leipzig verwahrten Landschaftszeichnungen seiner späteren Zeit daraufhin anzusehen, ob nicht auch sie eine solche Herausgabe verdienen. Schon die eine Probe des lebensvollen Bildes von Leipzig aus dem Jahre 1594, die Wustmann uns zugänglich gemacht hat, läßt erkennen, wie der Künstler in Dilich mit seinen höheren Zwecken zu wachsen vermocht hat.

Die Zeitgenossen haben Dilich überschwenglich als hessischen Zeuxis und Apelles gepriesen und neben Dürer gestellt. Die Nachwelt behandelte ihn geringschätzig als mäßigen Chronikenschreiber und noch mäßigeren Zeichner und Kupferstecher. Wir, die wir seine Werke aus den Originalen kennen, werden weder in das eine noch in das andere Extrem verfallen. Unser junger Landsmann wird nie zu den Größten im Reiche der Malerei gehören, aber als gottbegnadeter Zeichner von echtem künstlerischem Empfinden, feiner Beobachtungs- und trefflicher Darstellungsgabe nimmt er unter den deutschen Landschaftern im Wechsel vom 16. zum 17. Jahrhundert den ersten Rang ein. In dieser Hinsicht in der Tat ein echter Nachfolger Dürers.

[9]) In dem Exemplar von 1605 der Kasseler Landesbibliothek (Hass. hist. gen. 4° 1b) fehlen S. 167 und 168, zwei Blätter, die auf den Innenseiten (nach S. 167) die Abbildungen von Wolfhagen, Zierenberg und Weidelsburg enthalten haben müßten. In dem Exemplar der Marburger Universitätsbibliothek (VIII B 170) sind die Ansichten von Wolfhagen u. Zierenberg nach S. 168 eingeschoben.

[10]) So Homberg a. Ohm (Taf. 7) S. 105 und 107, Vacha (11) S. 133, Hersfeld (15) S. 115, Treysa ((17) S. 119, Homberg a. Efze (18) S. 163, Spangenberg (19) S. 153, Felsberg und Gudensberg (20) S. 165, Grebenstein (24) und Hofgeismar (25) S. 169, Sababurg (25) S. 171, Helmarshausen (26) S. 175.

[11]) Eine Ausnahme bildet das Blatt Vacha, auf dem der Baumstumpf links an dem Vorsprung von 1591 auch 1605 mitgestochen worden ist.

[12]) Krollmann, S. 3.

Kindheitserinnerungen.

Eine Skizze aus dem Dorfleben von Heinrich Naumann, Nanzhausen.

Es sang mal einer, ein alter Mann:

„Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt,
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die längst ich vergessen geglaubt."

Der so sang, weilte im fremden Lande und dachte der fernen Heimat, wo er einst als Kind in einem Schlosse gelebt. Das Schloß war zerstört, aber das Bild der Kindheit lebte im Herzen fort.

Ich war nicht reich und hatte kein Schloß, habe auch die Heimat nicht verlassen müssen, — ich Glücklicher. Und doch schüttle ich mein greises Haupt. Das liebliche Schloß meiner Kindheit, die stille genügsame Zeit mit ihren bescheidenen Ansprüchen, sie sucht mich immer wieder heim.

Da seh' ich mein Mütterlein, die stille, blasse Frau mit den lieben, guten Augen. Wenn je auf Erden ein Auge voll Liebe auf mir geruht — o du Mutterauge, du Licht und Stern meiner Kindheit, du bist es gewesen. Wenn je auf Erden eine Hand mit Aufopferung aller Kräfte für mich gesorgt — o du Mutterhand, du Stecken und Stab meiner Kindheit, du bist es gewesen. Ich sehe dich im Kreise deiner Kinder — wir waren acht an der Zahl — immer stehen und gehen, immer arbeiten und dich plagen. Ach, wie sauer sind wir dir geworden. Und doch, welch selige Zeit! Du riefst uns von Arbeit und Spiel am Abend ins Haus. Die Stimme der Mutter, — welch lieblicher Klang! Die dampfenden Kartoffeln in irdener Schüssel, auf dem alten, eichenen Tisch, welch köstliches Mahl! Auf dem Rand der Schüssel stand ein Spruch: „An Gottes Segen ist alles gelegen" — ich war der Älteste und konnte ihn lesen. Die Schüssel wurde gedreht, daß der „Segen" einmal vor jedes Kind kam. Wir Größeren schälten uns die Kartoffeln selbst, die Mutter hielt das Jüngste auf dem Schoß und schälte dabei für die Kleinsten. „Ich habe schon 4, ich 6, ich erst 2 —" so schwirrten die Stimmen durcheinander. Und dann kam die Sauermilch „in einer Schüssel", und sämtliche hölzerne Löffel, jeder gezeichnet, fuhren hinein — eine Milchstraße von der Schüssel über den Tisch zum Munde der Kleinen hinterlassend. Nicht selten aber gab es auch einen „Löffelkrieg", wobei die Spuren der Milch bis in den Haaren zu finden waren. Dann erschien der Vater als Schiedsrichter und versetzte hier und da eine „Hawatsch", sodaß sich oftmals die Tränen mit der Milch vermischten. Doch der Mutter gütiges Wort stillte bald die Tränen. Wenn aber die „Lichthänge" von dem Träger der Stubendecke herabgelassen wurde und das trübe Tranlicht seinen rötlichdüsteren Schein verbreitete, mußten wir für die großen Leute Platz machen. Der Zug bewegte sich „auf die Kammer". Der Vater „steckte" das Öllicht, das mit dem langen „Schürer", an, ich als der Älteste durfte es tragen. Dann kam die Mutter mit dem Kleinsten auf dem Arm. Die Schwester führte das „Vorletzte" an der Hand. Von den anderen Vier hatte jedes ein Kissen aus dem Wiegenbett oder ein Fußschemelchen in der Hand. Der „Dicke" trug die „Wasserschepp". Wir nannten diesen Ausmarsch den „Auszug aus Egypten" und unsere Kammer „das gelobte Land". Du stille Kammer, wie könnt' ich dein vergessen? Da standen die Betten an der Wand, der Kleiderschrank und die Truhe mit den eingelegten Bildern neben dem kleinen Öfchen. Es waren enge, gedrängte Verhältnisse. Da war kaum Platz für acht Kinder zum Stehen und doch hatten wir alle Platz, jedes seinen bestimmten auf dem kleinen Schemel. Die Mutter bettete das Kleinste, stellte den „Lichtknecht" auf die Truhe, rückte den großen Schemel dicht heran, stopfte acht Paar Strümpfe und flickte Höschen, oft über Mitternacht hinaus. Zwischen zwei Bettchen war ein schmaler Raum, dort krochen wir hinein und spielten Schule oder Hochzeit. Wir hatten kein Spielzeug, Richters Steinbaukasten mit Anker war für uns nicht erfunden. Aber Bauklötze hatten wir, alte Rechenzinken und Abfälle von der Leiter, die der Vater gemacht. Auch hatte er uns ein hölzernes Hündchen und Pferdchen geschnitzt und von einem Bilderbogen für 5 Heller, vom „Papier-Heinrich", der alljährlich einmal mit seinem Kasten kam, hatten wir uns die Lämmchen und den Schäfer ausgeschnitten. Schwester Elbetche hatte aus alten Lappen eine Puppe gefertigt, der Kopf war aus einer Kartoffel, die Augen waren schwarz gemacht mit einer Kohle. Mit diesem Spielzeug spielten wir, bis wir infolge eines Tausches uneinig wurden, sodaß der Vater unten an die Wand klopfte, oder bis der Schlaf uns übermannte. Dann ging's zu Bett, jedes mit einem kurzen Gebet. Ich war, wie schon gesagt, der Älteste und Größte und das Kinderbettchen reichte nicht mehr aus für mich. Vater und Mutter hatten je zwei im Bette, zwei lagen im Kinderbett und für ein viertes Bett war kein Raum in der Herberge. Das Jüngste lag im Wiegenbett — und ich bekam allabendlich ein Bett auf die Truhe gemacht. Es war ein hartes Lager, und doch, wie schlief und träumte ich so süß! O du Hütte meiner Kindheit, du überragst alle Paläste und Schlösser der Erde!

Und du Dorf mit deinem Anger, du Nachbarhaus mit deinem Backhaus, wo wir Kirche spielten. Auf einer alten Gießkanne wurde geläutet, ich war der Pfarrer, ein alter „Kinderfreund“ war die Agende. Die Kanzel bildete ein großer alter Möllkorb, der den Boden verloren hatte. Nachbars Adam war der Küster und mußte mir in die Kanzel hineinhelfen. Wenn der „Dicke“ und der „Kleine“ ausgeläutet hatten, spielte der Küster die Orgel auf einem Kamm, der mit Papier umwickelt war. Dann kam das Brautpaar, Fritzchen wurde mit Elschen kopuliert. Wir sangen: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“. Mit Rührung und Neid zugleich sah ich die Epheuranke auf Elschens blondem Haar. Ich redete fürchterliche Worte von den vielen Kühen und Kälbern, die der Hirten-Hanjörg auf den Anger trieb. Ich sprach von den sieben kleinen Ferkeln, die wir die Nacht bekommen hatten, und daß zwei davon nächstes Jahr geschlachtet würden und jedes Kind im Dorfe ein Würstchen bekäme. Ich sprach überlaut und dehnte mich mächtig in meinem Möllkorbe aus, sodaß das zarte Bräutchen ängstlich zu mir aufsah. Der Küster-Adam aber war ein Schalk und saß hinter der Kanzel. Die mächtigen Bewegungen und das Schwanken der Kanzel hatten ihn gereizt. Er konnte es nicht unterlassen, der Kanzel einen Schups zu geben und — plums, stürzte ich längelängs mitsamt der Kanzel zwischen dem Brautpaar hinein, das geschmückte Bräutchen mit zu Boden reißend. Im schwarzen Kohlenstaub des Backhauses wälzte sich der Pfarrer mit der Braut herum. Fritz trat mir dabei auf die Hand und schlug wütend auf den Unglücks-Küster ein. Eine allgemeine Prügelei beendete die so jäh unterbrochene Kopulation. Doch war bald der Friede wieder hergestellt, und nun konnte das Kind, Elbetchens Puppe mit dem Kartoffelkopf, getauft werden. Es folgte ein lustiger Taufschmaus, Sauerampferblätter mit Brotbrocken. Dann ging's aus dem Backhaus und wurde „wilder Mann“ gespielt, wobei der „Küster“ stets den Wilden abgab und dann schließlich gefesselt in Nachbars Schafstall eingeliefert wurde. Dort brüllte er so wütend, daß die Kleinsten weinend die Flucht ergriffen. O du Heimatdorf, deine Kinder hatten kein Spielzeug und doch, wie glückliche Kinder hast du gesehen! Es ist mir oft weh ums Herz, wenn ich heute vor den Spielwarenhäusern der Stadt stehe und die tausenderlei Sachen nnd Sächelchen betrachte. Ob wohl all die teueren Puppen ihre Besitzerinnen so glücklich machen und zufrieden stellen, wie einst die Lappenpuppe mit dem Kartoffelkopf die Gespielen meiner Kindheit? Auch in den Bauernhäusern fahren jetzt Eisenbahnen auf den Tischen — ob die Kinder von heute wohl glücklicher sind als wir, die wir nie eine Eisenbahn draußen fahren gesehen? Bescheidener und zufriedener sind sie jedenfalls nicht.

Der Fortschritt geht zu rasch, die Ansprüche werden zu groß. Wie gerne flüchte ich da in mein stilles Dorf, zum Schlosse meiner Kindheit zurück.

Und ihr alten Patriarchen, wo seid ihr hin! Jüngst stand ich am Grabe eines alten neunzigjährigen Oheims. Wie ein alter Eichbaum, so ragte er über dem Buschwerk der neuen Zeit hervor. Wie eine einsame, vergessene Ähre, so sah ich ihn noch auf dem Felde der neuen Kultur. Wie ich noch zur Schule ging, ohne Ranzen und Geographiebuch, nur mit der Historie und dem Gesangbuch unterm Arm, da kam der Oheim oft in unser Haus. Er war meine Weltgeschichte und mein Geographiebuch, meine Zeitung und Sonntagsblatt. Arm von Hause, so war er in die Welt gegangen. In Obermöllrich in der Wetterau hatte er als Pferdeknecht gedient für 15 Gulden, viele Jahre. Dort hatte er Tag für Tag den großen Frachtwagen, die von Frankfurt bis Kassel und weiter bis nach Hamburg hin die Waren brachten, Vorspann geleistet. Er kannte Friedberg und Nauheim — Orte, die mir so ferne däuchten wie heute Kapstadt und Peking. Er kannte den Frankfurter Hannes und den Tomi — Menschen, die mir so fremd waren wie der General Buller und der Schah von Persien. Im Geiste aber höre ich noch das Knallen der Fuhrmannspeitschen vor der Sichertshäuser Anhöhe, das Knarren der schweren Räder auf der ungewalzten Heerstraße. Da sehe ich auch die robusten, wetterharten Gestalten der Fuhrleute mit den hohen Ledergamaschen und den eisenbeschlagenen Schuhen. Schlangenartig bewegte sich der lange Zug, mit 6—12 Pferden bespannt, auf der staubigen Straße dahin. Die Messingplatten und Glöckchen an Zaum und Kummet läuteten das Signal ins Land hinaus. Da konnte man noch aus dem Wege kommen, auch die Alten und Schwachen wurden nicht überrannt. Sogar vor der großen gelben Postkutsche, die mit keuchenden mageren Gäulen über die „Meitel“ fuhr, hätte sich die Eller-Lisbeth, die sich heute an Sonntagnachmittagen nicht mehr über die Landstraße getraut — wegen der vielen Radfahrer, nicht zu fürchten brauchen.

So erzählte mir der Oheim und im Geiste begleitete ich ihn in die entschwundene Zeit zurück, im Stillen mich freuend auf die Tage, wo ich zum erstenmal eine Eisenbahn sehen sollte, die Eisenbahn, die dem Frankfurter Hannes und dem Oheim den Verdienst geraubt.

Und das geschah, als ich schon längst ein Schüler war. Alljährlich wenn das „Loh“ in die Stadt gefahren wurde, durfte eins der Kinder mitfahren.

In die Stadt — welch ein Entzücken für den Knaben der noch nie eine Stadt gesehn! Wer hätte da die Nacht noch schlafen können. Und dann die drei Stunden lange Reise — mit hochklopfendem Herzen. Der letzte Berg war erklommen. Die Morgensonne vergoldete die Zinnen der Stadt. Welch ein Bild! So hab' ich nie wieder eine Stadt gesehn. Und dann das Tal mit seinem Fluß. Vater, ist das ein Strom? Das ist die Lahn. — Aber nun die Augen auf, dort kommt die Eisenbahn. Ah, die Eisenbahn — die Lokomotive mit dem Kohlenwagen und 1 — 2 — 3 — 10 — 20 Wagen. Huh, wie die vorbei saust und braust. Da kann niemand aus dem Wege kommen. So zog ich in die Stadt hinein, sah Häuser und Läden — und konnte kaum Atem holen. Ach, wie ist die Welt so groß, wie viele Menschen sind darinnen, in so einer Stadt. Ich sah und sah — und sah mit einem Male den Vater nicht mehr. Die Leute gingen alle an mir vorbei, fremde Leute. Es wurde heiß und ich weinte und setzte mich vor ein Haus, bis der Vater wiederkäme. Er kam nicht, und ich schlief ein. Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht mehr. In dem Bäckerhaus, wo wir ausgespannt, in den Läden, wo wir gekauft hatten, hat man mich mit Schmerzen gesucht. Da ist ein Reden und Raunen gewesen: Ein Bauernjunge ist verloren worden. Der alte Stadtdiener hat die „Ortsschelle" geläutet, wie es damals in der Stadt noch üblich war. Da bin ich aus dem Schlaf erwacht — und gar mächtig und unsanft von meinem Vater geschüttelt worden. Die Sonne aber sank den Bergen zu, als wir die Stadt verließen. Der Vater meinte, solche Angst habe er in seinem Leben noch nicht ausgestanden und ich käme nie wieder mit in die Stadt. —

Wohl hat der spätere Pilgerlauf mich noch in manche Stadt geführt. Der Bauernjunge aber ist nicht in mir verloren gegangen. Wie müde hat mich stets der Lärm und die Unruhe der Städte gemacht, immer hat mir dort das Heimweh nach der Stille des Landes am Herzen genagt. Heim, nur heim, war immer mein erster und letzter Gedanke.

So schaue ich auch an der Jahreswende in den Wechsel hinein. Gehen die Jahre mir zu schnell, dreht sich zu rasch das Zeitenrad, dann laßt mich nur fliehen zu den stillen Gestaden meiner Kindheit zurück. Sind's auch keine herrlichen Gemälde, so sind's für mich doch liebe Bilder, an denen mein Herz hängt. Gott aber schütze das Land meiner Kindheit, mein teures Hessenland mit seinem Volksleben, in allem Wechsel der Zeit!

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. An dem am 7. Dezember abgehaltenen wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel machte der Vorsitzende Herr General Eisentraut die erfreuliche Mitteilung, daß auf den bei der Königlichen Regierung gestellten Antrag des hessischen Geschichtsvereins, das Schloß Spangenberg nicht in Privathände übergehen zu lassen, nunmehr die Verkaufsverhandlungen abgebrochen worden seien. Diese Nachricht wurde mit vielem Beifall aufgenommen. Herr Major von Löwenstein machte darauf den Vorschlag, um die nötigen Mittel zur Unterhaltung des Schlosses aufzutreiben, einen Appell an das Land zu richten, vielleicht auch eine Lotterie zu veranstalten. Der Herr Vorsitzende legte sodann u. a. eine soeben im Druck erschienene Geschichte des Füsilierregiments von Gersdorff (kurhessischen) Nr. 80, zu Wiesbaden, des ehemaligen Kurhessischen Leibgarderegiments, vor, dessen Chef die Prinzessin Friedrich Karl von Hessen ist. Ferner wurde eine Anzahl sehr interessanter Brakteaten, die der Verein aus dem Münzenfunde von Seega bei Frankenhausen erstanden hat, zur Ansicht herumgereicht, wie auch eine Schrift des Herrn Museumsdirektors Dr. Boehlau „Eine niederhessische Töpferei des 17. Jahrhunderts". In dieser Veröffentlichung findet man die bei Wanfried gemachten Funde, auf deren Vorhandensein Herr Kammerherr von Scharfenberg auf Kalkhof aufmerksam gemacht hatte, abgebildet und beschrieben. Herr Dr. Dellevie machte Mitteilungen über die Hessischen Kriegsartikel von 1753 bis 1814, Herr Direktor Friedrich Henkel verlas bemerkenswerte Auszüge aus dem Kasseler Kirchenbuch der Hofgemeinde über die Familien Prevôt und Grau, und Herr Bankier Fiorino gab Kenntnis von dem Testament des Stallmeisters der Königin von Westfalen, Guerry de Maubreil, das wegen seiner galanten Ausdrucksweise merkwürdig ist. Der Hauptredner des Abends war Herr Kanzleirat Karl Neuber, der über den Sichelstein und den Sensenstein sprach. Wir werden diesen Vortrag demnächst im Wortlaut bringen. — Die soeben erschienene „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" (Neue Folge. 27. Band. Im Kommissionsverlage von A. Freyschmidts Buchhandlung, G. Dufayel. Kassel, 1903) enthält die nachfolgenden Aufsätze: Stammreihe des Thüringischen Landgrafenhauses und des Hessischen Landgrafenhauses bis auf Philipp

den Großmütigen. Von Hermann Diemar. Texte und Untersuchungen zur verlorenen Hessenchronik. Von Hermann Diemar. Die Verschwörung zu Steinau im Jahre 1271. Eine Studie von Richard von Steinau-Steinrück. Zur Geschichte des Gerichts Viermünden und seiner Geschlechter (Schluß). Von August Heldmann, Pfarrer zu Michelbach. (Mit 3 Stammtafeln und 1 Siegeltafel.) Das Todesjahr des Bonifatius. Von M. Tangl. Die Ertränkung eines päpstlichen Boten durch die von Löwenstein zu Fritzlar und Kardinal Anibaldo-Ceccano. Von Karl Wenck. Neues zur Lebensgeschichte Wigand Lauzes. Von Dr. Franz Gundlach. Ansprache des Professors Edward Schröder aus Marburg auf der Jahresversammlung zu Gelnhausen am 28. August 1902. Nekrologe. Verzeichnis neuer hessischer Literatur. Von Wilhelm Lange.

Gedenktag. Am 5. Dezember feierte das kurhessische Jägerbataillon Nr. 11 in Marburg den 90. Jahrestag seines Bestehens. An die Königin-Mutter Margherita von Italien, den Chef des Bataillons, war von dem Offizierkorps ein Telegramm gerichtet worden, das von Ihrer Majestät mit Dank und Glückwunsch erwidert wurde. Zu dem Festmahl hatten sich auch ältere, ehemalige kurhessische und nassauische Offiziere eingefunden. Zwei Bilder früherer Kommandeure, des Oberstleutnants Bödicker und des Oberstleutnants von Kaltenborn-Stachau, sind von den Nachkommen derselben dem Bataillon aus Anlaß des Jubiläums gestiftet worden.

Fürstliche Verlobung. Prinz Chlodwig von Hessen-Philippsthal-Barchfeld hat sich mit der Prinzessin Karoline zu Solms-Hohensolms-Lich verlobt.

Zeitungsjubiläum. Am 5. Dezember beging das „Kasseler Tageblatt und Anzeiger“ sein 50jähriges Bestehen. Gründer der Zeitung waren Karl und Adolf Gotthelft. Die Söhne derselben, die jetzigen Besitzer und Verleger, stifteten einen größeren Betrag als Grundstock einer Hülfs- und Unterstützungskasse für das Personal ihres ausgebreiteten Geschäfts.

Generalsuperintendent Fuchs †. Am 8. Dezember erlöste ein sanfter Tod den Generalsuperintendenten und Konsistorialrat Dr. theol. Karl Fuchs zu Fulda von langjährigen schweren Leiden. Derselbe war geboren zu Hanau am 11. März 1827 als Sohn des Obergerichtsrats Fuchs und besuchte von 1836 bis 1846 das dortige Gymnasium. Nach glänzend bestandener Abgangsprüfung entschied er sich für das Studium der Theologie und besuchte in 1846/47 und 1848/49 die Universität Marburg und in 1847/48 die Universität Halle, wo namentlich die Professoren Tholuck und Müller einen entscheidenden Einfluß auf seine innere Entwicklung ausübten. Im Frühjahr 1849 bestand er in Marburg das Fakultätsexamen cum laude und vor dem Generalsuperintendenten Ernst in Kassel das kirchliche Tentamen mit der Note „sehr gut“. Nach einer längeren Hauslehrertätigkeit, während deren er u. a. bei dem Pfarrer Ruckert in Willingshausen (nachher in Kassel) dessen Kinder unterrichtete und von dem Geist eines frommen Pfarrhauses angeweht wurde, erhielt er unter dem 4. März 1852 den Auftrag, als selbständiger Gehülfe des Pfarrers an der Marienkirche in Hanau Trinthammer tätig zu sein, welcher wegen seiner Zuneigung zum Rongeschen Deutschkatholizismus von seinem Amte suspendiert worden war, und wurde am 28. März 1852 von dem Superintendenten Eberhard ordiniert. In dieser Stellung kam seine reiche theologische Begabung zu schöner Entfaltung, und seine Predigten übten auf alle, welche nach der schlichten Wahrheit des Evangeliums Verlangen hatten, eine große Anziehungskraft aus. Daneben war er wissenschaftlicher Hülfslehrer am dortigen Gymnasium und erteilte Unterricht in Religion, Hebräisch, Deutsch und Lateinisch, wobei seine tüchtigen philologischen Kenntnisse ihm sehr zustatten kamen; im Hebräischen leistete er Hervorragendes. Als Pfarrer Trinthammer im Jahre 1857 starb, wurde Fuchs dritter Pfarrer an der Marienkirche und 1863 dritter Pfarrer an der Johanniskirche zu Hanau und rückte in 1869 in die zweite und 1871 in die erste Pfarrstelle an dieser Kirche auf, als tüchtiger Geistlicher in weiten Kreisen anerkannt. Durch landesherrliches Reskript vom 8. Januar 1862 wurde er zum Mitglied des Konsistoriums in Hanau im Nebenamt berufen und ist seitdem in reichgesegneter kirchenregimentlicher Tätigkeit geblieben, bis er in den Ruhestand trat. — Als das Hanauer Konsistorium in 1873 aufgelöst wurde, trat Fuchs als Konsistorialrat in das neu gebildete Gesamtkonsistorium für den Regierungsbezirk Kassel ein und war als solcher Referent für die kirchlichen Angelegenheiten der unierten Diözesen. Mit Einführung der neuen Presbyterial- und Synodalordnung wurde er am 25. April 1887 zum Generalsuperintendenten der unierten Kirchengemeinschaft berufen. Seine hervorragenden theologischen Kenntnisse, seine große Vertrautheit mit den Ordnungen, Rechten und besonderen Eigentümlichkeiten der Gemeinden der unierten Generaldiözese, seine persönlichen Beziehungen zu fast allen Geistlichen derselben

befähigten ihn zu diesem Amte eines Oberhirten in hohem Maße und gewannen ihm das Vertrauen der Pfarrer und Gemeinden, für die alle er ein warmes Herz hatte und die treueste Fürsorge betätigte. Große Verdienste erwarb er sich in diesem Amte bei der Herstellung des neuen Kirchengesangbuchs und der neuen Kirchenagende, und die theologische Fakultät zu Marburg erkannte diese Verdienste an durch Verleihung der Würde eines Doktors der Theologie honoris causa. Leider hinderte ein von Jahr zu Jahr peinlicher auftretendes Gichtleiden ihn an der Ausübung seines hohen Amtes immer mehr, sodaß er sich, nachdem er noch im Frühjahr 1897 durch Verleihung des Kronenordens II. Klasse ausgezeichnet worden war, genötigt sah, am 1. Oktober 1897 in den Ruhestand zu treten, der für ihn zu einem rechten Weheſtand geworden ist, da sein Leiden sich derart verschlimmerte, daß er zuletzt ganz gelähmt war. Sein kindliches Gottvertrauen und seine bis an das Lebensende sich erhaltende Geistesfrische gaben ihm aber die Kraft, mit bewundernswerter Geduld und Ergebung sein schweres Leiden zu tragen.

Was seine Familienverhältnisse betrifft, so war er zweimal verheiratet, und zwar mit Schwestern, den Töchtern des Pfarrers Pauli in Hochstadt. Die noch am Leben befindlichen Kinder aus erster Ehe sind eine unverheiratete Tochter Karoline und ein Sohn Karl, gegenwärtig Pfarrer an der Hofgemeinde in Kassel. Aus zweiter Ehe stammen zwei Töchter: Elisabeth, Gemahlin des Pfarrers Schenkheld in Neukirchen, und Helene, Gemahlin des Pfarrers Stockhaus in Schmalkalden, und ein Sohn Ernst, Hilfspfarrer in Salmünster. Die zweite Frau ist noch am Leben. Aber nicht nur in seiner Familie, sondern in weiten Kreisen unserer hessischen Heimat wird dem teuren heimgegangenen ersten Generalsuperintendenten der unierten Kirchengemeinschaft ein dankbares Andenken bewahrt werden.

Pf.

Todesfälle. Am 19. November verschied zu Kassel der Regierungs- und Forstrat a. D. Wilhelm Krause im 77. Lebensjahre, ein hochverdienter Beamter, der bei seinen Untergebenen sich großer Beliebtheit erfreute. — Am 3. Dezember starb zu Reichensachsen der Königlich Hannoversche Jagdjunker a. D. Rittergutsbesitzer Moritz von Eschwege im 79. Lebensjahre. Er gehörte bis 1866 dem Kreisrat an, später wurde er in den Kreistag und Kreisausschuß gewählt, deren Mitglied er ununterbrochen bis zu seinem Ableben war. Er war ferner Kreisdeputierter und bekleidete zahlreiche Ehrenämter. — Zu Kassel starb am 7. Dezember der Kunstmaler Walter Merkel, 40 Jahre alt, ein begabter, fleißig strebender Künstler, der auf verschiedenen Gebieten der Malerei Tüchtiges geleistet hat. Ausführliches über die Dahingeschiedenen werden wir noch bringen.

Hessische Bücherschau.

Hessische Landes- und Volkskunde. Das ehemalige Kurhessen und das Hinterland am Ausgange des 19. Jahrhunderts. In Verbindung mit dem Verein für Erdkunde und zahlreichen Mitarbeitern herausgegeben von Karl Heßler. Bd. II: Hessische Volkskunde. Mit mehreren Karten und zahlreichen Abbildungen, Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1904, IX u. 664 S. Preis brosch. 8 Mark, geb. 10 Mark.

Da es leider nicht mehr möglich ist, in eingehender Weise über das soeben erschienene Werk zu berichten, mag ein vorläufiger Hinweis genügen. Unter zahlreicher Beteiligung der hessischen Lehrerschaft, bekannter Kunstmaler und Photographen ist hier ein inhaltlich und illustrativ hervorragendes Werk zustande gekommen, das einen Markstein auf unserem hessischen Büchermarkt bezeichnet. Das Buch ist nicht nur für den volkskundlichen Forscher eine wertvolle Bereicherung, sondern auch für das größere Publikum von eminentem Interesse und Wert. Es ist daher, namentlich da der Verlag in der äußeren Ausstattung keine Kosten gescheut hat, zu dem bevorstehenden Weihnachtsfest zum Geschenkwerk geeignet wie kein zweites und berechtigt, ein Volksbuch hessischer Familien zu werden etwa wie Vilmars Literaturgeschichte und Münschers Geschichtswerk.

W. S.

Köstlin, Therese. Gedichte. Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen! Stuttgart (Verlag von Max Kielmann) 1904.

Die Dichterin hat bereits im Jahre 1899 eine Sammlung von Gedichten — Bilder aus Geschichte und Leben — veröffentlicht. Unser „Hessenland" hat sie im XV. Jahrgang Seite 118 berücksichtigt. Der neue Band weist unverkennbare Fortschritte und zwar auf allen Gebieten der epischen und lyrischen Kunst auf; der Rhythmus hat entschieden gewonnen und mit ihm geht ein höherer Wohllaut der Sprache und größere Klarheit Hand in Hand. Auch der Stoff ist in poetisch tieferem Boden erwachsen. Wenn freilich die Verfasserin die reifen Körner ihrer dichterischen Ernte in zwei gesonderte große Scheffel faßt und dem einen die Inschrift „Gib acht auf die Gassen", dem andern „Sieh nach den Sternen" verleiht, so verengert sie damit die Kreise ihres künstlerischen Seelenlebens und beschränkt sie auf zwei Grundflächen. Zum Glück dürfen wir es mit der Zweiteilung nicht so streng nehmen wie bei den Teilen einer wissenschaftlichen Arbeit, ebensowenig wie man Gedicht-Überschriften mit dem Maße eines wissenschaftlichen Themas messen darf. Bei aller bereitwilligst zugestandenen Weite der Zweiteilung der Gedichte kann ich jedoch nicht unterlassen, zu bemerken, daß die Gedichte „In Friedrichsruh" und „Judas", von vielen andern abgesehen, nicht auf der „Gasse" gefunden sind, selbst wenn man unter diesem Begriffe mit der Dichterin das Kleine, das Arme,

das Elende, das Verborgene, das Übersehene, das Verachtete versteht. Dahin wird die Dichterin durch einen Zug tiefer Religiosität geführt. Auf der Gasse findet sie Perlen. Sie findet sie. Ob sie bei dem fahrenden Kinde, dem Stromer, der Zigeunerin, dem Orgelmann, oder bei des Ketzers Kind einkehrt, ob ihre Phantasie sie zu einem edlen Burenjüngling oder einer Nähterin, zu einem Blinden oder einem Sonntagskind, zu der verschämten Armut oder zum Wolf-Dietrich führt, überall findet sie wahre, tiefe, poetische Bilder. Ihre Phantasie hat die Schwingen edler, mitleidsvoller Weiblichkeit. Wie sehr unterscheidet sich Therese Köstlin doch von vielen dichtenden Frauen der Gegenwart, die als das hervorstechende Kennzeichen der Weiblichkeit die Sinnlichkeit, wennauch eine schöne, bezeichnen! Als ob nicht Liebe zum Niedrigen und Schwachen ein ebenbürtiger Zug der Weiblichkeit wäre! Wie köstlich ist doch das glänzende Sternengewand solcher Liebe, die ihren Himmel auch über das Verachtete spannt! — Wenn ich damit einen Hauptzug des Wesens unserer Dichterin gekennzeichnet habe, so bleibt mir doch übrig, ein anderes charakteristisches Merkmal ihrer Kunst nicht zu übergehen. Ich habe früher einmal die Eigenart der Dichterin mit einer auffallenden Neigung zum Tragisch-Ernsten zu begründen versucht. Ich finde das in ihren neuen Gedichten wieder. Nur möge es mir hier gestattet sein, meine Ansicht noch weiterhin zu erläutern. Ein Hauptgrund des Tragischen ist die Antithese, der Kontrast der Handlungen oder der durch sie hervorgerufenen Zustände und Stimmungen. Bei künstlerisch veranlagten Naturen wird man stets eine unverkennbare Vorliebe für irgend einen Rhythmus, für einen poetischen Tropus, kurz gesagt für Formalität der Sprache finden. Woher das kommt, ist kaum zu ergründen. Ich bin sehr geneigt, den Trochäus für die ursprünglichste Form aller Rhythmen anzusehen, weil er den Herzschlag nachahmt, und den Jambus für die nächstliegende, weil er dem Schritt entspricht. Einen Beweis dafür habe ich nicht und ich halte die Verschiedenheit der Veranlagung für irgend eine Formschönheit für eine Erscheinung des individuell begabenden Schöpfergeistes Gottes. Genug! Therese Köstlin liebt die Antithese, den Kontrast. Vielleicht ist das ein Erbstück aus der reichen poetischen Formbegabung Gerocks, der, wie Schiller, vorzugsweise antithetisch denkt und empfindet. Therese Köstlin hat bezeichnenderweise einem ihrer Gedichte der vorliegenden Sammlung den Titel „Kontrast“ gegeben. Und dies Gedicht möchte ich als ganz besonders markant der Kritik empfehlen. Eine Vorliebe, eine Neigung läßt sich am leichtesten an ihrem Übermaß erkennen. Ein Übermaß von Kontrast ist nämlich in dem Schlusse des so betitelten Gedichtes enthalten:

„Außen Lächeln und Nicken,
Innen schluchzendes Weh;
Außen Scherz und Getändel,
Innen Gethsemane!“

Ist das möglich? Die Dichterin wird wohl mit mir darin einverstanden sein, daß jenes ernste, tiefe Kampfesweh des Heilandes nicht zum Kontrast hätte herangezogen werden dürfen. Wo solches Weh ist, da ist es allein. Die Jünger schlafen. — In der nämlichen Richtung ist das Gedicht „Geh' vorüber, frage nicht“ verfehlt:

„Wenn aus eines Menschen Auge
Tief verborg'ner Kummer spricht,
Laßt ihn unentweiht verbluten,
Geh' vorüber, frage nicht.“

Ist's möglich? Ein Gemüt so voll zarter Liebe zum Unbeachteten — kann das empfinden? Nie und nimmer. Es ist die Vorliebe zum Kontrast, die ihre wahre Empfindung einmal verschüttete. Und nun — lese und urteile man selbst! Man vergesse jedoch über dem Kritisieren das Genießen nicht. Und ist wenig damit gesagt, wenn man von den Gedichten Therese Köstlins behauptet, daß sie ästhetischen Genuß bieten?

Altkirch im Elsaß. Stromberger.

Justus von Liebig. Sein Leben und Wirken. Auf Grund der besten und zuverlässigsten Quellen geschildert von Dr. Adolph Kohut. Mit ungedruckten Briefen Liebigs, zwei Briefen Liebigs in Faksimile und 34 Original-Illustrationen. Gießen (Emil Roth) 1904. Preis brosch. 5 Mk., in elegantem Leinenband 6 Mk.

Ein Werk, an dem man seine Freude hat, da es ein erneuter Beweis für die deutsche Gründlichkeit ist. Obwohl, wie in dem Vorworte gesagt wird, die Zahl der über Liebig in deutscher und englischer Sprache seither erschienenen Aufsätze, sowie der kleineren und größeren Monographien eine ziemlich beträchtliche ist, so fehlte doch eine erschöpfende Biographie. Diesem Mangel hat der bekannte Verfasser in ausgezeichneter Weise abgeholfen. Als Ergebnis seiner gründlichen Studien liegt nun dieses stattliche, fast 400 Seiten umfassende Werk vor. Es ist kaum anzunehmen, daß ein gebildeter Mensch sich nicht für Liebig interessieren sollte, wohl aber kann man der Vermutung Raum geben, daß eine große Zahl der Leser denken wird, die Lebensgeschichte eines berühmten Chemikers gehe ganz und gar im Fachwissenschaftlichen auf und biete nur für den Sachverständigen eine geeignete Lektüre. Diese Befürchtung ist unzutreffend, da das Buch so volkstümlich als möglich gehalten ist und manches ganz romanhaft anmutet, wie beispielsweise Liebigs reformatorische Tätigkeit auf dem Gebiete des Feldbaues. Er, „der nie Landwirt gewesen, nie den Pflug geführt, nie den Acker bearbeitet hat, diktiert von seinem Schreibtisch aus, wie der Landwirt sein Land behandeln muß, um ihm dauernd die größte Ertragsfähigkeit zu geben“. Hand in Hand mit Liebig geht noch ein anderer berühmter Hesse, Friedrich Wöhler, der Entdecker des Aluminiums. Neben den Männern der Wissenschaft aber steht als Freund Liebigs auch ein Jünger der Musen, Graf Platen. Eine Menge bedeutender Personen zieht bei dem Lesen des Buches an uns vorüber, und viele derselben finden wir in den zahlreichen beigegebenen Porträts wieder, was das Buch noch anziehender macht. Von Liebig selbst enthält das Werk Bilder aus den verschiedenen Altersstufen, sowie die Abbildungen der ihm in Gießen, Darmstadt und München gesetzten Denkmäler, der Liebig-Medaillen u. a. Da von allen Gelehrtennamen der Liebigs in den deutschen Familien wohl am meisten genannt wird, so steht zu hoffen, daß auch die Lebensbeschreibung dieses großen Forschers die weiteste Verbreitung finden wird. B.

Festschrift zur Feier des 100jährigen Wiedererstehens der evangelischen Gemeinde zu Fulda. Palmsonntag, 3. April 1803 bis 5. April 1903. Druck von Otto Ludwig, Fulda.

Die vorliegende Schrift, in Stärke von 60 Seiten und mit Abbildungen des Äußeren und Inneren der evangelischen Kirche zu Fulda versehen, verdankt ihr Entstehen der Liebe des zeitigen zweiten Pfarrers der evangelischen Gemeinde daselbst, Johannes Hattendorff, zu dieser Gemeinde und seinem fleißigen Forschen in der Geschichte der

Abtei, des Bistums und der späteren hessischen Provinz Fulda. Wie genau es der Herr Verfasser mit seinen Vorarbeiten für diesen Geschichtsabriß genommen hat, beweisen die zahlreichen Fußnoten über die benutzten Quellen. Die gediegene Schrift behandelt in drei Abschnitten 1. die erste evangelische Gemeinde in Fulda, 2. Versuch einer Neugründung einer evangelischen Gemeinde in Fulda durch den Landgrafen Wilhelm von Hessen (1632—1634) und 3. die im Jahr 1803 neugegründete Gemeinde, a) Gründung der Gemeinde, b) äußere Entwickelung der Gemeinde, c) inneres Gemeindeleben. Was uns in diesen Abschnitten über die Entwickelung, Niederhaltung und kraftvolles Aufstehen des evangelischen Lebens in Stadt und Land Fulda erzählt wird, hat stets seinen Hintergrund in der allgemeinen kirchenpolitischen Lage. Diese Verbindung der allgemeinen Geschichte mit der besonderen verdient Anerkennung. Den evangelischen Christen unserer engeren Heimat, sowie allen Freunden der hessischen Geschichte sei die Schrift des Pfarrers Hattendorf bestens empfohlen.

—m—.

König Autharis Brautfahrt. Ein episches Gedicht von Carl Preser. Fünfte Auflage. Bildschmuck von Ernst Kutzer. Wien und Leipzig (Verlag neuer Literatur und Kunst) 1903.

Es ist noch zu untersuchen, warum wir Zeitgenossen uns fast durchweg ablehnend gegen das Epos verhalten, und wenn in unserer, jeglicher Verspoesie so abholden Zeit ein episches Gedicht fünf Auflagen erringt, so wird der darob einigermaßen erstaunte Kritiker sich den Grund solch seltsamer Erscheinung klar zu machen suchen. Das kann er bei einem Dichter, der wie Preser das heute so beliebte Rühren der Reklametrommel seit je stolz von sich gewiesen hat, nur dadurch, daß er das Buch selbst zur Hand nimmt. Und wenn er's gelesen, weiß er auch den Grund dieser außergewöhnlichen Verbreitung: hier hat einmal ein wirklicher Dichter einen echt poetischen Stoff erfaßt und in echt poetischer Weise behandelt. König Authari, der jugendliche Gebieter der Langobarden, zieht mit einem glänzenden Gefolge aus dem Lande Italien über die hohen Alpen hinab zum Donaustrom, um zu Regensburg um die Hand der bayrischen Herzogstochter Theudelinde zu werben. Das Reizvolle der Handlung liegt nun darin, daß Authari diese Werbung nicht selbst ausführt, sondern als „sein eigener Bote" und liedeskundiger Rittersmann mitzieht. Die Begegnung des jungen Königs mit der maienschönen Tochter des greisen Bayernherzogs, die ersten Regungen der Liebe, deren allmähliche Steigerung und schließlich das Erkennen sind vom Dichter mit seltenem Liebreiz und einem Duft von Poesie übergossen. Als besonderer Vorzug des Epos sind auch die Naturschilderungen und Gleichnisse hervorzuheben. Glatte Bewältigung der Technik, poetische Sprache und klangvolle Reime verstehen sich bei Preser von selbst, und wenn an einigen Stellen ein meines Erachtens unmotivierter Tempuswechsel besser gemieden wäre, so ist das eine geringfügige und die einzige Ausstellung, die zu machen ist. Dagegen darf bei diesem Epos nicht unterlassen werden, auch auf den Lyriker Preser hinzuweisen. Unter den eingestreuten und in den Gang der Handlung verwobenen Liedern steht das Jagdlied an der Spitze; es konnte nur einem gelingen, der wie Preser Dichter und Weidmann in einer Person ist. Die Ausstattung des Buches ist ansprechend, — ein Grund mehr, diesen schönen Sang unter manchen hessischen Weihnachtsbaum zu wünschen.

Heidelbach.

Einsamkeiten. Gedichte von M. Herbert. Köln a. Rh. Druck und Verlag von J. P. Bachem [1904]. 8°. 148 S.

Meine Welt. Gedichte von M. von Ekensteen. Münster i. W. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung. 1904. Kl. 8°. 96 S.

Ihren im Jahre 1900 und 1902 erschienenen Gedichtbüchern „Geistliche und weltliche Gedichte" und „Einkehr" hat unsere Landsmännin Therese Keiter, geb. Kellner in diesem Jahre wiederum einen starken, geschmackvoll ausgestatteten Band von weltlichen und geistlichen Liedern folgen lassen. Die Vorzüge der früheren Gedicht eignen auch diesem neuen Buche: schöne, nie trivial werdende Form, Originalität der Anschauung und ein tief empfundener Gedankeninhalt. Den meisten ihrer Lieder merkt man an, daß sie aus den Tiefen der Seele strömen, aus echten, großen Gefühlen heraus geboren sind. Ein Hauch frommer Entsagung und ungestillten Heimwehs weht uns aus ihnen entgegen. Doch sind nicht alle Lieder gleichwertig; manche hätten, unbeschadet des Ganzen, ruhig fortbleiben können. Dadurch würde der Eindruck der wirklich guten sich nur vertieft haben. Um ihren Stimmungsgehalt ganz ausschöpfen zu können, muß man die Gedichte wiederholt lesen, aber nicht hintereinander, sondern hin und wieder greife man eins oder das andere heraus. Im Zusammenhang ermüden sie, weil dasselbe Thema und derselbe Grundton zu oft wiederkehren. Zwischen weniger wertvollen finden sich öfters feine, tiefe Strophen, wie z. B. „Letzte Jugend", „Jenseits der Liebe", „Der Traum", „Abschiedsspende", „Lieb und Leid", „Ungewißheit", „Gleichgültigkeit" u. a. m., die die echte Dichterin verraten.

Man möchte diese duftenden Blätter unwillkürlich aus dem Ganzen herausgehoben und mit andern aus ihren früheren Bänden zu einem blühenden Strauße vereinigt sehen, um so die Dichterin in ihrer wahren Größe schätzen und lieben zu lernen.

Weniger läßt sich von dem zweiten Frauenlyrikband „Meine Welt" berichten. Auch hier tritt uns eine feinfühlige, formgewandte Dichterin entgegen. Aber im ganzen lassen diese Gedichte keinen bleibenden Eindruck zurück, weil sie zu wenig charakteristisch sind und überdies monoton wirken durch die einseitige Betonung des religiös-katholischen Standpunktes. Mir steht die liebenswürdige Novellendichterin mit ihrem glänzenden Stil und ihrer feinen Beobachtungsgabe viel höher.

W. S.

Kreizschwereneng, Spaß muß seng! Gedichte in Schwälmer Mundart von J. H. Kranz und J. H. Schwalm. Erster Band. 8°. VIII u. 162 S. Ziegenhain (Verlag von Wilhelm Korell) 1904. Preis Mk. 1.60.

Noch just zum Weihnachtsfeste rechtzeitig ist soeben ein Büchlein herausgekommen, auf das wir die Aufmerksamkeit aller hessischen Landsleute lenken möchten, die Sinn für unsern heimatlichen Dialekt und für einen gesunden, urwüchsigen Humor besitzen. Gerade in einer Zeit, wo so viel von „Heimatkunst" geschrieben und geredet wird, erscheint es doppelt angebracht, auf dies Buch hinzuweisen, das aus echter Heimatliebe und innigem Fühlen mit der hessischen Volksseele herausgewachsen ist. Die beiden Verfasser, denen wir dies echte Erzeugnis hessischer Heimatkunst zu verdanken haben, sind geborene Schwälmer (aus Seigertshausen bei Ziegenhain). Von Kindesbeinen an eng befreundet, haben sie auf derselben Schulbank gesessen, zusammen das Seminar besucht und, als sie der Lehrer-

beruf dann räumlich getrennt hat, sind sie innerlich in herzlicher Freundschaft nur noch enger zusammengewachsen, gerade so wie die vorliegenden Gedichte, von denen oft ein Vers von Kranz, der andere von Schwalm herrührt, ohne daß man mit Bestimmtheit den Urheber jedes einzelnen Gedichtes herausfinden könnte.

Als ein ehrendes Zeichen dieses Freundschaftsbündnisses sind diese Gedichte entstanden. Da den einen der beiden Freunde (Kranz) das Schicksal aus seiner engeren Heimat verschlug, trieb es ihn, die Ferien wenigstens regelmäßig in der Schwalm in der Nähe seines Freundes zu verbringen. Diesen Besuchen entkeimte der Plan zu vorliegender Sammlung. Sie bieten dem Sprachforscher und Kulturhistoriker eine Fülle von wichtigen Einzelheiten, an denen er nicht vorübergehen kann. An anderer Stelle soll es versucht werden, der Bedeutung dieses Werkchens nach der rein wissenschaftlichen Seite gerecht zu werden. Aber auch vom künstlerischen Standpunkte sind sie von größtem Wert. Aus fast allen sprudelt ein frischer, ungesuchter Humor, der den Leser trotz der oft nicht geringen sprachlichen Schwierigkeiten dauernd im Bann hält. Gedichte wie „Die Influänz", „Däs Äxtrawengche", „Das Bruche helft doch", „Hansklos of dä Wäschtsäpp", „Im Dreater" u. a. sind köstliche Perlen des Humors, in denen uns das biedere Schwälmervolk in seiner ganzen Urwüchsigkeit und Ursprünglichkeit entgegentritt. Ganz hervorragend eignen sich die Gedichte zum Vortragen. Ich möchte behaupten, daß sie erst dann zur richtigen Geltung kommen und daß dann auch die sprachlichen Schwierigkeiten nicht so groß wie beim Lesen erscheinen. In diesem Sinne möchte ich den von echtem Humor durchwehten Schwälmerliedern eine recht weite Verbreitung wünschen auch über die Grenzen unserer Heimat hinaus.

Besondere Anerkennung verdient noch die gefällige Ausstattung, besonders die meisterhafte Umschlagszeichnung des Frankfurter Malers Happ. Zu bedauern ist nur, daß die beiden Schwälmerbilder am Eingang des Buches nicht nebeneinander gebracht worden sind. W. S.

In Frührot und Abendschein. Ein Sang aus dem Lehrerleben. Von Heinrich Bertelmann. Kassel (Kommissionsverlag der Hess. Schulbuchhandlung, Rudolf Röttger) 1903. Preis gebunden M. 1.25.

Heinrich Bertelmann, der sich unlängst im „Hessenland" mit seiner Erzählung „Husarens Fritz" recht glücklich in die erzählende Literatur einführte, bietet hier in wechselnden Versmaßen eine Idylle des ländlichen Lehrerlebens, in der sich alte und neue Zeit, wenn auch über manche Meinungsverschiedenheit hinweg, friedlich die Hand reichen. Das Büchlein ist wohl in erster Linie für die christliche Familie gedacht. Sein religiöser Grundton ist fern von aufdringlichem Muckertum und atmet Freude an der Gegenwart und ihren Fortschritten auf allen Wissensgebieten. Der Backfisch, der gern wissen möchte, wie sich das Liebesidyll zwischen dem jungen Lehrer und dem Kantorstöchterlein zu Ende spinnt, wird ungeduldig über die Szenen hinwegblättern, in denen unter blauen Tabakswolken zwischen Pfarrer und Kantor, und dann wieder draußen unter dem Buchenbaum zwischen dem alten und jungen Lehrer goldene Worte über Pädagogik gesprochen werden, dafür wird aber der Schulmann und alle, die der Erziehung des jungen Geschlechts nahe stehn, viel Anregung aus ihnen schöpfen. In diesem alten Kantor, dem die Persönlichkeit alles und die Methode nichts gilt, scheint Bertelmann sein pädagogisches Ideal verkörpert zu haben, und das ist kein schlechtes. So wird denn das Buch vorab in den deutschen Lehrerhäusern willkommen sein. Auch der Pfarrer stammt noch aus der Zeit, wo man noch mehr vom Menschen hielt als vom Buche. Die Rede erhebt sich — ausnahms- und darum erfreulicherweise gerade an den didaktischen Stellen — zu ungekünsteltem, fortreißenden Schwung, gleichsam zu einem Hohenlied des Lehrerberufs. Die Worte des Bauern (S. 56 f.) sind an und für sich recht schön, so aber wird niemals ein Bauer sprechen. Seite 4, Vers 22 verstehe ich nicht, falls nicht ein Druckfehler (Zeilen: zollen) vorliegt. Weiter seien dem Verfasser für eine zweite Auflage, die das Buch verdient, in folgenden Versen leichte, meist metrische Änderungen nahe gelegt: S. 23, V. 8; S. 26, V. 12, 13; S. 35, V. 1; S. 61, V. 22; S. 64, V. 4; S. 98, V. 6. Der Preis des Buches ist ein wohlfeiler. Möge es den idealen Sinn seines Verfassers in recht vielen Lesern nachwirken lassen. Heidelbach.

Von seltsamen Leuten. Novellen von Lotte Gubalke. Deva-Romansammlung. Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, Stuttgart, Leipzig. Bd. 40. Preis 50 Pf.

Seit unsere Landsmännin Lotte Gubalke vor zwei Jahren mit ihrem Erstlingswerk, den „Bilsteinern", vor uns trat, hat sie durch einen größeren Roman und eine Reihe von Novellen, die in „Westermanns Monatsheften", in der „Zukunft" und anderen Zeitschriften erschienen, immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Acht dieser Novellen vereinigt sie in dem vorliegenden Buch. Sie handeln von allerlei seltsamen, meist geringen Leuten und spielen sich fast alle in Kleinstädten innerhalb der einst rot-weißen Grenzpfähle ab. Ein schärferes Auge wird auch die Namen dieser Orte herausfinden. Aber darauf kommt es nicht an, wertvoller ist es, den erfreulichen Fortschritt in der Darstellungskunst der Verfasserin feststellen zu können, eine anspruchslose und dabei vollendete Charakteristik dieser mit liebevoller Teilnahme und scharfem Auge beobachteten seltsamen Leute. So zeugt also auch dieses Bändchen, das freilich noch recht gut eine letzte Durchsicht vor dem Druck vertragen hätte, von dem starken Talent Lotte Gubalkes. Daß das Monna-Vanna-Motiv behandelt ist und in einer „Lenzbacher"-Geschichte, die längst geschrieben war, als Maurice Maeterlinck sein Stück auf die Bühne brachte, sei nur des aktuellen Interesses wegen mitgeteilt. Hier noch die Titel der acht Novellen: „Handwerksburschen, Jungfrau Orthmann, Heimkehr, Bettelkätter, Meister Dopleb, Die Liebe allein, Wilme Bleßmann, Adam." Heidelbach.

Bechtolsheimer, Heinrich. Zwischen Rhein und Donnersberg. Roman aus der Franzosenzeit. Gießen (Verlag von Emil Roth) o. J. Preis Mk. 3.— (geb. Mk. 4.—)

Der Roman führt ein Gebiet in die hessische Literatur ein, das bisher noch nicht den Boden zu größeren dichterischen Werken abgegeben hat: den südwestlichen Teil des heutigen Rheinhessens, da wo die hessische Provinz an preußisches Gebiet (Kreuznach) stößt. Das dürfte aber auch das größte Verdienst sein, das sich Verfasser mit dem Niederschreiben dieses Romans erworben. Freilich will berücksichtigt sein, daß der Roman in erster Linie als Volksbuch gedacht ist und so gewissermaßen einen Übergang zwischen ausgesprochener Jugendschrift und „wirklichem" Roman sein soll, das kann uns bald verleiten, an das Werk nicht den kritischen Maßstab anzulegen, den man an einen Roman großen Stiles anlegen würde. So muß denn gesagt werden, daß „Zwischen Rhein und Donnersberg" als „Volksbuch"

genommen seine zweifellosen Vorzüge haben mag (ich persönlich verstehe auch unter diesem Ehrentitel etwas anderes), daß es aber als „Roman“ par excellence abgelehnt werden muß. So anerkennenswert einzelne Partien sind — sie beweisen, daß Verfasser auf dem Gebiete der Skizze ganz gut seinen Mann zu stellen vermag —, so leer und blutlos sind die einzelnen Personen, die den Hauptmittelpunkt darstellen. Nirgendswo frisches pulsierendes Leben, immer Schablone, nie in die Tiefe dringend, sondern an der Oberfläche hängen bleibend. Man löse z. B. die Gestalt des Bauern-Dichters Isaak Maus aus der Schilderung heraus, was bleibt von dem kernigen Bauern, der auf seine Zeitgenossen doch einen großen Einfluß ausgeübt hat, mehr übrig als ein paar schöne Phrasen? Eine Unmanier möchte ich, da sie mir in der neueren Volksbücherliteratur oft aufgefallen, als typisch also, hier festnageln. Es ist das Anbringen aller möglichen Anekdoten usw. in der Erzählung, ohne daß diese Zwischenbemerkungen im innigen Zusammenhang mit der Erzählung selbst stehen, ohne daß sich für ihr Niederschreiben auch nur die geringste innere Notwendigkeit fände. Ein Beispiel aus vorliegendem Buche erläutere, was ich meine: der auf S. 12 erzählte unfreiwillige Witz des Taglöhners Balz (NB. unsere Großeltern haben über den schon nicht mehr gelacht) ist, das ergibt sich aus der ganzen Erzählungsweise nicht etwa aus innerer Notwendigkeit, sondern nur, um eben einen — guten Witz anzubringen, abgedruckt. Streicht man die halbe Seite und anfangs des nächsten Kapitels noch das Wörtchen „doch“ aus, entwickelt sich die Handlung ruhig auch ohne den Zwischenfall weiter. Ich bestreite den Herren Verfassern das Recht nicht, derartige Anekdoten zu erzählen, aber m. E. muß das dann in solcher Form geschehen, daß sich dieselben organisch aus der Handlung entwicklen und nicht etwa nur des Zeitvertreibes wegen abgedruckt werden. Ich weiß, daß große Epiker, z. B. Hamerling in „Aspasia“, in gewissem Sinne auch an diesem Übel kranken. Das ändert aber nichts an der Sache. Das Zeitkolorit ist nicht das schlechteste am Buch; der Roman spielt in den Jahren 1808—14, Zeiten also, in denen gerade das linke Rheinufer so Schweres durchmachen mußte. Was mit diesen kriegerischen [illegible]itläuften zusammenhängt, ist ganz gut geschildert; aber auch diese Teile vermögen nicht darüber zu täuschen, daß [illegible] höheren Ansprüchen nicht zu genügen vermag. [illegible] geben aber diese einzelnen guten Partien Ver[illegible], die Hoffnung auszusprechen, daß dem Herrn Ve[illegible] weiterer Ausbildung seines Talentes in Zukunft [illegible] Besseres gelingt.

Alexander Burger.

Grabein, Paul. [illegible] der Philister Land. Roman von — [illegible] d. T.: Vivat Academia! Romane aus d[illegible]sitätsleben. Bd. II.) 8°. Berlin (Richar[illegible]ag) o. J. (1903.) [illegible]

Im Hochsommer ist de[illegible] Seite 210 des laufend[illegible]hrgangs besprochenen Band I (Du mein Jena!) die a[illegible]gte Fortsetzung nachgefolgt, welche im großen und ganzen die Kehrseite der Medaille zeigt. Sieben Jahre des harten Lebenskampfes um eine Stellung, nachdem dem Helden des Romans, Hellmrich, der Staatsdienst durch ein Zerwürfnis mit seinem Direktor verschlossen war, sind durchlaufen nach dem Auszug aus Jena. Auch sein einstiger Schüler und späterer Rivale Simmert hat Jena verlassen, nachdem ihn das Glück vor der Pistole Rittners rettete, und der flatterhafte Geselle entfremdet sich im großen Berlin als Referendar seiner Kleinstadt-Verlobten so sehr, daß die endlich notwendige Lösung dieses Bundes nur befreiend wirkt. Nach schwerer Prüfung wird dann Lotte Gerting die Braut und Gattin Hellmrichs, der als glücklicher Vater nach sieben schweren Jahren seine Alemannia und sein Jena wiedersieht. Zwar im raschlebigen Wandel der heutigen Zeiten geändert, aber im Innern noch das alte, unvergeßliche Jena, und Gott sei Dank seine geliebte Alemannia noch immer lebensfrisch und blühend durch jungen Nachwuchs und treue, alte Herren, bei denen auch Hellmrich, der „alte Verstand“ noch unvergessen bleibt und froh begrüßt wird. Aber wo sind sie, die mit ihm jung waren vor sieben Jahren und mehr? Philister geworden oder gar Abstinenzler, wie der ehemalige Bier-Pastor Pahlmann, dessen Bekehrung eine gute realistische Schilderung erfährt, oder wie es im Liede heißt: „Zu den Toten entboten, verdorben, gestorben in Lust und im Leid.“ Wo mag der geächtete Heinz Rittner, dessen Geschick uns Grabein ergreifend realistisch aufrollt, jetzt weilen im harten Lebenskampfe, jenseits des Ozeans? Und gerade die einst Kräftigsten aus dem Kreise, wie Wehrhahn und Buttmann, hat der Tod erbarmungslos ereilt. Doch nur der Lebende hat Recht, die Gegenwart lacht ja noch günstig über Alemannia und Jena und verspricht eine helle Zukunft ihren Söhnen; da müssen die Schatten der Vergangenheit zurücktreten vor dem Zauber der Erinnerung an das doch schöne Einst von „Du mein Jena“, welcher bleiben wird bis zum Ende im Alltage des Lebens. So klingt der ernste Band II von „Vivat Academia“ wenigstens nach allen herben Bildern noch erträglich und versöhnlich aus.

Y.

Münchs Hausschatz. Unter diesem Haupttitel sind soeben im Verlag von Richard Münch in Charlottenburg erschienen: „Deutsche Dichtung der Neuzeit“ und „Deutsches Skizzenbuch“. Der Zweck der Veröffentlichung ist, auf möglichst billige Weise dem Volk einen großen Teil seiner lebenden Dichter mit einigen ausgewählten Liedern und Erzählungen zugänglich zu machen. Aus diesem Grund ist der Preis des Bändchens geheftet auf 50 Pf., gebunden 85 Pf. festgesetzt worden. Von hessischen Schriftstellern sind vertreten: Alfred Bördel aus Mainz, Gustav Kastropp aus Salmünster, Carl Preser aus Kassel, Hermione von Preuschen aus Darmstadt, Julius Rodenberg aus Rodenberg, Wilhelm Walloth aus Darmstadt und der Redakteur dieser Zeitschrift.

Hessisch[illegible]eitschriftenschau.

Allgemeine deutsche Biographie, Nachträge, [illegible]

1. Bromeis, August, Maler. Bespr. von [illegible]enstein (S. 272/73).
2. Büchel, Konrad, Jurist. Bespr. von Er[illegible]chsberg (S. 314).
3. Bähr, Otto, Jurist. Bespr. von A. [illegible]ann (S. 747/48).
4. Corniceliuss, Georg, Maler. Bespr. von Ludwig Fränkel (S. 527—29).
5. Des Coudres, Ludwig, Maler. Bespr. von V. Weech (S. 666/67).

Allgemeine Zeitung (München), Beilage, Nr. 248.
Oskar Bulle: Wilhelm Weigand.

Blätter für Münzfreunde, 1903, Nr. 8—10.
H. Buchenau: Der Brakteatenfund in Niederkaufungen (Forts.).

Frankfurter Kleine Presse, 9. u. 11. Oktober 1903. — Daniel Saul †.
** Erinnerungen an Dr. Daniel Saul.
Weitere Nekrologe in der „Frankf. Ztg.“ (8. Okt. 1903), in den „Hessischen Blättern“ (10. Okt. 1903) u. a.

Freistatt (München), 5. Jahrg., Nr. 32 (1903)
Hans Benzmann: Wilhelm Holzamer.

Fuldaer Geschichtsblätter, II. Jahrg. (1903), Nr. 8—10.
R. von Steinau-Steinrück: Beiträge zur Geschichte Poppenhausens an der Lutter als Sitz der Herren von Steinau genannt Steinrück.
H. Eltester: Fulda zur Zeit des Mainfeldzuges.
J. Kartels u. C. Scherer: Verzeichnis der fuldaischen Gesamtliteratur (Forts.).

Hessische Blätter für Volkskunde (hrsg. von Adolf Strack), II. Bd. (1903), 2. Heft.
Rich. Wünsch u. Fr. Vogt: Volkskundliches aus alten Handschriften.
O. Schulte: Die Spinnstube im Vogelsberge.
Ludwig Dietrich: Zum Odenwälder Wortschatz des 15.—18. Jahrhunderts. (NB.! Darin wichtige Parallelen zu Vilmars Idiotikon.)
Wilhelm Diehl: Volkskundliche Notizen aus „M. Martin Walthers Reichenbachischem Memorial oder Verzeichnis denkwürdiger Sachen und Geschichten in Reichenbach (1599—1620)“.
Ferner: Bücherschau, Zeitschriftenschau für 1902.

Das literarische Echo, VI. Jahrg., Nr. 4.
Franz Lappmann: Neues von W. Holzamer (Würdigung von „Sturmfrau“ und „Inge“).

Magazin für Literatur (Leipzig), LXXII, 12.
Paul Leppin: Wilhelm Holzamer.

Detmold, Dezember 1903.

National-Zeitung, 1903, Nr. 558 u. 560.
Max Cornicelius: Emerson und Hermann Grimm (unter Bezugnahme auf die vor kurzem erschienene Briefpublikation „Correspondence between R. W. Emerson and H. Grimm“ [Boston und New-York 1903]).

Quartalsblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. Neue Folge. III. Bd. (1903), Nr. 9 u. 10.
W. Jost: Die Wiederherstellung des Rathauses in Schotten.
W. Soldan: Untersuchung prähistorischer Wohnstätten in Hessen, insbesondere im Walde bei Treisa.
Helmke: Neolithische Funde.
Ferner: Fundberichte, Münzfunde, Literarisches, Hessische Chronik, Vereinsnachrichten.

Touristische Mitteilungen aus beiden Hessen, XII. Jahrg. (1903), Nr. 2 u. 3.
J.: Das Auetor in Kassel.
August Knyrim: Vorschläge zu Wanderungen im Vogelsberg.
Ferner: Vereinsnachrichten u. a.

Vossische Zeitung (Sonntags-Beilage Nr. 45).
Rudolf Kreuschner: Luise v. Plönnies. Zur Wiederkehr ihres 100. Geburtstages.

Die Weite Welt, 22. Jahrg., Nr. 51 (1903), S. 1762 bis 1767.
Johanna Eilert: Die Schwalm. Mit 10 Abb.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, IV. Jahrg., Heft 4/5.
Karl Bohnenberger: Vorläufiges zur niederdeutschen Sprachgrenze vom Harz bis zum Rothaargebirge. (Darin mehrfach Hessisches, die ndd. Sprachgrenzen im sächsischen und fränkischen Hessengau sowie im oberen Lahngau werden festgelegt.)

W. S.

Personalien.

Verliehen: den Professoren Bochröder und Dr. Gorges am Wilhelms-Gymnasium, sowie Dr. Heermann am Friedrichs-Gymnasium und Siebert am Realgymnasium, sämtlich zu Kassel, der Rang der Räte 4. Kl; dem Kreisbauinspektor Baurat Scheele in Fulda der Charakter als Geheimer Baurat; den Eisenbahn-Rechnungs-Revisoren Stippich und Koch zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Oberförster Böhm in Hilders zum Regierungs- und Forstrat; Forstassessor Leyendecker zum Oberförster in Hilders; Pfarrer Schmelz im Burghaun zum Stadtpfarrer und Dechanten in Hünfeld; Pfarrer Weber zu Limmritz (Neumark) zum Pfarrer in Wahlershausen; die Referendare Dr. Beyer, Coester und Dr. Führer zu Gerichtsassessoren; die Katasterkontrolleure Zumpft in Wächtersbach und Hahn in Witzenhausen zu Steuerinspektoren.

Berufen: Bildhauer Karl Bernewitz zu Berlin zum Lehrer an der Kunstakademie in Kassel.

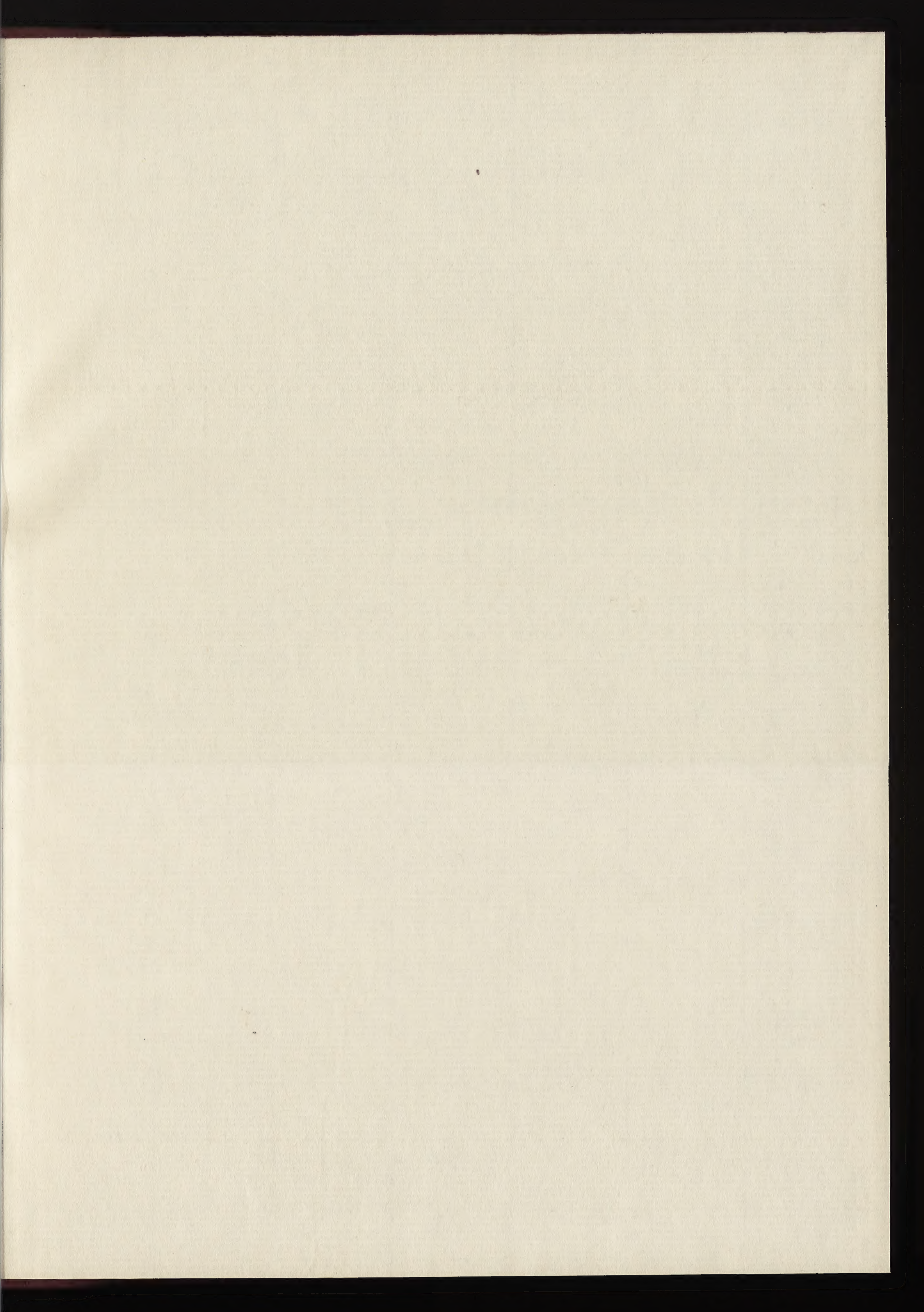
In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Lueb in Borken.

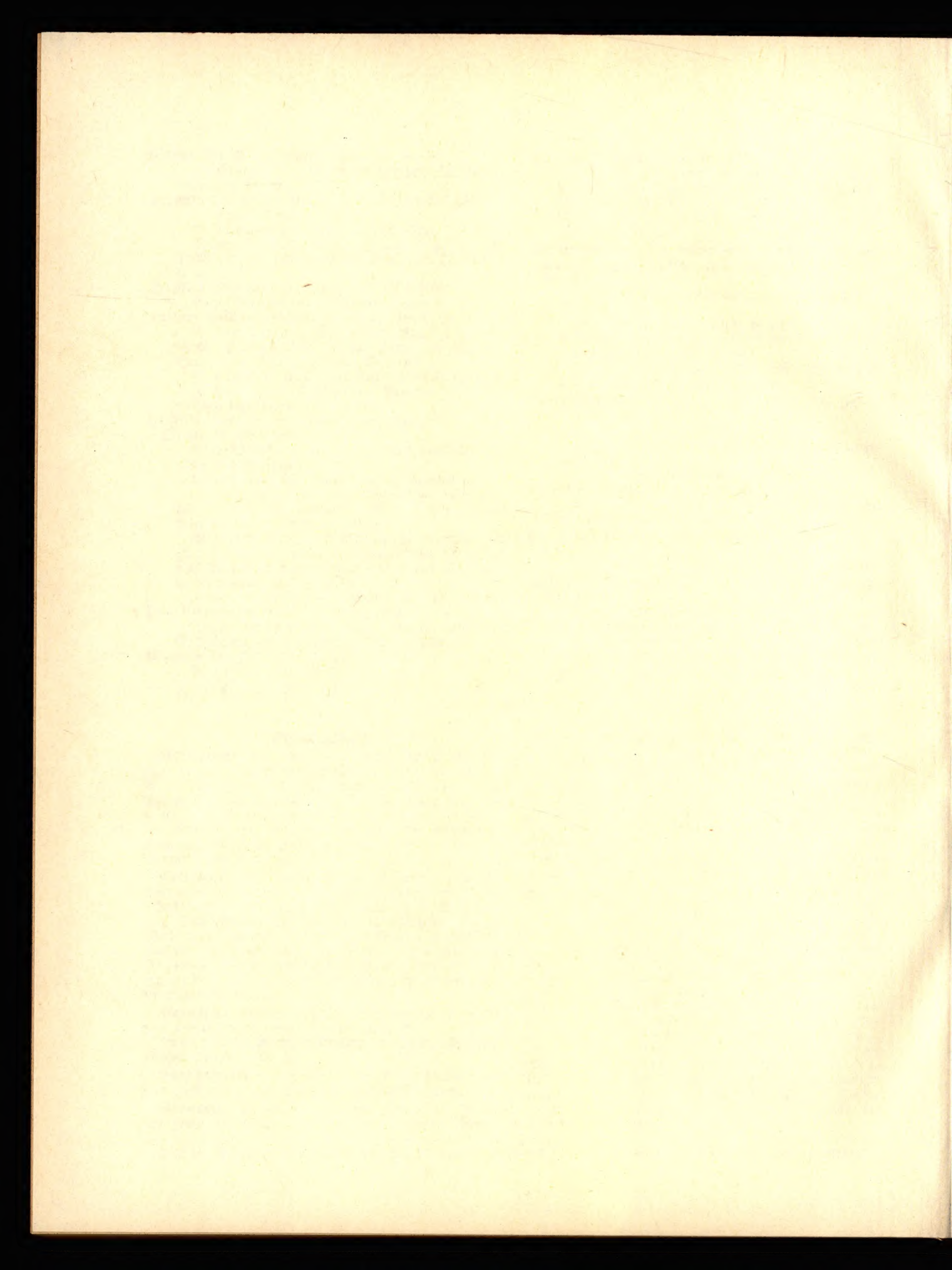
Übergetreten: Referendar von Altenbockum aus dem Justizdienst zur allgemeinen Staatsverwaltung.

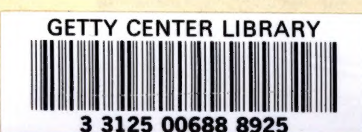
Geboren: ein Sohn: Architekt Rudolph Zahn und Frau Margarethe, geb. Lauenstein (Berlin-Schöneberg, 8. Dezember); Assessor Schneider und Frau Lilli, geb. Vogt (Herborn, [illegible]. Dezember); Vorstand der Reichsbanknebenstelle Dr. ju[illegible] C[illegible] Friedrich und Frau Gerta, geb. Heeger ([illegible]au, 9. Dezember); eine Tochter: Konzert-Pianist K[illegible]ewski und Frau, geb. Henning (Kassel, 2. Dezemb[illegible] [illegible]brikant Dr. Georg Breithaupt und Frau E[illegible] geb. Riemann (Kassel, 8. Dezember).

Gestorben: Metropolitan [illegible] Peter Wepler (Waldkappel, November); Kre[illegible]t a. D. Eduard Rothamel, 70 Jahre alt (G[illegible]en, 29. November); Haup[illegible]ann a. D. Wilhel[illegible]ler, 78 Jahre alt (Marb[illegible], 2. Dezember); Fr[illegible]alie Looff, geb. B[illegible]n, 91 Jahre [illegible]ssel, 2. Dezember); K[illegible]verscher Jagdjun[illegible] D. Rittergutsbesitzer M[illegible] Eschwege, 78 Jahre alt (Reichensachsen, 3. D[illegible] Leutnant Günter Caspari (Arolsen, 4. [illegible] Frau Pfarrer Martha Coch, geb. M[illegible] Kassel 5. Dezember); Oskara Freifrau Ro[illegible]lzhausen, geb. von Lind, 42 Jahre alt [illegible] Dezember); Wissenschaftlicher Hilfslehrer am [illegible]sium Dr. Karl Warth, 37 Jahre alt (Ma[illegible]zember); Kunstmaler Walter Merkel, 40 J[illegible]ssel, 7. Dezember); Generalsuperintendent a. D. [illegible] Karl Fuchs, 76 Jahre alt (Fulda, 8. De[illegible] Fabrikant Otto Kreger, 57 Jahre alt (Kas[illegible]mber).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.






GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00688 8925

